


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1863

Geschichte
der
altdeutschen Dichtkunst
in
Bayern.

Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern



MAXIMILIAN II.

von

Dr. H. Holland.

Regensburg.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1862.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD

Vorwort.

Im Beginne des Jahres 1859 wurde der Verfasser mit dem Auftrage von Seiner Majestät dem Könige Maximilian betraut, eine „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern“ auszuarbeiten.

Mit grossen Freuden ging der Verfasser gleich an das Werk. Was **Wackernagel** für die Schweiz, **Zingerle** für Tyrol, **Toskano del Banner** für Oesterreich und zuletzt noch **Weinhold** für die Steiermark im Kleinen gethan haben, sollte nun auch für unser Bayerland in weiterer Weise geschehen. Neue mittelhochdeutsche Dichter lassen sich freilich nicht mehr finden, die bedeutendsten derselben sind bereits erhoben und ihre Werke nach den besten Handschriften in kritischen Ausgaben vorhanden. Sonach schien eine Verarbeitung des reichen Materiales zunächst unsere Aufgabe. Das Resultat, welches sich daraus ergab, war, die historische Entwicklung der Dichtung, das Entstehen, Wachsen, Blühen und Vergehen jeder einzelnen Erscheinungsart durchzuführen, dabei jeden Dichter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu zeigen und wo möglich immer mit seinen eigenen Worten reden zu lassen. Dazu erwies sich die Technik am tauglichsten, genaue Auszüge und abgekürzte Prosaauflösungen einzuschalten und so den Mittelweg zwischen Original und Uebersetzung haltend, zugleich alle die Züge hervorzuheben, welche für das culturhistorische Leben des Mittelalters von Belang sind. Ein weiteres Augenmerk war auf unser früheres Heidenthum gerichtet und auf dessen durch das ganze Mittelalter fühlbaren Einfluss, eine Aufgabe, welche unseres Wissens ausser Wolfgang Menzel, noch keiner der neueren Literärhistoriker durchgeführt hat.

Als nach Abfluss der bestimmten Frist das ganze Materiale gesammelt und bereits mehrere grössere Bruchstücke ausgearbeitet lagen, hätte der Verfasser gerne noch die Schätze der inländischen und einiger auswärtigen Bibliotheken durchsucht, um die aus bayerischen Klöstern stammenden Handschriften einer eigenen Betrachtung zu unterziehen. Hindernisse, deren Bewältigung nicht in seiner Macht lag, traten inzwischen. So galt es denn abzuschliessen und etwaige neue Entdeckungen dem Spiele des Zufalls zu überlassen.

Der Verfasser selbst ist weit entfernt, sein Werk für fehlerfrei zu erachten, er ist überzeugt und freut sich darauf, von der Kritik in der Folge reichliche Belehrung zu erhalten, doch hofft er auch, es sei Manches mit unterlaufen, was vielleicht in der Folge zu bleibender Geltung gelangen könnte.

Mit demselbeu Gefühle, welches mich während der Ausarbeitung des ganzen Werkes beseelte, schliesse ich jetzt dasselbe, mit dem unbegränzten Danke gegen den hohen Geber dieses Auftrages, der wie einst seine, im Verlaufe dieser Geschichte vielfach genannten fürstlichen und herzoglichen Vorgänger, in wahrhaft königlicher Weise seine milde Hand aufgethan hat, zum Schutze der Wissenschaft und Kunst. Möge diese Arbeit ihr Ziel erreicht haben, welches ich mir vorgesetzt: dem bayerischen Volke die Schönheit und Grösse seiner Vergangenheit in einem leuchtenden Bilde darzustellen!

München, Weihnacht 1861.

Dr. H. Holland.

Uebersicht.

Drittes Buch. Dramatische Dichtung.



Einleitung.

Dasselbe Gesetz, das die Geschichte der griechischen Poesie ergeben, ist auch auf die deutsche in Anwendung zu bringen. Wie sich dort in den frühesten Anfängen eine priesterlich-religiöse Dichtung zeigt, neben welcher, aus den ältesten Heldenliedern des Volkes, das nationale Epos hervorwuchs, wie dann, nach dessen Verblühen, die Lyrik sich erhob, an welche sich in letzter Folge das Drama reihte: so ist dieser dreifache Entwicklungsgang in der deutschen Literatur nachweisbar und spiegelt sich gleichfalls bis in's Einzelne in der Geschichte der mittelalterlichen Dichtung des Bayerlandes.

Auch hier treffen wir zuerst eine priesterliche Poesie, die aber aus zwei Faktoren besteht, denn die ältesten, uns erhaltenen Reste, sind theils aus rein heidnischen Reminiscenzen zusammengesetzt, theils aus den frühesten Blüthen, welche die neue Lehre des Christenthums auf dem frischen Boden des Volksthums getrieben hatte.

Analog der griechischen Epik bildete sich auch bei uns aus den frühesten Liedern, welche in der Erinnerung des Volkes lebten: das nationale Heldengedicht, welchem eine künstlerisch ausgebildete Dichtung zur Seite ging: die ritterliche Kunstepik. Beide jedoch umschwärmte eine mitunter voraus greifende oder auch nachfolgende klösterliche Dichtung, die in fremder Sprache, in der ihr vertrauten lateinischen, den heimathlichen Geist gebunden hält.

Wie dann, nachdem die grossen Ahnen-Thaten der Vorzeit ausgesungen waren, doch neu nachgelebt und mitempfunden in einem bedeutsamen Schaffen und Ringen, die Subjectivität sich geltend macht und der Einzelne selbst in und mit seinem Liede hervortritt, so eröffnet

die lyrische Dichtung ihre Bahn, der Minnegesang, der bei genauerem Zuhören gleichfalls aus verschiedenen Tönen besteht: aus dem eigentlichen Volksliede, in welchem noch häufig die alten Traditionen erklingen, aus dem religiösen Gesang oder dem Kirchenliede und den ritterlichen Minneweisen.

Und wie nun die Lyrik verklungen, da erhebt sich das Drama, das bereits frühe aus dem Traumleben urgermanischer Erinnerungen herausgewachsen, bald aber unter die Obhut und Pflege des lateinischen Klosterlebens gerathen war, bis es jetzt selbständig losgerungen, als nationales Schauspiel sein Recht begründete.

Der geschichtliche Verlauf der Dichtung wiederholt sich in dem fast gleichzeitigen Entwicklungsgange der bildenden Kunst. Nachdem unter verschiedenen Anläufen der selbständige Styl herausgewachsen, bringt gegenüber der Epik zuerst die Architektur sich zur Geltung; der Abschluss der alten Traditionen des Rundbogenstyles entspricht dem nationalen Epos, während die ritterliche Kunstdichtung mehr mit den neuanhebenden Spitzbogengesetzen den Vergleich zulässt.

Das lyrische Element ist der Skulptur parallelisirt, die im XIII. und XIV. Jahrhundert unstreitig schon ihre Höhe erreichte und mit ihrer dreitheiligen Dienstbarkeit, im Hause, in der Kirche und an den Prachtbauten der Fürstenhöfe, gleichfalls dem subjectiven Gesange entspricht.

Indess hat die gleich darauf zur hohen Ausbildung gebrachte Malerei in ihren dramatisch-objectiven Momenten mit der Geschichte des religiösen und weltlichen Schauspieles gleichen Schritt gehalten. —

Was nun den uns zugewiesenen Grund und Boden, und das darauf hausende Volk betrifft, so ist dessen Begriff durch die verschiedenen Jahrhunderte wohl immer ein anderer, je nachdem die Gränzen sich ausgedehnt oder zusammengezogen, je nachdem neue Stämme eingemischt oder frühere ausgeschieden wurden. Die vorschreitende Geschichte wird uns demnach immer veränderte Gränzen nach jeder Richtung hin vorschreiben, wobei die heutigen nur in so weit massgebend sind, dass wir z. B. unmöglich ein Dichtergrab, welches im jetzigen Bayern liegt, zu übergehen vermöchten, selbst auf die Gefahr hin, der darinnen ruhende Poet habe früher mit dem eigentlichen Kernlande nur in flüchtiger, durchziehender Berührung gestanden. So, den doppelten Gesichts-

kreis im Auge behaltend, werden wir wohl öfters die heute nicht mehr zum bayerischen Territorium gehörige Nachbarschaft betreten müssen, wenn selbe in einer Zeit zu uns gehörte, in der dichterische Kräfte darinnen lebten und schufen; es ist das der einzige Ausweg, um allen Ansprüchen und dem historischen Rechte Genüge zu leisten, und wir erklären dieses im Voraus, um später weder der Engherzigkeit noch einer unstatthaften Räuberei geziehen zu werden. Dass ganz entgegengesetzte Stämme und fremdliegende Bezüglichkeiten dabei weniger betont werden können, liegt klar in der Natur der Sache. —

Ein Stück jenes Wächtervolkes, das einst als die lebendigen Marksteine gegen die nachdrängenden Slaven, als die Nachhut auf dem europäischen Reisezuge der Gothen, im Osten gestanden, hatte sich aus dem Böhmerwalde gegen die Donau ausgeladen, das Land vom Kahlenberge bis zum Inn in Besitz genommen und sich von da weiter ausgedehnt, bis an den Lech, die Donau und die südlichen Berge. Die Springfluthen der Völkerstürme, die hier brandend hereingeschlagen hatten, waren wieder verlaufen; nur schwache römische und keltische Ueberreste und andere herrenlose Volkssplitter verblieben, mit denen die Baiwaren, selbst ein verschiedenfarbig eingesprengter Knäuel, hier stille verwuchsen. Es war kein Volk mehr, nur müdes Trümmerwerk, das widerstandslos bald unter fremde Obhut sich ergab. Die fremden Ankömmlinge hatten alte Traditionen aus ihrer ursprünglichen Heimath mitgebracht, heilige Reste des urgermanischen Götterglaubens aus der orientalischen Völkerwiege, die durch Singen und Sagen fest im Gedächtnisse standen, aber von Land zu Land, mit der weiterschreitenden Entfernung von dem ursprünglichen Erbe, durch die Generationen hindurch unmerklich umgekleidet, abgenützt und wieder neu localisirt wurden. Sie sangen von ihren alten herrlichen Göttern und hielten daran fest, so dass mancher Heidenapostel, der mit der Friedensbotschaft des neuen Krist unter die erbitterten Stämme trat, gezwungen war, sich der herrschenden Sitte zu beugen und seinen Glauben singend zu verkünden, sollte er willige und geneigte Zuhörer finden. Und sie nahmen die Lehre vom Heiland der Welt, vom grossen Friedensfürsten und dem Friedekind Gottes gerne an und liessen sich taufen — aber nebenbei ging der altehrwürdige eingefleischte Cult fort, halb offen am Tage und klüglich christianisirt, halb aber auch im nächtlichen Dunkel und in unterirdischer Heimlichkeit. Unsere Mythologie ist voll solcher

Zeugnisse und Panzers treffliche Beiträge,[1]) das köstliche Büchlein des Frhrn. von Leoprechting aus dem Lechrain,[2]) die reichhaltigen und umfassenden Sammlungen Schönwerths aus der Oberpfalz, [3]) dann die dankenswerthe Combination Quitzmanns, [4]) sind vorläufig ziemlich ergiebige und erhebliche Zeugen, auch dafür, dass die letzten fliegenden Fäden der alten Ueberlieferung nicht selten bis in unsere Tage heraufreichen. Und inzwischen gingen bei den Baiwaren die Sagen von ihren alten Herzogen und Fürsten, von ihren grossen Volksherren und Heermeistern, es war die Genealogie eines zerfallenen Hauses, die sie in Gesängen feierten und heilig hielten als Trost und Vorbild in den Tagen der entschwundenen Grösse. Fest lebte aber die fröhliche Zuversicht, die alten Götter und Herren würden wieder kommen, wenn die Noth aufs höchste gestiegen, denn was einmal lebenskräftig gewirkt, könne nimmer zerfallen und in den Winden verfliegen.

So ist die Götter- und Heldensage des Volkes frisch geblieben und bildete den Blutumlauf im innersten Herzen der Nation. Nur die Färbung wechselte mit den Jahrhunderten und die Kraft der Pulsation, sie ging oft schwach und kaum mehr fühlbar, aber dann flammte der Lebensstrom wieder auf in freudiger Gährung.

Aus der frühesten Zeit des baiwarischen Singens sind uns nur zersprungene Weisen und verlorne Töne geblieben. Heilformeln und Zaubersegen, in beinahe unerkennbarer Gestalt und herabgesunken zu Kinderspiel und Aberglauben; die alten Götter gehen noch um, oft in sehr fadenscheiniger Gestalt und emigrantenhaft herabgekommen, ihr Himmel, ihr Hab und Gut sind verträdelt und in andere Hände, oft an den Wenigstnehmenden gekommen, die alte Dogmatik ist Märchen und Mythe geworden, indess die Sage schon auf historischem Grund und Boden Wurzel gefasst hat. Es ist eine mächtige Poesie in diesem anscheinenden Kindertand, ein Hauch der ehemaligen Einfachheit und Grösse liegt noch darüber, aber auch eine sichere Ahnung und traurige

---

[1]) Bayerische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie von Fr. Panzer. I. B. München 1848. II. B. 1855.

[2]) Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde, von Karl Freiherrn von Leoprechting. München 1855.

[3]) Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen von Fr. Schönwerth. Augsburg 1857—59. 3 Bände.

[4]) Die heidnische Religion der Baiwaren, von A. Quitzmann. Leipzig 1860.

Klage tönen aus der frühesten Tradition, dass dieses Alles nicht so verbleiben, sondern einst vergehen und fallen müsse, wenn auch mit der fernen Aussicht auf eine bessere Zukunft.

Die erste Frage, die sich ein Volk, wenn es herangewachsen und zum Bewusstsein gekommen ist, stellt, lautet nach dem Herkommen der Welt, wie sie entstanden, wo sie hergekommen, ob selbe immer so bestanden, ob selbe bleiben oder ob sie wieder vergehen werde gleich der Herrlichkeit, die wir darauf geniessen. Diese Frage hatten sich zuerst die Hebräer gestellt und Moses setzt ihre Beantwortung bedeutungsvoll seinen fünf Büchern voraus. Griechen und Römer beschäftigten sich sodann damit und philosophirten darüber. Auch die Germanen hatten eine ursprüngliche Tradition der Kosmogonie überkommen, die sie in ihre Sprache und Bilder übersetzten, die der gewaltigen Phantasie, der urkräftigen Vorstellungsweise dieses Volkes entsprach. Nur die mosaische Idee des Erschaffenseins war ihnen abhanden gekommen; sie erhielten selbe durch das Christenthum zurück, doch war die selbsteigene Reminiscenz zu mächtig, als dass sie nicht noch ein wenig aus dem Wessesbrunner Gebet[1]) leuchten sollte, jenem ersten Denkmal unserer Sprache und Dichtung, das offenbar ein niederdeutscher oder angelsächsischer Mönch in dem genannten Kloster ganz in der alliterirenden Form eines heidnischen Zauberspruches niedergeschrieben hatte.[2]) Er hebt damit an, wie anfänglich nichts dagewesen sei, nicht Erde, noch Himmel, nicht Berg noch Baum, nicht Sonne, noch Mond noch das Meer: nur Gott „der Männer mildester" und mit ihm manch glor-

---

[1]) Die Form Wessobrunn ist falsch; die älteste Urkunde nennt diesen Ort Wezzinesbrunno, d. h. Brunnen des Wezzini; vom XII—XIV. Jahrh. erscheint dieser Name als Wessesbrunn, wie das Volk heute noch spricht. vgl. Roth Oertlichkeiten. III. Hft. Vorrede S. X.

[2]) Die bis zum Jahre 1839 hierüber erschienene Literatur, hat Dr. Karl Roth in der Vorrede zu seinen deutschen Predigten S. XV ff. zusammengestellt; wir erwähnen hier nachträglich nur die schöne Besprechung der ersten Ausgabe durch die Gebr. Grimm von Görres in den Heidelb. Jahrb. 1813. S. 337-55. Uebersetzt wurde das W. Geb. von Dr. K. Roth (Denkmäler der deut. Sprache. 1840. S. 5) und Feussner: die ältesten allit. Dichtungsreste. Hanau 1845. (vgl. Schmeller in den bayr. Gelehrten-Anzeigen 1845. S. 590.) — Dieselbe Handschrift der Münchner Hof- und Staatsbibliothek enthält zugleich eine Geschichte der Kreuzerfindung (de inquisitione vel inventione sanctae crucis), deren Text mit Illustrationen begleitet ist, die zu den ältesten und interessantesten Bruchstücken altbayerischer Kunst gehören. Der Codex hat eine Spanne in der Höhe, das Pergament ist stark, die Schrift scheint der Periode zu entstammen, da die langobardische Schreibweise der fränkischen weichen musste. Schmeller hat bewiesen, dass der Codex vor 814 geschrieben wurde.

reiche Geister waren da. Darauf geht der Dichter zu der Bitte über, dass, wie Gott durch die Schöpfung sich gnädig erwiesen habe, er auch jetzt den Flehenden seiner Gnade theilhaft machen wolle. Es ist aber in so weit ein wichtiger Baustein für unsere heidnische Kosmogonie, als der Dichter die vor dem Anfang aller Welt bestehende ungeheuere Kluft, in welcher weder Erde noch Himmel, weder Sonne noch Sterne, weder Licht noch Meer, weder Berg noch Baum waren — fast mit den Worten der Edda schildert, wozu noch kommt, dass der das nordische ginnûngagap (Kluft) umschreibende Ausdruck „ni wiht ni was enteo ni wenteo" sich noch in dem volksthümlichen „enten und wenten oder enten und drenten" für hüben und drüben, findet.[1])

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass, wie in jeder Mythologie der Beginn und das Ende der Welt die Hauptfragen bilden, auch die christliche Dichtung damit eingeleitet ist. So erscheint dem Wessesbrunner Gebet gegenüber der sogenannte „Muspilli,"[2]) welches eine Schilderung des Weltendes nach der Apocalypse, daneben aber unverkennbar, selbst bis auf die Worte, übereinstimmende Züge des heidnischen Glaubens enthält. Nach diesem sollte einst beim Nahen der grossen Götterdämmerung die Gesammtheit der Götter und Menschen den Untergang finden in einem gewaltigen Kampfe, der zwischen den bis dahin niedergehaltenen bösen Urmächten und den Göttern entbrennt. Muspilli selbst ist das Muspelheim der Edda, das Feuerland, der Antichrist streitet an der Stelle der Riesen mit dem Elias, unter dessen Gestalt der Donnergott geborgen ist, denn auch er, obwohl siegend, wird doch schwer verletzt, von seinem Blute entbrennen die Berge, und der Wächter an der Regenbogenbrücke bläst in sein Horn.

„Wenn der mächtige König das Gericht verkündet (heisst es von Vers 35 an[3]), zu dem da kommen soll der Geschlechter jedes, dann wagt der Menschenkinder keines das Aufgebot zu versitzen. Der Menschen jeder muss zu dem Gerichte. Da wird er vor dem Könige zu

---

[1]) Quitzmann S 193.

[2]) Das Gedicht ist leider nur ein Fragment, welches Schmeller in einem Emmeramer Ms. entdeckte und zuerst in A. Buchners Beiträgen zur vaterländischen Geschichte 1832. I. 89 117 bekannt gab (auch besonders abgedruckt mit Facsimile). Ueber die strophische Form vgl. Bartsch in Pfeiffers Germania III. 10 ff. Mühlenhoff in Haupts Zeitschrift. XI. 381—93.

[3]) Uebersetzt von A. Vollmer in Roths Beitr. I. 147 ff.

Rede stehen über das, was er in der Welt gewirkt hat (40). Das hörte ich sagen der Welt Rechtweisen, dass der Antichrist da mit. Eliase streiten werde. Der Ruchlose ist gewaffnet. Dann wird unter ihnen der Streit erhoben. Die Kämpfer sind so stark, die Sache ist so gross. Elias streitet für das ewige Leben, (45) er will den Gerechten das Reich stärken. Desshalb wird ihm helfen *Der* des Himmels waltet. Der Antichrist steht bei dem Menschenfeinde, steht bei dem Satanase, der ihn verläugnen wird. Desshalb wird er auf der Kampfstätte verwundet fallen (50) und diesesmal überwunden werden. Doch glaubt mancher der Kirchenlehrer, dass auch Elias in dem Kampfe verletzt werde! Sobald des Elias Blut auf die Erde träuft, so entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen, die Flüsse vertrocknen, (55) das Meer verzehrt sich, es glüht flammend der Himmel, der Mond fällt, es brennt der Erdkreis, kein Stein bleibt stehen auf der Erde. Es fährt dann der Tag der Vergeltung ins Land, fährt mit Feuer die Menschen heimzusuchen. Da vermag dann kein Blutsfreund dem andern zu helfen vor dem Muspilli.[1]) (60) Wenn die breite Erdfläche ganz verbrennt und Feuer und Luft Alles dahinfegt: wo ist dann die Mark, um die man mit seinen Verwandten stritt? die Mark ist verbrannt . . . . die Seele steht in Angst, (65) weiss nicht, womit sie büsse. Sofort fährt sie zur Hölle. Desshalb ist es für den Menschen so gut, wenn er zu dem Gerichte kömmt, dass er der Sachen jede recht richte. Dann braucht er nicht zu sorgen, wenn er zu dem Gerichte kommt. Nicht weiss der arme Mensch, welchen Beobachter er hat, (70) wenn er durch Bestechungen das Recht verkehrt; dass der Teufel verdeckt dabei steht. Der hat in Rechnung der Sachen jede, was der Mensch früher und später Uebeles that, auf dass er es Alles sage, wenn er zu dem Gerichte kommt. (75) Es sollte darum der Menschen keiner Bestechung annehmen. *Wenn dann das himmlische Horn erschallt* und der Richter sich auf den Weg erhebt, der da richten wird Tode und Lebende: (80) dann erhebt sich mit ihm der Schaaren grösste. Die ist so muthvoll, dass Niemand mit ihr zu streiten vermag. Dann fährt er zur Gerichtsstätte, die da abgemacht ist. Da ergeht das Gericht, von dem man von jeher erzählte. Dann fahren Engel über der Erde Marken, (85) wecken die Völker, weisen sie zur Versammlung. Dann wird der Menschen jeder von dem Staube erstehen, sich frei machen von des Grabes Bürde. Es

---

[1]) *Vollmer* liest *Mutspelli*.

wird ihm das Leben zurückkehren, dass er Rede stehen könne und nach seinen Thaten gerichtet werde. (90) Wenn nun der zu Gerichte sitzt, der da entscheiden und richten wird über Tode und Lebende; dann steht um ihn der Engel Menge, der guten Menschen Kreis, wie die Sterne glänzend. Da kommen zu dem Gerichte so viele, die da von der Rast erstehen. (95) Da vermag der Menschen keiner etwas zu verhehlen. Da wird die Hand, das Haupt, aller Glieder jedes bis auf den kleinen Finger sprechen und sagen, was er unter den Menschen für Mordthaten verübte. Es ist kein Mensch so listig, dass er da etwas zu erlügen, (100) dass er zu hehlen vermöchte der Thaten eine, dass sie vor dem Könige nicht kund gemacht würde, wenn er es nicht mit Almosen zuvor ausglich und mit Fasten die Frevel büsste" etc.

Das Ganze ist leider nur ein Fragment von beiläufig 212 Stäben, die zudem noch manche Lücke bieten, man sieht aber, schon aus dieser Probe, dass nichts unbedeutend daran ist, nicht einmal die Erwähnung des kleinen Fingers, denn dieser ist, wie aus allen Kindermärchen bekannt und wie Rochholz [1]) in seiner symbolischen Bedeutung der Hand dargethan hat, immer noch ein Angeber und Ohrenbläser, der Alles ausplaudert und ins Geschrei und an den Tag bringt. Fast jede Zeile ist in den Eddaliedern wieder nachweisbar, man sieht, wie tief die Erinnerung an das Weltende nach heidnischen Begriffen eingeprägt war und noch in der christlichen Dichtung die Oberhand hatte.

Was dieses Gedicht noch ausserdem interessant macht, ist der Umstand, dass es in den leeren Seiten und Rändern eines schönen Büchlein, das von Adalram[2]) zum Geschenk für Kaiser Ludwig des Frommen Sohn, Ludwig II. oder den Deutschen[3]) bestimmt gewesen, eingeschrieben wurde. Es zeigt von einer ungeübten und orthographisch nachlässigen Hand, und die Vermuthung Schmellers scheint gar nicht ungegründet, es sei höchst wahrscheinlich König Ludwig der Deutsche selbst gewesen, der das Gedicht vielleicht aus dem Gedächtniss und vom Hörensagen daselbst niedergekritzelt habe. Das Buch wurde damals

[1]) Rochholz: Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857. S. 106.

[2]) Das Büchlein enthält die Sermo St. Augustini de symbolo contra Judaeos. Adalram war der dritte unter den Erzbischöfen von Salzburg; er wurde 821 erwählt und starb 836.

[3]) Dieser hielt als König von Bayern vom Jahre 828 an in Regensburg Hof; vom Jahre 843—76 wurde er König von ganz Deutschland.

dadurch verunstaltet, in einer Weise, die für uns heut zu Tage jedoch mehr Werth hat, als der lateinische Sermon.

Was aber so lebendig im Volke lebte, muss anderweitig noch zur Erscheinung gekommen sein; dieselben Gedanken haben sich auch in der bildenden Kunst niedergeschlagen, und die berühmte Säule in der Krypta zu Freising und die seltsamen Steinskulpturen am bekannten Portale des Schottenklosters zu Regensburg sind die Illustrationen dazu, wie Herr Quitzmann in seinem obengenannten Werke glücklich nachgewiesen hat. [1])

Auch die Sage vom Yggdrasil, dem Weltbaum, ist uns gewahrt, doch durch kein schriftliches Denkmal, sondern durch die nicht minder bedeutungsvolle mündliche Ueberlieferung. Zwar ist er in dem kahl gewordenen Birnbaum der Walserhaide, nächst welcher der bergentrückte Gott in kaiserlichem Glanze schläft, weniger kennbar, desto deutlicher aber in der Oberpfalz der kalte Baum [2]) bei Leuchtenberg mit dem Quellenteich (Urd) an seiner Wurzel, von einer Vala gepflanzt und behütet; alle Anzeichen des letzten Kampfes der lichten Asengötter gegen die Feuerkinder sind dort vereinigt; auch ist die Prophetie von der Wiederkehr des deutschen Kaisers und einer glücklicheren, nach dem Ende der Tage eintretenden Zukunft, daran geknüpft.

Ist das Wessesbrunner-Gebet mehr psalmartiger Natur, so hört man aus dem Heliand [3]) das alte Schwertgeklirr und den sächsischen Waffentanz; aber wir haben leider keinen Beweis, dass dieses prachtvolle angelsächsische Gedicht damals schon bei uns Eingang gefunden. Nur den einen Schluss dürfen wir daraus ziehen, dass die ersten Heidenapostel, die den Baiwaren die Gnadenbotschaft vom Mensch-gewordenen Gottessohn brachten, kaum in anderer Weise gepredigt haben werden. Emmeram und Hrodbert, Korbinian, Winfrid und Willibald, Alto und Winthir und wie die Träger und Verbreiter der neuen Lehre

---

[1]) Urreligion der Baiwaren. S. 200 ff.

[2]) Schönwerth III 339 ff. Diese merkwürdige Steinlinde steht nahe an der von Vohenstrauss nach Wernberg führenden Strasse, auf dem Grat eines langgestreckten Bergrückens, der zu beiden Seiten ziemlich steil abfällt und unten rechts das liebliche Läranthal, links das wildromantische Thal der schauerlichen Pfreimd bilden hilft.

[3]) Der Codex wurde in der Stiftsbibliothek zu Bamberg am 20. Nov. 1794 von Professor Gerard Gley entdeckt und 1805 nach München abgeliefert. vgl. dessen Beschreibung Jaeck die Handschriften zu Bamberg. 1831. I. S. XXXVIII ff.

alle heissen, die der Baiware in dankbarer Erinnerung als Heilige verehrt, sie mussten sich bequemen, das Christenthum den starrköpfigen Heiden mundgerecht zu machen und ihrer Vorstellungsweise anzupassen. Das Christenthum musste ganz und gar deutsches Gewand annehmen, sollte es beim Volke Eingang finden.

Die Evangelienharmonie des Otfrid von Weissenburg (c. 870) dagegen kam frühzeitig zu uns und ist in einer Abschrift erhalten, die im Auftrage des Bischof Waldo [1]) zu Freising durch den Priester Sigfrid gemacht wurde. [2]) Otfrid war bekanntlich ein Schüler des Hrabanus Maurus (zu Fulda), der als Erzbischof von Mainz 856 starb. Seiner Mundart nach muss Otfrid am Bodensee zu Hause gewesen sein, dafür gibt auch der Umstand einen Fingerzeig, dass er sein Gedicht neben Liutbert (dem Erzbischofe von Mainz) und König Ludwig dem Deutschen, auch zweien Mönchen von St. Gallen, Hartmuot († 872) und Werinbert widmete. Es ist das älteste uns erhaltene Werk deutscher Reimdichtung, aber schwerlich die wirklich älteste Reimdichtung an sich. Otfrid bearbeitete seinen Krist nach den Evangelien, aber im Tone älterer Volkslieder, die dadurch verdrängt werden sollten; es mussten Lieder vorhanden sein, die, was den metrischen Bau betrifft, den Strophen Otfrids gleich kamen. Vielleicht liess der fromme Waldo gerade in dieser Intention das künstliche Opus abschreiben, aber gesungen wurde es doch schwerlich und so hatte es (abgesehen von dem heutigen philologischen Interesse) für die damalige Zeit keinen weiteren Nutzen als den freilich nicht hoch genug anzuschlagenden formellen, indem aus seiner Strophe später die kurzen Reimpaare der höfischen Epik herauswuchsen. Sie bestehen aus zwei Langzeilen und vier Halbzeilen, jede zu vier Hebungen; von den dazu gehörigen Senkungen dürfen auch eine oder mehrere fehlen, ohne dass darum der Vers geändert würde; der Reim, oft nur Assonanz, findet sich am Ende der Halbzeilen, immer zwei verbindend. Den eigentlichen Reim bildet die letzte Silbe, doch wird auch zuweilen die vorletzte bei langen Wurzelsilben und selbst auch die drittletzte bei kurzer Wurzel in den Gleichklang hineingezogen; solche Reime bilden dann stets zwei Hebungen.

---

[1]) Bischof Waldo war es auch, der den abgebrannten Dom zu Freising mit grossen Kosten wieder herstellte. vergl Meichelbeck - Baumgärtner. 1854. S. 52.

[2]) Die Handschrift ist 125 Blätter stark, die lateinische Vorrede des Dichters und alle Eingangsgedichte fehlen jedoch.

Die Copie des Freisinger Presbyter Sigfrid gehört zu den wenigen alten Handschriften, die bereits nach dem Ausgange des Mittelalters aus ihrem Schlafe aufgeweckt wurden und eine Art Geschichte erhielten. Seb. Frank[1]) der berühmte Kosmograph und Historiker erzählt (in s. Chron. Germ. Augsb. 1538), dass der Beatus Rhenanus, der ann. 1530 „gen Freising in die liberey des hl. Corbiniani gezogen, die übrigen Bücher Livii zu suchen, alda vnder andern ein alt gerümpt Evangelibuch gefunden in fränkischer Zungen geschriben vor 600 jaren.“[2]) Die Handschrift wurde wieder vergessen, bis sie Herzog Ernst (der 1565 zum Bischof erwählt wurde) von ungefähr in einer alten Kiste wieder fand; er sendete sie auf Verlangen an seinen Bruder, den Herzog Wilhelm, der sich das merkwürdige Werk in einem eigenen Briefe vom 16. Oktober 1580 zur Ansicht erbat, worauf es wieder von München zurückkam. Die Handschrift war übrigens später auch dem berühmten Antiquar Lazius, unserem bayerischen Historiker Wiguläus Hund, dem kaiserlichen Bibliothekar Lambeck und dem Engländer Hickes bekannt, auch Schilter, Köhler und Kindlinger in seiner Anweisung zur Reiseklugheit für junge Gelehrte (1788) sprachen von ihr. Zur Zeit der Klosteraufhebung wollte sie sich lange nicht zeigen, was dem B. v. Aretin vielen Kummer bereitete, bis er sie im Juni 1803 zu Weihenstephan glücklich wieder entdeckte.[3])

In der lateinischen Vorrede zu seiner Evangelienharmonie wirft Otfrid einen schiefen Blick auf die alten Heldenlieder, als unnützes Geklingel (sonus inutilium rerum) und auf das gleich übel beleumundete Volkslied; natürlich ist ihm das alte fröhliche Weinlied (Winileod) auch ein frecher, weltlicher Singsang (cantus laicorum obscoenus), an welchem schrecklicher Weise selbst gute Nonnen noch Gefallen fanden, obwohl ihnen doch schon ein königliches Edict vom Jahre 789 ernstlich verboten hatte, so verfluchtes Teufelszeug, wie Liebeslieder und dergleichen abzuschreiben oder gar einander mitzutheilen (winileodes scribere vel mittere). Wir wären ihnen sicherlich sehr dankbar, wenn die frommen Nonnen ein wenig weites Gewissen gehabt und uns trotzdem

[1]) Sebastian Frank wurde 1501 zu Donauwörth geboren und starb als Buchdrucker und Schriftsteller zu Basel 1545.

[2]) Er hat (Basel 1551) einzelne Stellen herausgehoben zum Beweise dafür, „dass die Francken in Gallia, eben zur Zeit Caroli gemischt teutsch haben geredt.“

[3]) Beiträge. IV. 2 Hft. S. 182.

doch Allerlei von ihren Herzensgeheimnissen und heimlichen Freuden überliefert hätten. Aber auch die Kirche eiferte gegen die bäuerischen, läppischen und teuflischen Cantica (rustica, inepta, diabolica) und zwar mit Recht, denn es lief viel böses Heidenthum mitunter, das nun einmal ausgerottet werden musste — wenn es möglich gewesen wäre. Denn als man von den alten Göttern und ihren Freuden und von den alten Helden und ihrer Grösse nicht mehr singen durfte, so ging das zahnlose Mütterlein der Maere und die immer noch jugendschöne Frau Sage in die heimliche Kinderstube, und die Ammen überlieferten die uncanonisch gewordenen Erinnerungen in ihrer Art, bessernd und dem Zeitgeiste und dem Fassungsvermögen ihres kleinen Auditoriums gemäss überarbeitet — in ihrer Art auch eine biblische Geschichte für die Kinderwelt.

Es muss aber eine Menge vorotfrid'scher Gedichte in deutscher Sprache gegeben haben, das Kloster Reichenau hatte im Jahre 821 allein über ein Dutzend davon aus der mündlichen Ueberlieferung aufgeschrieben. Die klugen Mönche, die meist von weither und in andern Zungen redend, gekommen waren, lernten und lehrten daraus die deutsche Sprache, zu der sie mühselig ausserdem Glossen sammelten, vielleicht auch zum Anbau einer deutschen Grammatik nach Karl des Grossen Beispiel.[1]) Wenn aber eine einzige Abtei so viel an ähnlichen Kostbarkeiten verwahrte, wie viel muss sich anderwärts des Aufgezeichneten, und gar im Munde des Volkes Unaufgeschriebenen damals gefunden haben![2]) Dafür kam freilich auch anderer Ersatz durch die Heiligenlegende; wir haben noch ein Lied auf den hl. Petrus und andere Heilige (wovon später unter dem Abschnitt der Kirchenlieder das Betreffende zu finden), auch vom hl. Ulrich wissen wir, dass das Volk sang, aber es war zu vulgär, als dass die lateinischen Biographen darauf hätten Rücksicht nehmen mögen.[3]) Dafür entschädigt wieder manch anderes Bruchstück, das hinreichend geeignet ist, ein ganz eigenes Genre aufzuhellen, wie z. B. das Lied auf den Eber, welches sich in einer Handschrift des X. Jahrh. zu München befindet, die um ein Säculum älter

[1]) Ein Fragment von 28 Zeilen lateinischer Reimverse mit gegenüberstehender Uebersetzung aus dem IX. Jahrh. aus Tegernsee hat Docen in Aretins Beitr. 1806. 2 Hft. S. 130 ff. abgedruckt.

[2]) J. Grimm, Lat. Gedichte. S. VIII.

[3]) Uhland in Pfeiffers Germania. IV. 45.

ist als dieselbe Textaufzeichnung zu St. Gallen.[1] Man sieht daraus, dass solche Dinge wie Waldsamen durch Vögel vertragen werden können, dass eine feste Bestimmung über Heimathsberechtigung nicht getroffen werden kann und dass vielleicht Manches in unsere Gränzen reicht, was weit ab davon später aufgeschrieben wurde. So nehme ich gar keinen Anstand, hier auch des Hildebrandliedes zu erwähnen. Wir haben es zwar in ältester Fassung nur wie es im Kloster Fulda zu des Hrabanus Zeiten aufgeschrieben wurde, aber der Boden, auf dem es zuerst gesagt und gesungen sein musste, ist süddeutsch und die Bemerkung des Aventin, dass er den „alten Hildebrand" noch singen hörte, noch mehr aber die Beliebtheit der Melodie, welche später auch auf andere Texte übertragen wurde, sind redende Beweise dafür, wie einheimisch und eingebürgert aus den frühesten Zeiten es bei uns gewesen sein musste.

So sind wir bei der Sage angelangt. Die Dinge, die hier zur Sprache kommen, haben mit der Historie selbst wenig zu schaffen, denn „die Sage geht mit anderen Schritten und sieht mit anderen Augen, als die Geschichte;"[2] die Sage ist um so viel poetischer, als sie gerade der urkundlichen Wahrheit entbehrt; in demselben Grade, als sie dem strengen Historiker unnütz und entbehrlich ist, bildet sie ein unveräusserliches Kronjuwel für die Geschichte der Dichtung, die sich weniger darum bekümmert, ob ein fraglicher Herzog oder König auch zu erweisen sein könnte, sondern sich willig begnügt mit dem Vorhandensein eines Märchens, das häufig doch ein älteres, historisches Recht beanspruchen kann, als die Historie zu begränzen vermag.

Die Baiwaren erzählten, sie seien aus Armenien eingewandert, aus dem Lande, in welchem Noah aus dem Schiffe landete, als ihm die Taube den grünen Oelzweig gebracht. So erzählt der Dichter des Annoliedes[3] und er hat mit christianisirender Treue das Gehörte berichtet, denn heut zu Tage ist noch die Sage lebendig, wie einst in grosser Noth, als die Wasser bis an die Spitzen der Berge sich erhoben, ein Trog am Watzmann gelandet, daraus ein Mann und ein Weib gestiegen, die zusammen das ausgestorbene Menschengeschlecht weitergepflanzt. Es ist

---

[1]) Uhland Volkslieder. I. 329.

[2]) Grimm: Deutsche Sagen. II. S. V.

[3]) Wackernagel Lesebuch. S. 179 u. 180 und die „Kaiserchronik." vgl. Massmanns Sagenerörterungen dazu im III. B. S. 472—77.

ganz die Sage der eddischen Sinfluth aus dem Blute des Urriesen Ymir, die in der nordischen Fassung vor die Erschaffung des Menschengeschlechts gesetzt ist, es ist der Riese Bergelmir und sein Weib, von dem das neue Hrimthursengeschlecht stammt, nur baiwarisirt und an die höchste Spitze des neu in Besitz genommenen Landes localisirt. Das Zeichen (Wappenbild) der Baiwaren, setzt der poetische Biograph des hl. Anno bei, sei auch die Arche auf dem Berge Ararat gewesen, auch gebe es im fernen Indien noch Leute, welche deutsch reden. Weiter rühmt er den Baiwaren nach, sie seien streitbar und tapfer gewesen, und gute Waffenschmiede, ihre Schwerter bissen besser als alle anderen, das hätten die Römer wohl erfahren.

Aus der Römerzeit hat sich der Epheu der Sage nur an der Teufelsmauer angewachsen und hier und dort wo Scherben und Mosaiken im Grunde liegen; sie sind die stummen Zeugen früheren Lebens, längstvergessenen Handelns und Treibens. Nur die „Kaiserchronik“[1]) hat ein Lied vom Herzog Adelger eingeschaltet, ein Stück der baiwarer Stammsage: Der römische Kaiser Severus hörte, dass Adelger, Herzog von Bayern, sich unbotmässig geberde, berief ihn nach Rom und liess ihm hier zur Beschimpfung Haar und Rock kurz schneiden. Als er wieder nach heim kam und in sein Herzogthum, musste sich das ganze Volk in Trauer, wie sein Herr, kleiden und scheren, denn der Bayern Gewohnheit war dazumal allesammt zu dulden, was Einem zu Leid geschehen. Darauf habe ihn der Kaiser wieder citiren wollen, aber ein weiser Mann, den Adelger in Rom gelassen hatte, erzählte dem Kaiser in Gegenwart von Adelgers Boten eine Fabel: Ein Hirsch frass einem Manne sein Kraut im Garten und wurde, als er zum zweitenmale kam, von ihm zerwirkt. Aber des Hirsches Herz frass unvermuthet ein Fuchs. Der Mann vermisste das Herz, aber sein Weib sagte ihm: der Hirsch müsse gar kein Herz gehabt haben, sonst wäre er nicht zum zweitenmale gekommen und hätte sich der Gefahr ausgesetzt. Das erzählte der Bote nach seiner Heimkehr dem Herzog und das merkte sich Adelger und ging nicht mehr an den Hof des Kaisers. Dafür sicherte er unterdessen sein Land, sandte seinen Markgrafen Gerold, dass er den Schwaben die Mark wehrete, dann schlug Graf Rudolf den Böhmenkönig

[1]) Vgl. Grimm Deutsche Sagen. II. 192 ff. Massmann in der „Eos.“ 1825. Nr. 79 85 und in s. Ausgabe der Kaiserchronik 1849. I. B. S. 508–554. (v. 6641–7151) und III B. S. 784 819.

und der Burggraf Wirnt trieb die Hunnen bis an die Traun zurück, Adelger selbst aber leitete sein Heer gen Brixen; einen sommerlangen Tag währte der Streit gegen die Römer, die Bayern drangen mit ihren scharfen Schwertern ein und sangen das Kriegslied, da vermochten die Welschen nicht mehr zu widerstehen, Severus selbst warf das Schwert aus der Hand und rief: Rom, dich hat Bayern in Schmach gebracht, nun acht' ich mein Leben nicht länger! Da erschlug Volkwin den Kaiser und Herzog Adelger steckte seinen Schaft in die Erde neben dem Haselbrunnen und rief: dies Land hab' ich gewonnen den Bayern zu Ehre; diese Mark diene ihnen immerdar!

Die Sagen von Adelger haben, wie die Grimm vermuthen, zum wenigsten theilweise ältere deutsche Gesänge zur Unterlage. Paul Diaconus (I. 27) sagt ja, dass die Baiwaren so gut wie die Sachsen, uralte Lieder sangen. Vieles davon ging mündlich lange umher, bis die späteren Dichter ihre neue Form darauf drückten.

Die Quellen der Sage beginnen erst eigentlich mit der Geschichte der Longobarden reichlich zu springen und zu rauschen; kümmerlicher dagegen unter den Merowingern,[1] bei den Karolingern ist die Sage wie ein grosser, breiter herrlicher See und in der Ottonen- und Stauferzeit fliesst sie dahin wie ein mächtiger Strom.

Paul Diaconus berichtet prachtvolle Historien von der Abstammung und Wanderung der Langobarden; sie gehören jedoch nicht hieher; doch dürfen wir die schöne Sage von Autharis nicht übergehen, der des König Garibald Töchterlein Theodolind (Dietlind) freite und so mächtige Hiebe führte;[2] weiter erzählt der Diacon (III. 30) wie bei ihrer Ankunft in der Lombardei ein „Donnerkeil“ herniederfuhr, der von einem Knechte, der „die alte Teufelskunst noch wohl verstand,“ dahin gedeutet wurde, dass die Braut und Gattin noch Agilulfs Gemahl werden solle, wie dann später ein Meerungeheuer sie überwunden u. dgl. Auch die Historie vom armen Langobardenkönig Desiderius und seinem schlauen Sohne Adelgis,[3] der selbst den Kaiser Karl überlistete, ist nicht zu übersehen.

---

[1]) Grimm Deutsche Sagen. II. S. 72.
[2]) Grimm II. 40. Zingerle Sagen. 1859. S. 388.
[3]) Grimm II. 115.

Karl der Grosse erkannte den Werth der deutschen Sagen und Heldenlieder und liess sie bekanntlich sammeln. Aber auch Karl wurde bald nach seinem Tode, vielleicht schon bei seinen Lebzeiten, Gegenstand des Heldengesanges. Die ersten Anfänge dieses neuen Sagenkreises müssen auch in Frankreich der deutschen Zunge angehört haben, deren sich noch lange nach Karl die vornehmen Franken bedienten. Die später in fast unübersehbaren Zweigen fortwuchernde fränkische Heldendichtung blühte nur in nordfranzösischer und niederländischer Sprache, da die hochdeutschen Volksdichter sich bald wieder ausschliesslich jenem uralten Heldengesang zuwandten, den auch Karl geliebt und gepflegt hatte. Erst als um die Zeit der Kreuzzüge der romantische Geist auch Deutschland ergriff, wurden das Rolandslied und dann noch andere Zweige des kerlingischen Epos von gelehrten Dichtern aus französischen Quellen zu uns herübergebracht.[1]) Von Karls Geburt, seine ganze lange Lebenszeit hindurch bis zu seinem Tode und darüber hinaus, ist Alles mit Sage und Mythe überkleidet. König Rother wird als Vater Pipins zu Karl d. Gr. Ahnherrn gemacht, das Baiwarenland aber rühmt sich der Geburtsstätte des grossen Kaisers. Mit Paris, Aachen, Varghel, Jopilla bei Lüttich und Ingelheim, die sich alle um den Helden streiten, tritt eine arme Mühle im stillen Waldgrunde in Nebenbuhlerschaft.

Eine halbe Stunde nördlich vom Würmsee erhebt sich am rechten Ufer des Würmflüsschens ein in diesem Hügellande namhafter, in den See mit freier Sicht hinauslugender Hügel, welcher der Karlsberg[2]) heisst und auf seinem Rücken noch die schwachen Reste früherer Wälle und Mauern trägt. Eine halbe Stunde abwärts, in einem lieblich idyllischen Thaleinschnitt, steht an dessen linken Ufer die sogenannte Reismühle in einer mit Erlen umzogenen Einöde. In dieser Mühle soll nun, wie Aventin und nach ihm sogar noch Westenrieder[3]) unbedenk-

[1]) Simrock: Kerlingisches Sagenbuch. 1848. S. V.

[2]) Ueber den Grundplan der Burg Karlsberg vgl. Oberbayr. Archiv. II. 402—413. Föringer vermuthet, dass Karl selbst diese Burg erbaut und ihr den Namen gegeben habe; von ihm ging sie wohl auf die späteren deutschen Kaiser als Kammergut über. Mit der Sage steht sie in gar keiner näheren Verbindung, als höchstens der Nachwirkung; hatte hier Karl gewohnt und geweilt, dann ist es auch klar, warum die Sage so gute Wurzel fassen konnte. —

[3]) Bayerische Geschichte. 1785. Aventin Annal. III. 294. vgl. IV. 318. Chron. 319. — Auch Napoleon, veranlasst durch die Pariser Akademie, suchte den Geburtsort Karl des Grossen auf der Reismühle und erkundigte sich während seines ersten Aufenthaltes zu München (vom 24—28. Oktober 1805) auf das sorgfältigste um diesen Ort. Sutner S. 94.

lich glaubten, am 10. April des Jahres 742 der grosse Karl geboren sein. Die Geschichte, wie das zugegangen, erzählt ein höchst anziehender Prosa-Roman aus dem XV. Jahrhundert, eine Handschrift aus dem früheren Kloster Weihenstephan,[1]) die sich durch deutliche Abschreibfehler als die im Jahre 1472 gefertigte Copie eines verloren gegangenen Originals erweist, das jedoch wieder auf einem französischen Vorbilde beruhte.

Wie König Pipin, damit die Heiden nicht wieder daselbst wurzen und wachsen möchten, nach Deutschland gezogen war und auf seiner Burg zu Weihenstephan,[2]) gelegen auf dem Berg bei der Stadt Freising im Baierland, da sandt' ihm der König von Brittaia oder Kärling eine Botschaft von seiner Tochter wegen die er ihm gerne geben wollt zu einer Hausfrau. Da berieth sich Pipin und sandte dem König von Kärling sein Bildniss mit der Antwort, dass ihm der Herr auch der Jungfrauen Gestalt gemalt sende. Das erhielt denn alsbald der Pipinus und es gefiel ihm wohl und er gab seinem Hofmeister den Befehl, das Jungfräulein ihm heimzuholen. Nun war aber der Hofmeister ein mächtiger rother[3]) Ritter und behauset in Schwaben und hätte drei Suhn und zwo Töchter und die jüngere war dem Gemähl etwas gleich, das gedacht er zu nützen. Also bereitete sich der rothe ungetreue Ritter gar herrlich auf die Fahrt und ritt hin mit den Bothen und mit seinen drei Söhnen und seiner nächsten Freundschaft, es waren wohl sieben Ritter darunter. Und sie wurden zu Kärlingen schön empfangen und ihnen grosse Ehre entboten von dem Kunig und der Kunigin

[1]) Herausgegeben von J. Chr. Frhrn. v. Aretin. München 1803. vgl. auch Sutner in der Eos 1823. Nro. 184-86; 188—93; 194—95; dazu die Einleitung zu s. Epos. München 1835. Wolter's Chronik von Bremen im II. Theile der script. rer. germ. von Meibomius enthält gleichfalls dieselbe Sage. Vgl. Fr. Wolf Leistungen der Franzosen. 1833 S. 63. Grässe Sagenkreise des Mittelalters. S. 289 und W. Menzel Deut. Dicht. I. 45. Steub Das bayerische Hochland. 1860 S. 80 ff.

[2]) Ulrich Fütrer sagt in seiner 1478 geschriebenen Erzählung über das Herkommen des Hauses Bayern, Pipin habe, um die Hunnen, Sachsen und Böhmen im Zaum zu halten und der Abgötterei bei den neueroberten Völkern zu steuern, lange Zeit auf seinem Schlosse zu Weihenstephan gewohnt. Bruschius und W. Hundt nennen W. ebenfalls eine Residenz des König Pipin. — Die noch vorhandenen Gräben zeugen von dem grossen Umfange des ehemaligen Schlosses, das schon im J. 746 zum erstenmal zerstört wurde. Von seinem Aufenthalt in Bayern zeigen die Ortschaften: Piping an der Würm bei Pasing, Pipinsried bei Altenmünster, Pipinhausen bei Freising.

[3]) D. h. rothhaarig, womit nach mittelalterlicher und moderner Volksmeinung Treulosigkeit und Falschheit gekennzeichnet seien.

und von allen Fürsten und Herren des Landes, mit Essen und Trinken, mit Tanzen, Schenken und Turnieren. Das trieben sie lange acht Tag, dann ging es an ein Scheiden. Der Kunig selbst geleitete seine Tochter mit allen seinen Fürsten und Herren einen Tag lang, dann empfahl er sie dem falschen Hofmeister zu seiner Treue, nahm Urlaub von seiner Tochter und ritt mit etlichen seiner Fürsten wieder heim, die andern ritten mit ihr weiter, bis dem falschen Grafen gedäuchte, sie hätten genug gereist mit ihm, denn es sei seines Herren Willen, dass sie nur auf halben Theil mit der Jungfrau ziehen und Keiner über das halbe Ziel mit ihm reise. Da nahm jeglicher besonderen Urlaub von der schönen Jungfrau und auch von dem falschen Grafen und empfahlen ihm die Jungfrau auf seine ritterliche Treue. Er gelobte ihnen das Alles, aber sein Herz und Sinnen waren falsch; denn alsbald die Fürsten und Herren einen Tag von ihm waren auf der Wiederheimfahrt, da sandt' er Botschaft voraus an sein Weib. Und da er nun an die letzte Tagreise kam die er ihm hätt' auserkoren zu Mühlthal — wann dieselbe Gegniss recht eine Wildniss was und lag auch nicht auf der rechten Strass, als man noch heute die rechte Wahrheit mag erkennen, wer von Weyhen-Stephan gen Kärlingen oder gen Frankreich will, der zuecht rechts für Augsburg; aber die Strasse war ihm recht und gut seine Untreue zu vollenden — da nahm er bei Nacht der Jungfrauen das Mahelfingerlein (Verlobnissring) und ihr Kleid und kleidet seine Tochter damit und seiner Tochter Kleid überantwortet er zweien Knechten, dass sie es der Jungfrauen zu dem Bett sollten tragen und sie weckten vor Tag, dass sie das Kleid anlege, und dann sollten sie die Jungfrau in die Wildniss führen und sie tödten und ihre Zung zum Wahrzeichen bringen, und musste ihm Jeder drei Eide schwören, darum gab er ihnen gross Gut.

Nun ist ein Sprichwort — fährt der Weihenstephaner Chronist inzwischen — wer Muth hat, der zuecht gegen die Höll, wer aber Ehr und Frömmigkeit haben will, der nähm' nicht drei Königreiche, dass er eine solche That thät. Da nun die Jungfrau mit den zwei Knechten sollt' vor Tage gehen, erschrack sie gar sehr, die Knechte aber gaben ihr als gute Red, dass sie ihnen glaubte und mit ihnen gieng. Doch graute ihr an dem Gang und sie empfahl still in ihrem Herzen ihr Ehr und Leben dem ewigen Gott und es kam in ihren Sinn, dass sie ihren Werkzeug mit ihr nehme, wann sie kunt gar weidlich würken.

Und sie nahm Gold und Seiden und auch ein kleines Hündlein folgte ihr (nach ganz mittelalterlicher Frauensitte) und wollt von ihr nicht scheiden. Nun nähert sich die Scene ganz der Genovefa-Geschichte, die Knechte lassen sich erbarmen, nur das Hündlein wird geopfert und das mit seinem Blute getränkte und durchstochene Unterpfaidt und die Zunge als Wahrzeichen überbracht.[1])

Dem König Pipino aber ward des Grafen Tochter zu einem ehelichen Weib an des Kunigs Tochter statt von Kärlingen gegeben, und er hielt Hof und Wirthschaft nach kuniglicher Würdigkeit und die Frau hätt ihn fast lieb und er sie auch hinwieder. Und sie gebahr ihm einen Sohn, der ward Leo genannt, den liess er zur Schul und der ward als wohl gelehrt, dass man ihn erwählt zu einem Pabst zu Rom.[2]) Und sie gebar ihm noch zwei Söhne, der eine hiess Wemrmann und der andere Rapoth und auch eine Tochter die ward genannt Agnes.[3]) Da aber wurden die Heiden dem Kunig Pipino wieder gar gram und er musste oft mit ihnen streiten und auf sie ziehen und sie zogen hinwider auf ihn, wann Böhmen und Sachsen und Ungarland da noch als unglaubig was. Aber wie viel ihrer waren, so gewann er ihnen allzeit ab und lag allweg ob.

Die königliche Jungfrau aber irrte drei Tage im Wald und vermeinte schon zu sterben, da fand sie einen Kohler, der gab ihr Brod und Arbeit und da er nicht mehr im Wald zu schaffen hatte, führt er sie zur Reismühl und befahl sie dem Müller auf seine Treue; der gab ihr ein Kämmerlein und bereitet ihr ein Polster von Moos. Darnach zog sie ihren Werkzeug herfür und nahm ein Theil Goldes und ein Theil Seiden, damit macht sie schöne Pörtel (Borten) und als sie das Gold und die Seiden gar hätt verworcht, bat sie den Müller,

---

[1]) Eine ähnliche Erzählung geht auch von „Frau Hildegardin, Hertzog Hildebrandts in Schwaben Tochter und Kayser Karoli Magni Gemahlin" die Nic. Frischlin dramatisch bearbeitet hat (Gödeke S. 323). Hildegard, die Stifterin der Abtei Kempten, sollte im Walde umgebracht werden, auch sie hatte das Glück den gedungenen Mörder zu erweichen, der anstatt ihrer Augen die eines jungen Hundes zurückbringt. vgl. übrigens Jul. Zacher, die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa. Königsberg 1860.

[2]) In der Kaiserchronik (Massmann II. 343) erscheint der Pabst Leo III. (795—816) gleichfalls als Bruder des Kaisers.

[3]) Nach U. Fütrer hätte diese Tochter Martona geheissen und wäre, an einen theuren Fürsten in Kurniwall verheirathet, die Mutter Rolands, dieser Blume aller ritterlichen Ehren, geworden.

dass er die Pörtel sollt hingeben und ihr wieder solchen Zeug bringen, dass sie mehr würket. Das thät der Müller ihres Bittens wegen und ging gen Augsburg [1]) und stund für ein reiche Kramm. Da fragt ihn die Frau in der Kramm: guter Mann, was wär dir lieb? Da zeigt er ihr die Pörtel. Die Frau sprach: guter Mann, wie wilt du sie geben? er sprach: liebe Frau, ich weiss nicht, wie ich's geben soll, wann ich ein einfaltiger Mann bin, gebt mir auf euer Treu darum wes sie werth sin, und gebt mir herwider solich Ding, da man mehr solch Pörtel daraus mag machen. Da sprach die Frau: guter Mann du hast mir den Kauf hoch genug gesetzt an mein Treu, gab ihm Gold und Silber und Seiden, dass sie däucht sie hiet ihren Treuen Genüg tan, gab ihm auch Geld zu seiner Zehrung und sprach, wann die Pörtel bereit wären, so solle er sie Niemand zeigen, sondern ihr wieder bringen, das gelobt er auch. Und wie er nun heim kam und der Jungfrau das Werkzeug gab, da ward sie gar froh und workte aber als lang bis das Seidenwerk gar verworkt war, da bracht' der Müller abermal die Pörtel der Frauen gen Augsburg. Die gab ihm abermal mehr Zeug und eine gute Zehrung. Das trieb die Krammerin mit dem Müller wohl drei Jahr, zuletzt wollte sie doch wissen, wo die Frau wäre, so die dasigen Pörtel machet, wann man hie zu Land nit solche Arbeit konnt' würken. Das wollte aber der Müller nit verrathen, denn es war ihm von der Jungfrau verboten und um das wollt er die Pörtel schon zu einer anderen Kramm tragen. Das ersah die Frau und bracht' ihn wieder zu der Kramm und bat ihn, dass er die Pörtel Niemand anfailet denn sie; das that er auch fürbaz und wer die Krammerin fraget von wann ihr die Pörtel kämen, so sprach sie, man brächt' ihr's über Meer. [2]) Also ward der Müller reich von der Jungfrauen Arbeit und die Krammerin gab desselbenmals dem Müller etliche Gulden zu einer Zehrung; die Jungfrau aber begehrt nit mehr davon denn ihre Nahrung und wollt auch kein bessere Kost nit denn als der Müller ass und däucht sich auch zu keiner Arbeit nicht zu gut und begehrt auch nit mehr, denn dass sie ihr Lebtag da sollt

---

[1]) Die ganze Sage wird auch von einer in der Nähe von Augsburg gelegenen Mühle erzählt; auf diese Scenerie würde die ganze Geographie des Reisezugs besser passen, auch das Gehen des Müllers in diese Stadt, der vom Mühlthal am Starnbergersee aus bis nach Augsburg doch einen etwas zu ansehnlichen Weg hätte.

[2]) Ein Anklang hieran findet sich in dem ‚Busant‘ (= der Falke) in van der Hagens Gesammt Abent. Nro. XVI., auch da kommt die verlassene Königstochter zu einer Mühle und wirkt künstliche Borten.

bleiben, wiewohl sie eines Kunigs Tochter war. Da nun die Jungfrau mehr denn sieben Jahr[1]) bei dem Müller war, fügte es sich, dass Pipinus jagte und sich verirrte in der Wildnuss, die dazumal von Mühlthal bis gen Weihenstephan war, und er verlor zuletzt auch seinen Jäger und Knecht und nur sein Arzt blieb noch bei ihm, der war sein Philosophus, das heisst ein Meister und Sternseher.[2]) Endlich ersahen sie Rauch in der Ferne und fanden den Köhler, der sie zu dem Müller leitete,[3]) wo sie sich für Kaufleute ausgaben. Dieser herbergte die Gäste und bereit' ihnen ein Mahl nach dem besten so er hatte und konnte. Aber sie mussten Wasser trinken, das thaten sie gern, da sie eine Herberg hatten. Wie sie gegessen, da wurd sie der Müller fragen mancherlei, als noch oft ein Wirth thut seinen Gästen, und sie antworteten ihm so viel sie konnten.[4])

Aber dem Herrn Pipinus gefiel des Müllers Tochter wohl und er trieb allerlei Schimpfred mit ihr. Unterdem ging der Sternseher hinaus und sah zufällig auch das Gestirn an: da sah er daran, dass sein Herr heut auf die Nacht bei seiner ehelichen Hausfrau sollt liegen und die sollt' von ihm gewinnen ein rechtes Degenkind und dasselbig Kind sollt auch so mächtig werden, dass die Kunige der Heiden und Christen müssten unter ihm sein. Er geht hinein und sagt das dem Herrn also zu. Da sprach der Herr: Wie mag das gesein? ich glaub' es nit, dann ich mag (kann) ja heut nach Weihenstephan nicht kommen. Er fragt den Müller, ob er nit eine fremde Frau bei sich hätt? — Der Müller laugnet und sprach: er hätt' keine. Da sprach Kunig Pipinus: Lieber Müller, so leg deiner Töchter eine zu mir; es soll vielleicht ihrer eine

---

[1]) Ueber diese Zeitbestimmung vgl. Hocker Stammsagen der Hohenzollern und Welfen. Düsseldorf 1857. S. 17 und Grimm, Rechtsalterthümer. S. 214.

[2]) Nach U. Fütrer heisst es, der Astrologus sei zufällig und nicht im Dienste des Herzogs, gleichzeitig zur Mühle gekommen, habe den König durch seine Kunst erkannt und ihm seine Dienste angeboten.

[3]) Hier ist die Sage schon abgeschwächt; in dem oben genannten Busant ist es ein Hirsch, der als weisendes Thier den Herzog zur Königstochter leitet. Auch das nordfranzösische Gedicht des Adenes (geb. 1240), welches Paris 1832 herausgab, hat den alten Zug, dass (wie in der Genovefasage) ein Hirsch den König durch die Wildniss zur Bertha führt. vgl. Simrock: Bertha die Spinnerin. Frankfurt 1853. S. 144.

[4]) Nach Fütrer's Erzählung hätte der Müller von dem schönen Gewirk der Jungfrau über den Tisch gebreitet und durch die schöne Arbeit habe der König gefragt, wer selbe gefertigt und sei so auf die „verelende" Jungfrau gekommen; der Astrologus macht unterdessen allerlei judicia und complexion aus den aspecten der Gestirne, und die Jungfrau gibt sich zu erkennen.

noch mein ehlich Weib werden, mich hat Gott heut nit umsonst zu dir geschickt. Der Müller hört das ohne Widerred; [1]) dem Herrn ward ein Bett, wie arme Leute liegen, und die ältere Tochter ward ihm zugelegt. Der Sternseher ging hinaus und sah, dass sie nicht sein ehelich Weib war noch werden sollt. Auch die jüngere Tochter erweist sich nicht als die rechte. Da stund der König wieder auf und wundert ihn von den Dingen. Da sprach der Meister: Müller, du sollst uns die rechte Wahrheit sagen, ob nicht drinnen sei eine Frau oder Jungfrau verborgen? Da sprach der Müller zu dem Herrn, wie wohl sieben Jahr eine so schöne Jungfrau, wie er sie mit Augen sonst nie gesehen hätte, bei ihm wär'. Da musste sie herfür gehen; dess erschrack sie so gar, dass sie alle ihre Farb verlor. Der Herr tröstete sie und sprach: Edle Jungfrau, erschrecket nicht so sehr, ich hoffe, ihr sollt werden mein ehelich Weib. Er legt sich zu ihr. Der Sternseher kam bald wieder herein und sprach: Es leit Kunigs Kind an Kunigs Arm und wird auch empfangen ein rechtes werthes Degenkind und ist auch seine rechte eheliche Hausfrau gewesen vor sieben Jahren. Seht zu, wie war da die kunigliche Wirthschaft so gar mit grosser Armuth zusammen kommen; daran war schuldig der falsche Hofmaister, dass er des edlen Kunigs Tochter von Kerlingen in das Elend stiess!

Und der edle Kunig Pipin hatte die Nacht mancherlei zu kosen mit Perchten seiner edlen Frauen; wie sie zu dem Müller kommen wär' und warum sie das Uebel nit seit geöffnet hätte? Da that sie als eine reine Jungfrau, die keinen Mord wollt stiften aus ihrem reinen Mund. Und musste ihr der König auch geloben, dass er die That noch lange nicht wollt rächen. Des Morgens zeigt' ihm die edle Frau Perchte das Mahelfingerlein, das er ihr gesendet. Da sah er die rechten Wahrzeichen [2]) und halste sie und drückte sie treulich an seine

---

[1]) Ueber diese mittelalterliche Ehrung der Gäste, denen mit aller Bereitwilligkeit die eigene Frau oder die Töchter zugelegt wurden vgl. K. Weinhold Die deutschen Frauen im Mittelalter. Wien 1851. S. 393. — Der Müller scheint keine eigene Hausfrau gehabt zu haben, wenigstens wird ihrer nirgends in der Sage erwähnt und auch die beiden Töchter erscheinen hier zum erstenmale. — Der uns ganz barbarisch scheinende Brauch wurzelt denn auch in einer Zeit, wo das Weib dem Germanen noch als eine Sache galt, durch die man, gleich wie durch Trank oder warme Kleider dem Fremden etwas Angenehmes erweise. Dieser Zug ist gleichfalls ein nicht unerheblicher Fingerzeig für das hohe Alter unserer Sage. —

[2]) Der Chronist verstosst hier gegen seinen eigenen Bericht; nachdem er kurz vorher erzählt hatte, der Hofmeister habe ihr auch das Mahelfingerlein abge-

Brust. Auch zeigte sie ihm die Pörteln und auch ihr schmales Bett. Pipinus aber war in Freuden und befahl, da er wollt reiten, dem Müller seine Frau, liess ihm und der Frauen gar eine gute Lez, befreite ihn auch, dass er keinen Zins gab von der Mühl und gebot ihm, so die Frau eines Kindlein genässe und es wäre ein Degenkind, dass man ihm brächte den Bolz, wär' es aber ein Dirnlein, dass er ihm das Fingerlein (Ring) brächte. Die Frau aber bat ihn, nimmer zu kommen, bis das Kind geboren; das gelobt er und nahm liebreich Abschied von seiner lieben Frauen. Auf dem Weg gebot er dem Meister und dem Knecht bei seiner kuniglichen Gewalt und ihrem Leben, dass die Sach also bleib bei ihnen verschwiegen, das gelobten sie bei ihrem Leben. Und sie ritten aus der Wildniss und kamen zu der Burg, die jetzund Pähl ist genannt, und am andern Tag wieder heim gen Weihenstephan.

Frau Perchte aber übernahm sich nicht dass sie des Landes Kunigin war; sie worcht ihr Arbeit besser dann zuvor und wollt auch nit besonders essen und des Müllers Tochter musst alle Nacht bei ihr liegen, auch bat sie Gott emsiglich, dass sie nur lang da sollt bleiben.

Unterdessen zog die Heidenschaft wieder auf Kunig Pipinus, der aber behielt das Feld und erschlug und fing ihrer Viele. Frau Percht genass eines Sohnes, der vom Müller, als wenn er sein Kind wär, zu der Tauf gebracht und nach des Vaters Geheiss Karel genannt ward; der Müller nahm den Bolz und bracht ihn dem König Pipino und erhielt gut Botenbrod und Geld genug. König Pipin bekam in Frankreich Krieg und zog dann in solchen Händeln drei Jahr lang in Hispanien um, vergass aber seines rechten Gemahls nit, sondern sandte den Meister heimlich zu ihr auf Botschaft. — Ein Hauch, wie aus der Zeit wo der Heljand gedichtet wurde, liegt über dem Jugendleben Karls; ächt deutsch ist es, wie das Degenkind als Rosshüter und mit den Knaben, die des Viehes auf dem Felde hüteten, aufwächst. Bald ist er als der Oberste unter ihnen angesehen und Richter über einen jungen Dieb, den er verurtheilt an offener Strasse mit dem Hals an einen Baum gebunden zu werden. Das Urtheil gefiel ihnen Allen

nommen, so wäre die Königstochter jetzt nicht im Stande selbes dem König zu zeigen. Im Gegentheil wird auch in der ältesten Fassung der Sage das gleich erwähnte „Wahrzeichen“ die Hauptsache gewesen sein, nämlich der breite Fuss, der Schwanenfuss der göttlichen Jungfrau, vgl. die spätere Ausführung.

wohl und Einer unter ihnen bog einen kleinen Baum und band ihn mit dem Zaum, den der Missethäter gestohlen hatte, an den Gipfel, ohne jedoch dessen Tod zu wollen, da sprang ein weisser Haas hervor und dem jagten die Kinder nach. Wie sie aber wieder zurückkamen, da war der Knabe erhängt.[1]) Der Knab war eines bösen Mannes und der wollte die anderen Knaben auch darum tödten; sie legten aber alle Schuld auf Karl. Da nun der Müller dess inne ward, führt er Karolum gen Pähl auf die Burg zu einem Edelmann, der Edelmann fing den Bauern und hielt ihn als lang im Gefängnisse bis dass er dem Müller und dem Knaben gern guten Frieden gab. Karl blieb auf der Burg und gewann auch hier bald das Recht in einem lächerlichen Handel; der Ritter hatte nämlich für jedes Halsen (Umhalsen), das ihm seine Freundin gewährte, ihr einen Bifang[2]) aus seinen Huben und Höfen verschrieben und darüber schon längst sein ganzes Gut verloren. Karl entscheidet, sie solle ihre Bifänge nur nehmen, aber den Grund und Boden nicht berühren, denn davon stehe nichts in dem gesiegelten Briefe; da sie das nicht vermag, so ist auch ihr Anspruch verloren. Die vordem noch rathlosen Richter wundern sich über die Weisheit des zehnjährigen Knaben und brachten die Rede vor den König. Karl kam darauf an den königlichen Hof und diente daselbst dem Herren, aber der Hofmeister und die Königin waren ihm fast gram. Das verstund der König wohl und mochte das Uebel nicht länger verschweigen, berief also alle Fürsten und Herren zu einem Rath, dazu auch den Hofmeister mit seinen Söhnen. Hier legte er ohne die betroffenen Personen zu nennen, die ganze Geschichte dar mit der Frage, was einem Diener, der seinen Herren also betrüge, gebühre. Und der König fragte zuerst den älteren Sohn des Hofmeisters. Der sprach: Gnädiger Kunig! hebt das Urtheil an einen weisern, denn ich bin. Pipinus aber erwiderte: ich hab' an dir angefangen, darum frag' ich keinen Anderen vor dir. Da sprach der Ritter: So sprech ich auf meinen Eid, ein solcher Mann ist nicht werth, dass ihn die Sonne überscheine; oder, dass er in dem Erdreich faulen soll, oder dass er in dem Weg liege. Man soll ihn binden einem Rosse an den Schwanz und schleifen aus der Stadt und ihn verbrennen. — Da frug der König auch den jüngeren

[1]) Ohne historischen Hintergrund auch in Schwaben erzählt. vgl Birlinger und Buck. Volksthümliches. 1861. I. 279.

[2]) mhd. bi-vanc, das zwischen zwei Furchen eingefangene Ackerbett.

Sohn. Auch der sprach: bei meines Bruders Urtheil bleib ich. Er fragte fürbass und so viel als er fragte, die urtheileten Alle das eine Urtheil. Der falsche Mann gestand sein Verbrechen, aber all Bitten und Vorsprach verhalfen ihm nicht, es musste sein, wie sein eigener Sohn am erstenmal geurtheilt hatte, also that man ihm. Und die Frau liess der Kunig vermauern, die Kinder aber, die er davon hatte, die blieben bei ihm nach dem Recht, das den Kindern zugehört. Darnach ritt Kunig Pipinus mit allen seinen Fürsten und Herren zu dem Müller und hiess ihm seine Frau Percht überantworten und zeigte den Herren da ihre Kammer und Bette und führte sie selbst heim gen Weihenstephan und hatte da eine königliche Wirthschaft mit seiner rechten Frauen. Da ward Karl erst inne, dass König Pipin sein Vater wäre; er hätte zuvor geschworen, es wäre der Müller sein Vater gewesen. Er übernahm sich auch nicht, dass er des Königes Sohn war und that gar schön gegen seine Brüder. Die Königin gebar noch einen Sohn, den nannte der König Karelmonio. Sieben Jahre darauf aber heimete Gott den Kunig Pipin zu seiner Gnade. Da klagte die liebe Frau Perchta ihren lieben Herrn so sehr, dass sie auch liegerhaft ward und lange siech lag. Und da der König starb, war Karl 17 Jahre alt[1]) u. s. w.

Eine mit dem Weihenstephaner Chronisten beinahe gleichzeitige Fassung dieser Sage steht auch in einer aus dem Kloster Seeon stammenden Handschrift der Münchner Hofbibliothek[2]) als Bestandtheil einer bis zum Jahre 1469 reichenden Chronik der Kaiser und Päbste, prosaisch nach Enenkel, Heinrich von München und Stricker. Auch Ulrich Fütrer (auf dessen poetische Thätigkeit wir später zurückkommen werden) erzählt die Sage in seiner ziemlich ungeschlachten Weise mit einigen wenigen Abweichungen.

Im Ganzen liegt ein Mythus zu Grunde. Schon der Umstand, dass diese Historie überall verbreitet ist und ebenso in Frankreich, wie in Italien, nur mit jedesmal veränderter Scenerie und anderer Localisirung vorkommt, lässt darauf schliessen. Es ist der alte Mythus von der strahlenprächtigen Frau Perchta,[3]) die obwohl zur dienenden Magd

---

[1]) Pipin starb 768, als Karl 26 Jahre zählte. Bertha † 783.
[2]) Cod. germ. 259. vgl. Föringer Oberbayr. Archiv. II. 409
[3]) Berta = die strahlende. Roth Beitr. I. 201.

erniedrigt, doch in ihrem Elend das Göttliche nicht völlig abgestreift hat und durch ihre Schönheit und durch ihre kunstvolle Arbeit wieder zu Ehren kommt. Noch lange erinnerte sich das Volk der vertrauten alten Göttermutter, daher das Sprichwort „von der alten guten Zeit, in der noch Bertha spann.“ Da aber jede Erinnerung an die alten Gottheiten von der Kirche verboten war, übertrug man sie auf geschichtliche Personen. Daher spiegelt sie sich in der angeblichen Geburtsstätte Karl des Grossen; hinter seine Geschichte barg sich der reine heidnische Mythus. Sonst hat sie auch einen grossen Fuss als Spinnerin, das ist als das eigentliche „Wahrzeichen“ in unserer Fassung schon verwischt, aber ihre Kunstfertigkeit erweist sie als Wirkerin von Borten. Sie ist die Himmelsgöttin und Erdmutter, welche mit Frau Holla zusammenfällt, sie ist zugleich die weisse Frau der Karolinger. Eine bedeutungsreiche Siebenzahl von Jahren verbringt sie in der Einöde, an dem lustigen Wässerlein, wo sie haust, wie im Königssee gleich einer Schwanjungfrau, arm und unscheinbar für die sie umgebenden Menschen, nur dem Kundigen ist sie in ihrem wahren Wesen erkennbar. Die Himmelskönigin finden wir hier in ihrer zeitweiligen Degradation noch als irdische Königin, ihre göttliche Kunst ist in Bortenweberei übergegangen. Später sank sie noch mehr herab zum Kinderschreck und Popanz, wie sie auch als wilde Frau mit zottigen Haaren erscheint, die faule Spinnerinnen züchtigt, indem sie ihnen den Flachs am Rocken zerzaust, den Leib aufschneidet und mit Heckerling füllt und mit einer Pflugschar statt der Nadel und einer Kette statt des Zwirnes den Schaden wieder zuflickt. [1])

So ist denn der schwere Streit, den die Historiker lange gekämpft, wohl für immer entschieden, wir aber haben nichts dabei verloren, sondern eines der schönsten Frauenbilder der Mythologie für unsere Baiwaren dadurch gewonnen. Aber noch andere Sagen gingen von Karl. Er sei ein Riese gewesen, versichert gleichfalls der Weihenstephaner Chronist, er habe zehn Schuh in der Höhe gemessen und seine Brust sei eine Elle breit gewesen. Unzweifelhaft galt früher die reckenhafte Bezeichnung auch von ihm, von einer Augenbraue bis zur andern sei eine Spanne und lieber noch mehr Zwischenraum gewesen. Auch wollte man wissen, er habe allein vier Pferdlasten getragen, dafür aber auch

---

[1]) Grimm Deut. Sagen. I. S. 359. W. Menzel Deut. Dichtung. I. 146.

bei jeder Mahlzeit einen ganzen Hasen oder zwei Gänse geschlungen, des Tages über aber nur dreimalen Wasser mit Wein gemischt, getrunken.[1]) Ferner ging die Rede, Gott selbst habe ihm zum Kampfe gegen die Heiden das Schwert „Trunkhart“ und das Horn „Olifant“ durch einen Engel vom Himmel geschickt,[2]) mit dem Auftrag, beides an Roland zu geben, der durch die Kraft dieser Waffen alle Feinde betäuben und besiegen und auch nicht eher sterben würde, als bis er den Tod selbst begehrte. Wir gehen auf keinen Fall zu weit, wenn wir in Wahrheit Odins eigenes Schwert und das Gjallarhorn darunter vermuthen. Karl macht auch einen fabelhaften Ritt, zwar nicht durch die Luft auf dem göttlichen Sleipnir, hier ist die Mythe bereits zahm geworden, doch ist die Strecke von Ungarn bis Aachen für eine dreitägige Fahrt zu Ross immer noch verdächtig genug. Zehn Jahre treibt er sich gegen die Heidenschaft um, da sollte Karls Gemahlin, die ihn todt glaubte, eine neue Ehe eingehen mit dem König von Engelland;[3]) aber Gott sendete einen Engel an Karl, der ihm die Bedrängniss seiner Hausfrau verkündet und ihn zugleich belehrt, wie er die 115 Rasten bis in sein Land noch vor der Hochzeit zurücklegen könne. Karl, nicht an Gottes Wunder zweifelnd, thut wie der Engel gebietet. Am nächsten Morgen kaufte er von seinem Schreiber dessen starkes Pferd, sass sogleich auf und es trug ihn in einer Tagreise aus der Bulgarei über Feld, Moor und Haide, bis zur Stadt Rab; am folgenden Tage, noch bei Sonnenschein, erreichte er Passau (Pazzauwe), fand dort den bezeichneten Wirth, der ihn freundlich aufnahm; als am Abend das Vieh heim kam, lief auch ein schönes Ross in den Hof; Karl ergriff es bei der Mähne und verlangte es von dem Wirthe. Dieser wendet ein, es wäre noch zu jung und ungebändigt; Karl aber bestand

---

[1]) Aretin S. 82 ff.

[2]) Das geschah zu Regensburg; wo heute die sog. Gelübdsäule auf der sog. Predigt steht, hat ein Engel dem Kaiser das Schwert überreicht. Er erfocht damit einen grossen Sieg, doch fielen ihm auch gegenüber den unzählbaren Heiden an 30,000 Ritter, die in einem Hügel, dem Siegberg, bestattet wurden. Die Stadt feierte das Gedächtniss der Schlacht alljährlich am Namenstage des nie canonisirten, vom Volke aber immer als heilig behandelten Kaisers durch einen (erst zur Reformationszeit abgeschafften) Gottesdienst in der sog. Weihsanktpetercapelle (deren Erbauung dem Kaiser zugeschrieben wurde, an ihrer Stelle gründeten die Schotten a. 1075 ihr Kloster), der von 1451 an im Nieder-Münster abgehalten wurde. vgl. Histor. Verein der Oberpfalz. 1845. IX. S. 17.

[3]) Aretin S. 85 Jans Enenkel (ein Wiener † c. 1250) in seinem Weltbuch. vgl. van der Hagen Gesammt Abent. II. 615 ff. Grimm Deutsche Sagen II. 105 ff. Massmann Kaiserchronik. III 1032.

darauf. Der Wirth überliess es ihm gern für viele Goldstücke, obendrein bot ihm Karl sein bisher gerittenes Pferd zum Leikauf.[1]) Am dritten Morgen früh bestieg Karl das junge Ross und es trug ihn denselben Tag bis vor seine Burg zu Aachen, wo überall bereits in den Strassen schon Sang und Klang, Tanzen und Springen die morgige Feier verkünden. Karl übernachtet heimlich und setzt sich am frühesten Tage auf seinen Königsstuhl im Dome, wo er anfänglich für ein Gespenst gehalten, dann aber freudig empfangen wird.

Dessgleichen erzählte man von einem unheimlichen Liebeszauber, der ihn an die Leiche seiner Frau band, bis ein Bischof den Zauber aus ihrem Munde nahm, worauf die Leiche zusammenfiel.[2]) Da Karl so strenges Recht übte, das Jeder durch das Läuten einer Glocke ansprechen konnte, so soll sogar einst eine Natter davon Gebrauch gemacht haben, die um den Klöpfel sich schlingend, ihn bewegte; als man ihr zu dem Neste folgte, lag breit über ihren Eiern eine Kröte, an welcher der Kaiser das Naturrecht vollziehen und selbe spiessen liess.[3]) Wir übergehen die duftige Sage von Emma und Eginhard, obwohl sie in's heutige Bayern hereinspielt. — Karls ganzes Leben ist ein Märchen, Alles verwebt mit Träumen, Engeln und Reliquienwundern; selbst das Unmögliche wird ihm möglich, seine grossartigsten Projecte hielt das Volk für ausgemacht und vollendet, wie denn lange Zeit die vielleicht nicht unrichtige Meinung fest stand, der Kaiser habe wirklich im Jahre 793 von Regensburg aus, durch das Altmühlthal nach Wirzburg die Fahrt gemacht und zwar in einem Schiffe, welches stellenweise getragen werden musste.[4]) Karl wurde eine Art Artus, umgeben von einer zwölfzähligen Asen-Tafelrunde mit dem Rolandsrecken an der Spitze,[5]) dessen Waffen und Horn wir als unzweifelhaftes Göttergut

---

[1]) Aufgeld über den bedungenen Preis, zum Vertrinken

[2]) Vgl. Keller Karlmeinet. v. 317 21 und K. Bartsch Karlmeinet, ein Beitrag zur Karlsage. Nürnberg 1861 S. 43.

[3]) Nach der ältesten Fassung im III. B. der Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft zu Zürich. 1846. v. d. Hagen Ges. Abent. II. 637 ff.

[4]) Ritter von Lang im Jahresbericht des histor. Vereins im Retzatkreis für 1830 und Inland 1831. S. 158 ff. — Das ganze Mittelalter hindurch blieb diese Miniaturcopie des Suezkanal unvergessen, Crusius besuchte die vestigia der Gräben, und Pastorius wusste im Anfang des vorigen Jahrhunderts gleichfalls davon. (Franconia rediv. 1702. S. 375.)

[5]) Sehr lehrreich hiefür ist der Carl des Strickers, ein über 12,000 Verse umfassendes Gedicht, welches K. Bartsch Leipzig 1857 herausgegeben hat und das sich in drei Handschriften auf der Münchner Bibliothek befindet.

erklärt haben. Zuletzt ist er noch, wie der verwünschte Gott, in den Untersberg entrückt, da sitzt er schlafend, wie sie ihn zu Aachen in's Grab gesetzt, mit der goldenen Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand (ebenso wie im Brunnen auf der Feste zu Nürnberg)[1]) und sein Bart ist um den Tisch gewachsen; hat er die letzte Ecke zum drittenmale erreicht, so tritt das Ende der Welt ein. Schon Viele haben ihn dort nickend, wie im schweren Traume, gesehen. Ueberhaupt ist es dort herum nicht geheuer, es ist eine alte heilige Cultusstätte, auch wilde Frauen haben sich nach dem glaubwürdigen Brixner-Volksbuch[2]) in den Höhlen angesiedelt, Zwerge treiben daselbst ihren Spuck und selbst Riesen wurden gesehen, wie das alte Männer im Jahre 1645 unzweifelhaft erlebt und beglaubigt haben. Das Merkwürdigste ist aber die Relation des Lazarus Aizner, Stadtschreiber zu Reichenhall, der im Jahre 1529 selbst sieben Tage lang im Untersberg verweilt haben will.[3]) Er schildert das Innere, wie eine Montsalvaz-Kirche, als einen grossen Dom mit 200 Altären und 30 Orgeln, wo alle Tageszeiten und verschiedene Gottesdienste von den Bergmönchen und einer grossen Masse unterirdischen Volkes abgehalten werden. Zwölf Gänge führen unterirdisch hinüber unter dem Königssee nach nach St. Barthlme,[4]) auf Salzburg in die Domkirche, wo von den Geistern mitternächtiger Gottesdienst gehalten wird und viele Zeugen noch leben, die den Dom nächtlicher Weile beleuchtet gesehen haben, item Herr Lazarus Aizner mit seinem Begleiter bald von dem Messner erwischt worden wären, hätten sie sich nicht rechtzeitig noch hinter den Stühlen bei der grossen Orgel durch die Mauern unter die Erde salviert, von wannen sie eingegangen. Auf gleiche Weise gehen die Wege, so breit, dass immer drei und drei neben einander wandern können, nach Reichenhall und Feldkirchen, auf die Gemein, Seekirchen,

---

[1]) Grimm Deut. Sagen. I. 28. Schönwerth III. 358.

[2]) Der vollständige Titel dieses merkwürdigen, bereits von den Gebrüdern Grimm in ihren „Deutschen Sagen" ausgebeuteten Büchleins lautet: Sagen der Vorzeit, oder ausführliche Beschreibung von dem berühmten Salzburgischen Untersberg oder Wunderberg. Wie solche Lazarus Gitschner (Aizner), ein frommer Bauersmann von der Pfarr Berghaim, vor seinem Tod seinem Sohn Johann Gitschner in Gegenwart mehrerer geistlichen und weltlichen Personen geoffenbaret, und dieses alles nach seinem Tod bey vorgenommener Inventur schriftlich vorgefunden worden. Brixen, im Jahre 1782. 40 S. kl. 8⁰.

[3]) Massmann gibt dessen Bericht in s. Bairischen Sagen (München 1831. S. 42 ff.) nach einer Handschrift des XVII Jahrh.

[4]) „Da sprach der Mönch im Gehen zu mir: Schau Lazarus, jetzo gehen wir tief unter dem See."

St. Maximilian, auf St. Michael in die Insel, St. Zeno, auf Traunstein gen Egg, nach St. Peter und Paul bei Hall und St. Dionysien. Allemal mündet der Weg hinter dem Altar in der Kirche, wo sie Metten singen und wieder zurückkehren. Fünfmal sieben Jahre lang aber musste der Berichterstatter schweigen und nur dem Pfarrherrn durfte er unterdessen die Sach' anzeigen und aufschreiben, wie er auch that, auf ein grosses Pergamen. Natürlich sah er den Kaiser und der dabei erhaltene Faustschlag, der ihm sein Lebenlang verspürbar blieb, ist ein sicheres Rechtsalterthum, sich die Majestät gehörig einzubläuen und von allem weiteren Vorwitz zu lassen. Auch hat ihm der Mönch in der grossen Bücherei unterschiedliche uralte Schriften aufgeschlagen, die von den nachfolgenden Zeiten sagen und der brave Schreiber hat Alles wohl in seinem Haupt behalten und niedergeschrieben und die Vorhersagungen traffen alle zu und werden es noch thun, wenn nur die Jahrzahlen nicht trügen und richtig sind.[1]) — Am Walserfeld steht ein dürrer Birnbaum, wenn der zu grünen anhebt, dann wird bald eine gräuliche Schlacht geschehen, wie sie schon im Muspilli angedeutet und dem Weltuntergange vorausgeht; sie währt drei Tage, wobei den Streitenden das Blut bis an die Knie reicht; ein Baiwarenfürst aber wird siegreich kommen und sein Wappenschild an den Baum hängen. Man hat ihn schon dreimal umgehauen, aber immer schlug seine Wurzel wieder aus,[2]) zuletzt blühte er wirklich nach dem Bericht der Augenzeugen im Jahre 1848. — Dasselbe aber erzählen schon Johannes von Montevilla aus dem Thale Josaphat und unser Johannes Schiltberger gleichfalls. Die Sage, in einer viel ursprünglicheren Fassung existirt auch in der Oberpfalz,[3]) wo sie ganz im Mittelpunkt der Mythe erscheint.

---

[1]) Auch darf nicht vergessen werden, dass Lazarus Aizner neben dem Kaiser Karl auch den „Kaiser Friederich, wie er einstens von dem Walserberg verzuckt worden ist“ und noch andere Herren und Fürsten sieht, als den Herzog Albrecht von Bayern und seine Hausfrau, den Erzbischof Leonhard von Keutschach zu Salzburg, den Herrn Prälaten von St. Peter und Probsten zu St. Zeno u. s w.

[2]) Aehnliches auch im klassischen Alterthum. vgl. Lasaulx Philosophie der Geschichte 1856. S. 118 ff.

[3]) Schönwerth. III. 339. — Zur Zeit des Barthel Regenbogen war die Sage schon auf Kaiser Friedrich übergegangen: sein viertes Lied im grauen Ton erzählt, wie der Kaiser ohne Schwertstreich das hl. Grab gewinnt und seinen Schild an den dürren Baum hängt, der fortan grünet: das ist, laut der Sibyllendichtung, der aus dem Paradiese stammende Baum, welcher sich nicht in Salomons Tempelbau fügen wollte und zurückgelegt, zum Kreuzesstamm wurde, an welchem neues ewiges Leben blühte. v. d. Hagen MS. IV. 637 —

Daneben gingen aus Karls Zeit noch andere Sagen, so berichtet z. B. Crusius (in seiner schwäbischen Chronik I. 330): Einst kam Karl d. Gr. auf sein Schloss bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildgard. Als sie nun über Tisch sassen und Mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, während ihre Söhne Pipin, Carl und Ludwig daneben standen, hub Pipin an und sprach: Mutter, wenn einmal der Vater im Himmel ist, werde ich dann König? Carl aber wandte sich zum Vater und sagte: Nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reich. Ludwig aber, der jüngste, bat beide Eltern, dass sie ihn doch möchten König werden lassen. Als die Kinder so stritten, sprach die Königin: Eueren Zwist wollen wir bald ausmachen; geht hinab in das Dorf und jeder lasse sich einen Hahn von den Bauern geben. Die Knaben stiegen die Burg hinab mit ihrem Lehrmeister und den übrigen Schülern und holten die Hähne. Hierauf sagte Hildgard: nun lasst die Hähne mit einander kämpfen, wessen Hahn im Kampfe siegt, der soll König werden! Die Vögel stritten und Ludwigs Hahn überwand die beiden anderen. Und Ludwig erlangte auch wirklich nach seines Vaters Tode die Herrschaft. (Grimm Deut. Sagen. II. 104.)

Doch fehlt es uns nicht an ausdrücklichen Zeugnissen, dass solche Kunden auch gesungen wurden. Im Jahre 905, unter der Regentschaft Ludwig des Kindes, trug sich die Geschichte zu mit dem Grafen Adalbert von Babenberg. Dieser hatte einen Bruder des Königs erschlagen und wurde nun in seiner Burg belagert, aber lange vergeblich, bis er durch die List des Erzbischof Hatto von Mainz zu Falle kam. Von dieser Untreue des Hatto hörte man, wie Otto von Freising erzählt, lange noch auf allen Kreuzwegen und Malstätten vor dem Volke singen. Andere Sagen sind mit den Liedern verschollen, wie die von Erbo's Wisent-Jagd, die vom Spielzeug der Fahrenden klangen. Andere haben sich nur in Prosaauflösung durch die Gunst irgend eines Chronisten erhalten. So hatte König Heinrich der Finkler einen getreuen Recken, Namens Kuno, der aus königlichem Geblüte stammte und, wenn auch klein von Gestalt, doch gross an Herz und Muth sich erwies. Dieses winzigen Aussehens wegen gab man ihm den Namen Kurzbold (Curzibolt-Däumling); er war aber gar kühn, erschlug einen Löwen und wurde so berühmt, dass das Volk von ihm sagte und sang. Der St. Galler Eckehart schrieb, von ihm gebe es viele Sagen und Lieder (vulgo concinnatur et canitur), aber er liess die Erzählung der

Begebenheiten aus, weil zu seiner Zeit (zweite Hälfte des XI. Jahrh.) die Lieder zu allgemein bekannt waren.

Ein schönes Spiegelbild alter Ritterlichkeit und ächter deutscher Treue ist die Geschichte des Heinrich von Kempten, die den Poeten willkommenen Stoff bot. Wir erzählen sie hier, obwohl uns nur die spätere Bearbeitung durch Konrad von Wirzburg erhalten ist. [1])

Der mächtige Kaiser Otto (unter welchem offenbar der Erste seines Namens gemeint ist) hatte einen schönen langen Bart, den er sorgfältig pflegte (er zôch in vil zarte) und was er bei dem Barte geschwur, das war unwiederruflich. Er hatte „roetelehtez hâr“ und sein Gemüthe war böse und hart, wer etwas wider ihn that, dem wurde ohne Gnade der Tod geschworen. Einst feierte er auf der schönen Veste zu Babenberg das Osterfest, zu welchem viele geistliche und weltliche Fürsten und Mannen kamen. Am Ostertage, während der Messe, wurden die Tische bereitet, Trinkgefässe hingesetzt (manik schoene trinkvaz) und Brode aufgelegt. Nun war hier auch ein wonniglicher Knabe, der Sohn und Erbe des Herzogs von Schwaben; der zarte Knabe ging um die Tische und nahm in seine blanken Hände ein lindes Brod, um es zu essen, wie Kinder pflegen. Das gewahrte der jähzornige Truchsess des Kaisers, er lief auf den Knaben zu und schlug mit seinem Stabe den jungen Herzog, dass er niederstürzte und ihm Scheitel und Haar von dem rothen Blute nass wurden. Das ersah der mannliche Ritter Heinrich von Kempten, der Zuchtmeister des jungen Herren, den er väterlich liebte und hergeleitet hatte: er gerieth in Zorn und schalt den Truchsess, dass er so unritterlich eines edlen Fürsten Frucht schlage. Der Truchsess trotzte auf sein Amt, er fürchte ihn so wenig als der Habicht das Huhn. Da ergriff Heinrich einen Stecken und schlug ihm den Scheitel ein, wie ein Ei, dass er wie ein Topf der in Scherben geht, umkugelte. Nun kam der Kaiser, sass zu Tische und sah das frische Blut auf dem Estrich; zornig vernahm er die That und verurtheilte den Ritter, der die Ehre des kaiserlichen Hofes zerbrochen, zum Tode. Heinrich entschuldigte sich und bat, den osterlichen Tag und die hohe Versammlung durch Gnade an ihm zu ehren. Der rothe Kaiser aber

[1]) Die Geschichte erzählt Crusius, Königshoven und noch die Cölner Chronik von 1499. Conrad von Wirzburg brachte sie in zierliche Verse und zwar für den Herrn von Tiersberg, Domprobst zu Strassburg. Herausgegeben von K. A. Hahn 1838 und in v. d. Hagens Ges. Abent. I 63 – 83. (Frei bearbeitet wurde die Dichtung in neuerer Zeit von A. L. Follen.)

schwur ihm mit grimmen Herzen den Tod bei seinem rothen Barte. Nun wusste Heinrich, wie es mit dem Eide stand, wollte sich aber sein Leben wehren, sprang also zu dem Kaiser, ergriff ihn bei seinem langen Barte, zog ihn über den Tisch, dass alle Speisen niedergerissen wurden, dem Kaiser die Krone in das Palas (Saal) fiel und er vieler Haare beraubt wurde, warf den Kaiser unter sich, zuckte ein scharfes Messer von der Seite, würgte ihn am Halse (Kragen) und setzte es ihm mit dem Verlangen um Widerruf und Sicherheit an die Kehle. Er würgte ihn, dass er nicht sprechen konnte. Zwar sprangen die Fürsten schnell auf, dem zum Tode gefährdeten Kaiser beizustehen: Heinrich aber drohte diesem sogleich den Tod, wenn ihn Einer nur zu berühren wage. Der Kaiser winkte ihnen, dass sie Alle hinwegtraten und der unverzagte Heinrich zwang den Kaiser, dass er mit aufgehobenem Finger und bei kaiserlicher Ehre gelobte, ihn unverletzt fahren zu lassen. Da liess ihn Heinrich los. Als der Kaiser wieder auf seinem reichen Stuhle sass, strich er Haar und Bart und gebot Herrn Heinrich, dem er nur Leib und Leben geschenkt hatte, sogleich sich von hinnen zu heben (nû strîchet iuwer strâze) und ihm nie mehr unter die Augen zu kommen; ihr habt „vil harte an mir geunvuoget," er brauche keinen solchen Scheermeister, der ihm Haut und Haar unsanfte ausgerissen. — Heinrich kehrte heim gen Schwaben, wo er ein reiches Lehen mit Aeckern, Wiesen und Feldern von dem Abte zu Kempten als Dienstmann hatte. (v. 1—391.) — Darnach über zehn Jahren geschah es, dass der Kaiser „eins grôzen urliuges" pflog jenseit des Gebirges vor einer Stadt, so lange, dass es ihm an Leuten fehlte und er daher alle Lehensmänner des deutschen Reiches schnelle nach Apulien entbot. So ward auch dem Abt von Kempten ein Bote gesandt, der nun alle seine Dienstmannen entbot und auch Herrn Heinrich kommen liess, der sich jedoch wegen der kaiserlichen Ungnade weigerte und dafür seine beide Söhne senden wollte; der Abt aber wollte seiner nicht entbehren und drohte ihm mit Entziehung des Lehen; da gehorchte Herr Heinrich und zog kühnlich über's Gebirge zu der belagerten Stadt. Dort mied er jedoch des Kaisers Angesicht und schlug seine Hütte etwas seitab von dem Heere. Während er sich eines Tages in einem Zuber badete, sah er, wie ein Theil der Bürger aus der Stadt dem Kaiser entgegenstapfte, um mit ihm zu „teidingen,"[1]) ihm aber einen Hinterhalt legten, um den Kaiser zu er-

[1]) Teidingen, tage=dingen, einen Tag zu einer Verhandlung anberaumen; verhandeln, unterhandeln, übereinkommen.

schlagen. Da liess er „baden unde twahen," sprang aus dem Zuber, nahm seinen Schild von der Wand und ein gutes Schwert und lief, bloss wie er war, dem Kaiser zu Hülfe: zerhaute und zerhackte die Feinde, schlug Viele todt und machte Alle flüchtig. Dann aber lief er wieder in das Bad, setzte sich nieder und badete wie zuvor. Der Kaiser rannte in das Lager zurück, sass zornig im Zelt und frug nach seinem nackten Retter, den er hoch rühmte und kaiserlich lohnen wollte. Alle aber stunden „sumelîche" und wollten ihn nicht nennen, bis ihm der Kaiser seine Schuld verziehen. Da verschwor sich der Kaiser, ihm gnädig zu sein, selbst wenn er seinen Vater erschlagen hätte. Nun nannten sie ihm auch den Heinrich von Kempten und der Kaiser erkannte, dass nur der Held, der einst seinen Bart raufte, jetzo nackt so tapfer für ihn streiten mochte; er gab ihm seine Huld, doch wollte er ihn vorerst noch erschrecken. Er liess ihn sogleich holen und frug ihn „zorneclîchen" wie er sich unterstünde, ihm unter die Augen zu kommen. Heinrich entschuldigte sich durch das Gebot seines Lehensherrn und betheuerte, dass er dem ungern gefolgt sei. Da lachte der Kaiser, dankte ihm laut sein Leben, sprang auf, küsste ihn und gab ihm reiches Lehen zu seiner Huld: So erwarb sich der kühne Held unvergänglichen Ruhm und Reichthum (v. 392—764). —

Sehr viele Städte haben ihre Riesen- und Heldensage. So ist das „Goliath-Haus"[1]) zu Regensburg der uralte Zeuge eines in biblisches Gewand verkleideten Riesenkampfes und Hans Dollinger ist ein gleicher liedergepriesener Recke,[2]) und selbst ein Schuster findet sich unter den Kämpen, der zu Lauingen schweren Streit und Arbeit so rühmlich ausgefochten, dass sein Angedenken später noch in mächtiger Bilderschrift an dem merkwürdigen Thurme verewigt ist.[3]) Zur Zeit, als die Heiden bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau zwischen Lauingen und dem Schlosse Faimingen. Nach mehreren vergeblichen Kämpfen kamen endlich beide Partheien überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Calatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den

---

[1]) Schuegraf: Das Goliath-Haus zu Regensburg. 1810.

[2]) Sein „Wappen" ist ein Straus ein Hufeisen im Schnabel haltend. vgl. Beschreibung des bayer. Kreises. 1703. S. 233.

[3]) Dieser sog. Hofthurm wurde im J. 1478 durch den damaligen Stadtpfleger Imhof erbaut. vgl. (Mittermayr) Sagenbuch der Städte Lauingen u. s. w.

Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiss erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: Was sinnest du? ich sage dir, dass du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfwil (später Lauingen) ist dazu ausersehen. Der Calatin versetzte: Wer bist du? wie dürfte ich die Ehre dieses Kampfes von mir ablehnen? Ich bin St. Georg, Christi Held, sprach der Unbekannte, und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling. So sprechend zog er den Daumen aus der Hand und gab ihn dem Marschall, welcher ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde befohlen, dass der Schuster gegen den Heiden streiten sollte. Der Schuster übernahm es und besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiser die Wahl drei Gnaden sich auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe von Lauingen, dass diese der Stadt als Gemeingut gegeben werde; zweitens, dass die Stadt mit rothem Wachs siegeln dürfe,[1]) drittens dass die Herren von Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt und der Daumen St. Georgs sorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefasst zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim.

Bekanntlich verfasste die sächsische Nonne Hrotsvitha ein lateinisches künstliches Carmen zum Ruhme Kaiser Otto I., daneben aber gab es überall viele Volks- und Soldatenlieder (um 970, Muratori III. 690), die den Wiederhersteller des Reiches lobten und priesen. Seine Heldenthaten, namentlich gegen die Ungarn, welche er für immer in die Gränzen Karl des Grossen zurückschlug, frischten die alten Heldenlieder und Sagen der Völkerwanderung und älterer Zeit auf, insbesondere die Nibelungen, die sein Freund Bischof Pilgerim von Passau, offenbar nicht ohne Nebenabsicht, abfassen liess. Bevor wir aber darauf eingehen, müssen wir noch die Welfensage in's Auge fassen, die bedeutungsvoll nach Bayern hereinspielt.

Als älteste Spur derselben erscheint die Erzählung des Paul Warnefried (I. 15), dass ein böses Weib sieben Söhne geboren und selbe in einen Teich geworfen habe. Wie nun zufällig der Langobardenkönig

---

[1]) Nach Reisach (Neuburger Taschenbuch f. 1808. S. 317) erbat der Sieger das Haupt des Riesen oder Mohren zum Stadtwappen; das älteste Sigill, welches erhalten ist, stammt vom Jahre 1270 und könnte nach der Abbildung in Reisach's Taschenbuch eher für einen Christuskopf im byzantinischen Style gelten.

Agelmund vorübergegangen und seine Lanze hineingehalten, da griff eines der Kinder mit voller Kraft darnach, wurde vom König herausgezogen, nach dem triefenden Schlamm Lamisso genannt und erzogen. Das war ein Knabe. Als er herangewachsen, kam er mit dem König an einen Fluss, dessen Uebergang die Amazonen verwehrten. Den Streit sollte ein Zweikampf entscheiden und Lamisso warf sich von der einen, eine tapfere Amazone von der anderen Seite in den Fluss und beide kämpften schwimmend. Aber Lamisso siegte und wurde später selbst König. — Ausgebildet dagegen erscheint die Sage schon bei Crusius [1]) und bei weitem näher gerückt. Da war ein Graf zu Altdorf und Ravensburg in Schwaben, der hiess Warin, sein Sohn Isenbart, Irmentrut aber dessen Gemahlin. Es geschah, dass ein armes Weib unweit Altdorf drei Kindlein auf einmal zur Welt brachte, das erachtete Irmentrut für unmöglich und schmähte die Ehre der armen Frau öffentlich vor ihrem Herrn und Gemahl: diese Ehebrecherin verdiene nicht anders, als in einen Sack gesteckt und ertränkt zu werden. Nun aber geschah's, dass ein Jahr darauf die Gräfin selbst, als ihr Gemahl eben ausgezogen war, zwölf Kindlein, eitel Knaben, gebar. Zitternd und zagend, dass man sie ihres eigenen früheren Redens gemäss, des Ehebruchs zeihen könne, befahl sie der Kellnerin, die andern elfe (denn das zwölfte behielt sie) in den nächsten Bach zu tragen und zu ersäufen. Indem nun die Alte diese eilf unschuldigen Knäblein in ein grosses Becken gefasst, in den vorbeifliessenden Bach, die Scherz genannt, tragen wollte, schickte es Gott, dass der Isenbart selber heimkam und die Alte frug, was sie da trüge? Diese antwortete: es wären Welfe, d. h. junge Hündlein. Lass schauen, sprach der Graf, ob mir einige zur Zucht gefallen, die ich hernach ziehen will. Ei, Ihr habt Hunde genug, meinte die Alte und weigerte sich, ihr möchtet ein Grauen nehmen, sähet ihr einen solchen Wust und Unlust von Hunden. Allein der Graf liess nicht ab und zwang sie hart, die Kinder zu blössen und zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, wiewohl klein, doch von adlicher, schöner Gestalt und Art, frug er heftig und geschwind: wess die Kinder wären. Und als die alte Frau bekannte und ihn des ganzen Handels verständigte, wie dass nämlich die Kindlein seinem Gemahl zustünden, auch aus was Ursach sie hätten umgebracht werden sollen, befahl der Graf diese Welfen einem reichen Müller der Gegend, welcher sie auf-

[1]) Grimm Deut. Sagen II. 233 ff. und Grässe Sagenkreis des Mittelalters. S. 74 ff.

ziehen sollte und gebot der Alten ernstlich, dass sie wiederum zu ihrer Frau ohne Furcht und Scheu gehen und nichts anderes sagen sollte, als: ihr Befehl sei ausgerichtet und vollzogen worden. Sechs Jahre hernach liess der Graf die elf Knaben, adelich geputzt und geziert in sein Schloss, da jetzt das Kloster Weingarten steht, bringen, lud seine Freundschaft zu Gaste und machte sich fröhlich. Wie das Mahl schier vollendet war, hiess er aber die elf Kinder, alle roth gekleidet, einführen; und Alle waren dem Zwölften, den die Gräfin behalten hatte, an Farbe, Gliedern, Gestalt und Grösse so gleich, dass man eigentlich sehen konnte, wie sie von einem Vater und einer Mutter stammen. Da frug der Graf feierlich: was doch ein Weib, die so herrlicher Knaben elfe umbringen wollen, für einen Tod verschulde. Machtlos fiel die Frau dem Grafen zu Füssen und flehte jämmerlich um Gnade und da auch die Anderen für sie baten, so verzieh der Fürst ihrer Einfalt und kindlichen Unschuld, aus der sie das Verbrechen begangen hätte. Der Graf aber ordnete zum ewigen Gedächtniss, dass seine Nachkommen sich fürder nicht mehr Grafen zu Altdorf, sondern Welfen und sein Stamm der Welfen Stamm heissen sollten. — Ganz genau kehrt die Sage im bayerischen Walde wieder, nur mit einer Sechszahl von Kindern, auf der bei Regen gelegenen Veste Weissenstein, daher stamme, heisst es, das Geschlecht der Grafen von Hund. — Die Dodekalogie ist allein das Mythische an dieser Sage, [1]) die übrigens offenbar von späterer, ächt volksthümlicher Fassung zeigt. Andere berichten: der Vorfahre dieses Geschlechts habe sich an des Kaisers Hof aufgehalten, als er von seiner Gattin, die eines Söhnleins genass, zurückgerufen wurde. Da sagte der Kaiser scherzweise: Was eilst du um eines Welfen willen, der dir geboren ist? Der Ritter antwortete: weil nun der Kaiser dem Kind einen Namen gegeben, solle das gelten und bat ihn, es zur Taufe zu halten, was auch geschah. — Eine andere Welfensage wird von Herzog Balthasar von Schwaben erzählt, der ein Töchterlein Herzog Albans von München zur Frau hatte und da sie in 14 Jahren kein Kind gewonnen, den Sohn eines Jägers unterschob. [2])

Eine weitere Welfensage ist die von Heinrich und seinem güldenen Wagen. [3]) Zu Zeiten König Ludwigs von Frankreich lebte in

[1]) Simrock Mythologie. S. 194.
[2]) Grimm II. 237 nach Lirer's schwäb. Chronik.
[3]) Ibid. II. 238.

Schwaben Eticho der Welf, ein reicher Herr, und seine Gemahlin war Judith, eine Königstochter aus Frankreich. Eticho war so reich und stolz, dass er einen goldenen Wagen im Schilde führte und sein Land weder von Kaiser noch König in Lehen nehmen wollte, verbot das auch seinem Sohne. Dieser aber, dessen Schwester dem Kaiser Ludwig dem Frommen vermählt war, liess sich einmal von derselben bereden, dass er dem Kaiser ein Land abforderte und bat, ihm so viel zu verleihen, als er mit einem güldenen Wagen in einem Vormittage umfahren könne in Bayern. Das geschah. Ludwig aber traute ihm nicht solchen Reichthum zu, dass er einen güldenen Wagen vermöchte. Da hatte Heinrich immer frische Pferde und umfuhr einen grossen Fleck Landes und hatte ein goldenes Wägelchen in den Busen gesteckt. Also ward er des Kaisers Mann. Darob erzürnt, nahm der alte Vater zwölf Edelleute zu sich, ging wie König Herlaug (in der Sage Harald des Schönhaarigen) in einen Berg und blieb darinen und vermachte das Loch, dass ihn Niemand finden konnte. Das geschah bei dem Scherenzerewald, darin verhärmte er sich mit den zwölf Edelleuten. (Perz Mon. VII. 761.) — Diese Art und Weise der Landeserwerbung kehrt häufig anderwärts wieder, z. B., wie ein hungernder Sachse sein Gold an einen Thüringer um einen Rock voll Erde verkauft (Grimm deut. Sagen II. 65), wie Remigius das Land umgeht, während der Frankenkönig Chlodowig schläft und der Wette gemäss eine grosse Strecke zu seinem Eigenthume gewinnt (ib. II. 78), wie der Spielmann, welcher den Kaiser Karl nach Italien geführt hat, so viel Landes verlangt, so weit der Schall seines Hornes gehört werden kann. (ib. II. 111 ff.) Aehnliche Kunde geht auch von dem Augustinerkloster Wettenhausen (zwischen Ulm und Augsburg). Es wurde 982 von zwei Brüdern, Conrad und Wernher, Grafen von Rochenstain oder vielmehr von ihrer Mutter Gertrud gestiftet. Diese verlangte und erhielt von ihren Söhnen so viel Landes zur Erbauung einer hl. Stätte, als sie innerhalb eines Tages umpflügen könnte. Dann schaffte sie einen ganz kleinen Pflug, barg ihn im Kleide und umritt dergestalt das Gebiet, welches dem Kloster sonach gehörte. — Der goldene Wagen oder der Pflug[1]) gemahnt an den Wagen des Frô oder der Nerthus, denen die Wagen, Schiff und Pflug der Holda, Bertha, Isis und Nehalennia zur Seite stehen. — In einer Variante der Sage heisst es, Heinrich habe so viel

[1]) Simrock Mythologie. S. 399.

Landes verlangt, als er zur Mittagszeit, während der Kaiser schlafe, mit einem goldenen Pfluge umziehen könne; er habe sich darauf einen goldenen Pflug machen lassen und selben im Gewande geborgen; mit immer frisch gewechselten Pferden durchjagte er eine grosse Strecke. Sein Vater aber hatte sich mit der sagenhaften Zwölfzahl seiner Genossen in einen Berg begeben, habe alle Zugänge versperrt und sei da bis an sein Lebensende (c. 910) verblieben. Der Scherenzerewald wäre vielleicht in der Nähe von Etal zu suchen, denn der Bericht setzt hinzu: später habe einer seiner Nachfolger, um Gewissheit dieser Kunde zu erlangen, die Gräber auf dem Gebirg suchen und die Todtengebeine ausgraben lassen. Darunter aber könnte kein anderer als Kaiser Ludwig der Bayer verstanden sein, der bei Gründung seines Klosters Etal auffallend viele menschliche Gebeine fand. Da er nun die Wahrheit völlig daran erkannt hatte, dass hier Etichos und seiner Genossen letzte Rast, liess er an dem Ort eine Capelle bauen und sie da zusammen bestatten.[1]) — Eticho, Edica sind nach Grimm (Gesch. der deut. Sprache S. 327) alte Ausdrücke für Heisshunger und der Hunger kann als Hund, Welf und Wolf gedacht worden sein. Auf Eticho aber muss sich eine alte Kunde von der Herrschaft seiner Ahnen über das Reich der Unterwelt und des Todes übertragen haben; bei seinem Sohne finden wir den Gegensatz, die Einwirkung auf das Leben, die dem nordischen Freyr (Frô) zustand. Wir glauben nicht zu irren, sagt Hocker,[2]) wenn wir annehmen, dass sich der Name der Welfen von ihrer Beziehung zur Unterwelt herleite. Alles Glück und aller Segen ist durch die Fruchtbarkeit des Welfengeschlechtes, sinnbildlich durch die vielen Kinder oder die jungen Hunde, ausgedrückt.

Ein weiteres Glied der Welfensage ist der Schwanenritter, der auch bei uns vorkommt, zwar ohne Namen, aber auf der Burg von Hohenschwangau, auf der einst Welfen, Staufer und Schyren hausten. Die Sage bei Schöppner[3]) stimmt mit jener von Cleve ganz überein.[4])

---

[1]) Daisenberger Oberbayr. Archiv. XX. 59 ff. — Eine Ableitung des Namens Etal von Mons Ettonis, worunter eben dieser Etho oder Ethiko gemeint sein solle, ist unstatthaft.

[2]) Stammsagen der Hohenzollern. 1857. S. 49.

[3]) Bayer. Sagenbuch. Nro. 478. I. 188 und Quitzmann Heidenthum. S. 83.

[4]) Den Stoff hat auch Conrad von Wirzburg poetisch bearbeitet; er lässt den Zweikampf unter den Augen Karl d. Gr. vollzogen werden und führt so in anderer Fassung die Schwanensage in den Kreis Karl des Grossen ein. vgl. Grimm, altdeutsche Wälder. III. 49—96. Grimm deut. Sagen II. 312 und J. W. Wolf niederländische Sagen. Leipzig 1843. S. 88.

Bayern, Schwaben, Franken und Hessen besassen dieselbe Sage und im baiwarischen Frankenlande wie im alten Lande der Chattuarier begegnen uns ihre Spuren, unvergänglichen Epheuranken gleich, die sich an einen gewaltigen Thurm heften. Ueberall ist ein aus dem Wasser gekommener Stammheld der Kern der Sage, der Wald und der Berg vertreten nur das Wasser, den Urquell alles Lebens, wie die jungen Welfen und Hunde auch wieder durch die im Wasser lebenden Kinder mit den Schwanenringen ersetzt werden. Beide sind mythologisch eins.[1])

Mit dem Schwanenritter auf's engste verwandt und gleichfalls ein Erbgut der Welfen, ist die Sage von der weissen Frau, jenem unheimlich gewordenen Wesen, das in allen Farben fast an jeglichem Hofe und in allen grösseren Familien, in alten Burgen und Schlössern spuckt. Panzer und Schönwerth haben genügende Belege darüber gesammelt und Kuhn[2]) und Hocker[3]) selbe hinreichend beleuchtet, dass wir es hier auch mit einem ursprünglich heidnischen Mythus zu thun haben, dem das Christenthum nur einige äusserliche Formen geliehen, den es aber nicht vollständig in seinem Sinne umzugestalten vermochte.

Nachdem wir also die frühesten Reste der priesterlichen Poesie, in ihrem theils christlichen, theils heidnischem Gewande, geschildert und die frühesten Erinnerungen besprochen haben, die noch in der Tradition des Volkes umgehen und entweder in wirklichen Liedern und poetischen in späterer Zeit dann umgewandelten Formen oder in chronikalen Prosaauflösungen und Nacherzählungen auf uns gekommen sind — wenden wir uns nun zum Verlaufe der eigentlichen Dichtung unseres Mittelalters.

---

[1]) Den mythischen Hintergrund der Schwanrittersage hat W. Müller in Pfeiffers Germania 1856. I. 418—440 treffend nachgewiesen. Ueber die Schwanensage vgl. weiter van der Hagen in den Abhandl. der Berliner Akademie 1846. S. 564 ff.

[2]) In Mannhardts Zeitschrift f. deut. Mythologie. 1855. III. 368—92

[3]) Stammsagen der Hohenzollern und Welfen. Düsseldorf 1857.

Erstes Buch.

Epische Dichtung.

A.

Die klösterlich-lateinische Dichtung.

Die bis jetzt erwähnten Denkmäler hatten grösstentheils noch sehr wenige kunstvollendete Form; was uns erhalten blieb, verdankt, vielleicht einzig nur mit Ausnahme des Otfried, seine Existenz mehr oder minder dem Zufall, der sie aus dem Gehör nachschrieb. Es ist das volksthümliche Singen und Sagen, was oft in seinem wirklichen Costüm, öfter aber nur in prosaischer Auflösung und chronikalen Reminiscenzen oder in späterer poetischer Fassung uns überliefert wurde. Waren diese Lieder alle an die mündliche Tradition gebunden, so tritt uns hier die von Gelehrten gepflegte Dichtung entgegen, welche bereits in eine kunstvollere Form gebannt ist und welche nicht mehr durch Gesang und melodischen Vortrag weitergetragen wird, sondern an die Schrift und das Lesen gebunden ist.

Hier ist es vielleicht am Platze, vorerst etwas weniges über unsere älteste Schrift und das Schreibmateriale zu sagen. Schon in den frühesten Zeiten war eine Buchstabenschrift bekannt; sie war kein Geheimniss der Priester, sondern wurde nur durch die Unbekanntschaft der Menge damit zu einer heimlichen Kunst. Das waren die Runen. Sie wurden ebensowohl für bleibende Aufzeichnungen, Rechtsbestimmungen und Briefe verwendet, wie zur Erforschung des Willen der Götter und zur Weissagung. Das dabei übliche Verfahren hat Tacitus mit anschaulicher Deutlichkeit geschildert. Man nahm Zweigstücke von einem fruchttragenden Baum (und zu den fruchttragenden Bäumen gehörte auch die Buche), versah sie mit gewissen Zeichen, streute sie auf's Geradewohl über den Boden und deutete die aufgelesenen Zweige, jenen Zeichen gemäss. Wir haben hier Buchstaben im engsten Sinne des Wortes, die Stäbe einer Buche, die eine gewisse Bedeutung in sich tragen: [1])

---

[1]) Diese Erklärung der Buchstaben gab van der Hagen (in Büschings Erzählungen des Mittelalters. 1814. I. 347) in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung der Edda-Lieder. vgl. ferner Altdeutsche Wälder. 1813. S. 143.

nur so erklärt sich dieses Wort; nur so der gothische und altnordische stabs, stafs (littera), das hochdeutsche Buch; nur aus jenem Einritzen der Zeichen erläutern sich die alten und heimischen Benennungen mêljan und wrîtan, nur aus dem Hinwerfen der Stäbe das mittel- und neuhochdeutsche entwerfen, d. h., zeichnen; aus dem Aufheben derselben das noch gebrauchte lesen.[1]) Man legte die Zeichen aus, wie sie nach und nach aufgelesen wurden, indem man entweder ein Wort aus ihnen bildete oder den Namen eines Buchstaben in Bezug auf den fraglichen Gegenstand brachte. — Der alte Brauch hat sich erhalten, zwar nur als Kinderspiel und gar zu Pressburg, aber bei einer aus Bayern eingewanderten Bevölkerung! Wie unsere Vorfahren im Ernste um die dunkle Zukunft zu befragen, Zweigstücke gespalten, die Rinde mit gewissen Zeichen versahen, dann sie ausgestreut, aufgelesen und jenen Zeichen gemäss gedeutet haben, so machen es die Kinder in Pressburg Wieselburg und bis Komorn hinab noch, und loosen sich auf solche Art zum Kaiser, Gefreiten und Gemeinen. Auch sind die dabei üblichen kauderwälschen Sprüche bemerkenswerth. J. Schröer, einer der eifrigsten Vorkämpfer deutschen Wesens in Ungarn, fand dort einzig nur bei einer Bevölkerung bayerischen Ursprungs diesen Brauch, der sich indess weder in Altbayern, noch auch Tirol oder Oesterreich[2]) bis jetzt zeigen wollte — ein neuer Fingerzeig und Beleg, wie unendlich Vieles im Volksleben begründet, geborgen und erhalten ist aus altehrwürdiger Vorzeit. — Von der alten Runenschrift selbst sind uns nur spärliche Reste überkommen, einige in Holz geschnittene gleichseitige Runenstäbe, die vielleicht als traditionelles Symbol richterlicher Herrschaft noch lange nachgeahmt wurden,[3]) dazu einige Pergamenthandschriften, wie jene aus Tegernsee und Regensburg[4]) und die im germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrten nicht unansehnlichen Denkmäler; die gothische Schrift behielt nur zwei Zeichen derselben bei, auch im Wessesbrunner Gebet steht noch eine einsame Rune; mehrere Steininschriften und kostbare Balken sind in der Oberpfalz erst vor kurzer Zeit zu Grunde gegangen; die Haus- und Hofmarken, die seltsamen Steinmetzen-

---

[1]) Goth. mêljan, schreiben, von mel Buchstabe, Pl. mela Schrift. Altsächs. Angels. wrîtan, Althd. rîzan, Altnord. rîta reissen, ritzen, schreiben. Ahd. riz Buchstabe. Wir gebrauchen jetzt reissen und Riss vom Zeichnen, wie malen schon im Althochdeutschen und schrîben im Mittelhochdeut. auch pingere ist. vgl. W. Wackernagel Lit. Gesch. S. 12.

[2]) J. Schröer in Wolfs Zeitschr. II. 187 ff.

[3]) Ein sehr merkwürdiges Exemplar dieser Art hat sich in das Wittelsbacher Museum gerettet.

[4]) In einer HS. aus dem VIII. Jahrh. vgl. W. Grimm, Runen. 1821. S 111 und Lauth Runen Fudark. München 1857. S. 40 ff. u. 45 ff.

zeichen an Werken der Skulptur, noch mehr aber manche Kribeskrabes der Hexenzeit und Amuletenziffer bilden den letzten sinnlosen Nachhall der alten Zeichensprache.

Die fremden Mönche und Jünger des hl. Benedict brachten andere Sprache und andere Schrift zu uns, die lateinische. Man schrieb nicht mehr auf Stein oder Holz, sondern auf Pergament; doch zeigt die Nachricht des Othlonus, wie er in Tegernsee das Schreiben erst auf Wachstafeln lernen musste, dass man mit dem Pergament, das nur zu kostbaren Werken verwendet wurde, sehr sparsam umging. Es stand hoch im Preise und wurde mit Silber aufgewogen, auch galt dieses Material statt Silber bei zu leistenden Zahlungen. So schrieb man nur auf, was wirklich ein Recht zum Bleiben hatte und auch dieses musste im Falle der Noth wieder weichen und Besserem Platz machen. Man griff dann zu dem traurigen Mittel, ältere Handschriften wieder abzukratzen. Solch ein codex rescriptus ist das älteste Todtenbuch, das Mortilogium, aus Tegernsee; auf jeder Seite desselben bemerkt man die früheren Schriftzüge und Zeichnungen, welche abgerieben wurden, über ihnen hat dann eine spätere Hand die Todtenliste eingetragen. Meginhalm ermahnt seine Schwestern, dem hl. Quirin den gehörigen Zins zu reichen, er vergleicht das Pergament geradezu mit Silber! Um ein Messbuch gab man gerne ein gross Stück Landes: Wiesen, Weinberge und Wald. Da die Mönche, besonders die zu Tegernsee, häufig um Copien ihrer Handschriften angegangen wurden, so galt es mit dem kostbaren Material zu sparen und keines zu verzetteln. Auch die Dinte (atramentum) war ein theuerer Artikel; als die Tegernseer das Glück hatten, durch ein weiteres Ingredienz einen neuen Saft zu erfinden, wurden sie von allen Seiten um Dinte bestürmt, auch wurde der schüchterne Versuch gemacht, selbe zu entlehnen und geliehen zu erhalten! Wie rar überhaupt das ganze Mittelalter hindurch dieses Fabrikat blieb, zeigen die Klagen Petrarca's, der in der Mitte des XV. Jahrh. erst nach vieler Mühe zu Lüttich so viel Dinte auftreiben konnte, als er zum Abschreiben eines dort aufgefundenen Manuscriptes benöthigt war.[1]) Betrachtet man diese Schwierigkeiten, so wird man erst recht von Dank erfüllt für die Opfer, welche die Mönche mit den Copien der alten Klassiker gebracht haben. Schon unter Herzog Theodo wurden zu St. Emeram viele Bücher abgeschrieben und prächtig gebunden. Die fränkische Prinzess Gisela (Kysila) welche im VIII. Jahrh. zu Kochel den Schleier nahm, war nicht allein des Lesens und Schreibens kundig, sondern brachte selbst einundzwanzig Handschriften mit und unterhielt

[1]) S. Günthner Gesch. der lit. Anstalten in Bayern. 1810. I. 239 u. 363.

dazu noch mit fürstlicher Generosität zu Benedictbeuern (unter Abt Waldram) eigene Copisten, deren Namen und Bücher uns noch erhalten sind, es waren die capellani Engilhard, Kadold, Hrotpert, Racholf und Tracholf. Benedictbeuern besass schon im VIII. und IX. Jahrh. eine unvergleichliche, ja die kostbarste und reichhaltigste Bibliothek in Bayern. So kam es denn durch die fleissigen Mühen und den vielseitigen Tauschverkehr, dass das Studium der Alten schon am Ende des X. Jahrh. wieder durchgedrungen hatte, dass man die Klassiker las um ihrer Schönheit willen und dass man sie nachahmte, so gut es eben ging. Zu Wessesbrunn las man damals schon den Homer; Niederalteich gelangte bald zu einem literarischen Rufe, Wolfold errichtete zu Benedictbeuern eine weitere Schule für die talentvollen Kinder der armen Leibeigenen, Ebersberg besass an Gumpo einen in der klassischen Literatur wohl erfahrenen Mann; unter den Domschulen glänzte jene Erchanbert's zu Freising, ebenso das nahe Weihenstephan und St. Emeram zu Regensburg. Die Verdienste der Klöster Tegernsee und Scheyern hat J. v. Hefner in zwei höchst interessanten Abhandlungen ausführlich beleuchtet.[1])

Auch die hohen Herren, die Kaiser und Könige setzten sich oft noch in ihren alten Tagen an den Schreibtisch. Karl der Grosse plackte sich und schrieb grosszügige Buchstaben. Otto I. erlernte nach dem Tode seiner Gemahlin Edgid nothdürftig das Lesen. Weiter kam Heinrich III. Die Bücherei zu Tegernsee hatte allgemach unter den Aebten Gosbert, Godhart († 1038), Beringer, Burkhard (1013—17), Ellinger (1019—56) und Seyfried († 1068) so ansehnlich sich vermehrt, dass man im Jahre 1054 eine ganze eigene kleine Bibliothek an Kaiser Heinrich III. als Geschenk senden konnte — und unter diesen Büchern waren sogar viele mit silbernen und goldenen Buchstaben geschrieben und die Einbände ganz unvergleichliche Prachtexemplare von getriebenem Goldblech, mit Steinen, Perlen und Elfenbein-Skulpturen besetzt! Auch Kaiser Friedrich I. machte eine grosse Bücherbestellung zu Tegernsee, weil er gar Rühmliches von der vorzüglichen Geschicklichkeit der Mönche gehört hatte. Die Codices aber mussten noch immer hoch im Preise stehen, das lehrt z. B. der Umstand, dass der Mönch Ulrich von Benedictbeuern im Jahre 1074 erst mit Erlaubniss des Abtes Ratmund und des ganzen Convents ein Messbuch an einen Grafen von Botzen für einen umfangreichen Weinberg vertauschte.[2]) — Eine Menge Handschriften wurden entweder von Frauen abgeschrieben

[1]) Jos. v. Hefner im Oberbayr. Archiv I. B.

[2]) Die Urkunde in den Mon. Boic. VII. 92. Oberb. Arch. III. 315.

oder doch im Auftrage derselben und blieben uns einzig durch ihre Liebe, Sorgfalt und ihren Fleiss erhalten. Abgesehen von den schriftstellerischen Frauen, wie z. B. die Heidenheimer Nonne, jene berühmte Ungenannte, welche das Leben des hl. Willibald verfasste, so gab es eigene Schönschreiberinnen, die nicht allein Schulmeisterdienste verrichteten,[1] sondern auch mit eiserner Beharrlichkeit und anerkennenswerther Aufopferung ihr ganzes Leben hinter dem Schreibtische verblieben. Ein rührendes Bild eines so thätigen Schaffens bietet die arme Klausnerin Diemud in Wessesbrunn.[2] Ihre Lebenszeit fällt in die Jahre 1057 bis 1130. Sie war in früher Jugend schon in das Kloster zu Wessesbrunn gekommen und lebte daselbst trotz ihrer schwächlichen Körperconstitution (wie die Erhebung ihrer Gebeine im vorigen Jahrhundert bewies) nach der strengsten Anachoretenregel als Eingeschlossene (inclusa), bei fortwährendem Fasten, die Woche drei Tage bei Wasser und Brod (Fleisch und Wein kam nie über ihre Lippen) unter Gebet und die Feder in der Hand. Als sie nach diesem kümmerlichen Leben hochbetagt starb, hatte sie eine ganze Bibliothek von Abschriften angefertigt, mehr als vierzig Werke. Davon viele von bedeutendem Umfange, die leider zum grösseren Theile verloren gegangen; der uns erhaltene Rest zeigt von einer nicht genug zu rühmenden Sorgfalt, sowohl was die Schönheit der Charaktere, als was die Reinheit und Zierlichkeit der Ausführung anbelangt. Dazu hatte sie auch von ihrer vermauerten Zelle aus einen ausgebreiteten Briefwechsel geführt und war mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in literarischer Verbindung gestanden. Das Kloster wusste den Werth der von ihr gefertigten Handschriften zu schätzen; nur drei derselben wurden in der Folgezeit veräussert. Eine Bibel, die sie geschrieben hatte, wurde für ein Landgut am Peissenberg vertauscht, ein Missale erhielt der Bischof von Trier, ein anderes der Bischof von Augsburg, eine Copie der Briefe des hl. Hieronymus waren werthvoll genug, um in Zeiten der Noth an das Kloster Stambs verpfändet zu werden, von wo der Band nicht mehr zurückkam. Der hohe Preis für Handschriften hielt sich bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst, welche den Werth der Codices so herunterdrückte, dass Abt Konrad V. (mit dem Beinamen der Ayrenschmalz, der berühmte Klostervisitator † 1492) 420 Handschriften um 1100 Pfund Pfennige für sein Kloster Tegernsee erwerben konnte. Mit der Buchdruckerei kam aber auch ein Zeitalter der Barbarei über die armen

[1] Der II. Band des grossen Hefner-Alteneck'schen Trachtenwerkes zeigt drei Bilder, worauf Frauen dargestellt sind, wie sie das Lesen lehren. vgl. auch Weinhold Die deutschen Frauen im Mittelalter. 1851. S. 91 ff.

[2] J. v Hefner im Oberb. Arch. I. 355—74.

alten Mönchsschriften, sie wurden unbarmherzig zerschnitten und trotz der schönsten Initialen und des kalligraphischen Schmuckes häufig zum Einbinden der neuesten typographischen Erzeugnisse verwendet. Auf solche Art ging ein gut Theil der vieljährigen Mühen unserer guten Diemud in Trümmer, auch das köstliche Gedicht der Tegernseer Froumut und vieles Andere, das unersetzbar und für immer verloren ist. Das Pergament hatte schon früher durch Erfindung des Lumpenpapiers seinen Werth verloren; die Brüder Frick und Hanns Holbein zu Ravensburg hatten zu Anfang des XIV. Jahrh. die erste Papiermühle etablirt und sich dadurch Reichthümer gesammelt; die erste auf Papier ausgestellte Urkunde datirt vom Jahre 1301 und wurde zu Kaufbeuern gefunden; der Ruhm, die neue Entdeckung in Bayern cultivirt zu haben, fällt auf unsere ehemalige Vorstadt Au, wo bereits 1347 eine Papiermühle in Thätigkeit war, [1]) indess Nürnberg erst 1390 eine solche errichtete, nachdem das Leinenpapier in Spanien und Italien (1360) schon bekannt geworden war.

Die Sprache des zerfallenen Römerreiches hatte als das Organ der abendländischen Kirche einen neuen Aufschwung gewonnen. Da in der Folge die fränkische Staatsform sich an die römische anschloss, so blieb das Latein auch zum politischen Verkehr unumgänglich nothwendig. Durch Karl des Grossen Fürsorge gewann die Literatur schon seit dem Ausgange des VIII. Jahrh. nach und nach eine solche Ausdehnung, dass der rege Geist, der vom IX. bis XII. Jahrh. die Mönche, Aebte und Schulen belebte, unsere innige Dankbarkeit verdient. Ohne den Eifer jener Zeiten für die weitläufigen Zweige der Wissenschaften, wären die meisten Werke der römischen Autoren für uns verloren und die Geschichte jener Perioden selbst würde für uns im Dunkel liegen. Dass die Literatur damals bloss in den Händen der Geistlichen lag, ist ganz natürlich, da kein anderer Stand Bildung besass, um sich um solche Dinge zu kümmern; so waren die Klöster die Asyle der Kunst, Wissenschaft und Kultur.

Eine nach allen Seiten hin durchgreifende Aufnahme der alten Autoren war freilich nicht möglich, weil die Theologie noch ihre Durchbildung erforderte, dann aber, weil auch die Werke fehlten und die Bücher schwer zugänglich waren. Man hielt nur einige fest, wie Virgil, Horaz, Ovid, Lucan und Terenz; für Andere legte man Lesebücher und Encyclopädien an. Die Klosterschulen wurden nach dem Muster der alten römischen Schulen angelegt. Die Republik hatte Redner

---

[1]) Lipowsky Gesch. der Vorstadt Au. 1816 S 6.

gebraucht, desshalb wurden Rhetorik, Grammatik und Philosophie gelehrt. — Ein weiterer Umstand, der die lateinische Sprache als die herrschende erhielt, war, dass die meisten Mönche aus Italien oder England kamen, und nur durch fleissiges Zuhorchen und Niederschreiben des Gehörten (wodurch wir ihnen die vielen Glossen verdanken, die uns über unsere älteste Sprache Aufschluss geben) in den Stand gesetzt wurden, die vorgefundene Rede des Einheimischen zu erlernen und zu cultiviren. Mochte auch Mancher der Fremden noch so gut Deutsch verstehen, so blieben ihm doch die kauderwelschen Mundarten ein Räthsel, gerade so, wie wir z. B. den in der Hollentau üblichen Jargon kaum mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu erfassen vermögen. Wollten also die Geistlichen die ererbte wissenschaftliche Cultur nicht aufgeben und zur Unmündigkeit des Volkes herabsinken, so mussten sie, wie ein moderner Historiker treffend bemerkt,[1]) nothwendig die lateinische Sprache beibehalten und es konnte ihnen keine andere Aufgabe gestellt werden, als die, aus der Volkssprache allmählig eine Schriftsprache zu entwickeln, welche reich genug wäre, jene von aussen übertragene Bildung aufzunehmen. Und es ist wirklich erstaunlich, mit welchem Fleisse die guten Mönche an die alten Autoren sich geklammert haben, wenn man bedenkt, wie müheselig es war, Handschriften zu erwerben und abzuschreiben, wie häufig bloss die Erlaubniss, eine Copie anfertigen zu dürfen, mit dem Opfer anderer Codices bedingt wurde. Die sprechendsten Zeugen, was in jenen Zeiträumen von den Geistlichen, Mönchen und Nonnen zur Erhaltung und Fortbildung der Literatur gethan wurde, bieten uns die alten Kloster- und Stiftsbibliotheken, die bei der Saecularisation von ihren stillen Orten, wo sie seit Jahrhunderten herangewachsen waren, nach München centralisirt und dort allgemach aufgelöst wurden. Beinahe eben so kostbar sind die hier und da entdeckten Originalcataloge alter Bibliotheken, die uns z. B. aus Freising, Scheyern u. s. w. glücklich erhalten blieben und vom VI. bis XIV. Jahrh. reichen. Für die Geschichte der Literatur und der gelehrten Schulen sind diese vom höchsten Werthe, für die Geschichte der Dichtkunst jedoch von geringerer Bedeutung, indem wir daraus nur die wenigen Muster entnehmen können, nach denen man damals den Styl zu bilden pflegte; sonst aber ersehen wir daraus hinreichend, was und wie viel wir — verloren haben! Vieles wurde von den Buchbindern zu Einbänden verarbeitet, Vieles fiel der grossartigen Verachtung zum Opfer, mit der die Renaissance und die flotte Humanistik

---

[1]) **Cholevius Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen Leipzig 1854. S. 14.**

die frühere Zeit hochmüthig betrachteten.[1]) Das Schicksal einer einzigen Handschrift, das wir später erzählen werden, ist leider kein vereinsamtes geblieben.

Dem Latein des Mittelalters darf bei aller Ungelenke und Schwerfälligkeit doch eine nicht ganz unterdrückte Natürlichkeit zugestanden werden. Man behalf sich bisweilen wohl mit einer beispiellosen Naivetät, aber man erreichte bisweilen auch eine gewisse Zierlichkeit und Eleganz, freilich im Costüm des X. und XI. Jahrhunderts, die verhältnissmässig unserem modernen Französisch hinreichend zur Seite stehen könnte. Es finden sich noch viel mehr ächte Poeten, als im XVI. Jahrh., wo die besten Kräfte in erleuchteter und gehobener Nachäfferei der lateinischen Poesie vergeudet wurden und die Gelehrten alle aus ihrem Aermel fliessende Hexameter schütteten, welchen nichts abging, als wirkliche Poesie, Nationalität und die Feinheit des Nachbildens.

In einer Geschichte der baiwarischen Dichtkunst können weder die Aufschrift über dem Emmeramsmünster zu Regensburg, noch die Epitaphien der Aebte von Benedictbeuern, weder die Uebungen Artrams und Erchanfrids noch Ejos und des philosophischen Hrotrohc von Tegernsee Zulass verlangen. Es sind eben keine absonderlichen Produkte der Kunst, und sie haben nur für den Kirchenhistoriker Bedeutsamkeit. Selbst die Distichen des anonymen Emmeramer Poeten aus dem IX. Jhrh. lassen die Unbekanntheit seines Namens nicht beklagen, er führt uns die Reihe der Bischöfe und Erzbischöfe von Salzburg, der Bischöfe von Regensburg, Passau und Seben vorüber, verewigt die Grabschriften Virgil's, Arno's, Adalram's und Luitphram's und nennt einen fabelhaften Bischof Aries und Baldo.[2])

Von grösserem Interesse dagegen ist die Spruchweisheit des heil. Kolumban (c. 614), die Canisius in einer HS. zu Freising fand und im I. Bande seiner Lect. antiq. abdrucken liess. Es sind zweihundert Hexameter, in denen trotz der lateinischen Fassung doch häufig eine Alliteration erklingt. Einige Proben davon genügen:

Impleat ipse Dei, qui vult sua vota venire.
Vive Deo fidens Christi praecepta sequutus.
Sint tibi divitiae divinae dogmata legis.
Divitias Domini faciet benedictio claras.
Corporis exsuperat vires prudentia mentis.
Omnibus est mundi melior sapientia gazis.

---

[1]) Reichliche Belege hiefür z. B. in Aretin's Beiträgen. 1806. 9 St. S. 230—59.
[2]) Petz Thesaurus anecdot. VI. 6 ff. 75 u. s. w.

Semper amanda quidem est rerum doctrina bonarum,
Optimus est animus Christi vestitus amore.
Daemonas adversus magna est oratio virtus.
Ut moneas carum noli desistere amicum.
Morbi causa mali nimia est quaecunque voluptas.
Tu dare ne claudas palmas, et prendere pandas.
Semper in ore tuo resonent bona verba salutis etc.

Er soll noch Vieles geschrieben haben, gut zu singen und lehrreich (multa scripsisse vel ad canendum digna, vel ad docendum utilia), z. B. die noch erhaltene Epistel an seinen Schüler Hunald von der Verächtlichkeit des Geizes und der Habsucht. Gleichfalls in einer Freisinger HS. ist der poetische Briefwechsel des Constanzer Bischof Salomon († 919) mit seinen baiwarischen Amtsgenossen Dado und Waldram und des letzteren Rückantworten in möglichst gutgemachten lateinischen Distichen erhalten. [1])

Wichtiger ist, dass beinahe gleichzeitig mit dem St. Galler Eckehard, der die deutsche Märe vom Walther aus Aquitanien in virgilische Verse brachte, auch die alten Heldenlieder von Sigfrid und den Nibelungen in lateinische Form übersetzt wurden. Ein Geistlicher, Namens Konrad, der Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau († 991) hat daran die Hand gelegt, doch ist durch den Verlust dieses Opus der Poesie wohl schwerlich ein Schaden entstanden. Durch Konrad wurde der Stoff wahrscheinlich in ein neues Ganze gefasst, von ihm datirt auch die Localisirung an die Donau; doch gehört dieses nicht hieher, sondern in den folgenden Abschnitt. Dafür ist uns ein anderes Werk, obwohl nur im höchst lückenhaften und fragmentarischen Zustand überkommen, das aber unsere vollste Aufmerksamkeit verdient; der Ruodlieb des Froumund von Tegernsee.

Dieser Froumund ist eine höchst merkwürdige Persönlichkeit; sein lange Zeit ungewisses und fahrendes Leben wird nur schlaglichterartig durch seine Briefe und einzelnen Gedichte erleuchtet, aber das reicht genügend hin, um ein ganzes Bild jener seltsamen Zeit zu gestalten. Es gab unter den Mönchen von jeher viele leichtfertige und pflichtvergessene Gesellen, die angelockt vom freien Leben der fahrenden Spielleute, aber durch eine weitere Bildung ausgezeichnet, ein Vorbild der später in so traurigem Lichte erscheinenden fahrenden Schüler, im Lande herumzogen und theils als Spassmacher und Musikanten, theils als fahrende Lehrer, Pädagogen und Schulmeister, dann aber als Poeten

[1]) Appendix zum I. B. Canisii antiq. Lect. S. 15—54.

und Tausendkünstler im Lande herumstreiften. Wie Südfrankreiah zur Blüthezeit der Lyrik in dem Prior des Klosters Montaudon das Beispiel eines lustigen Paters liefert, der plötzlich aus dem Kloster verschwand und als Dichter und Sänger das Land unsicher machte, bis er zuletzt nach langem fröhlichen Wanderleben mit vollem Seckel wieder in die heiligen Hallen demüthiglich zurückkehrte:[1]) So gab es auch in Franken und Bayern allerlei seltsame Genies, die durch keine Regel und Orden zu binden waren, zum Verdruss aller Wohlgesinnten, die auf Synoden und Concilien ihren Unmuth darüber durch unverblümte Erlasse wacker an den Tag legten. Ein ähnliches unruhiges Menschenkind muss unser Froumund gewesen sein. Zwar hatte er sich vorbedacht und den entscheidenden Schritt in bindende Klostergelübde wohlweislich bis in seine späteren Tage verlegt, aber er hielt sich doch in die Nähe der Klöster, verkehrte fleissig mit denselben, wo er seines klassischen Wissens und seiner mannigfachen Kenntnisse wegen gerne gesehen war, strich aber dann wieder weit aus, bis er endlich im Jahre 1017 doch geruhte, die oft angetragenen heiligen Weihen auf sein Haupt zu nehmen. Wir haben von ihm eine sehr nette Correspondenz, die er mit dem Abte Gozpert in Tegernsee, dem Magister Meginhalm, Ruotker und seinem treugeliebten Herzbruder Pabo in versibus et prosa führte. Einmal sehen wir ihn (um 990) im Kloster Sancti Magni zu Füssen, ein andermal treffen wir ihn in einen ärgerlichen Handel verwickelt: er war, sicherlich unschuldiger Weise in üblen Verdacht gerathen und verläumdet worden, als hätte er ein Büchlein, eine Handschrift gar unsichtbar gemacht und widerrechtlich entfremdet, wogegen er sich feierlich durch einen Eid zu reinigen strebte; [2]) ein andermal sitzt er zu Holzkirchen und schreibt einen ernsthaften Brandbrief nach Tegernsee, der Abt möge doch die ganz baufällige und dem Einsturz nahe Kirche zu Holzkirchen einer gründlichen Restauration unterziehen, wozu der Zehent eines Jahres wohl ausreichen könne. Als dann der wackere Graf Thiemo die Besitzungen des Klosters überfiel, die schwerbefrachteten Schiffe des Klosters auspackte und überhaupt so umsichtig ausräumte, dass nicht einmal ein Fischernetz am Tegernsee zurückblieb,[3]) kostete es unserem Frou-

[1]) Vgl. Weinhold S. 359.

[2]) Vgl. Pez Thesaur. VI. S. 159: „Tristis sum nimis (schreibt er an Abt Gozpert) de furto libri vestri supra me dicti. Sed expurgare me cupio tali fascinore, qualitercunque placet Paternitati. Quid plura? Proprio ore dico, meaque manu securus subscribo sic dicens: si ego F. illum vestrum librum M. quem dicitis, vel furto tuli, aut ab aliquo furto sublatum suscepi, vel qualicunque modo eum habeo, aut habentem scio, corpus et sanguis Domini nostri Jesu Christi, quod saepius accipio, quamvis indignus, fiat mihi ad condemnationem, non ad redemptionem.“ —

[3]) Freyberg Gesch. von Tegernsee 1822. S. 37. Pez S. 162.

mund zwei Briefe, bis er ein neues Röckelein zum Schutze gegen die schneidende Winterkälte erhielt. Als Scholasticus hatte er mit ganzem Herzen auf das Lehrfach habilitirt und in den Klassikern tüchtig sich umgesehen; er drang darauf, im Briefstyl und im rednerischen Ausdruck sich nicht das Mönchslatein des Albericus, sondern jenes des Tullius, Macrobius, Sallust und Terenz zum Muster zu nehmen; desswegen suchte er von seinen Freunden den Statius, Juvenal, Persius und Ciceros Briefe zu erhalten, noch existirt ein Briefchen von ihm, wo er einen verehrten Confrater dringend ermahnt, ihm doch endlich seinen geliebten Horaz zurückzuschicken. Er opferte eine schöne Abschrift des Juvenal, um sich eine Copie von der Arithmetik des Boethius einzutauschen; auch liess er zum Besten seiner Schüler das von Remigius eigens zu den Gedichten des Sedulius angelegte Wörterbuch abschreiben u. s. w. Dabei war er selbst poetisch schaffend thätig, er besang die Tugenden der bayerischen Herzoge und ihre Thaten und machte ausserdem noch eine stattliche Anzahl von Gedichten, die wir später bei der Lyrik eines weiteren betrachten werden und die jedenfalls werth wären, einen besseren Herausgeber zu finden, als der fleissige Pez gewesen. Auch eine Historia monasterii Tegernseensis hatte er begonnen, worin er eine eigene Vertrautheit mit der deutschen Sage verrieth, die sich in gleicher Weise zu Ende seines Ruodlieb documentirt. — Es war in dem bereits berührten Jahre 990, als eine Geschichte, die er vielleicht schon lange mit sich herumgetragen, ihn packte, so zwar, dass er sich hinsetzte und an seinen guten Freund und Helfer in der Noth, den Abt Gozpert († 1001) einen jovialen Brief in zierlichster Wendung und im elegantesten Style von Stappel liess:[1]) Er sei jetzt wirklich etwelchen Pergaments im hohen Grade bedürftig, es gingen ihm stark einige Sachen im Kopfe herum, die er in Schrift bringen müsse, aber es mangele ihm gänzlich an Membranen und aus der ganzen Geschichte würde nichts, wenn nicht der gütige Herr mit gewohnter Freigebigkeit das gehörige Material gütigst übersenden wolle. Und der Brief musste seine Wirkung gehabt haben, wirklich kam eine gute Anzahl dauerhaften Pergaments, zwar nicht vom feinsten Caliber, auch nicht ganz gleichen Formats, aber doch gerade recht, und sicher im höchsten Grade erwünscht. Und der Meister begann alsbald zu sinniren, zu dichten und zu schreiben, fuhr mit breiten Strichen oft mitten durch's Werk oder

---

[1]) Sed quia spirituali consolatione vestra parte, si dignamini, nolumus privari, ad utilitatem spiritualis et temporalis exercitii aliquas membranas nobis dari precamur. Nam, ut scitis, libenter interdum scriptitationis immoror studio. Sed nunc facultatem scribendi pergamenis deficientibus non habeo, nisi vestrae manus largitione tribuatur.“ Pez Thesaurus. VI. 159.

setzte wohlbedachte Besserungen darüber, bisweilen auch irgend eine Glosse darunter, als Anhaltspunkt für etwaige spätere Erweiterung. Das so vollendete Opus musste dann nach Tegernsee gekommen und dort absonderliches Wohlgefallen gefunden haben, denn es scheint eine zierliche Reinschrift mit gewissenhafter Abzählung der Verse gemacht worden zu sein, wie das Bruchstück bezeugt, das zu St. Florian gefunden ward und das in seinen Trümmern ein sprechender Zeuge ist von demselben Schicksal, das auch das Originalmanuscript, den ersten Entwurf von der Hand des Dichters, erreichte. Es gerieth zur Zeit der neuerfundenen Buchdruckerkunst in die Hände und unter die Schere eines hochmüthigen Buchbinders, der, unberührt vom poetischen Geiste eines vergessenen Werkes und ohne Ahnung einer autographenjägerischen Bildung, das Ganze tapfer zerschnitt, um den schundigen Erzeugnissen seiner typographischen Kunst ein dauerhaftes Röcklein überzuwerfen. So war das aus sonnenhellem Herzen mit freudigster Schöpferkraft gesungene Lied vernichtet und Niemand wusste mehr davon. Als zur Zeit der Klosteraufhebung die Bibliotheken heerdenweise nach München wanderten, wurde zufällig ein Pack jener damals so überzogenen Bände auch des Mitnehmens für würdig befunden. Einige kamen in die Hände des seligen Docen, der die Schrift bemerkenswerth fand, einige Streifen ablöste, mit nach Hause nahm, selbe säuberlich in ein Buch legte und darüber starb. Der grossgünstige Zufall fügte es, dass Schmeller bei der Vertrödelung des Docen'schen Nachlasses das Buch mit den Streifen erstand und als Nachfolger Docens alsbald weiter Spuren derselben Hand von Deckeln und Einbänden löste, so dass sich allgemach achtzehn durch grössere oder kleinere Lücken zusammenhängende Fragmente ergaben. Als das Werk, welches durch seinen Haupthelden den Namen Ruodlieb erhielt, ruchbar wurde, fand Hoffmann von Fallersleben zu St. Florian ein aus dem XI. Jahrh. stammendes Fragment, das sich als der einzige Rest einer fleissigen zierlichen und sogar durch rothbeigesetzte Zahlen in förmliche Abschnitte getheilten Rein- und Abschrift erwies. Schmeller versuchte darnach eine kritische Ausgabe.[1]) Das ist die Geschichte einer Handschrift!

Betrachten wir nun den Inhalt derselben. Was die Form betrifft, so ist das Gedicht in lustig gereimten Hexametern geschrieben, das Latein derselben ist das ächt mittelalterliche, das es nicht gar zu genau nahm mit der Klassicität und im betreffenden Falle selbst neue Wörter bildete und das Deutsche mit anständigen Endsilben lateinisirte, ganz

[1]) Grimm und Schmeller Latein. Gedichte des X. und XI. Jahrh. Göttingen 1838. S. 127—240 und Nachträge von Schmeller in Haupts Zeitschrift I. 401—423.

nach Belieben und jeweiliger Nothdurft, so dass selbst Ducange's Wörterbuch für diese mittelalterliche Latinität in manchen Fällen als rathlos erscheint.

Mag man aber auch noch so sehr den klassischen Standpunkt der Sprache festhalten, so viel muss doch zugegeben werden, dass dieses Gedicht durch Reichthum an Erfindung, kunstreiche Verkettung der Begebenheiten und mitunter ergreifende wahrhaft poetische Darstellung hinlänglich beweist, wie man auch um's Jahr 1000 so ziemlich wusste, nicht blos was erbaulich, sondern auch was schön und unterhaltend sei. Wir erzählen hier die Geschichte nach, so weit sie sich bei den häufigen Lücken in ihrem Verlaufe erkennen lässt, indem wir zugleich alle für das volksgeschichtliche Leben bedeutsamen Bilder mit besonderer Betonung hervorheben und zu erläutern suchen.

Ein junger Degen, adelich an Leib und Seele, hatte schon manchem Herrn gedient, ohne Lohn zu finden, wie er ihm gebührte. Er hatte ihre Händel immer durchgefochten, jedes Werk wacker vollbracht und in vielen Aventuren, wie in Kriegen und Gejaiden oftmals Leib und Leben gewagt. Das lohnten sie aber immer mit Undank und vergassen nach der Not, was sie gelobt. Auch hatte er sich ihretwillen mit Vielen verfeindet, also dass er nicht mehr im Lande bleiben mochte; das sagte er seiner Mutter und rüstete sich. Nur einen frühzeitig an Arbeit gewöhnten Knappen nahm er mit sich, der das Reisegeräth trug; der hing sich Trinkflasche, Schild und Köcher um, die Lanze führte er in der rechten Hand, auch band er einen mässigen Brodsack auf. Sein Herr aber trug einen glänzenden Stahlhelm und ein bis an den Griff mit Golde geschmücktes Schwert; vom Halse hing ihm an einem Hirschriemen ein Horn, das war aus einer Klaue geworkt und mit Golde beschlagen, bliess er darauf, so hallte es gleich einer Busune. Schwarz war sein Pferd wie eine Kohle, darunter gepunktirt ein wenig und glänzend, geflochten hing die Mähne an der linken Seite, das Gereite war gefüge für einen Ritter; am Sattel sah man ein aus Leder genähtes Gefäss, das von süssem Harze duftete, damit der eingegossene Trank lieblicher munde; die Decke (cervical modicellum) war aus Purpur geschnitten. Sobald er darauf sprang, hub das Ross sich noch höher, als freute es sich über den prächtig darauf sitzenden Herrn. Bald voran, bald nach setzte ein schnellfüssiger Rüde in grossen Sprüngen, vor dem kein Wild, gross oder klein, sich bergen mochte. (v. 1—47.)

Mit nassen Augen küsste er die Mutter, gab dem Gesinde Lebewohl, griff in die Zügel und das gesporte Ross flog über das Gefilde gleich der Schwalbe. Nachschauend durch das Gitter weidete die Mutter ihre Augen, das Gesinde stieg ihm nachzublicken auf die Zäune, überall

Schluchzen und thränenreiches Seufzen, und als er entschwunden, erhuben sie neue Wehklage, wischten das thränengebadete Antlitz und traten schnell ins Haus, ihre Herrin zu trösten. Diese unterdrückt den tiefen Schmerz in der Brust dadurch, dass sie sich Hoffnung vorspiegelt und ihr Gesinde tröstet, während ihr selbst weh um's Herz ist. Nicht geringere Sorge drückt indessen auch ihren Sohn, sinnend darüber, dass er als Fremdling aus der eigenen Heimath in das Elend flüchte, wo es ihm vielleicht auch nicht besser ergehe. Aus tiefstem Herzen aufathmend bittet er unter Thränen zu Gott, ihn nicht zu verlassen, sondern ihm zu helfen seiner Trauer Herr zu werden. (v. 48—71.)

So kam er in ein Königreich,[1] wo plötzlich ein Jäger des Königs sich ihm zugesellt. Sie grüssen sich wechselseitig. Unser Fremdling (Ruodlieb) war von schönem Wuchs und männlichen Antlitz, von kräftiger Stimme, und ernst in der Rede. Der Eingeborne fragt nach wer, woher und wohin, doch unser Held ist kurz angebunden, so dass der Andere schon beinahe bereut, sein Redegeselle zu sein. Eines mächtigen Herren Bote, denkt er bei sich, könne der Ritter nicht sein, dafür sei sein Gefolge zu gering; will er an den Hof, wer bringt die Geschenke, wer trägt ihm das Schwert nach? Vielleicht ist es doch ein edler Degen, dem es übel ergeht und der tapfer nach Aventure reitet. Also hub er wieder an: Verdenkt mir nicht mein Fragen, ich möcht' euch eher nützlich sein, als schaden. Ich bin des Königs Waidmann, er hält auf mich und hört Keinen lieber. Hast du ob schwerer Fehde deine Heimath verlassen und willst in fremde Lande fahren um Ritterschaft, so nimm' meinen guten Rath an, der dir nicht schaden mag. Verstehst du dich auf Waidmannswerk, so kommst du zu guter Stunde! Es liebt der König diese Kunst und die darin Meister sind. Er gibt gar gerne Gaben, fast täglich. Nie darfst du dich um Nahrung oder Gewande sorgen. Sobald er schöne und schnelle Rosse erhält, gibt er sie uns, selbe im Laufe zu proben, ob sie schnell, handbar und nicht stutzig seien. Wer es dann am meisten nöthig hat, dem schenkt er das Ross. Für Lebensunterhalt darfst du nie einen Heller ausgeben, denn nach

---

[1]) Dasselbe ist, wie sich später ergibt, Afrika. Nun klingt es freilich seltsam, dass Ruodlieb so geradezu aus seiner Heimath fortreitet, ohne dass er über ein Wasser zu setzen braucht. Allein das darf im X. Jahrh. noch weniger verwundern, als im XIII., wo im Wigalois der Bote des Königs Artus auch trockenen Fusses von England nach Spanien läuft. Man dürfte übrigens dem lateinisch gebildeten Dichter wohl zutrauen, dass ihm hier irgend ein anderer passender Name beigefallen sein würde, hätte er nicht einer bestimmten, aus dem Leben gewonnenen Sage folgen wollen. Jener Name konnte vor den Kreuzzügen, wenn nicht doch von Genserich, doch von den Mauren her, den Besiegern der spanischen Gothen, in die germanische Sage gerathen sein. —

Wunsche wird dir gespendet. Ueber Tisch macht er die Genossen reich, scherzt mit Reden und schickt uns zu, was ihm Gutes vorgesetzt worden. Durch Ehre höhet er den Lohn. Willst du einen Treuebund mit ihm eingehen, so schlag in meine Rechte, dass nichts uns trenne ausser der Tod. Wo wir immer sein mögen, führe Jeder des anderen Sache so wie die eigene, und noch besser, wenn er's vermag. (v. 72—112.)

Jetzt erst schenkte ihm der Jüngling Vertrauen und sprach: „Hinreichend zeigst du mir, Herr, deine Treue und dein Rath ist löblich, meine Sachen stehen, wie du errathen: der Pakt soll zwischen uns geschlossen sein. Sie gaben sich die Hände, und wurden bald gut Freund, küssten sich und blieben einmüthigen Herzens.

Während sie sich weiter besprachen, kamen sie näher der Stadt, in welcher der König dem Volke Recht sprach. Sobald sie in's Lager getreten und Knappen und Pferde untergebracht, gingen sie zum König. Wie der seinen Jäger ersah, sprach er: „Woher des Weges? bringst du gute Märe, erzähle; hast du im Walde Bären oder Eber aufgespürt, auf die wir jagen möchten.“ Er aber antwortete ihm, nicht wie seinem Herrn, sondern gleich einem Freunde: „Keines von beiden, aber einen Meister darin hab' ich aufgefunden und mitgebracht, den Jüngling da, der dir gerne dienen will, denn er hat gute Kundschaft vom Waidwerk, wie ich bereits erprobt. Willst du, wirst du es selbst finden. Er bietet dir seine Gaben an und wünscht sich in deine Huld.“ Eine scheckige Bracke, die eine goldene Kette um den Hals trug, hielt er in der Linken.... (v. 113—141.)

Nun ist eine grosse Lücke. In langen Jahren und mit treuen Diensten muss sich unser Held, der erst später mit Namen Ruodlieb genannt wird, die Huld des Königs gewonnen haben,[1]) der (wie in der Folge hervorgeht) über Afrika herrschte. Der Beginn des zweiten Fragmentes zeigt Ruodlieb als Abgesandten des grossen Königs am Hofe eines anderen, kleineren Königlein, dessen Leute unter Anführung eines ungenannten Grafen eingefallen waren, und viele Menschen erschlagen, gefangen und verbrannt hatten. Hierauf war ein Krieg oder doch eine Schlacht zwischen den beiden Völkern entbrannt, in welcher jene Angreifer sammt ihrem Rädelsführer, dem Grafen, gefangen genommen und vor den grossen König gebracht wurden. Dieser aber, statt gleiches mit gleichem zu vergelten, hatte die Gefangenen unter die Grossen und Bischöfe zu sorgfältiger Pflege vertheilt, ja sogar den Grafen in persön-

[1]) Aus einem später zu Dachau aufgefundenen Fragment (Schmeller in Haupt's Zeitschr. I. 400 ff.) geht hervor, dass Ruodlieb sowohl durch kunstreichen Fischfang, wie auch durch seltene Jägerkünste den König in Erstaunen setzte.

liche Obhut genommen. Und nun lud er durch Ruodlieb ihren König ein, auf demselben Platze, wo die Schlacht geschlagen worden war, mit ihm zusammenzutreten, da sollten sämmtliche Gefangene zurückgegeben und beide Völker auf ewig miteinander versöhnt werden.[1]) Das ist nun alles in Reden eingekleidet (das Fragment zählt 253 Verse), die der kleine, von des grossen Grossmuth gar sehr gerührte König an seine versammelten Räthe, dann an Ruodlieb, und in solche, die Ruodlieb theils an jenen, theils nach der Heimkunft Bericht erstattend, an seinen König richtet. Da der König auch wissen möchte, wie sein Bote am fremden Hofe sich sonst noch die Zeit vertrieben, erzählt er auf ergötzliche Weise, wie anfänglich der oberste Viztum ihn im Schachzabel (scachorum ludo) zu besiegen versuchte, wie dann auch der kleine König trotz dem ehrfurchtsvollen Sträuben Ruodliebs, mit ihm gespielt und wie Ruodlieb, mit wahrem Herzeleid, erst dem Könige und dann auch den Hofleuten ihr gutes Gold abgewonnen habe.

Hierauf liess der grosse König allen denjenigen, welche Gefangene bei sich hatten, entbieten, sie sollten selbe gut kleiden, die Fussgänger beritten machen und alle neu bewaffnen. Den vornehmen Grafen aber, der den ganzen Handel erst angezettelt hatte, kleidete er in kostbare Pfelle, gab ihm ein von Gold und Edelsteinen schimmerndes Röckelein, um so aufgeputzt seinem Herrn würdig den Wein zu credenzen; auch schenkte er ihm ein kostbares Pferd mit goldenen Zügeln, dazu Panzer, Schwert und Helm und eine scharfe Lanze. Selbst seine beiden Knappen wurden mit seltsamen Gewanden beschenkt. Boten aber gingen in die Lande und boten alle Vornehme des Reiches an des Königs Hoflager, auch die Bischöfe und Aebte wurden geladen.

Daran schliesst sich nun das dritte Fragment, das wir hier ausführlicher zur Charakteristik des Ganzen nacherzählen. Der Sammelplatz war ein weiter, rings von einer Schaubühne umschlossener Hof, dessen Mitte gross genug war, dass die höchsten Personen und zwölf Prälaten frühstücken und speisen konnten. Damit hing gegen Sonnenaufgang ein weites Gezelt zusammen, von dem ein gedeckter Gang in einen anderen Pavillon (pavelun) führte, wo auf einem Altare Kreuz und Diadem des Königs niedergelegt waren. Hier betete man die Tagszeiten und sang Messe, was heute gar eilig geschah, dann ward der feindliche König zur Zusammenkunft gebeten. Diese findet mitten auf einer Brücke statt, und der Friede wird, unter Mitwirkung der Priester-

---

[1]) Bemerkenswerth ist, dass beim Abschied vom Könige St. Gertruden-Minne getrunken wird II. 162. (vgl. Wolf Beiträge. II. 108. Grimm S. 53. Simrock S. 403.)

schaft, geschlossen. Es ist ein merkwürdiges Rechtsalterthum mit feierlichem Ceremoniell. [1]) Sobald die beiden Könige auf der Mitte der Brücke sich begegnet, küssen sie sich unbesprochen und dann küssen sie der Reihe nach das ganze geistliche und weltliche Geleit und dieses sich wieder gegenseitig; dann erst setzen sich die beiden Könige zur Verhandlung, um die Thorheit ihrer Völker klüglich gut zu machen. Der gräfliche Rädelsführer wird in seiner reichen Gewandung zurückgegeben, hierauf die Gefangenen ausgewechselt und durch Eide der Friede gefestigt. Dann gingen die beiden Könige zum Pavillon und frühstückten unter grossen Freuden. Der kleine König aber gab kostbare Geschenke: fünfhundert Mark Gold, unzähliges Silber, hundert köstliche Pfelle, ebensoviele Panzer und Stahlhelme; zweimal fünfzehn gezäumte Mäuler, ebensoviele Waldesel und Kamelthiere, zwei Leoparden, zwei Löwen und ein allerliebstes von einer Mutter stammendes Bärenpaar, das als gar anmuthig, zierlich und nett geschildert wird; schneeweiss waren sie an den Pfoten, und schwarz an den Füssen, sie konnten ein Gefäss aufheben und menschenähnlich auf den Füssen gehen. Sobald Spielleute die Saiten rührten, huben sie an zu tanzen und stampften den Takt mit den Füssen; manchmal sprangen sie hoch und warfen sich aufeinander, trugen sich wohl auch Huckepack, setzten und umarmten sich oder rangen, bis einer zu Boden fiel. Schwang das Volk sich im Reigen, so liefen sie herzu und reihten sich den Spielweibern an, welche mit lieblicher Stimme prächtig sangen, schlangen in die schönen Hände ihre Tatzen, traten aufrecht Schritt für Schritt unter wohlgefälligem Brummen den Tanz und wurden auch nicht böse, wenn sie geneckt und gezaust wurden. — Das hübsche Bild des lebendigen Volkslebens ist getreulich wiedergegeben, selbst bis auf dieses mittelalterliche Bärenspielzeug, das der Dichter wohl gesehen haben konnte. Der Bär war im Mittelalter viel häufiger gezähmt und zur Kurzweile gehalten, was freilich oft in Rohheit und Unanständigkeiten ausartete, so dass die Kirche für gut fand, ernstlich dagegen einzuschreiten und wenigstens den

[1]) Es war uralter Brauch, dass kriegführende Herrscher in der Mitte des Flusses, der ihre Reiche schied, gleichsam jeder noch auf eigenem Grund und Boden stehend, für den Friedensbund zusammentrafen. Das älteste Zeugniss bietet Tacitus. (Hist. V. 26.) Das gleiche wiederholt sich 923 beim Frieden zwischen Heinrich I. und Carl dem Einfältigen von Frankreich, mitten im Rheine; dessgleichen fand 1162 eine solche Zusammenkunft der Könige Friedrich und Ludwig statt, im J. 1223 auf einer Insel in der Donau (Mon. Boic. IV. 486) und noch in unseren Tagen beim Frieden von Tilsit trafen sich Napoleon und Alexander von Russland auf dem Memel in einem Nachen. Häufig finden auch Uebergaben von neuvermählten Königstöchtern auf der Mitte des Grenzflusses zweier Gebiete statt. Nicht unähnlich sind Zusammenkünfte benachbarter Könige und Zweikämpfe beiderseitiger Helden auf Inseln Freyberg Gesch. von Tegernsee. S. 141.

Geistlichen die Gegenwart bei solchen Spielen strenge zu untersagen.[1]) Beigegeben war den Geschenken noch an goldener Kette ein Luchs — der von Wolf und Fuchs abstammt und aus dessen Harn ein karfunkelartiger Edelstein gewonnen wird,[2]) der werth ist, den Ring einer Königin oder eine Königskrone zu schmücken — ein kurznasiger Affe mit nacktem Gesäss und geierartiger Stimme, und eine gestreifte Meerkatze: Dinge, von welchen man freilich keinen Nutzen sieht (in quibus ambabus nil cernitur utilitatis). Dazu kamen zwei Psittiche, ein Rabenpaar, Dohlen und Staaren, die Alles nachplaudern konnten, was sie gehört. Jedem Bischofe reichte er Ehrengaben, den Fürsten aber Panzer und Helme, goldverzierte Busaunen und reiche Pfelle. Darauf hielten die Könige Siesta und schliefen ein wenig; huben aber bald wieder im Lager ihr verbindliches Zwiegespräch an, wobei allen Leuten des grossen Königs reichlich gespendet ward, auch die Aebte und Mönche in den Klöstern erhielten Geschenke. Der grosse König nahm aber nichts als die Tanzbären für sich und die Elster und den Staar für sein Töchterlein. Dann küssten sie sich, gaben sich Valet und ging Jeder in sein eigenes Reich. Da findet Ruodlieb plötzlich einen Boten aus der Heimath und die erste Frage ist nach seinem Mütterlein; sie sendet ihm einen Brief, den sich der Ritter lesen lassen muss, denn diese Kunst stand dem adeligen Leben ferne. Alle seine Feinde, die ihm Böses gethan und deren wegen er die Heimath verliess, sind gestorben oder unschädlich geworden, die Anderen haben seine Treue eingesehen, so bittet sie ihn, gleich zurückzukehren und ihre traurige Sehnsucht zu enden. Freudethränen quellen dem Ritter über sein Antlitz; zwar trauern alle seine Genossen bei der Kunde, dass er wolle von hinnen fahren, denn sie hielten ihn gar lieb und werth und kannten seine Tugend und seine Verdienste um das Reich. Ruodlieb aber ging mit seinem Freunde zum König, umfasste weinend dessen Füsse und legte ihm den Brief seiner Mutter in die Hände. Der bittet ihn, noch eine Woche zu bleiben, um ihn in dieser Zeit zu belohnen.

Unterdessen liess der König vier silberne Gefässe machen, Schüsseln ähnlich, im Umkreis eine Elle gross, zwei flache und zwei tiefe, deren je zwei so verbunden wurden, dass sie, von aussen mit Speltmehl überkleistert, wie Brode aussahen. Das eine dieser Gefässe füllte der König mit Goldstücken, die man Besanten (von Byzanz) nennt, so dicht an, dass er kein einziges mehr mit dem Hammer hineintreiben kann, damit sie nicht etwa bei einer Bewegung erklingen. Sobald er nach

[1]) Wackernagel in Haupt's Zeitschr. VI. 185 und Weinhold S. 356.

[2]) Das Recept dazu wird ausführlich beschrieben v. 104—29.

Haus komme, dachte der König, würde sie Ruodlieb brauchen können, sich aufzuhelfen und durch Freigebigkeit sich Freunde zu machen. Die andere Schüssel wurde innen abgetheilt und so angefüllt: in den einen Theil der Schüssel legte man goldene und im Feuer erprobte Besanten, auf welchen rings eine griechische Schrift ergraben war, auf der einen Seite des Kaisers Name, auf der anderen als Sinnbild seiner Macht, wie er stehend Einem die Hand auflegt, den er segnet. Die sollte er den Magen und Mannen geben, ihnen zur Freude, dass er wohlbehalten zur Heimath gekehrt. Gegenüber der Knetwand der so mit Münzen gefüllten Schüssel legte der König zwölf köstliche Bauge,[1]) von welchen acht ganz gediegen, nicht innen hohl oder mit Blei ausgefüllt sind, sie stellen Schlangen vor, die an den Köpfen sich küssen ohne durch solche Liebe zu schaden. Jeder dieser Armringe wog ein Pfund reinen Goldes. Die zwei Paar übrigen Armbänder waren im Kreise gebogen und jeder wog ein Mark. Die dienten weniger als Schmuck, als zum Nutzen. Dazu legte die Königin ihre Brustspange, ein prachtvolles Werk, nicht mit Hämmern getrieben, sondern gegossen und ganz von Gold. Darauf war ein Adler geworkt, der eine krystallne Kugel im Schnabel trug, auf welcher wieder drei Vögelchen sassen, leicht und lebendig, als wollten sie sich gerade erheben und fliegen, ein breiter goldener Reif zog sich darum. Ferner liess der König acht Ohrgehänge in die Schüssel legen; viere von diesen funkelten von verschiedenen Gemmen, Amethisten und Berillen, vier andere waren nicht mit Edelsteinen bekränzt, doch so kunstreich geworkt, dass die Kapseln mit den Perlen klangen, sobald sich das Ohr bewegt. Auch liess er dreimal zehn Fingerringe machen aus schierem Golde, wie kein besseres zu finden; in jeden derselben wurde ein Turmalin-, oder Hyazinth- oder Berillstein eingefügt. Drei dieser Ringe waren des Ritters künftiger Braut bestimmt, klein und schmal, wie für Frauen sie zu tragen geziemt. Nachdem die Schüsseln mit diesen wahrhaft königlichen Gaben gefüllt und mit Nägeln zusammengeheftet waren, liess sie der König mit zähem Teig, welcher aus feinem Mehl gemischt und geknetet war, überziehen und zu Brode backen.

---

[1]) Diese goldenen Ringe, die um Arm und Hals getragen wurden, galten als die beste Gabe, die gereicht werden konnte, und bildeten das Verlangen aller Helden, Dienstmannen und Sänger; als stehende Beinamen hatten die Könige in der Dichtersprache die Benennungen Baugvertheiler und Baugbrecher. In den Schatzkammern der Fürsten lagen hunderte dieser vielbegehrten Spangen aufgespeichert. Als Walther von Aquitanien dem Hunnenkönig entflieht, nimmt er so viele Bauge aus dessen Hort, dass er dem Frankenkönige hundert als Ehrengabe bieten kann. vgl. Weinhold d. Fr. S. 454 ff u. Roth Oertlichkeiten I 306. II. 525. III. 703. Daher auch viele Namen, wie Baugolf, Hringolf u. s. w.

Als der Tag kam, an welchem der Ritter ziehen wollte, berief der König seine Herzoge und Mannen und liess vor ihnen durch seinen Schreiber den Brief vorlesen, welchen Ruodlieb erhalten. Da wurden Aller Herzen traurig, dass eines so treuen, milden und gütigen Herren sie und der König fürder entbehren sollten; sie rathen sogar dem König, ihn durch Gewalt oder Bitten zurückzuhalten, ihn durch eine Gattin zu fesseln und mit Ehren zu bereichern. Der edle König aber versetzte: „Das sei ferne, Denjenigen zu kränken, der mir nie den geringsten Gram gereizt, der mich vielmehr, so ich zürnte, milde machte wie ein Lamm. In allem erwies er sich voll ungeschmälerten Treuen; schon zu schwer ist für ihn das lange Bleiben im Elend (in der Fremde), wir wollen ihn zur Heimath entsenden.“ Nun rief er ihn vor sich und sprach: „Ungern werde ich Dich fahren lassen, mein Freund! denn Du warst in ganzen Treuen mein Dienstmann; Keiner ist Dir abgeneigt, sondern lieb bist Du dem ganzen Volke. Sprich, willst du lieber Schätze oder Lehren der Weisheit zum Danke haben?“ Der schwieg eine kleine Weile und versetzte: „Besser ist es, man entbehrt des Geldes, als eines gesunden Sinnes, wer durch gottesfürchtige Weisheit zu blühen strebt, wird immer Silber und Gold haben. Desshalb kannst Du mich leicht ein solches Wort lehren, das mir, so ich es beachte und nicht entehre, goldener sein wird als zehn Mark Goldes. Niemand raubt es mir, feindet mich an oder hasst mich wegen desselben und kein Mörder wird mich darum in einem Hohlwege tödten. In dem Gewölbe eines Königes müssen Schätze sein, damit er in Ehren stehe, ein Armer hat genug, wenn er gesund und stark und durch Bravheit thätig ist. Ich verlange nicht nach Geld, sondern dürste nach Weisheit.“ Als der König diess vernommen, nahm er ihn beiseits und sprach weiter: „Jetzt höre, was ich Dir aus der Tiefe des Herzens als wahrer Freund, Dir dem Freunde sage.“ Und nun ertheilt er ihm zwölf merkwürdige Räthe: zum ersten, nie einen Rothhaarigen zum trauten Freunde zu nehmen; wird ein solcher zornig, so gedenkt er nicht mehr der Treue, auch ist Keiner so gut, dass nicht einiger Trug in ihm wäre; wer auch nur den Finger in Pech taucht, besudelt sich damit und kann sich kaum mehr dessen entledigen. Der zweite Rath geht dahin, dass, wenn gleich der Weg durch ein Dorf noch so kothig wäre, man doch nie durch ein Saatfeld reiten solle. Bist Du auf der Fahrt, so lautet's zum dritten, herberge nie da, wo ein alter Mann eine junge Frau hat, denn auch unschuldig, ziehst Du Dir doch schweren Verdacht zu. Er fürchtet; sie hofft; der Zufall wendet es so unter ihnen. Sobald aber ein junger Mann eine alte Frau hat, so bitte Dich getrost zu Gast, dieser fürchtet Dich nicht und diese liebt Dich nicht, so schläfst Du dort sicher ohne Tücke.

Viertens: Will Dein Nachbar zum Pflügen seines Ackers ein Pferd von Dir und Du hast eine trächtige Stute, so leihe sie ihm nicht, denn sie wird entarten und das Fohlen verderben, wenn sie das Aeckerchen ebnen wird.

Fünftens: Kein Verwandter sei Dir so lieb, dass Du ihn zu oft durch Besuche zu belästigen wagst; was selten ist, pflegt werther zu sein als was man immer hat; denn schnell verliert bei den Menschen an Werth, was man immer hat.

Sechtens: Lass Deine eigene Magd, und wär' sie auch noch so schön, nicht vertraut werden mit Dir, gleich Deiner Frau, damit sie Dich nicht missachte oder Dir hochmüthig antworte, auch nicht glaube, dass sie die Herrin des Hauses sein dürfe, wenn sie übernachten oder am Tische sitzen wird. Isst sie und übernachtet sie mit Dir, will sie beständig die oberste Gebieterin von Allem sein. Solches macht Dich verrufen und ziehet Dir Schmach zu.

Siebentens: Wählst Du Dir aus des Landes Töchtern die Hausfrau, um liebe Kinder zu gewinnen, dann suche Dir ein liebliches Weib (cognoscibilem mulierem) und nirgends als wo die Mutter dir es rathet. Hast Du sie gefunden, dann ziemt es sich, sie auf jegliche Weise zu ehren und milde zu behandeln, doch sollst Du ihr Meister bleiben, damit sie mit Dir keinen Streit anzuheben wage; denn kein Fehler der Männer ist mächtiger, als wenn sie denjenigen unterworfen sind, denen sie gebieten sollen. Und wenn sie mit Dir auch in allen Dingen ein Herz und eine Seele wäre, darfst Du ihr doch nicht Alles wissen lassen, damit sie, von Dir späterhin ob eines Fehlers getadelt, Dir nicht ebenso Vorwürfe mache und Dir nichts sagen kann, wodurch euere gegenseitige Treue und Liebe gemindert werden könnte.

Achtens: Lass Dich niemals von einem so heftigen Zorn überfallen, dass Du die Rache nicht über Nacht verschieben könntest, besonders wenn die Sache zweifelhaft und nicht so, wie Du behauptet hast, sein könnte; vielleicht freust Du Dich am Morgen, dass Du Dir Zügel angelegt.

Neuntens: Habe nie einen Streit mit Deinem Herrn und Meister, denn sie überragen Dich, wenn nicht mit Recht, doch an Macht. Auch zahle für sie nichts, weil Du es sicher verlieren wirst. Bittet er Dich zu zahlen, dann ist es besser, dass Du es gibst, weil er sonst eine Schuld auffinden wird, vermittelst welcher er Dir ebensoviel nehmen kann. Beides geht dann verloren und er wird weder danken noch das Gut zurückgeben. Er wird sagen „Habe Dank!“ sobald Du von ihm ausgeplündert worden; dann verneige Dich und lobe den Herrn, dass

Du gesund mit dem Leben davon kommen magst und schlage Deinen Schaden für nichts an.

Zehntens: Niemals sei Dein Weg irgendwohin so eilig, dass Du an einer Kirche vorbeigehest, ohne Dich ihren Heiligen zu empfehlen und Dich zu segnen. Wo aber geläutet (sic ubi pulsetur) und eine Messe gesungen wird, steige vom Pferde und laufe noch schneller als dieses, damit Du Dich des allgemeinen Friedens theilhaftig machen kannst. Das verlängert nicht den Weg, es wird ihn Dir sogar abkürzen, Du wirst sicherer reisen und weniger einen Feind fürchten.

Eilftens: Widerstrebe nicht, so Jemand um Christi Willen Dich dringend bitten sollte, die Fasten zu brechen; denn Du brichst sie nicht, sondern wirst die Gebote erfüllen.

Endlich zwölftens: Hast Du Saatfelder an den Heerstrassen, so ziehe keine Gräben, um das Zertreten Deiner Saaten zu verhindern, denn dadurch, dass man die Gräben umgeht, entsteht gerade durch das Wandern des Volkes auf dem trockenen Boden von beiden Seiten ein Weg; hättest Du keinen Graben gezogen, würdest Du viel geringeren Schaden gehabt haben.

Hiemit ist „der âventiure wurf gespilt und ir begin gezilt,“[1]) denn diese seltsamen Rathschläge zeigen das Gerippe der Dichtung und lassen zugleich ahnen, wie viel vom ganzen Werke verloren ist, denn ohne Zweifel mussten sie im Verlaufe der Abenteuer sämmtlich zur Anwendung kommen. Es ist, wie in der Räthseldichtung, ein gleich uralter Zug; wer denkt dabei nicht an die Lehren, die jung Parcival bei seinem Auszug von seiner Mutter Herzeleide und dem alten Ritter Gurnemanz empfängt, an die Lehren des Winsbecke und an die Weisheit, die der taktvolle Sänger der Frithjofs-Sage dem König Bele in den Mund legt. Besonders überrascht die Einstimmung altnordischer Sage. In der Edda werden Astrâdh von Niall heilraedhi ertheilt, am allernächsten aber liegen die acht Räthe des weisen Hösundr an Heidhrek, unser fünfter Rath ist fast ganz Hösundr's dritter. Der übermüthige Heidhekr geht aber immer darauf aus, seines Vaters Lehren zu vereiteln. Einzelnes findet sich in Märchen und anderen Dichtungen zerstreut wieder, so wird im 57. Kindermärchen vor Galgenfleisch und Brunnenrand gewarnt, und die Warnung vor dem Rothhaar ist tief in unserer Mythologie begründet.[2]) Auch das begegnet oft, von den ältesten Legenden bis zum Gang nach

[1]) Parcival. 112. 9.

[2]) Die alte Volksmeinnng gilt heute noch bei uns; rothhaarige Leute sind von Gott gezeichnet, sind bös und falsch; Judas Ischariot habe auch rothe Haare getragen (warum dieser aber so gedacht wird vgl. Wolf Beiträge I. 64). Wirnt von Grävenberg eiferte löblich gegen diesen Aberglauben.

dem Eisenhammer, dass ein frommer Fridolin während dem Gebet in der Capelle einer grossen Gefahr entrinnt. Die siebente Lehre scheint wie im Hinblick auf das Nibelungenlied; die eilfte ist ein für den Dichter, der ja dem Benedictiner-Orden angehört, gefährlicher Ausspruch; die zwölfte gemahnt an Morolf 658. Kehren wir aber zu unserer Geschichte zurück.

Als der König so geendet, führte er Ruodlieb aus der Kemnate, trat in den Pallas vor den Mannen auf den Thron und lobte des Ritters Bravheit, wozu Alle beistimmten. „Gehe nun zurück in die Heimath, reich an Ehren, besuche Deine Mutter und Dein ganzes Gut und sieh zu, ob Du dort bleiben magst und ob Deine Herren ihr Versprechen halten wollen. Täuschen sie Dich, so mögen sie auch gleiches von Dir erfahren; diene Keinem, der knauserig und unedel gesinnt ist. Behagt es Dir dort aber nicht, so komm wieder zu mir, den Du als denselben finden wirst, wie ich Dich jetzt entsende.“ Darauf gab er dem vor ihm stehenden Edelknecht einen Wink und sagte ihm heimlich in's Ohr, der Kämmerer sollte jene Reisetaschen bringen, in denen die bekannten Brode mit den Kostbarkeiten sich befanden. Als die Taschen kamen, sprach der König: „Mein Lieber! zerbrich doch diese beiden Brode nicht eher, als bis Du zu Deiner, Dir so lieben Mutter kommst; unter ihren Augen schneide das kleinere an, das grössere aber erst, wenn Du am Hochzeitstage mit Deiner Braut niedersitzest, davon kannst Du dann nach Belieben Deinen Freunden geben, damit sie auch erfahren, von welcher Art unser Brod zu sein pflegt.“ Lebewohl sagend und ihn dreimal küssend, ging der König mit Seufzen hinweg. Nun küssten ihn die Anderen unter Thränen, das Volk geleitete ihn schluchzend bis zum Ross. So fuhr er fort, sein Knappe zog ein Saumthier nach. Drei Tagrasten weit gab ihm sein treuer Freund noch das Geleite bis an die Marken des Reiches, da schieden sie traurig, jeder wieder in sein Land.

Als er sich schon seinem Vaterlande wieder zu nähern begann, trifft er auf einen Rothkopf, der sich ihm, nachdem er gegrüsst und gefragt hatte, welchen Weg und wohin er zu fahren gesonnen, zudringlich anschloss. Der Ritter bewies sich abweisend genug und erwiedert klug: Der Weg sei für Alle, Ihr könnt gehen, wohin Ihr wollt. Der Rothkopf plappert und plaudert unverdrossen weiter, obwohl der Ritter stille schweigt. Es wird heiss; Ruodlieb legt den Mantel [1]) ab und bindet ihn, wie gewöhnlich, hinter sich fest. Sogleich fährt das dem

[1]) Die Cappa, das gewöhnliche Reisekleid, ein kurzes mantelartiges Gewand, das zugleich mit einer Kapuze das Haupt verhüllte; sie wurden mehr von Frauen getragen, doch auch von Männern. vgl. Weinhold S. 396 u. 449. cf. Wigalois.

Rothkopf durch den Sinn, sich desselben zu bemächtigen, und bei der nächsten Gelegenheit, als sie eben die Pferde an einem Wasser tränken, nestelt er hinter dem Ritter richtig die Riemen los, zog den Mantel weg und barg ihn unter dem Sattel, bis er vom Wasser zurückritt, dann sprang er vom Pferde und machte sich irgendwo zu thun, den Mantel in seinen Sack zu stecken. Dann kam er wieder nach und hub nach einiger Zeit ganz unschuldig an: Ist mir doch, als hättest Du, Bester, früher hinter Dir einen Mantel gehabt, ich wundere mich, ihn nicht mehr zu sehen. Darauf versetzte der Andere, es komme ihm auch wunderlich vor, wahrscheinlich habe er ihn bei der Tränke verloren, es sei dort auch Etwas unter dem Wasser geschwommen. Der Rothe räth gleich dahin zurückzukehren, Ruodlieb aber stellte sich, als läge ihm nichts daran.

Gegen Abend nähern sie sich einem Flecken, durch welchen die breite und sehr schmutzige Strasse sich zieht. Indessen wird das über 600 Verse haltende Fragment allgemach unlesbar und bricht verstümmelt ab; es scheint, dass auch der Ritt durch ein Saatfeld mit zur Sprache kam, wenigstens kann der gleichfalls lückenhafte Beginn des IV. Fragments darauf bezogen werden. Darauf nähern sich die beiden Gesellen einem Flecken, wo sie übernachten wollen. Der Rothkopf fragt einen redseligen Hirten, ob und wo sie hier herbergen könnten, und dieser erwiedert, dass hier wohl ein ganzes Fähnlein untergebracht werden könne, am besten aber würden sie bedient bei einem ganz jungen Mann, der unlängst eine schon ältliche Witwe zur Ehe genommen habe und vorher ein ganz armer Kerl gewesen sei. Als nackter Armer, um ein Stück Brod bettelnd, erzählt der Hirte weiter, sei der Mann zum vorigen Gemahl der Frau gekommen, durch allerlei fleissige Dienste, Brauchbarkeit und Verlässigkeit habe er das Vertrauen des knauserigen Alten in dem Maasse gewonnen, dass ihm endlich die Aufsicht über die ganze Wirthschaft und nach dem Tode des alten Lasters sogar die Hand der Witwe zu Theil geworden sei. Er verdiene auch alles Glück durch seine Gastlichkeit und Milde gegen Reiche und Arme. Der Rothkopf aber fragt, ob kein Alter da wäre, der eine junge schöne Frau hätte? Der Hirte weiss auch darüber Auskunft und nennt Einen, der ein junges, thörichtes, leichtfertiges Dirnlein geheirathet habe, die ihm nun auf ärgerliche Weise mitspiele.

Ruodlieb und der Rothkopf müssen nun jeder nach seiner Art Herberge gesucht haben, denn im nächsten (fünften) Fragment finden wir den Ritter auf der Nachtherberge im Hause jenes jungen Gemahls einer ehrenwerthen Matrone auf's allerbeste und freundlichste bewirthet. Hochfahrend und polternd hat sich der Rothkopf dagegen bei dem alten

Affen einquartirt, und mit dem jungen Weibe sich verständigt. Sie treiben es ziemlich bunt, sowohl in Gegenwart des Alten, der freilich lächerlich hässlich geschildert wird, als auch wie sie glauben hinter seinem Rücken, obwohl er sie heimlich belauscht. — Die Nacht in diesem Hause muss eine schreckliche gewesen sein; zwar ist uns nichts davon erhalten, aber das nächste VI. Fragment führt uns unmittelbar in die Folgen ein: Unter den Gebeten des herbeigeholten Geistlichen haucht der offenbar vom Rothkopf auf den Tod misshandelte Alte seine Seele aus. Am frühen Morgen sammelt sich das Volk vor der Kirche, denn der Ruf des nächtlichen Verbrechens erscholl, auch der Richter begibt sich dahin mit seinen Beisitzern;[1]) die weinenden Kinder des Todten und die beiden Schuldigen werden herbeigeholt, der Rothe erregt durch sein schändliches Lächeln den Abscheu. Auf die Frage, warum er den Alten so gemartelt habe, gibt er an, derselbe habe ihm die vorderen Zähne eingeschlagen, bloss weil er neben dessen Frau gesessen, die er fälschlich für seine Nichte ausgibt. Aber der Richter examinirt weiter, er scheint mehr zu wissen, es musste ein schändlicher Rumor die Nacht über gewesen sein. Der Rothe lügt sich auf die Frau aus, da er in die Enge kommt; diese aber zerfliesst in Thränen und bekennt ihre Schuld, für die sie gerne büssen will. Hängt mich und verbrennt mich nach drei Tagen und streut die Asche in's Wasser, dass ja nichts von mir in der Welt bleibt; schlagt mich in ein Fass und schreibt mein Verbrechen darauf, dass die, so es finden, mich rinnen lassen[2]) und ich den Fischen und Krokodillen zum Frasse diene; verbrennt mich, oder versenkt mich im Sumpfe, ich werde es freudig aushalten, um nicht dem ewigen Feuer zu verfallen. Da fasst Mitleiden das Volk und die Schöffen, sie schenken ihr das Leben, sie aber verlangt, man solle ihr Nase und Mund verschneiden, dass wenn der Kiefer gräulich die Zähne bleckt Keinen mehr sie zu küssen gelüste, und brennt mir kreuzweise die Wangen, dass Jeder mit Schauder meine Schuld erkenne. Doch gab

---

[1]) Wir erhalten hier eine Schilderung der Gerichtsbarkeit, wie sie die Klostervögte im Tinghause zu Warngau oder zu Tegernsee selbst „innerhalb der pruke" übten und der Dichter oftmals gesehen haben musste. cf. Freyberg Gesch. von Tegernsee. S. 139.

[2]) Es ist die alte Sitte (Grimm R. A. 710) Verbrecher und Todte auf steuerlose Schiffe zu setzen und dem Zufall Preis zu geben; doch galt das Einschlagen in Fässer sonst gewöhnlich bei uns nur den Selbstmördern; man packte sie in ein Fass, schrieb oben und unten darauf „lass rynnen, lass rynnen" und warf dieses in fliessendes Wasser. Wir haben viele Nachrichten, dass solche unheimliche Fässer auf dem Inn, der Isar und der Amper hinabgeschwommen. vgl. Föringer Oberb. Arch. 1844. S. 407. — Die Frau will also, zum Zeichen ihrer thätigen Reue und aufrichtigen Busse in der erniedrigenden Weise eines Selbstmörders nach ihrem Tode noch behandelt sein.

sie der Richter frei, dass sie ihren Kindern künftig eine Mutter und keine Stiefmutter sei. Ihre schönen Gewande und jeglichen Schmuck zog sie ab, legte sich aus Aschentuch ein Kleid an, schor ihr langes Haar ab, machte Stricke daraus und schlug sich schwärende Striemen, bedeckte mit Hadern das Haupt, dass nur die Nase heraussah, lernte den Psalter, ass trocken Brod und trank trübes Wasser, ging Winter und Sommer barfuss, schlief auf Stroh, ein Reisigbündel unter dem Haupte. Der frühe Morgen traf sie schon an des Gatten Grab, wo sie oft schweissgebadet und thränenübergossen zusammenbrach; fleissig kam sie zur Kirche, Niemand sah sie mehr lachen, Weinen bedünkte sie süss.

Wie nun aber das Gericht über den Rothkopf ergehen soll, fordert dieser, man solle vorerst seinen Gefährten vorrufen, das geschieht durch Ruodliebs Wirth, der in der Versammlung anwesend ist. Der Richter fragt den Herbeigekommenen: hoher Ritter, ist dieser Mann dein Geselle, oder ist er es nicht . . . .

Da bricht unser Faden neuerdings ab. Sollten nun, wie man wohl annehmen darf, auch die übrigen jener Lehren auf ähnliche Weise zur praktischen Nutzanwendung gekommen sein, so wäre jetzt eine Aventüre mit der Befolgung des vierten Rathes (dessen Anwendung auf Ruodlieb freilich schwer zu begreifen ist), dessgleichen der fünften Lehre zu erwarten. Es scheinen diese Stellen verloren, da wenigstens das nächste Fragment (VII.) nichts derartiges durchblicken lässt. Das sehr verstümmelte Blatt enthält nur eine Klage, dass auch die höchste Schönheit verwelke, dann ist von einem Ritt, Gesang und Tanz, auch von einer verzehrenden Sehnsucht die Rede.

Da kommt ein zu St. Florian aufgefundenes Blatt zu Hilfe (VIII.), das in äusserst lieblicher Weise die Einkehr unseres Helden bei einem jungen Neffen schildert, und zwar noch nicht im Hause seiner Mutter, sondern bei einer Witwe, die ein holdseliges Töchterlein hat, an welcher Ruodliebs Mutter Pathenstelle vertrat. Das Mägdelein hat grosse Freude an zahmen Vögeln, unter denen besonders redselige Staare sich hervorthun. Sie hatten kein Futter in ihren Häuschen, sondern heischten sich das Futter selbst durch das Gitter, wenn sie Hunger hatten, sonst blieb ihnen die Kost verwehrt, wenn sie nicht artig baten. Gar klug plapperten sie und konnten auch das „Vater unser“ bis zu „der du bist im Himmele, le, le, le“ recitiren, was ihnen die Schwester Statza (Stâsi, Anastasia) beigebracht hatte. Unterdessen fanden sich auch zwei Harfner (harpatores) ein, die schauerlich spielten, so dass Ruodlieb sich zur Hausfrau mit der Frage wandte, ob sie denn keine Harfe sonst im Hause habe, und sie hat eine überaus treffliche (melior qua non erit ulla), auf welcher ihr seliger Herr (heros, entsprechend dem un-

wiedergeblich schönen mhd. helt) früher spielte (symphoniavit) und deren Klänge ihre alte Liebe wieder beleben; keiner hat sie seit seinem Tode berührt.

Sie brachten ihm die Harfe; er griff hinein gewandt
Bald mit zwei Fingern, bald mit der ganzen Hand
Und spielte Gäng' und Läufe so deutlich und klar
Und sang ein Lied von Minne, dass Allen wohl zu Muthe war.
Wer Hand und Fuss im Reigen sein Leben nicht bewegt,
Dem ward doch bei der Weise die Lust zum Tanz erregt.

Lauschend horchen selbst die Harfner; so spielte er drei kunstreiche Weisen, da bat die Wirthin noch um eine vierte, fröhliche, um einen Reigen, den das Töchterlein mit dem Junker tanze. Wir geben die folgende Stelle lieber in Simrock's Uebertragung, der denn mit congenialer Freiheit dichtend, das zerfetzte Epos meisterhaft zu einer kleinen Novelle gestaltete, die Rüdiger von Bechelaren seinen Gästen zum besten gibt. [1]) Ruodlieb

hub an zu spielen und sang ein Lied dazu,
Es hätte hüpfen mögen das Kalb in der Kuh.
Vom Tische frohlockend sprang die schöne Maid
Und schwang sich gefällig und hob mit Anstand das Kleid.
Da kam ihr entgegen der schnelle Jüngling froh
Die Meidende zu suchen, die ihn doch ungern floh.
Er kreiste wie der Falke, da sie der Taube glich;
Meint' er sie zu haschen, entschlüpfend wandte sie sich.
Sein Tanzen war ein Fliegen, zu schweben schien die Magd;
Nun hatt' er sie gefunden, das holde Wild erjagt.
Sie reicht die Hand ihm willig und beut ihm den Kranz,
Doch schnell dem Geneckten entflieht sie wieder im Tanz.
Nie sah man bess're Tänzer und nie ein schöner Paar,
Alle Gäste klagten als er zu Ende war.

Man glaubt, der Tegernseer Dichter habe mit den neumos agitare digitis, manibus variare, variare pedibus (was gerade die Tegernseer Handschrift besonders gibt) unmittelbar den Bauerntanz vor Augen gehabt, wie er heute noch am St. Bartelmä-Tage auf den abgelegenen Höhen der benachbarten Vallep mit urweltlicher Bravour, oder mit grösserer Glätte als gewöhnliches „Schuhplatteln“ an den Ufern des See's selbst aufgeführt wird. [2])

---

[1]) Vgl. Simrock, Amelungenlied III. Thl. (oder VI. B. des Heldenbuchs.)

[2]) Lewald gibt in der Allgem. Zeitung Beil. 238 vom 26. August 1859 eine

Hierauf setzen sie sich, aufgemuntert von der Mutter, welche die beiden Leutchen gerne beisammen sieht, an ein Spielbrett und spielen um ihre Ringe. Sie will, wer dreimal, er, wer auch nur einmal gesiegt, soll des anderen Ring haben.[1]) Bald und gerne hat jedes ein Spiel und seinen Ring verloren:

„Sie werden dem zu Theile, der dreimal obgesiegt.“
Er sprach: Verloren habe, wer einmal nur erliegt.
Sie war es auch zufrieden, warf und gewann das Spiel.
Gern gab den Ring der Jüngling, dem zu verlieren gefiel.
Das Mägdlein in der Freude des Sieges gab nicht acht;
Da hatt' auch sie ihr Ringlein verloren unbedacht.
Sie zog ihn von dem Finger, ihr Kummer war nicht gross,
Sie liess ihn freundlich rollen dem jungen Mann in den Schooss.

Unterdessen (Fragm. IX.) erkundigt sich Ruodlieb bei der Hausfrau nach seiner Mutter, sie will derselben die Freudenbotschaft senden, dass ihr Sohn den folgenden Abend endlich in ihren Armen sein werde. Dem verliebten Pärchen aber verstreicht die Zeit kurzweilig im anziehenden Spiel um Ring und Herz und Hand, dreimal ist sie ihm, dreimal er ihr verfallen; glühende Neigung hat sich über Tanz und Spiel entsponnen. Leider ist die Folge wieder zerschnitten, so zwar, dass nur die zweite Hälfte der Verszeilen erhalten, aus denen sich zur Noth herauslesen lässt, dass Ruodlieb auf dem Heimwege den von seiner Mutter ihm entgegengeschickten Dienern begegnet. Dort steht auch

treffliche Schilderung dieses wirklich schwer zu beschreibenden Tanzes und bemerkt dabei ganz richtig: „Es ist nur ein Vorurtheil, wenn man den Tanz der Südvölker Europa's graciöser nennt. „Auch unser gestrampfter Gebirgsländler ist graciös, und kräftiger spricht sich gewiss keiner aus. Man kann nichts lieblicheres sehen, als wenn das Mädel aus den Armen ihres Buben entschlüpft, sich mit niedergeschlagenen Blicken wie eine surrende Spindel so um sich selbst dreht, während er, der Bub, im Gefühl seiner Mannesherrlichkeit und des Sieges im voraus gewiss, in die Mitte des Kreises springt, den die drehenden Mädchen bilden, und nun das Strampfen, das Klatschen, das Taktschlagen auf Schenkel und Waden, das Jauchzen mit künstlerischer Sicherheit vollbracht wird, wobei der Tänzer die sich weit weg von ihm drehende Tänzerin niemals aus den Augen verliert, um im rechten Augenblick wieder auf sie hinzufliegen, sie in den Arm zu nehmen und mit ihr herumzuwalzen. Ehe er diess aber wagt, stürzt er schnell vor ihr auf die Kniee und dann erst umschlingt er sie. Es liegt eine starke Sinnlichkeit darin, gleichwie im Saltarello, Fandango und Bolero, nur das Chevalereske des Südens fehlt.“ — In gleicher Weise und man möchte sagen, phantastischer und prächtiger, wird am Bartelmätage in der Vallep getanzt, wo der in jahrelangen Mühen abgehärtete Jäger von seinen Felsen herniedersteigt und die sonst von der Welt ganz abgeschiedene Sennerin den einzigen fröhlichen Tag im Jahre begeht.

[1]) Rochholz, Kinderspiel. 1857. S. 434. Auch Bride spielt mit Eppe um ein Fingerlein. vgl. Neidhart herausgegeben von Haupt. S. 42. 12.

bereits ein junger Diener auf der Warte, der einer Dohle noch den Gruss „Ruodlieb here, curre, venique“ beibringt und endlich die Ankunft des mit seinen Begleitern aus dem Wald hervortauchenden Gebieters freudig verkündet. Ruodlieb badet mit (Fragm. X.) seinem Neffen, und dann gehen sie im Hause der Mutter, deren Tischgenossin sonst nur die Dohle war, zur Tafel. Nach dem Mahle geht Ruodlieb in die Kemenate der Mutter, lässt den Reisesack (mhd. mahle) mit den Pfellen und Kostbarkeiten, die er in den zehn Jahren seiner Abwesenheit erworben, nebst den beiden Broden bringen, die ihm der König verehrt hatte, damit auch die Mutter sehen könne, wie gut afrikanisches Brod schmecke. Als er das eine anschneiden will, widersteht es dem Messer, er schabt den Mehlüberzug weg und es zeigt sich dem Staunenden das helle Silber, und nachdem er die Nägel abgefeilt, die Fugen geöffnet, der Schatz von glänzendem Golde. Mit Thränen im Auge bricht Ruodlieb in Worte des Dankes gegen den königlichen Spender aus.

Später, wie es scheint, wieder mit seinem Neffen zu seiner Gevatterin und ihrer Tochter zurückgekehrt (XI. XII.) legt Ruodlieb zur Verwunderung der Wirthin und der vom Söller herab zuschauenden Jungfräulein, zur Freude des Neffen und der herbeieilenden Köche, Proben seiner Kunst, Fische zu fangen, ab, indem er sie durch ein Pulver [1]) wie verrückt macht, so dass sie mit einem Stöckchen an's Land gejagt werden können. Hier ist die Aufzählung der ausgelegten Fische, grösstentheils unter deutschen, noch ganz das Gepräge des zehnten Jahrhunderts tragenden Namen, wie sie auch dermalen im Tegern- und andern unserer oberbayerischen Seen vorkommen, von Interesse (XIII. 11—21.): Hier werden aufgezählt der Hecht und Ruffolk (Rufus), ihrer Gefrässigkeit wegen der Wolf unter den Fischen genannt (qui sunt in piscibus hirpus, pisces namque vorant, illos ubi prendere possunt), ferner die Brachse (Phrahsina), der Lachs (Lahs), Karpfe (Charpho), die Schleie (Tinco), dann Barben (Barbatulus), Orfen (Orvo), Alnt, Nasen, beide gar grätenreich (qui bini nimis intus sunt acerosi) Rutten (Rubeta) und Gründling (Fundicola), rothe und weisse Forellen (Truta mhd. Forahana) grossköpfige Koppen, der an den Flossen verkrüppelte Aal und der gewaltige Waller (Walsa), Aschen (Asco) und Renken (Rinanch), zwei ganz feine Leckerbissen (ambo dulces nimis in comedendo), dazu der am Rücken wie eine spitze Nadel stechende Appäuss (Agapuz, ut ucus

[1]) Aus buglossa, Farrenzunge, das im Volksleben überhaupt als ein „gar fürnehmes Kraut“ berühmt ist und zum Kugelfestmachen, Schatzsuchen und Hexenfahrten unumgänglich nothwendig ist. vgl. Zingerle Volksmeinungen. S. 62. 102. 121. Alpenburg S. 408. Grimm M. 1160 u. 1161.

in dorso pungit acutus) und noch viele andere, die der Dichter selbst nicht kennt (praeterea multi pisces mihi non bene noti).[1])

Hierauf lässt die Wirthin ihre schöne Tochter zur Tafel herabholen, an welcher Ruodliebs Neffe ihr zur Seite sitzt. Wir erkennen hier ein nettes Bild einer mittelalterlichen Tafel und ihrer Freuden. Die Tischgenossenschaft ergözt sich an den Künsten eines braven Hundes, der in einem der Diener richtig den Dieb erkennt, welcher ein paar silberne Steigbügel gestohlen hatte, der Wicht bekennt die That und gibt die Bügel heraus, die der Hund der Eigenthümerin zurückstellt. Dann verzieh ihm Ruodlieb und hiess dem Hund, sich dem Kerl zu Füssen legen und um Verzeihung bitten, dass er ihn so angefallen, das that er, sprang auf dessen Geheiss auf und vertheidigte den Burschen sogar, als die Anderen versuchsweise und nur zum Scheine ihn mit Stockschlägen bedrohten. Als sie manche Tracht gegessen und wacker getrunken hatten, wurde das Wasser gereicht, doch gab es keine Kirschen, dafür brachten Knaben frische Erdbeeren in Schaalen und haselbastenen Körbchen. Dann kleiden sie sich festlich, der Ritter und der Neffe, wobei dieser das jüngst gewonnene Ringlein nicht vergisst.

Endlich hat (Fragm. XIV.) nach förmlicher Zustimmung und in Gegenwart aller desshalb von Ruodlieb gebetenen Freunden und Verwandten, denen es, wie ihm, darum zu thun ist, dass der edle Jüngling den Armen einer schändlichen (auf unseren Fragmenten früher noch nicht berührten) Buhlerin gerissen werde, die feierliche Verlobung des letzteren mit der Gevatterin schönem Töchterlein statt. Der Bräutigam reicht, ein uralter Rechtsbrauch,[2]) seiner Braut den Trauring am

---

[1]) J. C. Weber die Fische in Bayern, 1851, zählt S. 46 unter Tegernsee folgende Arten auf: Salbling, Lachsforelle, Forelle, Hecht, Karpfen, Barben, Brachsen, Rutten, Aitel, Rothauge, Nase, Koppen, Pfrillen, Grundeln, Lauben, Kressling, Bürstling. — Die von unserem Dichter genannte Phrahsina sind unsere Brachsen, vgl. Schmeller bayr. Wörterb. I. 250; der Orvo ist unsere Orfe, auch Röthling, Goldkarpf (b. W. I. 105); Alnt=Aitel, Altl, Alat, Alet, Allt, dem Karpfengeschlecht angehörig (ib. I. 52), Naso (ib. II 705), Truta, mhd. Forahana, franz. truite, Forelle; in capite grandis capito mag wohl die dickköpfigen, froschmäuligen Koppen, auch Groppen vorstellen. Bei dem Aal heisst es als nähere Beschreibung: post degener alis labilis anguilla. — Per caput horrida Wolsa, ist unser Waller (silurus glanis), auch Welse genannt. Asco, die zur Familie der Lachse gehörige Asche (b. W. I. 22), welche den Uebergang zum Karpfen bildet und in den Klosterzeiten als „Rheingraf unter den Fischen“ galt. Rinanch (b. W. III. 102), der Renke, zu den Salmen gehörig (Gangfisch); Rubeta, Rutten, Ruppen (b. W. III. 118. 170). Am fremdesten klingt der Agapuz, (ib. I. 88) Apeiss, Appäuss, der nach des Dichters näherer Beschreibung auf unseren Stichling (Weber S. 39) passen könnte. Der Anfangs genannte Rufus ist ein Raubaal (Aalraupe), Ruffolk (J. L. Frisch Wörterb. 1741), auch Rupe, niederdeutsch Quappe.

[2]) Derselbe wiederholt sich noch im XII. Jahrh. in der Verlöbnissformel eines

Schwerthefte [1]); heitere Reden, von ihrer Seite mit unbegreiflicher Naivetät und grossem Ernste zurückgegeben, werden gewechselt. Nachdem der Dichter noch die von Ruodlieb dem Pärchen gemachten kostbaren Geschenke aufgezählt, überlässt er sie ihrem Schicksal — qualiter inter se concordent, quid mihi curae?

Es scheint, dass das frühere Verhältniss des Jünglings mit der angedeuteten Buhlerin, dessen Darstellung uns ganz verloren ist, sich auf die sechste unter den zwölf Lehren bezogen habe, die Ruodlieb diesesmal gerade nicht an sich erproben musste, aber an seinem Neffen in nützliche Anwendung zu bringen Gelegenheit hatte. Demgemäss wäre die Reihe nun an der siebenten. Im XV. Fragment finden wir nach einer Lücke unseren Helden wieder im Hause der Mutter, die ihm vorstellt, wie sie nun alt und schwach werde und wie sehr sie wünsche, dass auch er nicht ohne einen Erben bleibe; dass er sofort die Verwandten und Freunde versammeln und nach ihrem Rathe sich eine ebenbürtige Gattin wählen möge. Er willfährt. Unter dem Vorsitze der Mutter hat eine solche Versammlung statt und er wird auf ein Dämchen hingewiesen, die durch Adel und hohe Tugend vor allen werth sei, des Helden Gattin zu werden. Eine neue Lücke verhindert jedoch zu entscheiden, ob wirklich hier wieder eine Anwendung, und zwar der siebenten unter den zwölf Lehren, eingeflochten sei. Nach späterem scheint es, dass Ruodlieb jene, von der Mutter und den Freunden gerühmte Treffliche, vielleicht von seiner Begegnung mit dem Rothkopfe her, besser kennt, und um sich folgsam zu zeigen, zwar einen Vertrauten absendet, der die Schöne um ihre Hand angehen, zu gleicher Zeit aber, und ohne dass der Bote es selbst so recht weiss, zum entschiedensten, von ihr ausgehenden Nein bestimmen soll. Im XVI. Fragm. erfahren

---

freien Schwaben. Nachdem der Bräutigam unter dem Zeichen von sieben Handschuhen seinen Schutz und seine Habe der Braut zu seinem und ihrem Rechte mit seinem Vollwerthe gegen ihren Vollwerth verlobt und verwettet hat, nimmt der gekorene Vormund der Frau „diu wete (Pfänder) unde die frouwen unde ain swert unde ein guldin vingerlin unde ainen phennich unde ain mantel unde ain huot ouf daz swert, daz vingerlin an di hilzen (Schwertgriff)" und überantwortet die Frau dem Manne, indem er spricht: Hiermit befehle ich mein Mündel (muntalde) eurer Treue und Gnade und bitte euch bei der Treue, mit der ich sie euch befehle, ihr wollet ihr ein rechter Vogt und ein gnädiger Vogt sein und ihr kein schlechter Vormund werden. Massmann Kleine Sprachdenkmale S. 179. Ueber die Bedeutung der Schwerter bei Hochzeiten vgl. Grimm RA. 167 u. 426 und Quitzmann Die heidnische Religion der Bajuwaren. 1860. S. 73 u. 75.

[1]) Sponsus at extraxit ensemve piramide tersit.
Annulus in capulo fixus fuit aureus ipso.
Affert quem sponsae sponsus, dicebat et ad se,
„Annulus ut digitum circum capit undique totum,
Sic tibi stringo fidem firmam vel perpetualem,
Hanc servare mihi debes aut decapitari."

wir den Verlauf und Erfolg dieser Sendung, einmal und in zum Theile verstümmelten Versen, vom erzählenden Dichter, dann aber nochmal und vollständiger als heiteren Bericht, denn der Abgesandte an Ruodlieb erstattet. Die Schöne hat ihn überaus freundlich empfangen und ihm nach allerlei verfänglichen Fragen über seine Landsmänninnen für Ruodlieb den zärtlichen Bescheid gegeben, den der Dichter, um die überschwängliche Verbindlichkeit wiederzugeben, mit ihren deutschen Worten selbst aufgeputzt hat:

dic illi nunc de corde fideli,
tantundem liebes, quantum veniat modo loubes,
et volucrum wunna quot sunt, sibi dic mea minna
graminis et florum quantum sit, dic et honorum. [1])

Auf diese Worte, die als zärtliches Ja gelten können, nimmt der schelmische Bote Abschied, bleibt aber eine Weile wie in Verlegenheit stehen und entschuldigt sich, wie er vergessen habe, ein kleines von Ruodlieb für sie mitgebrachtes Geschenk zu überreichen. Freudig erhält sie ein Büchschen, das er aus dem Täschel zieht, und eilt es zu öffnen an's Fenster. Darin findet sie, wohl eingewickelt und vielfach versiegelt, ein Kränzlein, Strumpfbänder, verschiedene Liebespfänder, die ihr bei der (vermuthlich auch auf einem der verlornen Fragmente erzählten) Aventüre mit einem clericus abhanden gekommen waren. Wüthend geht sie auf den Boten los, der feierlich bekennt, er habe nicht gewusst, was das versiegelte Gebünde enthalten und gibt ihm den erwünschten Bescheid: „Sag' deinem Freunde, gäb' es weiter keinen Mann als ihn, und brächt er mir auch die ganze Welt zum Brautschatz, ihn nähm' ich nimmermehr!“ — Nun werd' ich wohl, sagt Ruodlieb, da er den Bericht vernommen, eine Braut mir wählen müssen, die nicht heimlich einen Andern liebt.

Von nun an aber scheint plötzlich das Gedicht und zwar leider fast am Ende der geretteten Ueberbleibsel einen neuen Aufschwung, und nicht etwa wie das vom Herzog Ernst (dessen Heimath vielleicht auch in Tegernsee zu finden) in's Abenteuerliche überhaupt, sondern sogar, ganz im Style des Hug- und Wolfdietrich, in die Nebelhöhen der germanischen Heldensage zu nehmen. [2]) Ruodliebs Mutter

---

[1]) Sie sprach: „In Treue grüsse du mir den trauten Mann
Und sag ihm soviel Liebes als Laubes hat der Tann,
Als Wonnen haben Vögel, soviel der Minne mein,
Soviel das Gras hat Aehren, soviel soll seiner Ehre sein!“

[2]) Desshalb verwendete denn auch Simrock, der an diesen Fragmenten mit bewunderungswürdig bildender Phantasie seine Hand anlegte, das Folgende zu seiner „Ecken Ausfahrt“ im Heldenbuch.

wirkt so viele christliche Werke der Milde gegen Arme und Witwen, Waisen und Pilgrime, dass Gott ihren Sohn beglücken will vor Vielen und ihr dieses in einem merkwürdigen Traume andeutet. Sie sieht, wie der Sohn zwei Eber, die an der Spitze einer Heerde wilder Bachen ihn anfallen, mit seinem Schwerte erlegt. Hierauf erblickt sie ihn, sitzend im Wipfel einer hohen Linde, um ihn her auf den Aesten, seine Streitgenossen. Bald darauf fliegt eine schneeweisse Taube herbei, eine köstliche Krone im Schnabel; sie legt die Krone ihm auf's Haupt und setzt sich, Küsse gebend und empfangend, auf seine Hand. Drei Tage wartet die Mutter, dann erst erzählt sie dem Sohne davon.[1]) — Im nächsten Fragment (XVII.) liegt ein, wahrscheinlich nach schwerem Kampfe überwundenes Zwergelein, gebunden zu des Helden Füssen. „Tödtest du mich nicht, spricht der Gezwerg, und lösest mir die Hände, so zeig' ich dir zweier Könige Hort, die mit dir kämpfen werden, Immunchs und seines Sohnes Hartunchs. Beide wirst du erschlagen; des Reiches einzige Erbin, Heriburg, die schöne Maid, wirst du erwerben, aber nicht ohne viel des Blutes, thust du nicht, was ich, so du mich losgebunden, dir rathen werde." Unverkennbar ist hier eine mit dem Traume von den beiden Ebern und der weissen Taube übereinstimmende, noch deutlicher und sogar namentlich ausgesprochene Darlegung dessen, was im weiteren Verlaufe der Dichtung vorkommen musste, leider aber, falls sie überhaupt vollendet wurde, verloren scheint. Hier folgt nur noch, wie Ruodlieb den Zwerg nicht losbinden will, weil er Wortbrüchigkeit besorgt, worauf dieser antwortet, nicht wie das Geschlecht der Menschen gehe das der Zwerge mit Betrug um und desshalb sei es auch von Siechthum frei und so langen Lebens. Endlich bietet er bis zur vollen Erfüllung seine Gattin, ein anmuthiges, zierliches Weibchen, das er aus der Höhle herbeiruft, dem Zweifelnden als Geisel an.

Die beiden Fragmente (XVIII. und XIX.), welche sich noch vorfanden, bieten in ihrer Lückenhaftigkeit keinen bestimmten Sinn. Jedenfalls aber ist uns durch die Barbarei der Tegernseer Herren selbst, die im XV. Jahrh. die guten Pergamente zerschnitten, um ihre Scharteken damit einzubinden, ein kostbares Werk in seinem ganzen Umfange verloren gegangen, denn der Held unseres Gedichtes ist wirklich keine fingirte Person, sondern auch durch andere Stellen gesichert. So erscheint im Eggenlied[2]) ein Kunig Ruodlieb (da wo die Geschichte des berühmten Schwertes Eckesachs berührt wird, das dem ersten Be-

[1]) Noch jetzt gilt der Glaube, dass die Träume erst wahr werden, wenn man drei Tage lang nicht davon spricht.

[2]) Lassberg S. 30. Str. 82.

sitzer von einem wilden Gezwerge verstohlen worden war) und auch sein Sohn Herbert wird genannt. In der aus deutschen, d. h., in Deutschland geschriebenen Quellen zusammengestellten Wilkina Saga [1]) wird (cap. XL) bei derselhen Gelegenheit von Ekisax gesagt, dass es Alfrikur (Alberich) der Zwerg seinem Vater im Berg gestohlen und es dann dem König Rozeleif (Roseleif, Rutseleif) gegeben habe, der es bewahrte, bis der junge Rozeleif es trug und Manchen damit erschlug. Die Identität zwischen Rozeleif und Ruotliep, welchem ein älteres Hrôdleif, Hrôdlaibs zu Grunde liegen wird, ist bei Gleichheit aller übrigen Umstände wohl kaum zu bezweifeln.

Der idyllische erste Theil unserer Dichtung erinnert, wie schon Schmeller bemerkt (S. 222) auffällig an Herzog Ernst, von dem vielleicht schon im X. Jahrh. eine lateinisch gereimte Bearbeitung existiren mochte, der zweite Theil aber desto auffallender an die Wunder des lombardischen Sagenkreises, der uns leider in keiner so frühen Fassung erhalten ist. Es ist, wie J. Grimm treffend bemerkt, kein gewöhnliches Talent, was sich hier allenthalben kund gibt und durch die Unbequemheit einer fremden Sprache bricht; so viel feines Gefühl, solches Geschick eine verschlungene Sage zu ergreifen, durchzuführen und auszustatten, hätte man um diese Zeit noch nicht erwartet. Während der lateinische Dichter des Waltharíliedes die deutsche Quelle durch seine Bearbeitung schon verflachte und schwächte, braucht Froumunds kühne Darstellung ihre Gleichnisse nicht aus einem Vorbilde zu borgen, sondern kann sie selbst erfinden. Wie lebhaft z. B. sind die Vergleiche des Tanzes mit dem Flug der schnellen Schwalbe und dem Kreisen des Falken. Von den Vertrauten und täglichen Dienern des Königs wird gesagt, ihr Geflüster schwebe um die Ohren des Königs, wie unter dem Waldbaume das Geräusch der Eicheln bei jedem Luftzug vernehmbar ist. Eine künstlerisch und fast dramatische Spannung der Gegensätze ist zu bewundern, wie z. B. von einem stillen Haushalt, der durch den Tod eines Geizhalses in volle Befriedigung ausgeschlagen ist, das Gedicht sich zu dem leichtfertigen Leben einer jungen Stiefmutter wendet, die zuletzt in rührender Reue ihren Fehltritt büsst. Wie schön und wahr ist die Mutter gezeichnet, die dem scheidenden Sohne nachschaut durch das Gitter, und wie das Gesinde, um dem lieben Herrn noch länger zu folgen, auf die Zäune klettert und wie treue zeigt sich der gute Sohn, als er nach zehn Jahren den heimathlichen Boten findet und die erste Frage an ihn nach der Mutter stellt. Wie hübsch und gleichfalls der Erfahrung abgelauscht ist der Zug, wo

[1]) v. d. Hagen 1855. I. S. 152.

bei dem Gastmahl die Kinderchen Erdbeeren bieten. Wahrhaftig, das so lange nur als unwirthbares Eisfeld verrufene Zeitalter der mittellateinischen Dichtung birgt einen Liederfrühling unter der starren Decke, der herrlich und verheissungsvoll hervorbricht, ein Bürge dafür ist diese Dichtung, die, wäre sie vollständig erhalten, grösseres Aufsehen erregte, als Alles was wir noch in dieser Weise haben. —

Nach einem solchen Vorgänger ist alles trocken und farblos, wir begnügen uns, den Regensburger Otho ganz einfach nur zu nennen, der einen Dialog de tribus quaestionibus (de divinae pietatis agnitione, judiciorumque divinorum diversitate, nec non de varia bene agendi facultate) ferner ein Buch de cursu spirituali und de admonitione clericorum verfasst hatte, er dichtete auch ein lateinisches Reimwerk de doctrina spirituali in 39 kurzen Kapiteln.[1])

Der Subdiacon Walther zu Speyer, der unter Abt Balderich († 987) und Kaiser Otto III. Zeiten florirte, verfasste in Prosa und Versen die Acta St. Christophori;[2]) Walther war ein eminentes Genie, der in der Gelehrsamkeit über Alles ragte, in Poeticis aber fast Allen die Palme entriss; keiner hat in seiner Zeit glänzender geschrieben. Auch einen Grafen Arnold oder Arnolf von Vohburg treffen wir unter den klösterlichen Poeten, der c. 1031 zu Regensburg ein Carmen in vitam St. Emerami schrieb,[3]) es besteht aber nur aus wenigen Zeilen und ist mehr eine Buchstabenspielerei und Rarität, als wirkliche Dichtung. Der Panegyricus ad Heinricum III. imperatorem des Wippo steht nach einer Augsburger Handschrift bei Canisius.[4]) Fast gleichzeitig mit dem Waltharius und Ruodlieb wird ein Lied von den Wundern Christi, vom Scholasticus Ezzo zu Bamberg zu nennen sein. Ezzo wird im Leben des Bischof Altmann von Passau[5]) als ein „vir omni sapientia et scientia praeditus“ geschildert, der auf einer Pilgerfahrt des Bischof Günther von Bamberg nach Jerusalem im Jahre 1065 eine „cantilenam de miraculis Christi patria lingua nobiliter“ componirt habe, von Ezzo war jedoch bloss der Text, von einem Anderen die Weise dazu. Bischof Rupert zu Bamberg besang den Krieg Heinrich IV. gegen die Sachsen. Auch der berühmte Historiker Otto von Freising (geb. 1109 † 1158)

---

[1]) Bei Pez III. 2. 431—82. Von ihm ferner noch eine Sprichwörtersammlung, eine Predigt auf den Aposteltag, ein liber visionum und ein Leben des heil. Wolfgang, gleichfalls rhytmisch eingeleitet.

[2]) Pez II. 3. 29—94 u. 99—122 und Dissert. isagog. p. I. ff.

[3]) Ib. IV. 2. 37.

[4]) Antiq. lectiones. Ingolstadt 1602. II. 192—203.

[5]) Verfasst zw. 1125—41. Pez Script. Rer. Austr. I. 117. vgl. Docen in Hormayr's Archiv. 1822. S. 263.

soll lateinische Verse gemacht haben, wenigstens enthält die Spruchsammlung von Alain de l'Isle welche Barthius und Almeloven herausgegeben, an 40 Nummern kleine lateinische Verse, als deren Dichter ein Otto genannt wird. Aber die Verse enthalten nur Gemeinplätze, aus denen sich nichts Weiteres schliessen lässt.[1]) Massmann schreibt unserem Otto den Heraclius zu, den er nach dem Französischen gedichtet haben soll und wovon eine HS. in der Münchner Bibliothek liegt, die Annahme ist aber nach Wackernagel[2]) unstatthaft. Unter den Dichtern erscheint auch eine Frau, Rheinhildis, 1156, Aebtissin des Klosters Bergen[3]) in Franken, sie soll nach Pastorius die ganz lyrischen und doch grammatikalisch-doctrinären Charakter tragenden Verse gemacht haben:

O pie grex, cui coelica lex, et nulla doli fex
Ipse Sion mons, ad patriam pons, atque Dei fons
Qui via, qui lux, hic tibi sit dux, alma tegat crux,
Qui placidus ros, qui stabilis dos, virgineus flos,
Ille tegat te, protegat et me, semper ubique. —

Ein gleichzeitiges Gedicht in lateinisch gereimten Versen von Saladins Eroberung des gelobten Landes im Jahre 1187 nach einer HS. der Münchner Bibliothek findet sich in Aretins Beiträgen 1806. 9 St. S. 297—300. Das gleichfalls halb epischen Charakter tragende Kampfgespräch zwischen Phyllis und Flora[4]) (aus dem Codex der Carmina burana) über die Vorzüge ihres Geliebten, das sich ebensosehr durch die anschauliche, belebte Darstellung, als durch besondere Schilderung der clericalen Unsitten und des ritterlichen Lebens des XII. Jahrh. auszeichnet, ist leider defect, so dass der Streit unentschieden und die artige Erzählung unvollständig gelassen wird. — Ein merkwürdiges Werk ist Günther's „Ligurinus," welches in die Zeit von 1186—1200 zu setzen wäre. Der angebliche Dichter singt in 10 langathmigen Büchern und in fliessenden Hexametern beredt, oft unter angenehm eingestreuten, nur allzu gelehrten Bildern, lauter bekannte

---

[1]) B. Huber Otto von Freising. 1847 S. 75.

[2]) Wackernagel Lit. Gesch. S 181. Anmerk. 26.

[3]) Bergen das Frauen Closter Benedictiner Ordens zum hl. Kreuz, in die Pfleg Herspruck gehörig. Ist an 776. von Bildrude, des Bayerfürsten Bertholdi Gemahlin gebauet, hernach an. 1095. gar abgekommen und 46 Jahr öde gelegen. Als es nun wieder aufgebauet gewesen, hat es Churfürst Otto Heinrich, Pfalzgrafe bei Rhein an. 1546 reformiren lassen und ist die erste Evangelische Aebtissin gewesen Margaretha von Muhr. (Pastorius Franconia rediv. 1702. S. 447.)

[4]) Aretin Beiträge. 1806. 9 St. S. 301—9.

Begebenheiten, z. B. von Otto von Wittelsbach, den Sturm auf die Veroneser Klause u. s. w.; der Titel ist von den Kämpfen Friedrich I. gegen die Mailänder (Ligures) geschöpft. Das Werk erweist sich bei genauerem Zusehen als ein baarer, versificirter Auszug aus Otto von Freising und den eigentlichen Geschichtschreibern Friedrichs, sonst ist es inhaltsleer und arm und die Vermuthung Grimms, das Opus sei erst im XVI. Jahrh. und zwar durch Conrad Celtes entstanden, hat ziemlich viel Ueberzeugendes, zumal wenn man bedenkt, dass davon gar keine HS. existirt, dass es im Mittelalter selbst nirgends genannt oder bekannt ist und dass es erst zu Conrad Celtes Zeiten auftauchte, wo es mit dem Virgil bald gleiches Ansehen errang und als Schulbuch tractirt wurde. [1])

Alle diese bisher genannten Produkte sind zu verschiedenartiger und mit Ausnahme des Ruodlieb zu wenig anziehender Natur, als dass sie eine andere, als chronologische Zusammenstellung und Folge erleiden möchten. Wir beschränken uns demnach nur auf zwei Persönlichkeiten, die noch einiges Interesse zu erwecken vermögen, die eine ist Conrad von Scheyern, die andere der vielgerühmte Metellus von Tegernsee, welche zwar früher genannt zu werden verdient hätte, mit dem wir jedoch lieber unsere Darstellung der klösterlich-lateinischen Epik beschliessen.

Ueber die literarischen und beziehungsweise auch die poetischen Leistungen des Klosters Scheyern, namentlich aber über den Mönch Konrad, mit dem ehrenden Beiwort des Philosophus, hat J. v. Hefner zwei anziehende Abhandlungen verfasst. [2]) Bereits unter dem ersten Abte Erchinbold († 1111), da das Kloster noch seinen Sitz zu Vischbachau hatte, blühten die Schulen und der Zudrang der jungen Adeligen, die man der Abtei zur Erziehung anvertraute, war so gross, dass der Abt um weitere Localitäten umschauen musste. Zu Konrads Zeiten las man (1241) in den Schulen Scheyerns die klassischen Autoren; Cicero, Horatius und Andere wurden abgeschrieben für den Schulgebrauch. [3]) Conrad war ein eminenter Mann von der vielseitigsten Bildung, von so mannichfaltigem Wissen und Können, dass es unbegreiflich erscheint, wie ein Mensch so Verschiedenartiges in solcher

---

[1]) Die in die bayerissche Geschichte einschlägigen Stellen hat Ludewig in sein „Buch vom bayr. Hause“ verarbeitet. vgl. Grimm Gedichte auf Friederich I. den Staufer. 1844. S. 14.

[2]) Oberb. Archiv. II. 91 ff. u. 155 ff

[3]) Der Lehrkurs dauerte 15 Jahre, wobei den Zöglingen freistand, nach vollendeter Lehrzeit entweder das Ordenskleid zu wählen oder in die Welt zurückzutreten.

Trefflichkeit zu umfassen verstand; vielleicht ist die Zeit nahe, wo unser Philosophus ebenso in viele Theile zerspringt, wie der angebliche Wernher von Tegernsee! Als Historiker war Konrad durch sein Chronikon ausgezeichnet, nicht minderes Lob verdienen seine Cataloge; in Anbetracht der Chorographie erwarb er sich durch sein Saalbuch Verdienste um Bayern. Sein Planiglobium, die Darstellung der Zonen u. s. w., machen ihn als Geographen schätzenswerth. Für seine Kenntnisse in der Theologie und Philosophie spricht die Mehrzahl seiner Schriften; seine Wissenschaft in der Arzneikunst documentirte er durch anatomische Zeichnungen; seine Kenntniss der Botanik beweisen die Abbildungen der Pflanzen und die Angabe ihrer Heilkräfte; prachtvolle, zierliche Handschriften zeigen ihn als kunstvollen Copisten und geistvollen Illustrator, indem er Bilder dazu schuf und Zeichnungen malte, die nach Composition und Ausführung neben dem Besten seiner Zeit sich sehen lassen durften. Dazu kommt noch eine Unzahl zierlicher Reime und Gedichte, die er seinen Bildern beizuschreiben beliebte[1]) und die fliessend, lebendig und klar vom fleissigen Studium der Alten zeigen, deren Schriften er mit eben so grosser Liebe las, als er sie (was sein Lucanus glossatus, die officiorum libri Cicero's und die Sermones des Horaz bezeigen) mit unermüdlichem Eifer abschrieb. Dessungeachtet ist sein Ruhm als Dichter nie absonderlich gross geworden, er wuchs nie zur Sonnenhöhe des Metellus, der von den Humanisten des XVI Jahrh. auf die Arme genommen und vergöttert wurde, indess der Dichter des Ruodlieb in beinahe unrettbare Nacht verschwand.

Die um's Jahr 1060 gedichteten Quirinalia des Tegernseer Metellus[2]) bilden einen biographischen (in vielfach wechselnden Formen ganz nach Horaz'schen Vorbild gehaltenen) Oden-Cyclus, ein lyrisches Epos auf den hl. Quirinus, worin bald in einen historischen Excurs ausgehend, aber noch immer in gebundener Rede erzählt wird, wie das Christenthum nach Noricum gekommen, von den Stiftern des Klosters Tegernsee, wie der Heilige den Störern seiner Ruhe erscheint und selbe verscheucht, indem er Feuer um sich wirft,[3]) wie sein

[1]) Das von ihm verfasste Liber matutinalis (in gr. Fol.) enthält z. B. ein Gedicht über die 30 Denare, um die Christus verkauft wurde, wie sie zu den Zeiten des assyrischen Königs Ninus geprägt wurden und was dann ihre weitere numismatische Biographie gewesen; ein anderes Gedicht handelt vom Holz des hl. Kreuzes, das nach einer im Mittelalter allgemein bekannten Legende aus dem Paradiese stammte u. s. w. Darauf folgen Versus de Henoch et Helia, quomodo et ubi vivant und noch viele andere nützliche Reime zu biblischen Darstellungen u. dgl.

[2]) Theilweise abgedruckt im Anhang der von H. Canisius Ingolstadt 1601 herausgegebenen antiq. lect. I. 37—151.

[3]) Vgl. auch die Tiroler Sagen von Zingerle. 1859. S. 357.

Leichnam nach Noricum kam [1]) und eine heilsame Quelle entsprang, von dessen Tumba und Crypta [2]) u. s. w. Das Folgende ist ein ganz versificirtes Mirakelbuch, häufig frisch und gut erzählt, dessen Werth unschätzbar wäre, wenn der Dichter sich der deutschen Sprache bedient haben würde, das aber so kaum von den Philologen die gehörige Würdigung erfahren wird. Metellus erzählt in dem das eigentliche Werk an Umfang weit übertreffenden Epilog von den Wundern des Heiligen, wie Blindgeborne sehend geworden und allerlei Presten des Leibes und der Seele hier geheilt wurden, wie die, so den Leib des Heiligen nach Illmünster übertragen wollten, mit Blindheit geschlagen wurden, von einer Matrone, die nicht in die Kirche gelangen konnte, dann eine Historie, die ganz so lautet, wie Uhland's Ballade „der Waller," von einem Fremden nämlich, der, weil er den Oheim erschlagen, mit eisernen Banden kam und hier in der Osternacht durch den Tod Erlösung fand; von anderen Kirchen, die St. Quirin zu Ehren anderswo erbaut wurden und anderen Dingen, worüber sich schon Aventin (Chron. S. 117ª) ärgerte. [3])

Daran reiht sich ein Pack Eclogen, Bucolica Quirinalia [4]) betitelt, in denen dialogisirende Hirten, wie Meliböus, Tityrus, Menalcas u. A. verschiedene Geschichten von Preisvieh und Votivstücken erzählen, die dem Heiligen gelobt wurden und wobei es allerlei auffällge Ereignisse abgegeben, z. B. von einem schönen Kälblein, welches ein Bauer dem hl. Quirin versprochen, aber wieder in die Heerde gesteckt hatte, worauf in einer Nacht der ganze Viehstand zu Grunde ging und nur das einzige Votivstück am Leben blieb; oder von einem Stierlein, das dem Heiligen versprochen, aber zwei Jahre lang doch nicht abgeliefert wurde, bis es dann gerade am Tage des Heiligen zwei Wölfe zerrissen u. dgl. Wir staunen dabei wirklich über die Naivetät des Dichters der fast ein Jahrtausend vor Gessner solche Dinge, aber ganz im ernsthaft christlichen Sinne zu machen wagte und dadurch von der undankbaren Nachwelt die Vergünstigung erlangte, mit dem neumodischen Idyllendichter den unzweifelhaften Nimbus der Vergessenheit zu geniessen. Diese Dinge sind alle recht schön, nützlich und löblich für ihre Zeit gewesen — vielleicht kommt später eine mitleidige Seele,

---

[1]) Im Jahre 754. vgl. Oefele Script. II. 55.

[2]) Vgl. Hefner Oberb. Archiv. I. 33.

[3]) Eine HS. aus dem Ende des XV Jahrh.: „Von dem wirdigen Kloster zu Tegernsee wie es gepawt wert vnd wie der Künig vnd Martirer Sant Quirin wert gebracht von Rom in diese Lande her gen Tegernsee" befindet sich zu Stuttgart. vgl. Oberbayr. Archiv. IX. 141.

[4]) Canisius S. 152—84.

die hiefür die gehörige uns vorläufig aber noch fehlende Theilnahme zu erwecken weiss. Uns ist vom Standpunkte der Germanistik nur das Eine merkwürdig, dass der Heilige auch Pferde geschenkt erhielt [1]) und dass der Erlös einer Kuh als Wachsopfer dargebracht wurde.

Die deutschen Gedichte jedoch, die Metellus gelegentlich erwähnt, sind leider verloren, wenn nicht der Herzog Ernst davon eine Ausnahme bildet.

Fast jedes Kloster hatte einen Dichter, der die Vorzüge seines Münsters besang, wie Hludwig für Wessesbrunn und Gehard für Metten dasselbe gethan haben, so schlug in Mansee Luithold die Harfe zum Preise des Ortes. Adam, ein Mönch zu Aldersbach, schrieb 1250 sogar eine Moraltheologie in Hexametern — wer aber mag heut zu Tage diese Poeten lesen?

---

[1]) Canisius S. 119 u. 120.

B.

Volksthümliche Epen.

Nachdem längere Zeit fast nur in lateinischer Sprache gedichtet worden war, trat mit dem XII. Jahrh. der deutsche Vers wieder in sein Recht ein und zwar in verjüngter und verbesserter Gestalt. Das alte Singen des Volkes hatte unterdessen nicht geschwiegen, die Heldenlieder waren immer noch lebendig, sie waren ein beinahe unverwüstliches Erbgut. Wer sie zuerst gesungen, weiss Niemand, Keiner kann sagen, wer sie erfunden hätte, wer sie weiter gepflegt, wer sie neu gesungen; die Form wechselte mit der langsam sich umbildenden Sprache, aber der alte Inhalt blieb. Darum ist uns kein Name gewahrt, denn Keiner konnte sie als sein Eigenthum in Anspruch nehmen. — Fahrende Singer, Spielleute waren es, und die arme „fahrende Diet," welche den Hort der Nation in gebrechlichen Händen trugen.

Zwar hatte der fromme Ludwig die von seinem Vater müheselig veranstaltete Liedersammlung wieder vernichtet; sie klangen ihm gar zu heidnisch und waren ihm desshalb verhasst, so sind sie uns dem Wortlaute nach verloren; ihr Sinn aber ist uns erhalten, in Märchen und Sagen, Liedern und Sprüchen, die aus dem Volksmunde nicht auszurotten waren und nur desto wuchernder gediehen, je mehr sie von aussen Verfolgung erlitten. Wenn nach Aventin's Zeugniss die Bauern seiner Zeit noch vom Berner sangen, und in dieser beliebten Tonart noch immer Lieder gedichtet wurden, so sind das nur die letzten lebendigen Nachklänge des uralten Heroenliederbuches, das Ludwig zwar verbrennen, aber nicht aus den Herzen löschen konnte.

Wir haben wohl zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Volksgesang, den weiteren naheverwandten Spielmannsliedern und der mehr in künstlerisches Gewand übergegangenen Heldenpoesie. Das Nibelungenlied z. B. wurde gerade durch die neue Fassung dem Volke entfremdet, es wurde in der uns überlieferten Form nun gelesen und Eigenthum der Gebildeten, während die alten ächten Lieder noch immer auf Märkten und in Schenken und beim fröhlichen Treiben des Volkslebens beliebt waren und verlangt wurden.

Betrachten wir nun diese drei Grundtypen der volksthümlichen Dichtung, die sich beinahe durch das ganze Mittelalter zieht und lange neben und unter der folgenden höfischen Poesie einhergeht.

Die älteste, dem Volke eigene Sangesweise ist sicherlich der Lerchenschlag des Jodelns.[1]) Das in frischer Alpenluft aufjubelnde Herz tönt darinnen seine Freuden und Regungen aus. Niederziehend mehr an die Vorberge und in's Flachland auslaufend, kommt das Schnaderhüpfel, das baiwarische Distichon; wie jeder Sommer neue Alpenblumen blühen und welken lässt, erweckt er auch in Scherz, Spott und Liebe neue Gesänge und lässt sie wieder verwehen. Sie fliegen in zahlloser Menge hin und her bei Zitherspiel und Tanz. Verwandten Ursprung und ähnliches Schicksal haben die Schmählieder, welche oft viele Strophen zählen und nach eintöniger Melodie gesungen werden. Irgend ein komischer Vorfall, wo sich Einer lächerlich gemacht, gibt den Stoff, einige Burschen setzen sich in den langen Winterabenden zusammen und machen ein Gedicht daraus, welches dem Betreffenden und dann der Reihe nach Jedem, der es hören will, vorgesungen wird. Diese Lieder wechseln, sie entstehen und verwehen mit der Zeit, das Interesse daran schwindet, so wie ein Vorfall neuen Stoff liefert. Manche, die vor wenigen Jahren beliebt waren, sind jetzt vergessen. Anderer Natur sind die Trutzreime, mit denen zwei tüchtige „schneidige" Burschen einander gegenüber anbinden, und nicht selten sich stundenlang trotzend, angefeuert durch das schallende Gelächter ihrer Umgebung, einen poetischen Ring- und Wettkampf bestehen und ihre geistige Kraft und den stechenden Witz und den beissenden Spott so lange bewähren, bis der eine besiegt und völlig geschlagen ist. Es ist etwas reckenhaftes in dieser volksmässigen Poesie, die bisweilen schliesslich wohl auch in thatkräftiger bäuerischer Ritterlichkeit endet. Das ist im Volksleben von jeher so gewesen, das alte Leben lässt sich aus dem heutigen leicht herausfühlen und wer daran noch zweifeln sollte, dem setzen wir ein Schnaderhüpfel entgegen, das fast vor tausend Jahren an den Ufern des Tegernsees gesungen wurde,[2]) das sich glücklicher Weise bis auf unsere Tage erhalten hat, und jetzt auch nicht anders lauten könnte.

---

[1]) Vgl. über das volksthümliche Singen und dessen Alter Quitzmann Heidenthum. S. 234. 251. 262.

[2]) Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.

Neben diesem Volksgesange, der ebenso gut die Grundlage der Lyrik wie der Epik bildet, treten die eigentlichen Spielleute auf, die aus ihrem Singen ein Gewerbe bilden und als unruhige Wandervögel umherziehend, ein schnellverrauchtes Leben führen. Viel Gesindel läuft mit unter dieser Rubrik, Gauckler und Springer und Gaucklerinnen, Kerle mit Meerwundern und fremden Thieren, Spassmacher und Puppenspieler, die den alten Hildebrand mit Docken aufführten,[1]) dann die fahrenden Schüler, die unter dem Vorwande, sich zum geistlichen Stande zu bilden, herumstreunten, in Backstuben übernachteten, in Zechen und Herbergen lagen, Teufelsbannerei trieben, überall aber böse Streiche verübten und als ein wahrer Landschaden das dumme Volk mit ihren Kniffen brandschatzten. Dazu kamen noch die Kleriker, die des ewigen Psalmodirens müde, über die Klostermauern sprangen. Vorbilder des Pfaffen vom Kahlenberg, die mit Schwänken und lustigen Einfällen, auf gut Glück in der Welt weiter trieben. Den Mittelpunkt bilden die fahrenden Spielleute,[2]) die mit Musik und Gesang den Festlichkeiten und Jahrmärkten nachzogen und von den Ueberresten der Mahlzeiten (vgl. König Rother. v. 1871 ff.) und freiwilligen Spenden der Ergötzten sich nährten. Ein solcher Vortrag heisst bald „cantilena,“ bald „versus,“ bald „ludus“ oder „jocus, rumor, fabula,“ je nach seinem tragischen, komischen, mythischen oder der Thierfabel entnommenen Stoffe, woraus die deutschen Namen Lied und Leich zu entnehmen sind. Sie wurden dem Volke auf Plätzen und Kreuzwegen gesungen, sie erschollen an offenen Strassen und Wegscheiden, sie wurden dem Reichen über seinem Gastmahl vorgespielt und vorgetragen.[3]) Das waren also die Volkssänger, die den Hort der alten, in der Tradition lebenden Lieder und Heldensagen trugen, die davon sangen und sagten, die von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt die Kunden und Mären trugen, für bescheidene Gabe leiernd und singend. Die Schilderung, die der schwäbische Marner[4]) im XIII. Jahrh. von diesem nicht beneidenswerthen Handwerk gibt, passt ganz wohl auch in die frühere Zeit. Singe ich den Leuten vor (sagt er), so will Jeder etwas anderes: der erste will vom Berner Dietrich hören, der andere vom König Rother, der dritte will den Sturm auf Reussen, der vierte Egge-

[1]) Eine Abbildung dieses Puppenspieles, welches noch Praetorius († 1680) in seiner Weltbeschreibung erwähnt, steht schon im hortus deliciarum der Herrad von Landsperg (Aebtissin zu Hohenburg im Elsass). † 1195.

[2]) Schnurrpfeifer und Dudelsackbläser „snarrenzaere“ Walther v. d. Vogelw. S. 80, 33.

[3]) Zeugnisse dafür in der Vorrede zum II. B. der Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm.

[4]) 1246—67. v. d. Hagen Minnesänger. II. 251. Nro. XV. Str. 20.

harts Noth, der fünfte von Frau Krimhilt, sie verlangen von Heime und Witig zu hören, Sigfrids und Egges Tod, ein anderer will Liebeslieder, an denen sich der nächste langeweilt und dafür einen Rundgesang mit „nu sust, nu so, nu da, nu dar, nu hin, nu her, nu dort, nu hie" verlangt, Mancher hätte gerne „der Nibelunge Hort" u. s. w.

Diesem ungeschliffenen Wesen gegenüber erscheinen nun feinere Poeten, die das edle Metall von den Schlacken sonderten, ihr Gepräge darauf drückten und so, obwohl mit geminderter Kraft, ein selbständiges Ganze herstellten, das auf künstlerische Vollendung mehr Anspruch erheben konnte. Es sind Compositeure, Zusammenfüger, die mit den widerspenstigen Stoffen ihre liebe Noth haben, dabei ist ihr Geschäft ein wenig lohnendes, denn sie wagen nicht ihren Namen an das Werk zu bringen, das so gross vor ihnen steht und das sie nicht erfunden, nur aus dem Formlosen neugestaltet haben. Sie selbst singen nicht mehr, ihre Vortragsweise ist höchstens eine Art Recitativ, welches aber bald ganz dem Schreiben und Vorlesen weicht. Es mussten also gebildete Leute sein, Männer, die in den Klosterschulen etwas gelernt hatten, oder gar Kleriker selbst, die vielleicht an den schönen Erinnerungen ihrer Jugend zehrten. Man sieht ihnen den Nutzen und die Zucht an, die sie aus der Beschäftigung mit der lateinischen Sprache erlernt hatten. Sie wussten die grössere Regelmässigkeit der lateinischen Sprache zu schätzen und wollten diese Errungenschaft nun auch der deutschen Sprache angedeihen lassen. Früher war beim Rhythmus den Senkungen wenig Aufmerksamkeit zugewendet worden. Sie waren zwischen den regelmässigen Hebungen nach Belieben entweder vervielfältigt worden oder ganz ausgefallen. Jetzt wurden immer mehr nach lateinischen und französischen Mustern auch die Senkungen nach bestimmter Regel eingeschaltet. So bildete sich im XIII. Jahrh. der deutsche Jambus und Trochäus. Und neben dem festeren Rhythmus tritt nun auch eine bestimmtere Eintheilung nach Strophen. Selbst das gleichmässige fortlaufende Epos bequemt sich jetzt zur Strophenabtheilung, es entsteht die vielgebrauchte sogenannte Heldenstrophe. Sie besteht aus vier Langzeilen, wovon die drei ersten sieben, die vierte acht Hebungen haben. Ihre Langzeilen selbst bestehen aus zwei Theilen, wovon der erste reimlos, der zweite gereimt ist. Als aber die deutschen Dichter immer mehr Fertigkeit im Reim erlangten, so wurde er auch am Ende der ersten Hälfte der Langzeile in den Heldenstrophen angewendet.[1]) Zur weiteren manchfaltigen Ausbildung des Strophenbaues trug aber besonders der hohe Aufschwung bei, den die Lyrik nahm. Da wurden

[1]) Scholl und Pfeiffer Deut. Lit. 1855. I. S. XII,

in den verschiedensten Tönen die Lieder ausgebildet und jeder Dichter wollte Meister in einem eigenen Tone sein.

Was nun die Zeit des Heldengesanges vor der höfischen Dichtung betrifft, so fehlen uns zwar sichere Angaben und Urkunden, dass diese Sagenkreise in Bayern ihre Gestaltung erhielten, dass sie aber existirten, dürfen wir unbedenklich annehmen, jüngere Nachrichten aus dem XV. bis XVI. Jahrh. berichten wenigstens, dass sie auf unserem Boden ganz und gar eingebürgert waren, sodann aber gränzt unser südlicher Landesstrich so nahe an den Lombardischen Sagenkreis, dass es ganz unmöglich zu sein scheint, derselbe sollte nicht schon frühzeitig zu uns herübergespielt haben. Vorerst ist Dietrich von Bern der erkorne Liebling der volksmässigen Epik, der älteren sowohl, welche die Poesie der Fahrenden höfisch verfeinerte, als der späteren, wo diese wieder zum Meister- und Bänkelgesange hinabstieg: in ihm hat sich der alte germanische Donnergott geborgen und seine alten Mythen auf ihn übertragen; er kämpft in Tirol mit Zwergen, Riesen und Drachen. Sodann kam der mächtige Wolfdietrich bald nach Bayern; wir haben die Nachricht, dass das alte von Tagmünden dem Bischof von Eichstätt geschickte Buch, aus welchem das spätere Gedicht entnommen, auf Anlass einer Aebtissin von St. Walpurgis daselbst, von zweien Meistern, welche den Ton dazu erfunden, gesungen und gesagt worden.[1]) Eckenausfahrt, Sigenot und Laurin wurden zuerst in Bayern gedruckt und letzterer ist nach Roths Vermuthen[2]) in Bayern gedichtet, darinnen wird die „Kampfheit" genannt, so heisst eine Gegend bei Furt im „bayerischen Walde," hart an der böhmischen Grenze; und Aventin (Chron. 1580) schreibt „vom Kunig Laurin, von welchem wir noch viel singen und sagen, seyn alte Reimen ein gantz Buch voll noch vorhanden, doch auff poetisch art gesetzt." [3]) Das ächt volksmässige Buch von Salomon und Morolf hat Gregor Hayden und zwar nach einem lateinischen Original bearbeitet und dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg (in der Oberpfalz) zugeeignet.[4]) Es sind,

---

[1]) V. d. Hagen Grundriss. S. 8. Minnesänger. IV. 223.

[2]) Dr. Karl Roth Dichtungen des deut. Mittelalters. 1845. S 150.

[3]) Ferner: „Die von Tyrol am Oschland (Etschland) zeigen noch den Harnisch König Lareyns, vnd der gemein Mann solts jhnen glauben, dass ers sey." In Tirol sind auch (Zingerle's Laurin. 1850. S. XI.) drei Rosengärten, in Lana, dann bei Algund und auf dem Schlern, wo überhaupt Riesen und Zwergen hausen. — Das Gedicht vom Rosengarten (HS auch in München) hat K. Bartsch nach der Pommersfelder HS. des XIV. Jahrh. herausgegeben. Wien 1859 (und im IV. Bd. von Pfeiffers Germania).

[4]) Docen im II. St. von v. d. Hagens Museum. HS. aus dem XV. Jahrh. zu München; 28 Blätter in Fol. mit Salomons Jagd beginnend.

wie J. Grimm sagt, im Gedächtniss der Sänger fortgepflanzte, endlich aus dem Munde des Letzten nur roh und ungenau für den Druck oder eine blosse Niederschrift aufgefasste Lieder. Die Sagen von den Amelungen, vom Berner Dietrich, vom Franken Sigfrid und den Burgundenkönigen, kurz alle historischen Lieder wurden zu Tänzen gesungen. Denn was irgend sich ereignete, ward in ein Lied gebracht; das ganze Mittelalter tanzte und war so tanzlustig, dass sogar eine Tanzkrankheit zum Ausbruch kam. In den Osterspielen tanzten die Ritter singend zu dem Grabe, das sie bewachen sollten, die lärmende Judenschaar tanzte zum Pilatus, auch die Landsknechte sprangen den Reihen bis auf Prinz Eugen herab und selbst der Tod führte in ausgelassener Lust, trommelnd und pfeifend, den Reigen. — Albrecht von Kemenaten und Kaspar von der Röhn sind die offenkundigen Namen, welche die letzte Hand an die alten Lieder gelegt haben.

Ein sehr bedeutsamer Zug ist es, dass alle Namen, welche in der alten germanischen Stamm- und Heldensage auftreten, sich in den mittelalterlichen Taufnamen und ebenso in den Ortsbenennungen [1]) wiederfinden. Ingo und Irmino, die Söhne des Mannus, Sigi und Skilto, die Söhne Odins, Gram, der Sohn Skilto's, Heimo, Fasolt, Witolt, Iring, Wato und seine Söhne, der Schmidemeister Wieland und sein Bruder Eigil, Wielands Sohn Wittich, Mimr, sein Lehrmeister, Warmund und Uffo, Kipiho und alle Helden der Gibiche, Welsungen, Nibelunge und Amelungen sind durch entsprechende Eigennamen und Ortsnamen in den ältesten baiwarischen Urkunden vertreten.

Ein Held, der so eigentlich durch die Volkssage aufgewachsen ist, dann aber von der lateinischen und von der ritterlichen Epik in gleicher Weise durch mehrere Jahrhunderte in Anspruch genommen wurde, ist unser Herzog Ernst. Die Sage davon soll, sei es nun in gebundener oder freier Rede, zuerst im Kloster von St. Gallen aufgeschrieben oder abgefasst worden sein; wenigstens gibt Fugger in seinem Ehrenspiegel, die leider nicht documentirte Notiz, dass einer der Mönche daselbst den Herzog Ernst gedichtet habe. [2]) Von da musste das Lied oder Buch nach Tegernsee gekommen sein, was bei dem literarischen Verkehr der beiden Benediktinerstifte leicht denkbar

[1]) Vgl. Gotthard Ueber die Ortsnamen in Oberbayern. Ein Programm zum Jahresbericht des Lyceums zu Freising, 1849, und Quitzmann Heidenthum. 1860. S. 139.

[2]) Haupt (Zeitschrift VII. 193 ff.) vermuthet, das niederländische Buch sei das älteste, nach ihm habe ein Geistlicher erst das lateinische Opus gekünstelt und auch das oberdeutsche Gedicht sei aus jener Quelle geflossen.

ist. Die erste zuverlässige Nachricht und ausdrückliche Nennung findet sich in einem Briefe des Grafen Berthold II. von Andechs, der gar wohl auch ein Familieninteresse an der Sache haben konnte und desshalb im Jahre 1180 an den Abt Ruprecht (1155—86) um eine Copie von diesem Buche anhielt.[1]) Dass es in deutscher Sprache geschrieben sein konnte, lässt sich, wie man glaubt, aus dem noch erhaltenen Schreiben entnehmen.

Bald darauf findet sich schon ein grosses Gedicht von 5560 deutschen Versen, welches Heinrich von Veldecke nach einer zu Babenberg (v. 3631) gefundenen lateinischen Quelle gereimt haben soll, indess beinahe gleichzeitig ein Geistlicher zu Magdeburg ein aus acht Büchern und 4000 Hexametern bestehendes Opus daraus fertigte und seinem 1199 eingesetzten Erzbischof Albrecht dedicirte. Von da an häuften sich die Bearbeitungen in deutscher, wie auch in lateinischer Sprache und Prosa, bis auf Kaspar von der Röhn herab, der mit seinem Heldenbuch (1472) das Thor der mittelalterlichen Epik schloss. Desto reicher wucherte das prosaische Volksbuch,[2]) das in unzähligen Auflagen mit dem Volksliede wetteiferte, dessen Ton gar beliebt war und durch neu untergelegte Texte bis auf die neuere Zeit gebracht wurde.

Was den in allen erdenklichen Formen gefeierten Helden betrifft, so ist über seine Person die Historie noch nicht einig. Der wahre Herzog Ernst hat nämlich schon einen älteren gleichnamigen Vorgänger gehabt, von dessen ganz ähnlichen Schicksalen eine gleichlautende Tradition auf den späteren überging, der obendrein noch einen jüngeren Nachfolger nach sich brachte. So streiten sich eigentlich drei gute Namen um die Ehre, die historische Berechtigung in diesem grossartigen Fabelwerke zu geniessen.

Den ersten Anspruch erhebt Graf Ernst aus Bayern, der nebst dem fränkischen Grafen Wernher im Jahre 837 an Kaiser Ludwigs Hofe blühte und im Jahre 865, auf Hochverrath beklagt und seiner Würden beraubt, auf seinen Gütern starb.[3]) Nach diesem Vorläufer tritt Herzog Ernst II. von Schwaben mit besserem Rechte auf diesen poetischen Boden, der Stiefsohn Kaiser Konrad II. des Saliers, der

---

[1]) Rogo affabilitatem et pietatem tuam, schreibt G. Berthold, sicut bene confido de te, ut annuere digneris petitioni meae et concedas mihi libellum teutonicum de Herzogen Ernsten, donec velocius scribatur mihi, quo perscripto continuo remittetur tibi. Pez VI. B. II. 13.

[2]) Historie von Herzog Ernst. Augsburg b. A. Sorg. Incunab. s. a. vgl. Simrock Volksbücher. III. 269—361.

[3]) Vgl. Nachträge zu Görres Volksbüchern in den Heidelberger Jahrb. 1808. S. 411.

seine Mutter Gisela geheirathet hatte. Bei ihm kann aber von keinem bayerischen Herzoge im Sinne der Agilolfinger, Welfen oder Wittelsbacher die Rede sein, denn der schöne Sagenkreis spielt nur nach Bayern herein, der Held aber ist seiner Abstammung nach ein Ostbayer oder Oesterreicher. [1]) Er zerfiel mit seinem Stiefvater über das Königreich Burgund (auf welches er von mütterlicher Seite nähere Ansprüche als der Kaiser, der es wirklich besetzte, hatte), liess sich in den Jahren 1026, 1027 und 1030 in sehr bedenkliche Verschwörungen und Fehden gegen Konrad ein, [2]) worauf er geächtet wurde, da er den Rückempfang Schwabens und selbst den angebotenen Besitz des Herzogthum Bayern mit der Auslieferung seines treuen Freundes Werner (Wezilo, Wesilo) von Dyburg nicht erkaufen wollte. Unstät in den Schluchten des Schwarzwaldes umherirrend, wurde er doch vom Grafen Mangold (Vogt von Reichenau) angegriffen und in blutiger Schlacht mit seinem Freunde Werner erschlagen. Erst nachdem Bann und Acht von ihm genommen, gestattete man seine Beerdigung in der Marienkirche zu Constanz, obwohl eine gegentheilige mit der Volksüberlieferung zusammenstimmende Ansicht den Herzog auf dem sogenannten Rossstall in Mittelfranken begraben wissen will. [3])

Andere nahmen einen bayerischen Herzog Ernst, Adelheids Sohn und des Otto I. Stiefsohn in die Geschichte auf, obwohl diese zwar von einer Kaiserin Adelheid, (Tochter Rudolf II. Königs von Burgund und Wittwe des König Lothar von Italien) [4]) nichts aber von einem Sohne desselben mit Namen Ernst weiss.

Auch die Dichtung schwankt hin und her, so finden wir bei dem angeblichen Veldecke den rothbärtigen Kaiser Otto, indess Kaspar v. d. R. an einen Friedrich festhält, dabei aber wohlweislich den ganzen

---

[1]) Böttiger im VIII. Jahresbericht des histor. Vereins v. Mittelfranken. 1838. S. 35.

[2]) Im J. 1022 zerstörte er das Schloss Pappenheim im Altmühlthale, welches unfern dem ihm gehörigen Weissenburg am Sand liegt.

[3]) Gegen Böttiger suchte der Bibliothekar Huscher in Ansbach (IX. Jahresb. S. 27) glaubwürdig zu machen, dass man die Leiche doch hieher auf den Rossstall (Rossdal) überbracht haben könne. Vom Rossstall existirt auch eine besondere Sprungsage: daselbst habe (erzählt eine Aufzeichnung von 1617) einst ein Pferd eine Glocke ausgescharrt, darum man dann dieses Kirchlein gebaut; „item dasselb Pferd sey von der Spizen ausserhalb der alten Wahl, von Felsen, darinnen man die Fussstapfen vor drei Jahren noch weisen können, und von einem Maurer im Steinbrechen verworffen worden, biss gen Raitersaich, auf einen Sprung gesprungen, und von Raitersaich gen Gottmannsdorf, dahin man das Kirchlein erbauet.“ Noch im J. 1779 sah Wüstendorfer „die Spitz beim Wagner Bernthal.“ Archiv für Mittelfranken. 1838. S. 30.

[4]) Vgl. Klemm Die Frauen. 1856. III 261–71 u. 359.

politischen Handel so schnell wie möglich übergeht. Ausführlicher wagt sich der ältere Epiker auf den historischen Boden, hier wird die Nürnberger Veste erobert und Regensburg belagert, obwohl auch die Hauptstärke des Dichters auf die abenteuerliche Fahrt des Herzogs gerichtet ist, zu welcher, wie wir gleich sehen werden, die Geschichte des Herzog Heinrich des Löwen den Stoff geliefert hat![1])

Der Inhalt des Herzog Ernst ist beiläufig folgender: Der Herzog wird bei seinem Stiefvater als Verräther angeschwärzt und zwar durch einen Pfalzgrafen Heinrich; Ernst, seiner Vogtei entsetzt, zieht auf Ritterspiel umher, da fällt der Pfalzgraf in seine Lande und nimmt ihm Burgen und Mannen; während er Nürnberg belagert, überfällt ihn Herzog Ernst, der ihm bei Würzburg ein Treffen liefert, wobei der Pfalzgraf unterliegt. Ernst will zum Kaiser, um sich zu rechtfertigen und trifft auf den ungetreuen Pfalzgrafen, dem er das Haupt abschlägt. Die Ermordung des Kaiser Philipp durch Otto von Wittelsbach spielt hier vielleicht unbewusst mit. Nun wird Herzog Ernst geächtet und es entspinnt sich eine Belagerung zu Regensburg, die mit der Uebergabe der Stadt endet. Ernst aber rüstet sich mit seinen Getreuen zu einer Wallfahrt zum heiligen Grab, da er es nicht mit ansehen kann, wie sein Land durch den Kaiser verwüstet wird. Sie fahren durch die Bulgarei nach Griechenland, wo sie gastlich ausgerüstet werden, doch zerschlägt ein Sturm seine Flotte und nur mit einem Schiffe landet er an einem unbekannten Reich, wo die geschnäbelten Menschen hausen, die eine Jungfrau aus Indien geraubt haben. Er erschlägt viele der Schnabelleute und geräth auf der Weiterreise in's Lebermeer, von dem kein Entkommen möglich. Eingenäht in Häute, lässt er sich von den Greifen[2]) an's Land tragen, worauf dann eine Bergfahrt durch unterirdische Gewässer ihn mit fünf seiner Genossen in das Reich der einäugigen Arimaspen bringt, wo ihm guter Empfang wird und Herzog Ernst sich dem Könige nützlich macht. Ernst bekriegt die benachbarten Plattfüsse, die über Busch und Moor, wo weder Mann noch Ross gehen können, laufen und bei Unwetter die Füsse in die Höhe recken und sich damit schirmen; weiter bekämpfte er die Leute, die gar keine Kleider haben, sondern nur mit ihren langen Ohren sich decken, er schafft sodann den armen Pigmäen Ruhe, indem er die ihnen gefährlichen Vögel erschlägt, zuletzt endlich bändigt er auch noch die benachbarten Riesen. Herzog Ernst bekommt auf solche Art, wie im Märchen, der Reihe nach allerlei seltsame Menschen, denn von allen diesen Rari-

[1]) Vgl. Wackernagel Lit. Gesch. S. 182.
[2]) Vgl. Grässe Sagenhafte Naturgeschichte des Mittelalters. cap. IX.

täten nimmt er ein Exemplar mit sich. In einem Mohrenschiff, das Kauffahrtei treibt, fährt er heimlich, aus Sehnsucht nach dem hl. Lande, davon und kommt zu Christen, denen er gegen die Sarazenen beisteht; der Riese, den der Herzog mitgenommen, kommt ihnen dabei gut zu statten, mit seiner Stange erschlägt der Starke mehr als Tausend; auch Herzog Ernst und sein treuer Wetzel vollbringen Wunder der Tapferkeit, so dass die Heiden überwältigt werden und Friedenspfänder zu geben gezwungen werden. Dabei ist es vielleicht eine ächt deutsche Reminiscenz, wenn der Dichter sagt, dass die Heiden ihre Götterbilder auf vierräderigen Karren, mit Meerrindern bespannt, in die Schlacht fuhren. Ueber Babylon zieht Herzog Ernst endlich nach Jerusalem, wo er über ein Jahr am hl. Grabe bleibt und mit den Sarazenen sich ruhmreich herumschlägt, so dass die Kunde davon auch an den Kaiser und Frau Adelheid gelangt; sie schreibt ihrem Sohne und bittet um seine Heimkehr; so wendet er alsbald zurück, kommt am Christabend nach Babenberg, fällt dem Kaiser in der Mette zu Füssen, erhält Verzeihung u. s. w.

Das Gedicht hat in der Anlage einige Aehnlichkeit mit Ruodlieb, der ja auch von Tegernsee seinen Ausgang genommen. Wie Ruodlieb, so entflieht Herzog Ernst aus dem Vaterlande, jeder von beiden dient dann einem mächtigen König mit grossen Treuen, jeder wird von seiner Mutter wieder in besseren Zeiten zurückgerufen. Was bei Ruodlieb in wohlbewusster poetischer Zierlichkeit geschieht, ist im Herzog Ernst rauh, roh und ungeheuerlich, namentlich die Begegnisse mit den märchenhaften Menschen, so dass er wie der erste Robinson Crusoe erscheint, doch steht in diesem poetischen Hintergrunde, von dem sich unser Held immer so stattlich abhebt, noch viel mehr. Auf das Volk hatte das Unglück und der Heldenmuth eines Herzog Ernst einen tiefen Eindruck gemacht. Die Schicksale der verschiedenen Träger dieses Namens häuften sich auf einen, der rein gewaschen von allen Verbrechen, nur im Heiligenscheine der Ritterlichkeit, Freundschaft und Treue erschien. Je mehr dieser ein Held der Dichtkunst wurde, erhielten alle Begebenheiten seines Lebens eine sinnvolle Deutung und wurden mit allem Schmucke der, in der nächstfolgenden Zeit durch die Kreuzzüge vorzüglich auf das Morgenland gerichteten Einbildungskraft, bereichert. Daraus entstand eine ausführliche Sage, die den Recken in's Morgenland führt und ihn mit allen Schrecken der Natur und mit unnatürlichen Menschen kämpfen lässt, worin überall das Unglück, das er wirklich erlebte, anschaulich gemacht ist. Jene Ungeheuer sind seine Verräther, der finstere Berg ist sein Gefängniss, ein Greif entführt ihn durch die

Wolken, das ist sein Ehrgeiz, sein Schiff strandet im Lebermeer, das ist der gewaltige Kaiser u. s. w.[1])

Ein unserem Herzog Ernst ebenbürtiger Sagenheld ist Heinrich der Löwe. Sein vielbewegtes Leben musste zur märchenhaften Gestaltung mitwirken. Er hatte, wie Wenige, den Wechsel des Glückes, die Härte des Schicksals, die Untreue und den Undank der Menschen erfahren, ihm fehlte im Glücke nur der Königstitel und im Unglücke Alles, selbst die Freunde! Auf zwanzig mit Ruhm gekrönte Jahre folgten fünfzehn andere voll Unglück; nun erblickte man diesen Fürsten nie anders, als verfolgt, unterdrückt und umherirrend, von Unglücksfällen zu Grunde gerichtet. Selbst seinem Gegner, dem Kaiser Friedrich I. entfielen Thränen über den Fall und die schreckliche Veränderung Heinrich's.[2]) Eine spätere Handschrift auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, die auch sein Bildniss wiedergibt,[3]) enthält folgenden Reim:

Ich bin genannt Heinrich der Lew,
ein küner Helt gerecht und trew,
Von der Elb his an den Rein,
Vom Harz bis an die See war mein.

Und seine Herrschaft hatte sich wirklich einmal vom adriatischen bis an's baltische Meer, vom Rhein bis über die Elbe erstreckt!

Für uns hat er, besonders als Gründer der Stadt München, eine hohe Bedeutung. Zwar haben wir in der Tradition sehr wenig Notiz erhalten; einzig der steinerne Löwe, das Wahrzeichen am Leinwandkeller nächst dem Münchner Rathhause und dann die Legende des grossen Onuphrius am Eiermarkt hängen mit Herzog Heinrich zusammen. Desto mehr wusste das Mittelalter davon zu erzählen, zu singen und zu sagen. In Schwaben und am Rheine, sodann in Braun-

---

[1]) Menzel Gesch. der Deutschen. 1843. S. 239.

[2]) Vgl. Patje: récherches sur les causes de la grandeur et des révers de Henri le Lion. Hannover 1786. Uebersetzt von A. Fr. John: Die Grösse und der Fall Heinrich des Löwen, nach Anleitung der Geschichte mit philosophischem Auge betrachtet. Regensburg 1786. S. 130.

[3]) Von der äusseren Gestalt Heinrichs sagt Otto Morena, ein Italiener und Zeitgenosse desselben: Erat Henricus. Dux Saxoniae mediocriter magnus, bene compositus, viribus corporis valens, magnus facie, oculis magnis et nigris, capillis quoque quasi nigris, albis coloris, in divitiis atque potentia pollens, genere nobilissimus et filiae quondam Lotharii imperatoris filius Der Maler der Wolfenbüttler HS. hat ihm erhabene Gesichtszüge gegeben, grosse Nase, grosse Augen, volle Wangen, doch blasser Farbe, lockiges Haar; sein Haupt ist mit einem Fürstenhute bedeckt, von welchem Federn herabwallen. — Der sog. Codex Aureus zu St. Veit bei Prag stellt seine Vermählung mit Mathilde dar; das Bild ist gleichzeitig und wohl Portrait; Heinrich trägt glattes, in der Mitte gescheiteltes Haar und einen vollen runden Bart. (Eine Copie davon ist im Wittelsbacher Museum.)

schweig und Mitteldeutschland, selbst in Oesterreich, hatte die Heldensage einen strahlenden Nimbus um ihn geworfen und ihn dem unvergleichlichen Herzog Ernst an die Seite gestellt. Was nun dazumal in allen deutschen Landen umging, sollte das bei uns, an einer Stelle, wo der Löwe [1]) selbst geweilt, keinen Nachklang gefunden haben? Es bleibt kein Zweifel: dieselbe Rede und Sage ging auch in unserer Stadt, aber sie ist jetzt, wie noch so manches gute Frescobild unter dem Weissquast der Vergessenheit verborgen; lasst uns ein wenig die alte Tünche abklopfen und das sagengefeierte Bild steht wieder vor uns, ohne besondere Restauration zu bedürfen!

Die älteste uns erhaltene Fassung stammt leider erst aus dem XV. Jahrh., doch ist der alte Hauch darinnen gänzlich gewahrt. Die Stuttgarter Bibliothek verwahrt ein mit Bildern geschmücktes MS., welches ein Gedicht von 98 siebenzeiligen Strophen enthält, welches Michel Wyssenher vielleicht um das Jahr 1474 in die vorliegende Form gebracht hat, welches aber nach Worten und Reimen offenbar einer früheren Zeit angehört. [2]) Das Buch hebt an: „von dem edlen Herrn von Braunschweig, als er über Meer fuhr.“

Man sagt uns von grossen Fürsten und Herren, wie die vor manchen Jahren um Ehren und Würdigkeit geworben und um Abenteuer viel fremde Lande durchsucht. Darum so muss ich melden auch von einem Fürsten lobesam, von Braunschweig genannt. Dem kam des Nachts, als er bei seiner liebsten Frauen lag, in Träumen vor, er sollte das heilige Land besuchen, dafür gewinne er dann Lob, Ehre und auch Dank. Die Frau sprach mit freundlichen Augen und weinenden Bitten dagegen, denn das Scheiden, wo zwei gern bei einander sein, ist eine schwere Pein. Er sprach zu seiner Frauen schön, umfing sie zu derselben Stunde und schnitt ein golden Fingerlein entzwei: das behalte allerliebste Frau, dabei sollt ihr mein gedenken.

So bereitete sich mit seinen unverzagten Knechten der werthe Degen und schied fröhlich von Land und Leuten mit gutem Willen, befahl sich unterwegs in Gottes Gewalt und auch der lieben Mutter, dass sie sein sollten pflegen. [3]) Damit kamen sie an das Meer. Da

---

[1]) Den Beinamen hatte er nicht nur wegen seines aus dem Orient mitgebrachten Löwen, sondern wegen seines unerschrockenen Muthes und seiner grossen Leibesstärke, wie ein Chronist sagt: Leo cognominatus ob egregia facta.

[2]) Massmann Denkmäler. 1828. I. 122—37. vgl. Büsching: Volkssagen, Märchen und Legenden. 1812. S. 213—43, mit Nachweisungen und einem alten reichhaltigen Gedichte S. 449—51. Grundriss. S. 185. — Gräter: Iduna und Hermode. 1813. Musikbeilage zu Nro. 26. — Citirt ist das Gedicht jedoch schon in Weckherlins Beiträgen. S. 75. Nach einem Volksliede auch in Grimms Deut. Sagen. II. 241 ff.

[3]) Vgl. über den Kreuzzug Heinrich des Löwen: M. J. F. Schmidt dissertatio

hielt ein Schiffmann einen Kiel bereit, der ward gut mit Habe versorgt; darauf stiessen sie von Land mit Schalle und sangen das alte: „In Gottes Namen fahren wir.“ Als der Herre das grausame Wasser ansah, schlug das Elend ihm unter die Augen und es graute ihm, wiewohl er ein kühner Held war; aber er gedachte an Ehre, Gut und Ritterschaft und an sein Gelübde; so gewann er wieder Manneskraft.

Nun fuhr er manchen Tag im Jahre auf dem wilden Meer, wo sie keines Landes gewahr wurden, bis dass ein grosser Sturmwind kam, der trieb sie alle an einen Platz, da mussten sie also stille liegen und mochten weder hinter noch fort. In grossem Kummer rief er Gott getreulich an einen Winter und Sommer lang, bis alle Speise und Kost zerrann, und alle Knechte von gross Hunger und Leid verdarben. Zuletzt blieb Niemand mehr übrig im Schiff, als der Herr, ein Knecht und des Herren Pferd; das Elend that ihnen gar weh; der Knecht zog des Herren Schwert, stach das Pferd allda zu Tod und zog ihm von Hungersnoth die Haut ab. Das wurde ein Greif gewahr, der kam mit solch grimmen Zorn zu dem Schiffe geflogen, dass der Fürst erschrack. Der Greif war gross und ungeheuer und brachte ihnen Ungemach. Sie legten das Pferd an ein Ende, da schlug er seine Klauen ein, führt' es fort behende und bracht' es seiner jungen Brut in's Nest. Der Herre ging mit dem Knecht zu Rathe: „Nun wird es an uns beide gehen. Wir machen ein Loos; welcher von uns verliert, der stellt sich zuerst dem Greifen dar.“ Sprach der Knecht: „Ach lieber Herr, warum muthet ihr mir das zu; das wäre mir eine Schande und gross Unrecht, dass ich mit Euch sollt' loosen, so wär' ich nicht ein getreuer Dienstmann.“ Den von Braunschweig aber reuete es nicht so sehr um Leben und Gut, als um die lieben Kinder und seine allerliebste Frauen: „Ich han es mir selber gethan; da sie mich bat zu aller der stunde, dass ich daheimen bleiben sollt und ich ihrem Willen und Rath keine Folge gethan, so muss ich auch dagegen nehmen, was es mir zu leiden gibt. So nähe mich in die Pferdeshaut, auch will ich mein gutes Schwert bei mir haben, wo mich Gott oder der Greife hinträgt.“ Dem Knecht dünkte das am besten; er nähete ihn also ein. Gleich darauf kam der

---

historico - geographica exponens Henrici Leonis iter hierosolymitan. Helmstädt 1711. 4°. Herm. Korneri Chron. ap. Eccardum. II. 733—40. Lachmann Gesch der Stadt Braunschweig. S. 42. — Cramer (Jubeljahr 1776. S. 3) erzählt, Heinrich habe am Marialichtmesstage 1171 zu Regensburg mit den Seinen das Schiff bestiegen, auf welchem er öfters zwischen den Steinklippen in die grösste Lebensgefahr gerathen, desswegen er auch die Donau verlassen habe. - Ein kostbares, mit Gold reich verziertes Kleid, so ihm der türkische Sultan verehret, habe er nach seiner Rückkehr zu christlicher Altarzierde angewendet etc.

Greife zu dem Schiffe geflogen, begehrte der Haut, in welcher der Herr stille wie schlafend lag, schlug seine Klauen ein und trug das seinen Jungen, dass sie es essen möchten, in das Haus. Dann hub sich der Alte wieder hinweg. Die Jungen setzten sich, einer nach dem andern darauf, und kneipten darauf los also hart, dass der Herre vermeinte, er müsse verderben und kläglich sterbeh als ein Schelm (Vichstück, Aas); da gab ihm Gott den Muth, sich aus der Haut zu schneiden und das Schwert zu ziehen; er schlug die Jungen eines nach dem anderen zu tode und schnitt ihnen die Klauen ab; die hangen noch zu Braunschweig in der Stadt.[1])

Nun sah er um sich, wo er in der Welt wäre, gewahrte aber nichts als Himmel und Wald, auch fürchtete er sich, wenn der alte Greif wieder käme und seiner gewahr würde, dass er ihm sein Leben nehmen würde. Gross und hochgelegen war das Nest, davon war nicht zu Thal zu kommen, dann in einer Klamm, da stieg er mit den Greifenklauen sich an den Felsen haltend, hinab. Unten war weit und breit Wildniss; da ass er Wurzeln und Beeren. Darauf ging er also lange, bis er ein gross Geschrei von wilden Thieren vernahm, da gewahrt' er durch dicke Hecken einen Lintwurm und einen Lewen in Streit. Erst verbarg sich der Herr hinter einem Baum und sah zu, wie der Lintwurm dem Leo zustellte und Feuer nach ihm warf, dann aber sprang er dem edlen Thiere zu und nahm das Schwert in die Hand. Sobald das der Leo innen ward, sprang er vor den Herren und neigte sich dem edlen Fürsten zart. Wie der Fürst das von dem Löwen sah, dass er Freundschaft zu ihm begehre, da lief der Herre zur stund den Lintwurm an, schlug auf ihn mit ganzen Kräften und grimmen Zorn; aber kein Streich wollte haften auf ihm, denn er war eitel Horn, da gab Gott seine Hülfe dazu, dass er ihn in den Rachen hineinstach, so tödteten sie den Lintwurm geschwinde. Nun war der Herre von der Arbeit siech und müde, da grub der Leo Wurzeln aus der Erden und auch viel guter Kreuter und bracht' sie dem Werthen; ging auch fürder mit ihm getreue; was er an Hasen und wilden Thieren fing, die bracht' er dem Herren, der sie geass.

Also ging der Fürst manche Zeit in der Wildniss, der Löwe wollte von ihm nicht weichen und war ihm stets zur Seite. So kamen sie an ein Wasser, gross und breit. Hier flocht der Herr nach bester Kunst eine Hürde, legte das auf das Wasser und nahm heimlich von

[1]) Die „Greifenklauen“ waren im Mittelalter ein höchst beliebtes Trinkgefäss. Eine angebliche Greifenklaue befindet sich auch in der Reichen Capelle zu München als Reliquiengefäss. vgl. J. v. Hefner Gelehrten Anzeigen, 1816. S. 145 ff. und Curiositäten. 1811 I. 359 ff.

seinem Löwen die Flucht, denn er fürchtete, käme der zu ihm auf die Hürde, er brächt' ihn um das Leben. Der Löwe aber sprang ihm nach, als er zwei Speerlängen vom Lande war und drang auf die andere Seite der Hürde. Das schnelle Wasser trieb sie zu einem Berge, wo dasselbe zu einem finsteren Loch hineinging. Dachte der Fürst: „nun kommen Arbeit und Elend, die ich daheim begehrt, nun hilf du, kaiserliche Magd Maria!“ Einen Tag und eine Nacht fuhr der Fürst in dem finsteren Loch, dass ihm keines Lichtes Schein ward, bis er einen hellen Karfunkel ersah, der leuchtete, als führte er zur bitteren Hölle. Der Herr stach mit dem Schwert fröhlich darnach, dass ein Stück in die Hürde sprang. Von des klaren Steines Glast gewann der Herre da grosse Freude. Das Wasser aber trieb ihn weiter, bis er aus dem Berge kam; da fiel er auf die Kniee nieder und bat Gott, er möchte ihn zu Leuten bringen, ging darauf ein wenig fürbass und sah eine Burg vor sich; fröhlich pocht er an dem Thore, der Pförtner erschrack, als er einen Mann mit einem Lewen sah, schloss wieder zu und ging vorerst um anzufragen hinauf. (Hier hat das Manuscript ein naives Bild: Heinrich und der Leo vor der Burg, aus der drei „gesnebelte Leute“ herausschauen.) Die Herren gewährten Audienz. Der Herzog ging hinauf mit dem Löwen an der Hand und sah die seltsamen Herren, einen nach dem anderen an, sie hatten alle lange Schnäbel. Die Stelle lautet mit der köstlichen Plastik des Anschauens:

Er hat den lewen in der hende,
Die herren hetten all zu mall
Lange snebbel manig falt.
Von Brüneczwick der edelle fürst
Eynen nach dem andern ane sach.
Sye worden ye also sere fragen
Von mancher hande geschicht.
Er künt es yn auch nit gesägen,
Wan er verstünd der sprach nicht.

Um nun doch eine Verständigung zu erzwecken, brachten sie eine deutsche Fraue her, die von ungefähr auf der Burg war; ihr that der Herre kund, wie es um seine Sache gelegen wäre und er mit solcher Noth daher gekommen. Dann trug man ihm Speise und Kost vor nach desselben Landes Sitte das beste, so man da wusste. Die Fraue aber hielt sich freundlich zu dem Herrn, das verdross die Geschnäbelten sehr, dass sie Freundschaft zu ihm gewann; Einer stiess den Andern an, und wollten ihn schlagen: da hatzte er den Löwen an sie, der riss die „Schnäbelmüller“ zusammen, wer ihm nahe kam; mit lauter Stimme

schrie der Löwe, dass es in der Burg erhallte; er und sein Herr schlugen sie.

Darauf kam er unter das wüthende Heer, wo die bösen Geister ihre Wohnung haben; einer davon, graus und ungeheuer, begegnete ihm. Da fragte der Herr mit harter Beschwörung, wie es um Kinder und Frau daheimen stünde und der Geist gab grimmig zornige Antwort: „Braunschweiger, du sollst wissen, deine Frau will nehmen einen andern Mann.“ Darob erschrack der edle Fürst hart und beschwor den Geist fürder, aber bei Gottes Kraft und seiner grossen Marter, dass er ihn mit dem Löwen vor sein Schloss bringen müsse. Der aber machte zur Bedingung, ob er sich ihm und seinen Gesellen dann zu eigen geben wölle, wenn er ihn vor das Schloss stelle, dazu auch seinen lieben starken Löwen nachtrage. Dahingegen setzte der edle Fürst die Gelobniss, dass erst, wenn der Geist ihn schlafend finde, er sich zu eigen geben wolle. Der Geist lud den Herren ohn' allen Schaden auf, führt' ihn wieder in sein Land und satzte ihn vor seiner Burg ab: „finde ich dich also schlafend — du weisst wohl, was du mir versprochen hast! Nun will ich dir auch deinen Löwen bringen.“ Der Geist schwang sich in kurzer Stund manche Meile; da er schier zurück war, da war der edle Fürst entschlafen. Gott aber hatte ihn allzeit in der acht, also begann der Löwe laut zu schreien, davon der Fürst erwachte, geschwinde warf der Geist den Leo nieder und stob schmähend über den Betrug davon. Der Fürst aber war von Herzen froh, dass ihm Gott geholfen. Mann und Frauen kamen herzu, das Wunder zu schauen; der Fürst war mit langem Haar umhangen, recht ob er ein wilder Mann und Waldbruder wäre. Die Maere kam auch auf die Veste und seiner lieben Frau zu Gehör, wie sollich fremde Gäste da aussen stunden vor dem Thor, die gar geisterhaft gestaltet. Auf stund die Frau mit ihren Dienern und ging zu ihnen hinaus viel balde. Sie aber erkannte ihn nicht, hiess ihn hereinzulassen, das Thier aber nicht. Dagegen sprach der Fürst, er wolle lieber das Leben lassen, als sich von dem Leo trennen, der ihm in Liebe und Leid und grossen Nöthen beigestanden. Da gingen beide ein und man thät ihnen gütlich. Der Herr mit dem langen Barte sah seine Frau gar freundlich an, wollt' sich aber nicht melden, bis er sah, wie es erginge. Viel Herren kamen dort her geritten, die zur Hochzeit geladen waren, man empfing sie wohl mit schönen Sitten, und satzte sie, Grafen, Ritter und Freie, je nach ihrem Adel, an den Tisch; sie wurden fröhlich und begannen zu lachen, ihr Begehren war: der Waldbruder solle ihnen Possen vormachen. Drei oder vier Knechte waren gleich bereit, sie liefen im Hause hin und her, den Herren und das Thier zu holen. Der Frauen Kämmerer aber sprach: Bruder, sag

uns nun neue Märe, wie es in fremden Landen bestellt, ihr dünket mich ein weit gewanderter Mann; habt ihr von unserem Fürsten gehört oder vernommen? Sprach der Fürst: „Ich hab' es alles wohl gehört, sagt' ich euch die Wahrheit recht, so glaubt ihr nicht meiner Worte; ich habe ihn vor kurzer Frist gesehen, er kommt schier wieder heim zu Lande und ist auch frisch und wohl gesund; er war mein Wandelsgenoss und hab von ihm vernommen, käme ich in sein Land und vor seine Burg und Schloss, er habe eine Tochter und einen jungen Herren, die sollt' ich ihm grüssen und auch sein Fraue, der er alles Gut und Ehre getraut." Da wollten sie ihn noch um mehr befragen, er aber sprach: „Ich kann euch nichts sagen, Frauen haben langes Haar, wer es merken will und das aus den Augen und aus dem Herzen ist noch ein wahres Wort." Die Frau sah ihn immer länger und schärfer an, dann bot sie ihm zu trinken, er aber liess das halb getheilte Fingerlein in das Trinkglas sinken, da leuchtete es, als sie es wieder zu Hand bekam, wie ein Adamas, sie hub es behende, ein Theil war dem andern gleich! Laut auf schrie sie: „Weh! aller meiner Ehre! Ich han wieder das Gemachel funden, meinen lieben Mann und lieben Herrn." Ohne Missewenden ging sie zu dem edelen Fürsten, empfing ihn mit ganzen Treuen gar lieblich: „Genade mir, edler Herre, mein, ich will büssen was ich an Euch verbrochen." Da sprach der edle Fürste zart: „Schweiget, schöne Frau, nehmt es Euch nicht an so hart, wir wollen es bei dem besten bleiben lan, weil ihr noch euer weiblich Ehre habt; hätt' ich die also versäumt, ich weiss nit, wie es gangen wäre." Da nun die Märe hörte, der die Frau wollte genommen haben, da ging er vor den Fürsten lobesam und sprach: „Ich gebe mich ganz in euere Gewalt, thut mit mir, was Ihr wollt." Der edle Fürst aber sprach gar balde: „Wäre ich in fremden Landen verdorben, so wärest du mein Mötwil gewesen, hast du hie heimen nach Ehren geworben, so trage ich dir nichts nach; kein Urtheil ich über dich finden kann, bleib bei mir, vor als nach, als ein getreuer Dienstmann."

Also kam der Fürst mit Gottes Hilfe in seinem Lande wieder in sein Gut und Ehre. Darauf lebt' er noch sechs und zwanzig Jahre mit seiner Frau. Da nun die Zeit und der Tag kam, dass der Herre sterben sollte, [1]) da erhub der Leo die grösste Klage, wie kein Mensch noch erhört hat. Er legte sich zu ihm auf das Grab und kam nimmer von dannen, bis er auch sein Leben aufgab. Darum ward zur Urkunde ein hübscher Leo zu Braunschweig auf dem Schlosse gegossen und auf-

[1]) Heinrich starb am 6. August 1195 zu Braunschweig, ohne je auf die bayerischen Lande ausdrücklich Verzicht geleistet zu haben.

gerichtet. — Vielleicht behielten davon die bayerischen Herzoge das Mittelalter hindurch die Vorliebe bei, einen tüchtigen zahmen Löwen an ihrem Hofe zu halten.

Die Sagen vom Herzog Ernst und Heinrich dem Leo sind in einander übergegangen, wer von beiden die Priorität in Anspruch nehmen kann, ist unbestimmbar; nur die Fahrt durch die Luft ist eine selbständige Zuthat; merkwürdiger Weise ist es hier nicht der Teufel selbst, der ihn transportirt, sondern der Herzog geräth unter das wilde Heer und ein dienstbarer Geist desselben übernimmt die Beförderung, die, wie Cäsarius von Heisterbach ausführlicher erzählt, in Wuotans Mantel vor sich geht.[1]) Die Sage trägt einen gar treuherzigen Charakter und ging auch in ein weitverbreitetes prosaisches Volksbuch über. Das Ganze ist wie Görres treffend sagte,[2]) im Geiste der altsteinernen Ritterbilder, die auf den Grabmälern mit gefalteten Händen knieen, während oben aufgehangene Straussenеier, Greifenklauen und Seeungeheuer in dem dunkeldämmernden Gewölbe schweben und von den Thaten im hl. Lande als stumme Zeugen erzählen.

Von dem Einfluss des Braunschweiger Hofes auf die Poesie, wird im nächsten Abschnitte die Rede sein. Wir beschränken uns hier auf das Nibelungenlied, das Kronjuwel der volksthümlichen Epen, welches bald nach dieser Zeit zum Abschlusse kam und in letzter Instanz nach Bayern fällt.

Der innerste Kern und der Grundgedanke der Sage ist mythisch oder wenn man lieber will, ein Stück der allerältesten Tradition: Was der Thrakisch-hellenische Linosgesang für die Griechen, was die Maneroskläge für die Aegypter, ist das Nibelungenlied und die Klage für die Germanen und Sachsen: dass ein wunderbar ausgerüsteter, herrlicher Held, in der Sonnenhöhe des Glückes, einen plötzlichen, tragischen Untergang erlitten, der dann ein ganzes Menschengeschlecht mit nachgezogen habe. Es ist die Urtradition aller Völker, nur individuell überkleidet, von den Jahrhunderten neu gestaltet und in historischer Zeit neu localisirt.

Die Vermuthung ist nicht gewagt, dass unter den von Karl dem Grossen gesammelten Heldenliedern des deutschen Volkes auch Sigfrids-

---

[1]) Vgl. über diese Heimkehrsagen Grimm Myth. 980. Wolf Beiträge I 4 ff. und dessen Zeitschrift I. 63. Simrock Myth 219 ff. Schambach und Müller Niedersächs. Sagen. 389 ff. Menzel Odin. S. 94 ff. Rochholz Schweizersagen. II. 114. — Auch der edle Möringer wird schlafend auf den Heimathboden versetzt. vgl. Uhland in Pfeiffers Germania IV. 95.

[2]) J. Görres Volksbücher. 1808. S. 90.

lieder gewesen sein mögen.[1]) Er mochte sie zunächst von den Sachsen erhalten haben, denn auf dem hessischen und westfälischen Boden hatte die Sage zuerst wieder Wurzel geschlagen.[2]) Als aber Karl dahin das Schwert und das Kreuz brachte, zog ein Theil der unbeugsamen alten Häuptlinge und ein gut Theil des Volkes weiter nördlich, fuhren über die See und fanden eine stille Insel, wo sie sich wieder fühlten als das was sie waren, als freies Volk, und als solches dachten sie zu leben und zu sterben, treu ihrem alten Glauben und den alten Göttern. Aber das Christenthum kam auch nach Island und die starrköpfigen Heiden, die erst davor geflohen waren, liessen sich gerne taufen, doch den alten Glauben behielten sie noch lange nebenbei und ihre ehernen Sitten und ihre alten Lieder, die dann, fast um dieselbe Zeit als auch in Deutschland derselbe Stoff seinen Abschluss gewann, von einem christlichen Bischof gesammelt und in Schrift gebracht wurden, ehe der Hort des verschwimmenden Volkes völlig verflog. Das ist die Edda, die eine Hälfte des entzweigebrochenen Ringes der Volksüberlieferung ist, der an das in deutschen Landen erhaltene andere Erbstück merkwürdig passt und selbes zu einem Ganzen rundet ergänzt und vollständig macht.

Die in deutschen Landen zurückgebliebenen Trümmer waren in andere Marken übergetragen und weiterverschleppt; es ging ihnen wie den anderen Dogmen des alten Götterglaubens, die im veränderten Gewande umgingen und fortlebten, verschiedenartig localisirt und zeitgemäss säcularisirt.

Das grosse Dunkel, das über diesem heimlichen Entwicklungsprozess liegt, wird durch die Nachricht plötzlich erhellt, Meister Konrad, ein Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau, habe die Lieder zuerst in lateinische Form gebracht. Er hatte an diesem Stoffe dasselbe gethan, was Eckkehart zu St. Gallen mit dem Waltharius und der Ruodliebsänger zu Tegernsee mit deutschen Stoffen versucht hatten: den heimathlichen Stoffen ein künstlerisches Gewand im Sinne der ihnen zu Gebot stehenden Bildung überzuwerfen, sie zu veredeln und zu heben und dem bevorstehenden Verfalle zu entreissen. Aber unser Stoff hatte zu viel Lebenskraft in sich, er brach sich durch und rang sich frei und gestaltete sich selbständig neu zu einem Ganzen auch ohne die fremde Hülfe der Gelehrten. Aber etwas blieb er doch hängen an der neuen Erde, von da an schreibt sich der Zug durch das Bayerland und die

[1]) Timm das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle 1852. S. 56.

[2]) Vgl. die ausgezeichneten und ausgebreiteten Studien von Rassmann: Die deutsche Heldensage und ihre Heimath. Hannover 1857 u. 1858. 2 Bde.

Einführung der Heunen, die an Stelle der früheren Marken treten mussten. Die Reise der Nibelungen in's Hunnenland ist, wenn man so sagen darf, die Literaturgeschichte des Liedes selbst. Sie zeigt von der über die deutschen Marken hinausfluthenden Verbreitung und von der lebendigen Aufnahme, von dem Uebergehen in wirkliches Leben und von dem letzten Uebertragen auf historische Personen. Wie dieses erreicht war, stand der flüssige Stoff fest und verhärtete, es gab Sprünge und Risse dabei, denn die Materie war in der langen Zeit eine leichtere geworden und fremdartige Influenzen hatten nicht zum Vortheil darauf gewirkt.

Ueber den Schreiber des Passauer Bischofs sind die Gelehrten in so weit einig geworden, dass seine Arbeit in der Zeit von 970 bis 984 geschehen sein müsse.[1] Dieses sein Werk wurde die Grundlage des uns überlieferten Gedichtes, welches aber seitdem zum mindesten viermal überarbeitet wurde. Den ältesten Theil bildet unstreitig der Sachsenkrieg, darauf kam Konrad, ein weiterer Poet machte die Märe wieder deutsch, Einer fügte die Klage hinzu und der letzte goss endlich um's J. 1200 die Form darüber, in welcher uns das Werk heute noch vorliegt. Doch ist auch hier wieder ein verzweiflungsvoller Umstand dabei, wir haben leider keine von irgend einer Autorität beglaubigte Vulgata; von den bis jetzt bekannt gewordenen siebenundzwanzig Handschriften (worunter jedoch kaum zehn vollständige sich befinden) sind die meisten durch Auslassungen, Willkührlichkeiten, wohlgemeinte Verbesserungen und Ungereimtheiten der Abschreiber so entstellt, dass der bessere und uns erreichbar ältere Text nur mit Mühe und nach vielen Irrwegen aus acht zum grösseren Theile defecten Handschriften zu gewinnen war.[2]

Die Gelehrten und voraus Lachmann, der nun einmal zum Homeriden-Wolf an den Nibelungen werden wollte, hatten sich alle mögliche Mühe gegeben, die „ältesten Lieder" aus dem Epos wieder zu gewinnen — das ist aber ein vergebliches Bemühen und ein nutzloses Reconstruiren. Dass solche dem Gedichte zu Grunde liegen, ist kein Zweifel, der häufig noch herausklingende Stabreim allein wäre schon ein Beleg dafür,[3] aber selbe wieder zu gewinnen, ist unmöglich, sie sind verschmolzen, verhämmert und überarbeitet, der geistige Gewinn aber wäre jedenfalls unerheblich, denn über die Edda, die unsere Sage

---

[1] Holtzmann Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart 1854. S. 125 u. 130.

[2] Vgl. Holtzmann das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt, nebst den Veränderungen des gemeinen Textes und Wörterbuch. Stuttgart 1857. (Darnach sind auch unsere späteren Citate der Strophenzählung.)

[3] O. Vilmar Reste der Alliteration im Nibelungenliede. 1845. 4°.

in unvergleichlich mehr prägnanter Form und mit älterem Erzgehalte gibt, ist doch nicht hinauf oder hinauszukommen. Lachmann gegenüber hatte bereits W. Müller, W. Menzel, van der Hagen und Holtzmann an der Idee eines grossen Dichters festgehalten, der zu den herrlichsten Geistern der Nation gehöre, der über dem mächtigen Werke sich selbst vergessen, der sich aber in dem ritterlichen Spielmann Volker abgespiegelt habe u. dgl. Andere dagegen hielten den Dichter für eine höchst mittelmässige Capacität, etwa für einen Bänkelsänger und herumfiedelnden Blinden. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die letztere Ansicht aber möchten wir wohl nur bildlich gebraucht wissen, insofern der Dichter über die ursprüngliche Bedeutung seines Stoffes wirklich blind war und von dessen innerstem Kern keine Ahnung mehr haben konnte; doch immerhin gehörte noch eine höchst respektable Kraft dazu, um den bereits sich auflösenden und in Trümmer bröckelnden Stoff zusammenzufassen und im Ganzen zu festen, so dass er trotz den verlorenen Bruchtheilen noch mit eiserner Geschlossenheit vor uns steht. Aber gerade desswegen, weil der Poet nicht aus dem eigensten Innern schaffen und gestalten, weil er das Ueberlieferte nicht als sein erfundenes Eigenthum behandeln konnte, desswegen ist uns auch kein Name gewahrt; es ist derselbe Fall, wie bei manchem deutschen Münsterbau, wo über dem Plane und der Ausführung so vielerlei Hände thätig gewesen sein mochten, dass kein Einziger das vollendete Werk für seine eigene einzige Schöpfung auszugeben im Stande gewesen wäre. —

Wie ein alter Königspalast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, steht das gewaltige Lied der Nibelungen vor uns; aus grauer Heidenzeit, wurzelnd und verwachsen in der Mythe, stammt das Fundament, dessen Geschiebe selbst die philosophische Geologie vergeblich zu enträthseln bestrebt gewesen. Darauf hat sich in den folgenden Dynastien das Mittelwerk erhoben: byzantinischer Schmuck, Säulenwerk aus vorkarolingischer Zeit und Rundbogenstyl standen etwa zusammen; erst als in der Folge neuer Anbau hinzugekommen, neue Thürme angeschossen und der allseitigen Buntfarbigkeit zu viel geworden, hat der letzte Besitzer daran gedacht, eine einheitliche Façade über das so Zusammengetragene und Zusammengewachsene zu werfen — und so ist es uns heute noch erhalten. Doch ward beim letzten Um- und Ueberbau wohl Vieles, was dem Totalüberblick und Eindruck im Wege gestanden, niedergerissen und abgetragen und nur dem kundigen Auge sichtbar erscheinen noch innen im Bau die früheren Wege, Stege und Gänge, die einst anderswohin geführt haben und nun plötzlich verschwinden. Der letzte Dichter der Nibelungen war kein feingebildeter Architekt nach unseren Begriffen, auch kein gemeiner geistloser Handlanger, aber ein tüchtiger Maurer-

meister, der eben desshalb doch etwas mehr Bleibendes und Praktisches hinzustellen wusste, als der gute im Formelwesen der klassischen Idealität befangene Meister Conrad.

Wir wären nicht abgeneigt, das zweifelhafte Verdienst, die heidnische Historie christianisirt zu haben, auf seine Rechnung zu stellen. Er vermenschlichte die fast überirdischen Heldenfiguren etwas, liess sie zur Kirche gehen, setzte seinem Bischof ein schmeichelhaftes Gedächtniss damit, mehr aber vermochte er kaum, ausser der schon angedeuteten Uebertragung auf die bayerische und weiter benachbarte Geographie; die in den nächsten Jahrhunderten folgenden Ueberarbeiter costümirten dann die hohen Frauen und Recken gewissenhaft nach dem Schnitte und Geschmacke ihrer Zeit, die sie gerade vor Augen hatten, kleideten sie zeitgemäss und schliffen die ehedem alliterirenden Stäbe zur schönen glatten Nibelungenstrophe, wobei Manches, was gar zu sehr die alte ungebärdige Unbändigkeit an sich trug, noch weislich geglättet und eben gemacht wurde.

Betrachten wir noch einmal den Passauer Schreiber und dessen Bischof Pilgrim. Letzterer, welcher in den Jahren 970—991 wirklich auf dem kirchlichen Stuhle sass, tritt zu unserer Ueberraschung in den Nibelungen und in der Klage als handelnde Person auf, ja er ist sogar zu einem Verwandten der alten burgundischen Könige gemacht und mit Attila in eine anachronistische Constellation gebracht. Wie ist das zu erklären? Das konnte, wie Holtzmann klar darlegt,[1]) nur von einem Dichter geschehen, der den Bischof kannte und der zu einer Einmischung, zu der alle innere Veranlassung fehlte, eine äussere hatte. Ist das Zeugniss der „Klage" ächt, dass nämlich Pilgrim durch seinen Schreiber Konrad die Sage habe aufzeichnen lassen, dann ist es sehr begreiflich, dass dieser zugleich seinem Herrn und Gönner ein Denkmal setzen wollte und desshalb eigenmächtig und gewaltsam einen Bischof Pilgrim von Passau in die Sage einmischte. Von diesem erdichteten Pilgrim rühmte er, dass er ein Oheim der burgundischen Könige war:[2]) damit wollte er anzeigen, dass der historische Bischof, sein Herr, mit Königen verwandt war; von dem erdichteten Pilgrim erzählt er, dass er Krimhild ermahnt habe, ihren Gemahl, den Hunnenkönig Etzel, für das Christenthum zu gewinnen;[3]) damit wollte er in poetischer Weise den

---

[1]) Untersuchungen S. 121.

[2]) Frau Uote, die Mutter der Burgunden und Kriemhilds, ist Pilgerims Schwester (Str. 1456).

[3]) Str. 1357: der bischof minneklîche von sîner nifteln schiet;
daz si den künic bekêrte, wie vast er ir daz riet.

Antheil, den der historische Pilgrim durch die Ungarnkönigin Sarolta an der Bekehrung der Ungarn hatte, verherrlichen; die Ungarn waren seit der Lechfeldschlacht (955) für die Deutschen keine gefürchteten Teufel mehr, sondern zahmgemachte Heiden, die durch eine christliche Königin civilisirt werden sollten. Endlich wird in der Klage von dem erdichteten Pilgrim berichtet, dass er aufs sorgfältigste alle Nachrichten über die alte Sage aus dem Munde der Spielleute gesammelt und aufgezeichnet habe; damit will der Dichter preisen, dass der historische Pilgrim wirklich zum ersten Male die alte Sage durch ihn habe aufschreiben lassen. Die Worte, welche dem erdichteten Pilgrim in den Mund gelegt werden:[1]) v. 3464 ff.

ez ensol niht sô belîben
ich wil allez lâzen schrîben
die stürme unt der recken nôt
unt wie si sîn belîben tôt.
wie ez sich huob unt wie ez kam
unt wie ez allez ende nam. —
darzuo so wil ich vrâgen
von iegelîches mâgen,
ez sî wîp oder man,
swer iht dâvon gesagen kan. —
dâ vinde ich wol diu maere,
wand ez vil übel waere
ob ez behalten würde niht:
es ist diu groeziste geschiht
diu zer werlde ie geschach —

diese Worte dürfen unbedenklich dem historischen Pilgrim zugegeben werden. Wenn nun der Dichter sich den Schreiber des Bischof Pilgrim von Passau nannte, so konnte hier absichtlich der historische von dem erdichteten Bischof nicht unterschieden werden, und wenn dieses auch nicht der Fall war, konnte doch derjenige, welcher im Anfange des XIII. Jahrh. die Klage schrieb und gewiss von dem historischen Bischof nichts wusste, sehr leicht die Sache so auffassen und darstellen, als ob der Dichter Konrad nach den Berichten des Spielmanns (König Etzels) die Sage aufgeschrieben habe. Auf diese Weise gibt Holtzmann über die Einmischung Pilgrims eine sehr natürliche und vollkommen befriedigende Erklärung. Der Dichter hat, wie das die mittelalterlichen Künstler und Bildhauer gerne übten, das Portrait seines Herren als passendes Compliment auf eine ideale Figur gemalt, er hat

---

[1]) Ausgabe von Vollmer. 1843. S. 326.

dasselbe gethan, wie mancher Maler, der seinen bayerischen Herzog unter der Gestalt seines Namenspatrones abconterfeite, ohne desshalb damit aussprechen zu wollen, dass der fragliche Herr wirklich ein Heiliger gewesen.

Dass der Dichter, welcher die letzte Hand an das Lied gelegt hat, ein Bayer gewesen, kann wohl füglich nicht behauptet werden. Zwar wird das Bayerland oft genannt, nicht nur die Boten Etzels ziehen mit Rüedeger ungefährdet durch auf der Fahrt nach dem Rhein zur Werbung (Str. 1197), auch die bräutliche Witwe kommt auf ihrer Reise über die Donau und herbergt mit ihrem Ingesinde zu Pledelingen und Passau. (Str. 1321 ff.) Pledelingen (Str. 1324) wo Kriemhild Gemach erhält und bewirthet ist, wäre vielleicht das an der Isar gelegene Plattling;[1]) zu Passau sind Kaufleute (Str. 1325), welche die Frau schön empfangen, die Nibelungen waren unterdessen aber nicht beraubt worden. Wärbel und Swämmelin fahren später wieder durch an den Rhein (Str. 1455 ff.); auch ein „vogt in Beyerlande Gelpfrât" wird genannt (Str. 1582), durch dessen Marken die Burgunden reiten. Gelpfrât hat weiter unten einen Bruder Namens Else, der eine Mark an der Donau hat, hier ist der Ferge, den der grimme Hagen erschlägt und auf dessen Schiffe er die Helden in das „unbekannte Land" hinübersetzt; hier aber schon nicht mehr auf bayerischem Boden ist der Spuck mit den Meerweibern, den Schwanjungfrauen,[2]) die Adriâns Kind den Untergang prophezeien, hier macht Hagen die Probe und wirft den Kapellan ins Wasser, der allein aus der dem Untergang geweihten Reisegesellschaft mit dem Leben davonkommt. Die Strassen in Bayern sind unsicher; räuberisches Volk wohnt da und die Helden reiten mit dem Schild vorsichtig vor dem Leibe. (Str. 1640.) Das Alles kann ein Bayer nicht von seinem Lande gesungen haben, das war nachbarliche Meinung. Die Bayern galten das ganze Mittelalter hindurch als böse Leute, streit- und trinklustig und räuberisch; allein sie mochten sich trösten mit dem Leumund der Schwaben, Franken, Hessen und Oesterreicher, der in vielen Dingen noch übler lautete; die Burgunder wären

---

[1]) Die geographischen Räthsel und Lücken des Liedes würden jedoch durch diese Annahme nur vermehrt. Plattling liegt auf der rechten Seite und dazu noch weitab von der Donau, auch Passau liegt auf der rechten Seite; also müssten die Nibelungen die Donau schon früher passirt haben und doch setzen sie hinter Passau zuerst über den Fluss; wie wären sie also von Osterfranken herübergekommen? Der Dichter, der so gegen das Geographische verstösst, kann kein Bayer gewesen sein.

[2]) Eine heisst Hadeburc (Str. 1571), die andere Winelint (Str. 1575). vgl. Grässe Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden 1850. S. 38 ff. Ueber das Verwandeln der Walkyren in Schwäne ibid. S. 85 ff. Simrock Mythologie. §. 391.

sogar ganz sicher gereist, hätte Hagen nicht Todtschlag zuvor geübt, so mussten sie sich's gefallen lassen, angerannt zu werden. Gelpfrât wird später von Dancwart erschlagen. (Str. 1654.) Auf der Reisetour vom Main (Möune) wird noch Swanfelt in Osterfranken genannt (Str. 1561) und später unter Passau Moeringen (Str. 1631) „dâ dem Elsen vergen was der lîp benomen" und die Helden übersetzten. Der Name eines bayerischen Recken, Amelrîch, der einer Feindschaft wegen aus Bayern floh und bei dem Fährmann lebte, ist gleichfalls gewahrt. [1])

Die ehedem so berühmte Hohenemser Münchner Handschrift, die Lachmann seiner Edition zu Grund gelegt hatte, ist unterdessen durch Holtzmanns Forschungen ihres guten Rufes verlustig geworden, da er evident nachgewiesen hat, dass sie den schlechtesten Text bietet; glücklicher ist die Pergament-Handschrift, welche Wiguläus Hund zu Prunn bei der Altmühl fand und im J. 1575 an die Münchner Bibliothek schenkte; sie wird in zweiter Reihe neben der sog. Lassberg'schen Handschrift, die durch die neueste Kritik wieder ungetheiltes Ansehen geniesst, zugelassen, leider bietet auch sie zum grösseren Theile (von Str. 268 an) schon den überarbeiteten, gemeinen Text.

Das Nibelungenlied berührt uns hier nicht weiter. Aber das eine ist doch bemerkenswerth, dass gerade mitten im Mittelalter, an der Grenze unseres Landes in der Ueberfahrt der Nibelungen, noch einmal die alte Mythe auflodert. Die Donau ist der Todesstrom für die Burgundenhelden, die Fahrt geht hinüber in das „unbekannte Land," [2]) wie der Dichter selbst sagt. Ihr Charon ist der schreckliche Hagen, der Alle ganz allein überfährt. Er ist der Riese Hrymr mit allen Niflheimern im Todtenschiff Naglfari und eins mit dem Riesen Loki, der Muspels Söhne fährt. Vielleicht ist das Hiunen- und Heunenland selbst im Namen das Todtenreich, da Heune im Ostfriesischen noch die Leiche heisst und bei uns der Freund Hain den Tod bedeutet? Hagen aber ist im Namen selber des Todes Stachel und Hacken und sein steter Gefährte Volker, der Fiedler, spielt zum Todtenreigen auf, er wäre der Spielmann Egdir, welcher fröhlich zur Verwüstung harfenirt!

---

[1]) H. Haas hat in seiner Abhandlung über „die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters" (Erlangen 1860) viele interessante Anknüpfungspunkte gefunden, doch sind viele seiner Erklärungen allzu gesucht und manche, z. B. dass Wirnt von Grävenberg der Dichter des Liedes sein müsse, völlig haltlos.

[2]) Str. 1607: Hagene was dâ meister, des fuort er über sant
vil manegen küenen recken in daz unkunde lant.

C.

Ritterliche Kunstepik.

Nachdem beinahe die ganze frühere Zeit grösstentheils an Erinnerungen gezehrt, werden wir nun mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts plötzlich in das Leben selbst geführt, das sich uns aufthut mit einer Frische und Natürlichkeit, die überraschend auf den Beschauer wirken. Wie durch einen Zauberschlag nimmt das in den Kreuzzügen gross gewordene Ritterthum, welches in fremden Landen eine Weltbildung genossen hatte, plötzlich die Poesie auf, die seitdem nur in den Händen der andersredenden Mönche und unter den fahrenden Spielleuten eine stille scheue Pflege gefunden hatte. Am Hofe Friedrichs des Rothbart, unter dem Einflusse seiner burgundischen Gemahlin Beatrix und am Hofe Heinrich des Löwen, unter dem Schutze seiner normännisch-englischen Gemahlin Mathilde, wurde die Dichtung gepflegt. Auf ihre Veranlassung hat ein Geistlicher, der Pfaffe Kuonrât, das Rolandslied aus dem Latein übertragen (1173 — 77); der Löwe mochte vielleicht in der Heerfahrt Karls d. Gr. nach Spanien ein Vorbild seines eigenen Zuges nach Palästina erblickt haben; ein anderer Dienstmann desselben Herzogs, Namens Eilhart von Oberg, welcher 1189—1207 urkundlich erscheint, bearbeitete zuerst den „Tristant" nach einer französischen Quelle, vielleicht aus derselben, die Gottfried von Strassburg in der Folge durch sein Epos ganz zu einem deutschen Gemeingut erhob. Von Eilhart's Heldengedicht sind nur kleine Fragmente erhalten, die Hoffmann von Fallersleben 1821 zu Magdeburg entdeckte;[1] ein Bruchstück hat K. Roth zu Regensburg gefunden.[2] So waren die welschen Stoffe, in ihrer Mitte König Artûs, nach Deutschland gekommen, wo sie schnell Wurzel fassten. Die Herzoge zu Landshut, die Grafen von Bogen und Babenberg, die von Andechs und Andere, wurden den

[1]) Vier Octavblätter. vgl. Fundgruben. I. 231.

[2]) Dr. Karl Roth Bruchstücke des Jansen Eninkel. 1854. S. 37.

Dichtern hold, eine nahmhafte Anzahl der erlauchten Herren und Grafen griffen selbst in die Saiten und die Geschichte des Minneliedes hat eine stattliche Reihe adeliger Sänger im Bayerlande aufzuweisen.

Bisher hatte die volksthümliche Saga gewaltet, nun tritt das Wort Aventiure aus dem Romanischen in unsere Sprache über.[1] Ausser dem ursprünglichen Sinn von Ereigniss, Vorgang, bedeutet es zugleich die Darstellung und Erzählung des Vorganges, dann Aufzeichnung, Schrift, Buch, das was dem Dichter für seine Erzählung Gewähr leistet, woraus er sie schöpfte, also gleichbedeutend mit unserem heutigen Begriff „Geschichte.“ Wolfram gebraucht die Aventiure nach Hartmanns Beispiel, indem er sie zuerst als Frau Aventiure personificirt:[2] sie erscheint plötzlich vor dem Hause des Dichters und fordert Einlass, in seines Herzens engen Raum will sie herbergen. Andere nennen sie eine süsse, werthe Frau, wohlgeboren und reich, man soll in ihren Hulden zu bleiben suchen; sie wird als ein höheres Wesen geschildert, das im Lande umzieht, sich zu Gaste „ze fiure“ laden lässt, sie sitzt am Heerd nieder und erzählt. Es ist die alte Göttin der Dichtkunst, die im neuen Gewande erschien, heimisch ward in den deutschen Landen, die dann später mit dem Verfall der höfischen Dichtkunst als „Frau Abenteuer“ bei den Spruchsprechern weilte und zuletzt sich in die „heilige Muse“ der Humanisten übersetzen lassen und mit der antiken Zopfperücke putzen musste.

Derjenige Dichter aber, dem sie in unserer Heimath ihre milde Hand aufs Haupt legte und den sie mit ihrem reichsten Segen begnadete, dass er fortan geht, Einer der Ersten unter den grössten Sängern der Welt, geschmückt mit unvergänglich grünem Kranze, ist Wolfram von Eschenbach.

Wie sich einst sieben Städte um die Ehre stritten, die Wiege Homers in ihrer Mitte gehabt zu haben, so stellt sich bei uns eine gleiche Anzahl von Ortschaften heraus, die mit mehr oder minderer Rührigkeit die Heimath Wolframs, der von einem Eschenbach seinen Beinamen erhalten, für sich in Anspruch nehmen. Daisenbergers „geographisches Handlexicon“ vom J. 1811 kannte deren sechs,[3]

---

[1]) Vgl. die schöne Abhandlung Grimms. Berlin 1842.

[2]) Parc. 433, 1 ff. „Tuot ûf!“ wem? wer sît ir?
„ich wil inz herze hin zuo dir.“
sô gert ir zengem rûme.
„waz denne, belîbe ich kume?
mîn dringen soltu selten klagn:
ich wil dir nu von wunder sagn.“
jâ sît irz, frou âventiure?!

[3]) S. 35: Eschenbach Stadt zwischen Amberg und Baireuth, E. bei Erding, Erlbach, Hersbruck, der Markt bei Weiden und die Stadt bei Windsheim.

im J. 1851 nannte dieselbe Quelle nur mehr fünf, [1]) Dr. Karl Roth dagegen weiss deren sogar acht aufzuweisen. [2]) Von diesen haben jedoch nur das fränkische Eschenbach und jenes in der Oberpfalz ernstlich um ihr Vorrecht sich angenommen, nachdem die Schweizer Conjecturen unhaltbar geworden waren. Zwei namenlose Ritter zankten sich später 1831 im „Innland" herum, der Eine denuncirte, dass in der Kirche des zwischen Spalt und Herrieden gelegenen Städtchens Eschenbach der dortige Thürmer den Alterthumsfreunden „mit keckem Finger ein aussen eingemauertes, geringes Denkmal eines schlichten Bürgerlein, mit dessen Steinbild und verdorbener deutscher Schrift, als Begräbnissstätte und wahrhaftes Conterfei des berühmten Wolfram" zeige, obwohl dort einige alte Epitaphien oder Todtenschilde, aber keine Spur von dem angeblichen Begräbnisse Wolframs zu sehen. [3]) Dem gegenüber erhob sich eine Stimme aus der Oberpfalz, welche gewissenhaft die Sage constatirte, wornach die zwischen Amberg und Baireuth gelegene Provinzialstadt Eschenbach der sichere Geburtsort des Sängers sei. [4]) Die Kämpfenden trennte Massmann durch sein Siegesgebot, [5]) indem er auf seinen früheren Artikel in der „Eos" verwies, der sich jedoch nicht des Nachschlagens verlohnt, um dort (Jahrgang 1828. Nro. 25. S. 99) die leere Schwätzerei über Wolfram und Hadamar von der Laber nachzulesen. Später entschied Schmeller [6]) einmal für allemal massgebend zu Gunsten der Franken, und der Streit galt als vollendet, bis König Maximilian hochsinnig beschloss, dem Dichter ein grossartiges Denkmal aufzustellen. Das brachte die Oberpfälzer neuerdings zum Bewusstsein, dass sie bereits im Jahre 1823 die Erlaubniss zur Errichtung eines Monumentes nachgesucht und erhalten, bis dato aber wieder darauf vergessen hatten. Also erhob sich ein Ungenannter, welcher „im Archive zu Eschenbach, Erbendorf und Kemnath die merkwürdigsten Aufschlüsse über Geburt, Tod und Begräbniss des Parçivalsängers" gefunden haben wollte, in einem passenden Organ, [7]) worin er, natürlich mit weiser

[1]) Stadt zwischen Amberg und Baireuth; Weiler bei Erding, Stadt bei Ansbach, Dorf bei Erlbach, Weiler bei Hersbruck.

[2]) Nach dem Postlexicon für Bayern vom Jahre 1818 gibt es acht Ortschaften dieses Namens, und zwar: Eschenbach Dorf in Unterfranken, Stadt Eschenbach und Windischeschenbach in Oberpfalz, Eschenbach Pfarrdorf bei Hersbruck, ferners in Mittelfranken: Eschenbach Dorf, Ldgr. Markt Erlbach, Obereschenbach Stadt, Mitteleschenbach Pfarrdorf, Untereschenbach Dorf. Ausser diesen sind in Bayern noch viele Orte, die ähnliche Namen führen, und zwar: 1 Eschbach, 1 Eschberg, 3 Eschelbach, 1 Eschelberg, 1 Escheldorf, 4 Eschenau, 1 Eschenberg, 1 Esselbach, 3 Essenbach u. s. w.

[3]) S. 192. [4]) S. 654. [5]) S. 686.

[6]) Schmeller über Wolframs von Eschenbach Heimath, Grab und Wappen, gelesen in den Sitzungen der Akademie am 3. Februar 1837.

[7]) Unterhaltungsblatt zur Regensburger Zeitung. 1859. Nro. 15.

Zurückhaltung seiner archivalen Entdeckungen, die oberpfälzische Abstammung des Dichters vertheidigte.

Da nun beide Partheien, die oberpfälzische sowohl, wie die fränkische, ihr gutes Recht zur weiteren Schlichtung unseren Händen anvertrauten, der Schreiber aber in vorurtheilsloser Bereitwilligkeit mit Einsichtnahme der Akten und umständlicher Briefwechselei und zahllosen Verhörungen unter böswilligen Mystificationen ein gut Theil der ihm zugewiesenen Arbeitszeit opferte, so wird sich die Wahrheit wohl herausstellen, wenn auch auf Kosten einer Parthei, denn beide strittige Theile können unmöglich gleiche Anrechte haben und die Wahrheit wird kaum in einer versöhnlichen Mitte liegen.

Die letzte Arbeit des vortrefflichen Archivar Oesterreicher zu Bamberg war eine Biographie Wolframs, über welcher ihn der Tod überraschte, ehe er selbe nur theilweise vollenden konnte. Seine vorgefasste Idee war, den Dichter für die Oberpfalz zu vindiziren; so schrieb er desshalb am 11. November 1836 an den Magistrat der oberpfälzischen Stadt Eschenbach, er sei nahe daran und habe bereits untrügliche Belege gefunden, erbitte sich aber weitere Quellen — der leidige Fehler war nur in dem Umstande, dass es ihm nicht gelang über das Jahr 1398 hinaufzukommen, das im mindesten um anderthalb Saecula unter dem Dichter lag! Vergeblich suchte Oesterreicher des Dichters Burg und Schloss, wo nichts zu finden war! seine voreiligen Mittheilungen aber lebten in der regen oberpfälzischen Phantasie fort und gestalteten sich zu einem ganzen Nebelbilde. So kam denn zu Anfang des Jahres 1860 an den Verfasser die Märe, es seien früher in dem zwischen Baireuth und Amberg gelegenen Eschenbach zwei Kirchen gestanden, hart aneinander, von denen die eine, dem heiligen Wolfgang geweiht, in der theueren Zeit oder kurz nachher ungefähr zwischen den Jahren 1816—20 abgebrochen worden, dabei sei der Grabstein des berühmten „Minnesängers," auf dem sich eine Pflugschaar als Wappenbild befunden, durch den Maurermeister Grosch herausgenommen, zerschlagen und in das neue Schulhaus vermauert worden; noch jetzt finde der Name Wolfram dort sehr häufiges Vorkommen als Geschlechtsname, auch existire in der Stadt ein Wolframs-Hof; die Bürger aber seien heute noch erbötig, zur Steuer der Wahrheit ihr Schulhaus abzubrechen und auf ihre Kosten neu aufzubauen, bloss um den Grabstein ihres gefeierten „Minnesängers" wieder zu gewinnen; noch lebten Leute, welche den Stein ehedem gesehen u. s. w. Als nun der Verfasser sich auf genauere Recherchen verlegte, war nach acht Tagen der „grossmächtige" Grabstein des Dichters schon ersichtlich kleiner geworden, aber er hing, wie es bestimmt hiess, ehedem über einem eingemauerten Weihbronnkessel,

und soll nichts mehr davon zu lesen gewesen sein, als Wolfram — und Pflugscharen darauf.

Nun citirt der ehrenwerthe Herr Pütrich von Reichertshausen, der seiner Zeit die noble Passion hatte, nicht nur möglichst viele Gedichte und Handschriften zu sammeln, sondern nebenbei selbst Verse zu machen und auch zu Dichtergrabstätten zu wallen und dort seiner poetischen Andacht zu pflegen, dass das von ihm geschaute Epitaphium in „unser Frauen Münster“ gestanden; die oberpfälzische „Wolframs- oder Wolfgangskirche“ wäre somit im Voraus misscredidirt, auch wenn es keine lebenden Zeugen gäbe, die sich unmöglich erinnern können, dass in den Jahren 1809—1821 im oberpfälzischen Eschenbach eine Kirche eingerissen worden sein sollte.

Was ferner den angeblichen Grabstein mit einer Pflugschar betrifft -- neben welcher nachträglich bemerkt „das nicht mehr erinnerliche Sterbejahr des Dichters ganz deutlich eingemeisselt zu sehen gewesen“ — so entscheidet dieser Umstand nichts weiteres, als dass wir zu den sechs bereits bekannten unterschiedlichen Wappen der verschiedenen Eschenbache noch ein siebentes hätten, das aber heraldisch sonst nirgendwo weiter sich vorgefunden! Auf das Gerede, dass in der genannten Stadt heute noch viele Familien den Namen Wolfram führen, ist kein Werth zu legen, denn derselbe kommt in anderen Gegenden Bayerns ebenso häufig vor, wie die Monumenta boica und die Codices jeden Bisthums sattsam erweisen. Was aber den Wolframs-Hof betrifft, auf den sich die beliebte Conjectur am sichersten zu stützen glaubte, so liegt mir durch die Vermittelung des gelehrten Oberlieutenant Schuegraf (†1861) ein Brief der zeitweiligen Besitzerin, Fr. Louise Freyinn von Lindenfels vor, woraus hervorgeht, dass der besagte Hof nicht in der Stadt, sondern zwei Stunden Weges entfernt davon sich befinde, wie auch, dass das Schloss im Jahre 1817 eine halbe Ruine gewesen und die wenigen Papiere, welche die Lindenfels'sche Familie betrafen, bei einem Brande am 30. August 1859 zu Grunde gegangen. Wären selbe auf den mittelalterlichen Dichter bezüglich gewesen, so hätten die Oberpfälzer, — an ihrer Spitze Herr Oesterreicher, lange genug Zeit gehabt, selbe zu finden! Der Wolframshof aber ist zufällig viel älter als unser Dichter, er hat seinen Namen nicht vom Eschenbacher, sondern von Wolfram I., dem ältesten Sohne des kinderreichen Grafen Adalbert oder Babo von Babenberg. [1]) Somit sind wir denn in die traurige Lage versetzt, den guten Oberpfälzern, falls sie nicht mit besseren Gründen bestehen können, vorläufig alles Anrecht auf unseren Dichter zu versagen.

[1]) Vgl. Haas Nibelungen. 1860. S. 88.

Glücklicher sind dagegen die Franken, obwohl auch sie, falls der gegenwärtige Augenschein allein entscheiden sollte, sicherlich zu kurz kämen, denn die im Jahre 1858 mehrtägig gepflogenen Untersuchungen des Herrn Hofbauinspectors Riedel und des Herrn Oberst v. Spruner blieben ohne Erfolg. Aber wir haben ältere Quellen, die zwar nicht in ungetrübter Reinheit fliessen, aber doch in Ermanglung anderer Urkunden vorläufig unserer Beweisführung, die aus dem Werke des Dichters selbst die meiste Nahrung empfängt, voraustehen mögen.

Der genannte wackere Herr Jacob Pütrich hatte auf seinem Schlosse zu Reichertshausen[1]) (das in wenig veränderter Gestalt noch jetzt den Reisenden begrüsst, der auf der Strasse von München nach Neuburg oder Ingolstadt anderthalb Stunden ob Pfaffenhofen in das belebte Thal der Jlm niedersteigt) bekanntlich einen grossen Schatz von deutschen Dichterwerken zusammengesammelt. Selbst in der Reimkunst sich versuchend, schrieb er im Jahre 1462 einen „Ehrenbrief“ an Frau Machthild, die Schwester des Pfalzgrafen Friedrich und Witwe des Grfn. Ludwig zu Würtemberg (sodann Gemahlin des Erzherzog Albrecht VI. von Oesterreich), worin er seine im Verlaufe von vierzig Jahren auf weiten Reisen „nach Rom, Ungarn und Brabant“ angesammelte Bibliothek näher beschreibt und von einzelnen Dichtern das ihm wissenswerth scheinende verzeichnet. Nachdem er schon früher unseres Wolfram gedacht, kommt er in der 127. Strophe auf ihn zurück,[2]) der hochberühmt in deutschen Landen und seines Gleichen nicht habe, sein edel Gebein liege begraben und besargt im Markte Eschenbach in unserer Frauen Münster, wo sein erhabenes Grab und besunder Epitaphium war, dessen Jahrzahl und Farben jedoch damals schon unleser-

[1]) Welsch: Reichertzhofen, Markt und Landgericht. Ein Beitrag zur Geschichte, Topographie und Statistik von Pfalzbayern. Landshut 1802. S. 9.

[2]) Vergl Duellius excerpt. genealog. 1725. S. 265—84. — Adelung J. Pütrich. Leipzig 1788. Neu abgedruckt durch Karajan in Haupt's Zeitschr. VI. 31—59. Str. 127: darumb sey imer Ehr | und Lob gesagt Wolfram der Hochbekannt mit tichtes Khunst sogar in teutschen welden | das Im hallt nit geleichet | Ich main von Eschenbach vnd Pleinfelden. Str. 128: Begraben vnnd besarkht | ist sein gebain das edl | in Eschenbach dem Marckht | in vnnser Frauen Minster hat er Sedl | erhabens grab sein schilt darauf erzeuget | Epitafium besunder | das vnns die zeit seins Sterbens gar abtreuget (abtreugen = abwischen, verwischen). Str. 129: Verwappent mit ainem Hafen | im Schilt auf Helm begarb (= ganz und gar, oben und unten) | ja müest er schnelle drafen | der unns erfur derselben clainot farb | ein Pusch auf Helm der Hafen hat vmbraiffet | als mir das kham zu melde | mein fart dahin mit Reüten wert geschwaiffet. Str. 130: In manig Khürchen ferte | suecht ich den Ritter edl | zwainczig meillen herte | rait ich dahin, das wag ich alsz ein medl (= gering, für nichts, von made, Wurm; medl, das Würmchen = Kleinigkeit) | darumb das ich die stat seiner grebnusz sähe | vnnd durch mein Pedt andechtig | in fronem Reich Im Gott genedig jähe.

lich gewordₑn waren. Pütrich, der an zwanzig Meilen weit eigens dem Dichter zu liebe, diese Kirchfahrt ritt, sein Begräbniss zu suchen und andächtig zu beten daselbst, sah sein Wappenschild noch, einen Hafen im Schild, der Helm bekrönt mit einem Hafen und mit einem Busch „umbraifet.“

Die Stelle hat viele Arbeit gemacht, man glaubte, Pütrich habe falsch gesehen oder schlecht geschrieben, es müsse offenbar ein Affe gewesen sein, dieweil eine Familie Eschenbachs wirklich ein solches Thier mit Scheermessern im Wappen führe, doch fand Schmeller glücklicher Weise ergiebigen Aufschluss, obwohl der sonst auch in anderen Fällen unzuverlässige Maler der Pariser Handschrift die Scheermesser auf Schild, Helm, Banner und auf die „kovertiure“ des Rosses gesetzt hat. Die Münchner Bibliothek besitzt nämlich ein prachtvoll gemaltes und ganz herrlich ausgestattetes Wappenbuch, das Conrad von Grünenberg von Constanz in den Jahren 1480—93 „aus alten Blättern, Büchern und Gemälden der Gotteshäuser“ zusammentrug, welches ganz dasselbe Wappen zeigt, das Pütrich beschreibt: nicht bloss im (goldenen) Schilde, sondern auch auf dem Helme einen (rothen) Topf oder Hafen mit einem Giessschnabel am Bauche und einer bogenförmigen Handhabe über der Mündung; aus der Mündung des oberen Hafens stehen fünf Gilgen oder Maiglöcklein hervor, das ist wohl der „Busch, der den Hafen hat umbraifet.“ Dabei ist nach dem „Wigalois“ des Wirnt von Grävenberg (des gleichzeitigen Nachbars unseres Dichters), der bekannte Vers [1]) gesetzt: „Wolfram Freyher von Eschenbach, layen mund nie baz gesprach, ain Frankh.“ Ein deutliches Zeichen, dass wenigstens noch im XV. Jahrh. über des Dichters Heimath kein Zweifel obwaltete.

In Wolframs Dichtungen selbst finden sich verschiedene Aeusserungen, die auf dessen Heimath und Leben allerlei Schlüsse erlauben können. Da ist z. B. gleich jene vielberührte Stelle (Parc. 121, 7), wo er sich selbst einen Baier nennt und mit gutmüthigem Lächeln ihnen nicht absonderlich feines Geschick einräumt, zugleich aber nachrühmt, dass, wenn Einer die gewöhnliche Grenze überwunden habe, an dem ergebe sich dann ein Wunder, der wird ein ganz ausgezeichneter Mann! [2]) Er thut das in einer Einschaltung, wozu im Gange des Ge-

---

[1]) Pfeiffer S. 163: daz lop gît her Wolfram,
ein wîse man von Eschenbach.
sîn herze ist ganzes sinnes dach:
leien munt nie baz gesprach.

[2]) 121, 7 ff.: ein pris den wir Beier tragn,
muoz ich von Wâleisen sagn:

dichtes wohl keine Veranlassung lag, indessen wird der Dichter dazu wohl seine Gründe gehabt haben, die uns freilich mehr zu errathen bleiben.

Wie aber kam Wolfram dazu, sich selbst zu den Bayern zu zählen, da er doch ein Franke war? Schmeller nimmt an, dass der Landstrich, von welchem bei dieser Frage die Rede ist, zur Zeit des Dichters zum sogenannten Nordgau (besser vielleicht Nordbayern genannt) gehörte, wie er vierhundert Jahre früher noch zu Thüringen gezählt hatte. Ob der später in den Maingegenden angenommene politische Name Franken auch für den mehr der Donau zu liegenden Nordgau vor sechshundert Jahren schon so üblich gewesen sei, als späterhin, da (1329) der östliche Theil dieses Tummelplatzes wechselnder Dynasten zu Gunsten der Pfalzgrafen bei Rhein unter dem speciellen Namen der Pfalz abgetrennt wurde, wäre jedoch erst noch durch Urkunden bestimmter nachzuweisen. Verwandtschafts- und Erbschafts-Verbindungen mit den Herzogen und Dynasten südlich der Donau sind bei den verschiedenen Dynasten des westlichen Nordgau gewiss eben so gut vorauszusetzen, als bei denen des östlichen Nordgau. Und wenn, freilich etwas später, nämlich im Jahre 1284 eine offenbar im Nordgau gelegene Ortschaft vermuthlich im Gegensatz zum windischen Eschenbach, das bayrische Eschenbach genannt wird, so sieht man wenigstens die Möglichkeit, wie auch unser Dichter sich unter die Bayern habe rechnen können.[1])

---

die sint toerscher denne beiersch her,
unt doch bî manlîcher wer.
swer in den zwein landen wirt
gefuoge, ein wunder an im birt. vgl. dazu W. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift VI. 255 über die Spottnamen der Völker. Die Bayern schienen vor Zeiten eben nicht beliebt und es hing ihnen noch mancher Schimpf an; sie galten (nach den Nibelungen) für räuberisch gegen durchziehende Fremde, für geizig, trunksüchtig, doch stand ihr kriegslustiger tapferer Sinn hoch in Ehren. Dagegen hatten die Sachsen, Hessen und Schwaben auch unliebe Anhängsel.

[1]) Der Nordgau stand schon von der frühesten Zeit her in vielseitiger, politischer Verbindung mit Bayern, wie er denn wohl nur von seiner Beziehung auf Bayern den Namen haben kann. Sagt doch auch Wolframs Zeitgenosse, der Geheimschreiber der Kaiser Conrad III., Friedrich I. und Heinrich VI., Gotfrid von Viterbo in s. Pantheon: „Bavaricus fluvius vulgo Radiantia dictus, Norica rura fovens . . .“ vgl. Schmeller in den Abhandl. der philolog.-philosoph. Klasse. 1837. S. 203. Dagegen behauptet H. Haas (Nibelungen. 1860. S. 27), dass das heutige Eschenbach zu Wolframs Zeiten fränkisch gewesen, dass Wolfram aber aus dem im Landgericht Hersbruck gelegenen Eschenbach, welches Bischof Gundekar von Eichstätt 1059 weihte, gestammt und erst später ins Deutschordenshaus zu Eschenbach übergesiedelt habe, auch deutscher Ritter gewesen und desshalb in der Kirche daselbst begraben worden sei. — Die Nachrichten zur Geschichte dieses an der Pegnitz gelegenen Eschenbach hat jedoch Dr Barack (Nürnberg 1859) auf das fleissigste gesammelt, ohne von unserem Dichter die leiseste Spur zu finden.

Wir wissen also, dass Wolfram in einer Frauenkirche begraben lag; nun hat aber nur das zwischen Ansbach und Gunzenhausen gelegene Eschenbach, das sich erst neuerlich von einem Markt zur Würde einer Stadt erhoben hat, ein solches Münster, auch stimmt es ganz richtig, wenn Pütrich von Reichertshausen sagt, er habe (offenbar von seinem Schlosse aus gerechnet) gut zwanzig Meilen weit dahin zu reiten gebraucht, nachdem er den edlen Ritter bereits früher auf allerlei weitschweifigen Kirchfahrten gesucht hatte; das heisst wohl nichts anderes, als dass er vorher in manch anderes Eschenbach geritten war, ohne die gewünschte Kunde zu erhalten, bis er endlich zu Eschenbach, dem Markt nächst Pleienfelden in unserer Frauen Münster, das geschilderte Denkmal fand. Dazu passt denn auch ganz und gar die benachbarte Scenerie, die Wolfram bisweilen in seiner Dichtung durchblicken lässt, er nennt einen Grafen von Wertheim, mit dem er in besonders freundlichen Beziehungen gestanden, er kennt die Burgen zu Wildenberg und Abenberg, er weiss von dem lustigen Leben zu Trüdingen und vom rüstigen Treiben der Kaufmannsfrauen zu Tolenstein, er rühmt die Blechhauben von Beratzhausen und den Regensburger Zindel, er kennt die ganze Umgebung von Nürnberg, er ist zu Nördlingen bekannt und am Lechfeld; das Alles liegt in schöner Runde um den genannten Markt und drängt so die unwillkührliche Vermuthung auf, der Dichter müsse ein gut Theil seines Lebens hier verbracht haben.

Das Frauenmünster zu Eschenbach hatte schon Schmeller 1837 untersucht, in neuester Zeit haben Riedel und Spruner als Verehrer des alten Sängers dahin eine neue Kirchfahrt gemacht, leider ohne die geringste Spur zu finden, denn die Kirche wurde in den Jahren 1460 bis 1470, also bald nach Pütrich's Besuch, ganz umgebaut: dass bei solchen Gelegenheiten Alles, was sich an Gräbern, Grüften und Grabmälern im Innern befand, mehr oder weniger gelitten habe, ja ganz beseitigt oder vielleicht noch 1749 bei der Hinzufügung einer Seitenkapelle verloren worden sei, ist leicht begreiflich.

Pütrich nennt ihn einen edlen Ritter, Grünenberg hat schon einen Freiherrn daraus gemacht, das lag aber jedenfalls noch der Wahrheit näher als die grundlose Behauptung des Ritter von Lang, [1]) Wolfram sei gar ein Kleriker und Magister der freien Künste gewesen. Die Vermuthung, Wolfram sei nicht der erstgeborne Sohn seines Hauses gewesen, hat viel für sich und wird durch des Dichters Klage über die Ungerechtigkeit des Erstgeburtrechtes, womit die Geschichte Gahmurets

[1]) Im IV. Jahresbericht des histor. Vereins im Rezatkreise. 1834. S. 6—10.

anhebt, unterstützt. „Leider ist auch auf deutscher Erde ein Ort, wie ihr ohne mich ohnehin schon wisst, wo dieses seltsame Ding (ein fremdiu zeche) herrscht, dass der älteste Bruder des Vaters ganzes Erbtheil erhält zum Unheil der jüngeren.“ (5, 4—21.) Vielleicht kam er später zum ganzen oder theilweisen Besitz von Land und Erbe, denn er hat ein Haus, wo man ihn als Herrn behandelt,[1]) aber auch das war kümmerlich bestellt und nicht selten entgleitet ihm ein bitteres Lächeln oder ein Jammerruf über seine Noth, vor der selbst die Mäuse davon laufen, weil sie bei ihm nichts zu beissen fänden; er selbst hat darinnen oft solch Ungemach erduldet, wie die Hungersnoth zu Pelrapeire war. Auch ist er kein guter Küchenmeister. (637, 2.) — Im Wartburg-Kriege heisst es, Wolfram sei zu Masfeld (bei Meiningen) durch den Grafen Poppo von Henneberg Ritter geworden und da dieser im J. 1190 zu Palästina an einer Seuche starb, so kam Herr Dr. Ludwig Lang[2]) in seiner übrigens nicht unverdienstlichen Jugendschrift darauf, den Dichter jenen Kreuzzug des Kaiser Barbarossa mitmachen zu lassen — eine poetische Licenz, zu der übrigens die Dichtungen Wolframs nicht die geringste Veranlassung geben. Er war ein Ritter, der sich auf Tjost und Speerbrechen wohl verstand, der seine Freude daran hatte, fest im Sattel zu sitzen und wacker sich zu tummeln (Parc. 75, 21), Schildes-Amt ist seine Art (115, 11), wie ernstlich diese Amtirung gemeint war, beweist die Stelle im Willehalm 384, 17. Unter seinen fahrenden Rittern, die planlos auf grossen Abenteuern umherschweifen, jeden in Stahl- und Waffenkleid Entgegenkommenden anreiten, um die übermüthigen Kräfte im Speerstechen und sausenden Schwertkampf zu messen, hat er mit sichtlicher Vorliebe sicherlich sein eigenes Leben aus jüngeren Jahren abgeschildert. Er war ohne Zweifel oftmals „soldier“ (Parc. 201, 4), das heisst im besoldeten Gefolge eines vornehmen Herren, mit dem sich dann eine weitere Freundschaft entwickelte, wie mit dem Grafen von Wertheim, oder im Dienste einer hohen Frau, wie der Marggräfin von Heitstein, von der er mit wenigen Zügen ein leuchtendes, herrliches Bild entwirft. (Parc. 403, 29 ff.)

---

[1]) 184, 24. Doch geschieht es ihm selten, dass des Abends oder Morgens eine Magd vor seinem Bette sitze, seiner zu pflegen. 554, 4.

[2]) Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von Dr. Ludwig Lang. Stuttgart b. Scheitlin. 1859. Dessgleichen behauptet auch H. Haas in seiner Abhandlung über die Nibelungen (Erlangen 1860. S. 28) mit grosser Sicherheit, dass Wolfram den dritten Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa 1189 mitgemacht habe; er stellt seine Meinung mit überraschender Sicherheit als etwas bereits Ausgemachtes hin, ohne dafür den geringsten Beleg zu geben. —

Betrachten wir die im Parcival oder Willehalm erwähnten historischen Personen, mit denen Wolfram in persönliche Berührung gekommen war, näher, so möchte wohl die so eben genannte edle Frau, deren Schönheit über die ganze Mark leuchtete, wenn sie von ihrer Burg herniederstieg, die erste Stelle einnehmen. Bei ihr muss Wolfram, als „garzûn," oder wie wir neuhochdeutsch sagen würden, als „Page," die feine ritterliche Sitte und adelige Höfischheit erlernt haben, die ihn zierte wie der gute Ton seinen Nachbar Wirnt von Grävenberg, den dieser auf der Plassenburg gewonnen hatte. An ein Liebesverhältniss ist dabei nicht zu denken. Ueber die darunter zu verstehende Persönlichkeit herrschte unter den Commentatoren lange verschiedene Meinung; van der Hagen hielt sie für die Mutter des Minnesingers von Hohenburg, weil sonst in Wolframs Nähe keine Marggrafen vorkommen und das von Wolfram gleichfalls genannte Wildenberg zu Hohenburg gehört habe. Dagegen hat M. Haupt[1]) die früher schwankende Lesart Heitstein festgestellt; den Namen trägt ein dritthalbtausend Fuss hoher Berg im sogenannten bayerischen Wald, in der Gegend von Cham, wo auch noch Trümmer einer Burg erhalten sind. Die genannte Marggräfin wäre demnach die Gemahlin Berhtolds von Cham und Vohburg[2]) (welcher 1204, also um dieselbe Zeit, in der Wolfram den achten Gesang seines Parcival dichtete, starb); diese war eine Schwester des Herzog Ludwig von Bayern und hiess Elisabeth. Wolfram musste mit ihr. in persönliche Berührung gekommen sein, da er bald darauf ausdrücklich bemerkt, dass er nur Frauen preise, die er wirklich mit Augen gesehen. (404, 8.)

Ein prächtiger Herr, der im Essen und Trinken eine gute Klinge hieb, möchte der gute Graf von Wertheim gewesen sein. Wolfram gedachte seiner unwillkürlich, wie er die grosse Hungersnoth zu Pelrapeire schilderte: da wäre mein guter Graf von Wertheim auch ungern mit dabei gewesen, sagt er drollig, wie hätte der bei solcher Löhnung bestehen können! Die Stelle lautet (184, 4): „mîn hêrre der grâf von Wertheim waer ungern soldier dâ gewesn; er möht ir soldes niht genesn," was Simrock fröhlich wiedergibt: „Mein Herr, der Graf von Wertheim, wär' ungern Landsknecht da gewesen; wie möcht' er bei dem Sold genesen?" An die ursprüngliche Meinung der Exegeten dieser Stelle, dass der Dichter sich in einem Subordinationsverhältnisse zu diesem Herrn befunden habe,[3]) glaubt heut zu Tage Niemand mehr, man

---

[1]) Zeitschrift f. deut. Alterthum. 1859. XI. 44.

[2]) Vgl. Westenrieder Beiträge. VI. 30 ff.

[3]) Herr Dr. Alexander Kaufmann, der das Lehensarchiv zu Wertheim ord-

hat endlich eingesehen, dass Wolfram das verfängliche „mîn herre“ auch da gebrauchte, wo er nie in Abhängigkeit gestanden. Unter Wertheim ist die bekanntermassen an das Bisthum Wirzburg grenzende Grafschaft zu denken, die Grafen von Wertheim hatten übrigens in dem mittelfränkischen Eschenbach Besitzungen, [1]) sie waren es auch, die um die Mitte des XIII. Jahrh. das deutsche Ordenshaus zu Eschenbach gründeten. Der eigentliche Name des angedeuteten Herren, den Wolfram nicht gerade absonderlich lehrreich für die Nachwelt gehalten haben muss, wäre auch gleichgültig verblieben, hätte nicht Aschbach in seiner „Geschichte der Grafen von Wertheim“ (Frankfurt 1843) die Unvorsichtigkeit gehabt, die wichtige Stelle zu übersehen, was von Seiten des Herrn Donaueschinger Domänen- und Hofrathes Dr. Warnkönig zu hartstylisirten Erörterungen führte, die im Nürnberger Anzeiger des Germanischen Museums (1856. Nro. 11 und 1857. Nro. 1) ausgefochten wurden, zum Danke der Leser, die jetzt noch immer nicht die Beruhigung geniessen, zu wissen, ob jener Herr der Graf Poppo der erste, oder Graf Poppo der zweite dieses Namens gewesen sei. Auch der weitere Unstern war dabei, dass Einer der streitenden Helden den besagten Wertheimer Grafen, welchen der Dichter als einen recht gemächlichen und grösstentheis mit gutem Appetit behafteten Herren zeichnet -- als „einen kriegslustigen, schlagfertigen Kämpen ansah, der jederzeit bereit gewesen, gegen Sold für fremde Sache das Schwert zu führen!“ Aschbach entschied sich nachträglich für Poppo II., „unter dessen Führung Wolfram von Eschenbach wohl auch vorübergehend ritterliche Kriegsdienste gemacht“ habe. Alexander Kaufman aber hält seine Privatansicht nach besser an Poppo I. fest, der im Jahre 1160 seinem Vater Gerhard in der Regierung folgte, und 1183 eine Fahrt nach dem Morgenlande machte, während deren längerer Dauer sein Sohn die Grafschaft verwaltete bis zur Rückkehr des Vaters, worauf sie beide gemeinsam die schweren Lasten des gräflichen Regiments trugen, bis der Vater gegen das Jahr 1212 aus dem Leben schied.[2])

nete, fand nach einer gütigen Mittheilung (vom 26. Januar 1860) keine Spur, dass je ein Eschenbach Lehenträger von Wertheim gewesen. Dagegen steht fest, dass die Grafen von W. noch im XIV. Jahrh. Besitzungen zu Eschenbach hatten.

[1]) Dumm Geschichte von Escheubach. 1860. S. 3.

[2]) Die Grafen von Wertheim sind ein gutes Säculum nach dem Tode des Dichters noch für dessen Familiengeschichte von Belang befunden worden. Es existirt nämlich eine Urkunde vom Jahre 1328, in welcher Graf Rudolf von Wertheim und dessen Hausfrau Elisabeth — in Anbetracht, dass ihre Vorderen sind die Stifter des Hauses zu Eschenbach und auch die Pfarrei dazu gaben — ferner auf Verwenden ihrer lieben Muhme Elisabeth von Hohenlohe, des Bruders Heinrich von Hennenberg, ihres Onkels, Pflegers zu Neun-

An einer anderen Stelle wird vorübergehend des Schlosses Abenberg gedacht. Wie Parcival in die Gralburg kommt, heisst es (227, 7 ff): „In die burc der küene reit, ûf einen hof wît unde breit, durch schimpf (Kurzweile, Ritterspiel) er niht zetretet was (dâ stuont al kurz grüene gras: dâ was bûhurdiern vermiten) mit baniern selten überriten, alsô der anger z'Abenberg." Andere Lesearten lauten „zuo obenberg" und „datze babenberch." Der Sinn dieser Stelle kann wohl nur sein, dass auf dem Anger zu Abenberg kein Ritterspiel getrieben wurde und also hohes Gras wuchs. Ein gleichnamiges Schloss und Städtchen Abenberg liegt nahe bei Eschenbach, zwischen Windsbach und Roth, es gehörte ehedem zum Bisthum Eichstädt und war im XII. Jahrh. der Sitz eines Grafengeschlechtes.[1]) San-Marte (II. 307) vermuthet, sie hätten im Krieg der Gegenkönige Philipp und Otto (1202—1204) ihr Schlösslein verloren; dass die Familie nicht in absonderlich glücklichen Verhältnissen sich befunden, soll daraus hervorgehen, dass (nach dem Wartburgkriege) der Landgraf Hermann von Thüringen die zahlreichen Töchter des Hauses zu sich genommen.

Ein mehr behagliches Leben, so dass der wackere Graf von Wertheim dort auch theilnehmen mochte, musste zu Truhendingen[2]) geführt worden sein. Wolfram erwähnt dasselbe mit einem einzigen Nebenblicke bei der bereits öfters erwähnten Nothschilderung zu Pelrapeire: (184, 24) „ein Trühendinger phanne mit kraphen selten dâ erschrei: in was der selbe dôn enzwei';[3]) das heisst also kurzweg: Keine Pfanne hörte man von Krapfen erschreien, wie das zu Truhendingen wohl immer der Brauch war, wo fleissig gebraten, gesotten und gebacken wurde. Darüber gibt es verschiedene Erklärungsversuche. Voraus ist in Betracht zu ziehen, dass in einer kaum sechsstündigen Entfernung um Eschenbach

---

brunnen, und ihres Oheims Berhtold von Hennenberg, Comthurs zu Nürnberg — alle ihre Lehen zu Eschenbach dem deutschen Hause schenkten, nämlich die zwei Höfe, die Heinrich von Eschenbach, und den Hof, welchen Friederich von Eschenbach zu Lehen hatten. — Ein schüchterner Literär-Historiker hat irgendwo die interessante Vermuthung auszusprechen gewagt, ob die genannten Heinrich und Friederich vielleicht Kindeskinder unseres Dichters gewesen; bereits ist auch hierüber von competenter Seite eine umfangreiche Abhandlung in Aussicht gestellt.

[1]) In R. v. Lang's Regesten (S. 58 ff.) findet sich ein Rapoto comes de Abenberg a. 1157, 1158 und 1160; ein Conradus Comes de Auvenberg, 1161, der Sohn des vorgenannten, neben welchem 1165 auch ein Bruder Friederich genannt wird 1167, 1190, 1192, 1194, 1196, 1199.

[2]) Bereits 750 erscheint urkundlich ein Drutelinga, was aber wahrscheinlich Treuchtlingen ist; im J. 836 ein Truthmuntiga; a. 1053 Trahemontingen (Altentruhendingen) am Orselbach; a. 1153 Trohtelfingen. R. v. Lang Regesta circuli Rezatensis. Nürnberg 1837. S. 9. 29 etc.

[3]) Andere Lesearten lauten truhendingare, trühendinger, druhendinger, Truehender, druhunder.

die Orte: Hohen- Alten- und das Städtchen Wasser-Trüdingen liegen. Das letztgenannte Städtchen aber ist heute noch durch seine Krapfen bekannt.[1]) Die Krapfen „schreien," wenn man den Teig in's heisse Schmalz legt, wo sie gebacken werden, wie noch heut zu Tage der Volksdialekt die Bratwürste schreien lässt.[2]) — Die Anderen aber meinen, die Pfanne habe absonderlich im Grafenschlosse geschmort, wo der Dichter häufig gute Gastfreundschaft genossen habe. Beide Ansichten haben unzweifelhaft Vieles für sich. Die Grafen von Truhendingen[3]) hatten um die Zeit, wo Wolfram dichtete, noch grosse Güter und Besitzungen, darunter auch ein schönes Bergschloss und Amt im Marggrafenthum Anspach; sie müssen aber schauerlich gewirthschaftet haben, denn bald darauf, schon am Ende des XIII. Jahrh. waren sie genöthigt, ein Schloss und Gut nach dem anderen zu verkaufen, so dass im Beginn des XIV. Jahrh. die Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Oetting und das Hochstift Wirzburg alle ihre Ländereien an sich gebracht hatten. Dieser schnelle Verfall eines so reichbegüterten Geschlechts ist zu auffällig und könnte leicht auf die Vermuthung führen, die Herren hätten früher mit übermüthiger Lustbarkeit ihr Hab und Gut verprasst. Wir gestehen gerne, dass dies nur ein Einfall ist, der aber durch die unten verzeichneten grossartigen und sicherlich nothgedrungenen Verkäufe an Unwahrscheinlichkeit verlieren kann.[4])

---

[1]) Bericht des histor. Vereins im Rezatkreis. 1833. S. 9.

[2]) Hoffmann im Nürnberger Album. 1852. S. 65.

[3]) Ein Adelbreht de Truhendingen erscheint a. 1142 (R. v. Lang Regesta 1837. S. 46); a 1147 Adelbertus de Truhendingen und 1151 (S. 49. 51). 1152: Hermannus sacerdos de Truohtegingu (S. 53); 1152: Adalbertus comes de Truhendingen, Vogt des Heidenheimer Klosters (S. 53) ward von Pabst Eugen III. belobt, dass er den Abt bei der Reformation des Klosters so löblich unterstützt habe; in der Folgezeit erscheint neben Albert immer sein Bruder Friederich 1153, 1157, 1163, 1165, 1169 und letzterer wird 1167 als ein sehr harter Mann bezeichnet; weiter kommen abwechselnd die Beiden vor: 1172, 1174, 1180, 1183, 1181, 1186, 1190, 1193 u. 1194 u s w.

[4]) Ein Graf Fridrich von Druhendingen verkauft a. 1280 die Vogtei Burckbernheim um 12,500 Pf. Heller an den Burggrafen Friederich von Nürnberg. (Pastorius Francon. rediv. 1702, S. 387.) — 1299 wurde das Schloss Neuenburg von Graf Friedrich von Tr. um 1200 Pf. Heller an das Hochstift Wirzburg verkauft (IX. Bericht des hist Vereins f. Mittelfranken. 1839. S. 20.) — a. 1307 hat ein Graf von Tr. einen Theil des Marktes Bergel an die Burggrafen verkauft um 60 Pf. Heller, den anderen Theil erwarben die Grafen von Baldern a. 1412 um 11,500 fl. — Die Stadt Leutershausen (am Ursprung der Altmühl) und das Amt Colenberg verkaufte 1314 Graf Friederich von Tr. dem Burggrafen von Nürnberg um 6,200 Pf. Heller (Pastorius S. 413), 1318 bekamen die Burggrafen auch das Schloss Colenberg (Colmberg?). — Wasser-Trüdingen, eine Stadt im Ries, 4 Meilwegs von Onoltzbach gelegen, war erstlich derer Grafen von Tr., darnach derer Grafen von Oettingen; von diesen kam sie an die Herren von Hohenlohe, welche es a. 1361 an die Herrn Burggrafen zu Nürnberg verkauft. (Pastorius S. 435.) — Hohen-Drudingen und Heidenheim wurden a. 1366 von

An einer anderen Stelle (230, 12) nennt er Wildenberg und sagt, dass man dort nie so grosse Feuer gesehen habe, wie sie auf der Gralburg brannten: „sô grôziu fiwr sît noch ê sach nimen hie ze Wildenberc.“ Die Münchner Handschrift hat Wildeberg. Bestimmt geht daraus hervor, dass der Dichter, als er die Stelle schrieb, sich daselbst befunden habe. Van der Hagen glaubte, das Wildenberg gehöre zu Hohenburg an der Lauterach; doch findet sich auf der Karte in dieser Nähe kein Wildenberg noch Wildburg; nur das alte Schloss Velburg liegt unweit an der schwarzen Laber. Wildenberge oder Wildenburge gibt es in Franken unzählige. Ein verdächtiges Schloss solchen Namens liegt auch auf einer bewaldeten Höhe bei Beilengries, zwischen Dietfurt und Riedenburg. Simrock jedoch hält alles weitere Suchen für unnütz; Wolfram bezeichne das Nest offenbar als arm und da der Dichter häufig über die eigene Armuth zu scherzen liebt, so konnte er hier sein eigenes „hûs,“ seine Burg meinen. Da nach Lachmann's gründlicher Chronologie der fünfte Gesang des Parcival bald nach dem Jahre 1203 gedichtet ist, so hätten wir einen Anhaltspunkt, dass der Dichter vielleicht im Winter von 1203 auf 1204 hier gesessen habe.

Sehr bedenklich ist der Handel mit den Tolensteiner Kaufweibern, von dem Wolfram vorübergehend (409, 5 ff.) spricht; er wurde unseres Wissens noch niemals beleuchtet. Wir selbst haben desshalb alle möglichen Mittel aufgeboten und nach allen Seiten briefliche und mündliche Nachrichten eingezogen, die unsere erste Vermuthung, es sei damit wohl nur ein Faschingtrummel und ernst gewordener Mummenschanz gemeint, zu bestätigen scheinen. — Gawan hat bei dem amurösen Aventeuer mit der schönen Antikonie eine kleine Belagerung durch die ehrsamen Bürger auszuhalten, wobei ihm die minnigliche Jungfrau so wacker beisteht, dass die Kauffrauen zu Tolenstein in der Fasching auch nicht besser gestritten haben können. Die Königin, sagt Wolfram, „streit dâ meisterlîche, bî Gàwàn si werlîche schein, daz diu koufwîp ze Tolenstein an der vasnaht nie baz gestriten: wan si tuontz von gampelsitten (der Narrheit zu Liebe) unde müent ân not ir lîp.“ Aber, setzt Wolfram tadelnd hinzu, „swà harnaschràmec wirt ein wîp (wenn sich eine Fran harnischschrammig macht), diu hât ir rehts vergezzen“ (das ist mit reiner Frauenzucht unvereinbar).

---

dem Bayer-Fürsten, an die Burggrafen zu Nürnberg um 17,000 fl. verkauft und 30 Jahr hernach sind vollends alle Leben von dem Grafen Oswald von Druhendingen an die Burggrafen kommen. (ib. S. 406.) Zuletzt, wurde noch die alte Herrschaft Truhendingen 1371 von denen Grafen von Hohenlohe und von denen von Berlichingen tanquam haeredibus an die Herren Burggrafen zu Nürnberg um 33,000 Pf. Heller verkauft. (ib. S. 433.)

Tolenstein, vier Stunden von Neuburg an der Donau entfernt, ist ein sehr alter Ort,[1] auf einem römischen Pfahlwerk erbaut und einer der vier alten Märkte im Altmühlthale. Hier sassen nach Spangenberg (Adelspiegel 1591. I. 281.) die Grafen von Hirsperg, die um 1300 ausstarben.[2] Spangenberg widmet (I. 455) einen eigenen Abschnitt „den streitbaren Weibern" und erzählt alle ihm bekannten Fälle, wo die Weiber, namentlich in der Schweiz und in Schwaben, ihren Männern in schweren Kriegshändeln wacker beistanden. Auch der Burgerfrauen von Ulm wird Erwähnung gethan, wobei auf des Franc. Irenicus (eigentlich P. Andr. Oldenburger) exegesis Germaniae (Nürnberg 1518) verwiesen wird, doch findet sich dort (lib. IV. cap. CXIII) nichts über unsere Tolensteinerinnen. Schmeller (Bayr. Wörterb. I. 569) citirt die Stelle bloss wegen des Wortes Fasnacht, gibt aber sonst keinen Aufschluss. Die vom verstorbenen Domprobst Popp, (welcher der gründlichste Specialhistoriker des Eichstätter Territoriums war) gesammelten Urkunden, geben über den fraglichen Handel gar keinen Aufschluss; auch von den heute noch dort umgehenden Sagen[3] gehört nichts hieher. Wichtig jedoch erscheint die durch gütige Vermittelung des Herrn E. Jörg von Herrn Professor Suttner (in Eichstätt) erhaltene Notiz, dass daselbst und in des Umgegend früher allerei Faschingsbräuche mit der sogenannten Löll getrieben wurden, einer Strohpuppe, welche in den Fasnachtstagen öffentlich herumgeführt und darauf verurtheilt wurde, nachdem man ihr vorerst alle lächerlichen Streiche, die im Laufe des vergangenen Jahres stattgefunden, vorgeworfen und aufgebürdet hatte; die Posse gab dann gewöhnlich Anlass zu ernsthaften Raufereien, wesshalb sie abgeschafft wurde.[4] „Vielleicht waren Zweikämpfe u. dgl. in alter Zeit zu Tolenstein die Rechtsmittel, mit welchen die beim Löllgericht zu Fasnacht angeklagten Käuflerinnen sich vertheidigen mussten." Interessanter sind, wie Herr Suttner weiter schreibt, allerlei benachbarte Erzählungen, in denen Spuren von Weiber-

---

[1]) Tolenstein gehörte früher zum Kloster Baring (Baringi), einem bis in die Zeiten Thassilo's hinaufreichenden Stift mit den Resten einer wunderschönen byzantinischen Kirche; K. Heinrich vergabte am 15. April 1007 den Ort als Seelgeräth für seine Gemahlin Kunigunde den dortigen Benedictinern. Mon. boic. XXVIII. 326.

[2]) Von da kam es an die Freiherren von Heydeck, die das Schloss an Bischof Albert von Eichstätt verkauften. Pastorius. Franc. rediv. 1702. S. 394.

[3]) Schöppner Bayr Sagen Nro. 1163 verzeichnet bloss ein gespenstiges Gelage in der Christnacht.

[4]) Journal von und für Franken. Nürnberg 1793. VI. 193 u. 194. — Etwas Aehnliches berichtet Panzer II. 510 aus Ebrach (bei Bamberg), der Böll ist dort eine wirkliche, nur verlarvte Person und hat vor einem aus zwölf auserlesenen Jungfrauen bestehenden Gericht einen eigenen Anwalt.

kämpfen vorkommen, z. B. in dem Pfarrorte Pfraunfeld, einige Stunden von Eichstätt, und der Filiale Hagau in der Pfarrei Wolferstadt bei Wemding. Dort hatten (und in Hagau soll die Sitte noch bestehen) die Weiber in der Kirche die Evangelienseite inne und zwar, wie es hiess, desshalb, weil zur Zeit der Reformation die Weiber ihre Männer mit Gewalt zwangen, katholisch zu bleiben. Die Ursache aber muss doch eine andere, vielleicht ältere sein, denn es ist gewiss, dass Pfrauenfeld nie lutherisch werden konnte und dass Hagau wirklich längere Zeit hindurch reformirt war. Betrachtet man ferner, dass zu Tolenstein schon im XIII. Jahrh. ein höchst bedeutender Handelsverkehr war,[1]) so wäre es leicht anzunehmen, dass die reichen Kauffrauen in der Fasching einen übermüthigen Handstreich versucht hätten; ihr Rummel wäre dann ein „vrouwen turnei" gewesen, wie dergleichen in Dichtung und Geschichte häufig genug vorkommt.[2]) Wie tapfer vertheidigt nicht Kyburg (in Wolfram's „Willehalm") mit ihren Frauen die Festung Oranse gegen die Heiden! Im Jahre 1211 ward zu Treviso ein Kampfspiel aufgeführt, wo die Frauen ihre hölzerne Burg mit Blumen, Obst und Backwerk gegen die anstürmenden Ritter vertheidigten. Ein ernstes Frauenturnier zu Lagny-sur-Marne schildert Hues d'Oisy; die Frauen schienen eben auch neugierig zu erfahren, wie die Streiche und Stösse thun, deren die Ritter ihretwegen sich rühmten.

Weiters erwähnt Wolfram das Lechfeld, das er mit dem Burghof des Zauberschlosses vergleicht, (Parc. 565, 3.) und das er aus den glänzenden Tagen, die dort König Philipp (1196 und 1197) am „Gunzenlê" hielt,[3]) aus eigener Anschauung kennen konnte, er nennt Nördlingen,[4]) wo sie breite Flaschenschwingen handhaben; die Blechsturmhauben von Beratzhausen an der Laber (ein Bernhartshûser huot. Will. 397, 4.); er lobt den Zindel von Regensburg (Parc. 377, 30.) wo treffliche Seidenwebereien waren, er ist an der Donau überhaupt bekannt, auch am Bodensee (Willehalm 377, 5), kennt den ganzen

---

[1]) In einer Urkunde vom J. 1309 (Falkenstein Cod. diplom. Eystett. p. 145) werden die Handelsrechte des Marktes Tolenstein, der damals noch nicht dem Bischof von Eichstätt gehörte, besonders reservirt. Es heisst nämlich: möge Tolenstein eichstättisches Lehen oder Allod der alten Grafen von Hirschberg sein „so sollen doch alle die, die zu Tolnstein gewesen sind, in unserer Stadt Eichstätt vor Kauffen und Verkaufen keinen Zoll geben, als er vor mit Gewohnheit bey dem seligen Grafen von Hirschberg herkommen ist." Diese besondere Reservirung scheint anzudeuten, dass noch 1309 der Handel Tolensteins ein namhafter war.

[2]) Vgl. v. d. Hagen Gesammt Abent. Nro. XVII.

[3]) Vgl. Pfeiffer Germania. I. 81 ff.

[4]) Vgl. die Anmerk. zu Willehalm 295, 16.

Sand um Nürnberg,[1]) worunter die ganze Gegend von Neumarkt, Pleinfeld, Weissenburg und Nürnberg bezeichnet ist. Weiter weiss er vom Turnier zu Kizzingen (Will. 385, 26), er sah die verheerten Weinberge zu Erfurt[2]) und weiss noch von der Niederlage des Welf vor Tübingen 1164.[3]) Er nennt den Schwarzwald, Spessart und Odenwald, er ist am Rheine gewesen, kennt das Tuch von Gent so gut, wie den Wein von Botzen, auch die Malerschule zu Köln und Mastrich[4]) hat er kennen gelernt und ihrer Erwähnung ist zu danken, dass wir überhaupt in dieser Zeit von der Existenz der Schilder allda Kunde empfingen; er muss auch Einsicht genommen haben, von dem, was sie schufen, und hat ein gebildetes Auge für Kunst, wie das aus seinen Schilderungen mehrfach hervorgeht, am sprechendsten aber gerade aus einem Wächterliede, wo er die dort berührte Situation wie für einen Maler gemacht erkennt. Dort konnte er auch schon mit Heinrich von Veldecke zusammengetroffen sein, dem Vater der mittelhochdeutschen Epik,[5]) den er so lieb gewann, (dass er vielleicht zu ihm sich verhält, wie Walther zu dem von Hagenau) den er dann zu Thüringen fand und dessen allzufrühen Tod er immerdar beklagte (Parc. 404, 28). Wolfram war also auf ritterlichen Fahrten weit herumgekommen, er kann seine Knabenzeit auf Heitstein, seine Jugend unten am Rheine, (oder wie Herr Lang will, in Palästina und Frankreich) verbracht haben, im reiferen Mannesalter kam er durch Thüringen in seine Heimath zurück, wo er seine grossen Dichtungen begann, zuerst einer Frau zu Ehren, den Parcival, sodann den Willehalm, mit dem ihn (spätestens um 1214) der Landgraf Hermann von Thüringen betraute; er unterzog sich der Nachdichtung, aber sichtlich mit gedrückter Seele, in der noch ein grösseres, farbenreicheres Bild lebte, nämlich der Titurel, den er auch mit neu auflebender Dichterkraft und einem glänzenden Feuer begann, die aber nur zu bald mit dem Leben erlöschen sollten. Von seinem muthigen und jedenfalls vielbewegten ritterlichen Leben,[6]) tritt einzig der Aufenthalt am Hofe zu Thüringen klarer hervor,[7]) aber auch nur auf einen Moment, dann ver-

---

[1]) Vgl. die Anmerk. zu Willehalm 426, 28.

[2]) Vgl. die Anmerk. zu Parc. 379, 18.

[3]) Die Stelle bezieht sich auf Welf VII., der am 5. September 1164 mit 2200 Mann einen Sturm auf die Burg Tübingen unternahm; darunter war auch der Marggraf Berhtold von Vohburg. Vgl. Haupt Zeitschrift. XI. 46.

[4]) Parc. 158, 13 dazu vgl. das Weitere in unserer Darstellung der Lyrik.

[5]) Vgl. Willehalm 76, 24.

[6]) Auch in der Steiermark scheint er absonderlich vertraut, Vgl. Parc. 496, 15 ff. und 498, 21 ff.

[7]) Ungefähr zwischen 1204 — 1207. Spangenberg in seinem Adelspiegel,

schleiern ihn wieder die Wolkenbildungen der Sage. Er hatte dort, wie sich unzweifelhaft herausstellt, viele Aergerlichkeiten mit dem unverschämt zudringenden Völklein der Fahrenden, so dass er aus aufrichtigem Herzen dem milden Landgrafen einen tüchtigen Keye, oder einen Heinrich von Reisbach als Senneschall wünscht, der den Burschen rechtzeitig den Rücken fege;[1]) hiemit stimmte er mit Walther völlig überein, aber auch nur in diesem Punkte, sonst gingen ihre Wege auseinander. Wolfram war der Mann, der ein Ross zu reiten und in den Schranken Ritterpreis zu erjagen wusste, Walter mehr ein feinerer Hofgeselle, der das Talent zur Prinzenerziehung in sich trug und desshalb von dem Ritter mehr als fahrender Sänger und Spielmann über die Achsel angesehen ward; dazu kam noch, dass auch ihre politischen Ansichten auseinander gingen, denn Walther stand in den Diensten der kaiserlichen, Wolfram aber hielt sich frei vom Fürstendienste und stand zu der päbstlichen Partei. Aber auch mit den übrigen Dichtern, die hier Gelass hatten und dem Gesindel der fahrenden Reimer und Schreiber gab es oftmals Spähne, helle Funken und Feuer, wie das aus dem „Wartburgkriege“ deutlich hervorgeht. Zwar ermangelt dieses Gedicht, wie man nun endlich zur gründlichen Einsicht gekommen, alles weiteren, streng historischen Bodens, es ist wenn man so sagen darf, nur eine literatur-historische Epe, von einem der Nachzügler des alten höfischen Gesanges mit einer an meistersängerische Breite streifenden Unbehaglichkeit und verworrenen Unkunst gefertigt, die Edda des Thüringer Lebens; doch im Ganzen sind die darin auftretenden Figuren kräftig und mit unläugbarer Wahrheit gezeichnet, ganz herrlich voraus unser Wolfram, der, obwohl er ein Ritter ist und sein will, doch als ein Dichterkönig erscheint, ausgerüstet mit tieferem Wissen, durchdringendem Scharfsinn und mächtiger, grandioser Phantasie. Wolfram hatte überhaupt umfassenderes Wissen und gründlichere Bildung, als die meisten der ihn umgebenden Zeitgenossen, einzig und allein mit Gottfried von Strassburg vergleichbar, den er aber ächt ritterlich als Meister und Büchergelehrten unter sich fühlte. Zwar hat bis heute immer die Meinung gegolten, Wolfram sei, wie er selbst versichert, des Schreibens und Lesens nicht kundig gewesen. Ich erlaube mir aber anderer Ansicht

---

1591. II 184 nennt unter den „gelahrten Adeligen zw. 1200—1300 Albrecht von Bollenstadt nnd Otto von Lomsdorff, Bischof von Passau 1250,“ dann heisst es weiter: „Umb dise Zeit und kurtz zuuor hat auch gelebt Wolffram von Eschenbach, der freye Tichter und deütsche Poet, welcher unter andern auch das Gedicht gemacht hat von Gamuret vnd dessen Son Herrn Parcifall, ist lang an Landgraff Hermanns zu Thüringen Hoff gewesen, sonderlich ann. 1206.“ —

[1]) 297, 16—30.

zu sein, obwohl ich mich der grossen Gefahr aussetze, gegen den wissenschaftlich eingebürgerten Aberglauben der Gelehrten zu verstossen, der immer schwerer auszurotten ist, als der abergläubische Hausbedarf des Volkes und des gemeinen Mannes.

Man hat für Wolframs Unkunde des Schreibens und Lesens immer die einzelne Zeile aus Parcival (115, 27) citirt, wo er keinen Buchstaben zu kennen vorgibt (ine kan decheinen buochstap), ohne jedoch die ganze Stelle ins Auge zu fassen, die einen anderen Sinn enthält. Es ist die Einleitung zum dritten Gesang. Der Dichter behauptete darinnen in der Erbitterung gegen Eine, es gebe keine so treuen Frauen mehr, wie Parcivals Mutter gewesen; nun sucht er den Schaden in der nachträglich dazu gedichteten Einleitung wieder gut zu machen, er widerruft theilweise und mit Umzügen und gesteht, er würde den Frauen wohl Allerlei noch erzählen, doch könnten sie es für Schmeichelei halten, er aber wolle keine mit seinem Gesange gewinnen, sondern seine Art sei Schildesamt, er gebe nichts um die Minne einer Frau, die nicht mit Schild und Sper errungen.[1]) Er mache keine Bücher, er kenne keinen Buchstaben, wenn man diese Aventiure für ein Buch halte (mit dem er sich bei den Frauen einschmeicheln könnte), so sässe er lieber nackt im Bade, Schildesamt ist meine Art und nicht Büchermacherei zur Lieblingslectüre. Es ist das ein Hieb, wie Wolfram so viele führt, auf die gelehrten Poeten seiner Zeit, die wie Gottfried von Strassburg und Andere, eigentliche Studien gemacht hatten, die gelehrte Meister waren ohne jedoch das ritterliche Waffenwerk zu treiben. Diesen Federfuchsern gegenüber ist er der Mann von Eisen, ihnen gegenüber behauptet er ironisch, gar nichts zu verstehen, gar keinen Buchstaben zu kennen; an den Büchergelehrten reibt er sich, wo er nur kann.

Zugegeben aber, ich habe diese absichtlich ziemlich modern nacherzählte Stelle missverstanden, so spricht gegen meine erste Behauptung die sonst in zweiter Reihe aus dem Willehalm citirte Stelle 2, 18 gar nicht. Er sagt darinnen, dass er aus den Büchern seine Kunst nicht gelernt habe, sondern, wenn er wirklich solche besitze, selbe ihm sein Gefühl, sein gerader Sinn gegeben.

---

[1]) So hat ihn auch der Maler der Pariser Handschrift dargestellt: Ganz im Panzerhemd, darüber einen blauen Wappenrock und ein mächtiges Schwert umgegürtet, auf dem Haupte trägt er den zu „Schimpf und Buhurt" gehörigen Helm, in der einen Hand hält er den Schild, in der andern die Lanze mit dem Fähnlein; daneben hält ein Garzun das Ors (Streitross), welches gesattelt, gezäumt und mit einer Kovertüre bedeckt ist. — vgl. 72, 21 wo der Dichter sagt, er sitze viel lieber auf dem Hengst, als dass er sich in den Gries stechen lasse.

Der behäbige Ulrich von Lichtenstein erwähnt eines Schreibers, der ihm seine heimlichen Briefe las und schrieb, der reiche Wirnt von Grävenberg beruft sich auf einen gebildeten Knappen, der ihm zur Seite stand: Nie ist aber bei Wolfram davon die Rede. Dazu bedenke man, dass bloss das Material zu schreiben, das Pergament zu so einem Gedichte, theuer zu stehen kam und ein ganzes Capital erforderte! Er hätte sich bei seiner Armuth keinen Schreiber zu halten vermocht. Zwar spuckt in den Ritterromanen und in den Köpfen ihrer Verfasser und Leser durchweg der Burgpfaffe als derjenige, der Alles schrieb. Nun waren aber von den Minnesängern bei weitem die Meisten nicht reich genug, um sich ein solches Gesinde zu halten, mancher hatte kaum selbst das liebe Brod, zählte zur „gernden diet," zum begehrenden, landfahrenden Volk uud zog von Burg zu Burg, sang um Kost und Herberge, trieb allerlei Künste, darunter nicht selten Pädagogik und Schulmeisterei, wobei Lesen und Schreiben die Hauptsache war, und sie sollen nicht zu schreiben verstanden haben? Und selbst die reichen Dichter des Mittelalters sollen immer dictirt haben? Lieder und noch weniger epische Gedichte, lassen sich, wie Bechstein gelegentlich bemerkt, nicht dictando dichten wie ein Roman von Hackländer, denn die beflügelte Phantasie des Poeten eilt mit dem Fluge der Gedanken unendlich weit dem Gänsekiel des Schreibers voraus. [1])

Nun ist aber Wolfram gar nicht so ungebildet. Er ist nicht nur der französischen Sprache mächtig, sondern gebraucht mit Vorliebe verschiedene Redensarten und Worte, ja seine Quelle selbst, auf die er sich nicht selten beruft, ist eine französische; noch mehr, er kennt auch die bedeutendsten Dichtungen seiner Zeitgenossen, nimmt Rücksicht darauf, führt ihre Meinungen und Ansichten an, spöttelt zeitweise, er ist sogar mit der alten deutschen Heldensage und den Nibelungen bekannt [2]) und mit vielen anderen Dingen, [3]) die er aus seinem französischen Vorbild nicht haben kann: Das Alles kann er nicht vom Hörensagen wissen und behalten haben, dazu gehört doch Autopsie und eigenes Lesen. Wenn er aber das vermag, versteht er auch zu schreiben. Den

---

[1]) Bechstein „Ueber das Selbstschreiben ritterlicher und anderer Personen im Mittelalter" im Organ für Autographensammler. 1859. Nro. 2. S. 19.

[2]) Die deutschen Namen Fridebrant, Isenhart, Herlint, Hernant, Schiltunc, Hintegêr, Wolfhart und Rumold, der Küchenmeister der Nibelungen (Parc. 420, 22—30), dazu das norwegische Groenlandsfylki hat Wolfram unmöglich aus seiner franz. Quelle.

[3]) Darauf, dass ihm im Wartburgkriege eine genaue Kenntniss und ein tiefes Studium der heil. Schrift zugeschrieben wird, ist bei der Unzuverlässigkeit dieser Quelle nichts zu geben, es wäre nur ein indirecter Beweis, dass man damals kein Bedenken trug, unserem Dichter die vollen Kenntnisse eines Meisterpfaffen zuzuschreiben.

malenden Schönschreibern gegenüber führte Wolfram sicherlich einen ritterlichen Hausbuchstaben, an den ich aufrichtig lieber glaube, als an eine so übermenschliche Genialität, ein ganzes solches Epos wie am Schnürchen aus dem Gedächtniss zu ziehen. — Dazu kommt noch ein nicht unerheblicher Umstand, mit dem wir unsere ketzerische Neuerung beschliessen. Wolfram hat bekanntlich erst vom fünften Gesange an eine durch dreissig theilbare Verssumme durchgeführt; er lernte, wie M. Haupt [1]) vermuthet, diese Art der Abtheilung vielleicht durch Hartmanns „Iwein," der eben im fünften Gesange auch erwähnt ist. Die vorhergehenden Gesänge suchte Wolfram dann durch Ueberarbeitung und Einschaltungen in Einklang zu bringen. Auch das wäre ein weiterer Beleg für die Elementar-Bildung des Dichters, die dieser aber nach der Meinung unseres schreibseligen Jahrhunderts nicht besessen haben darf, bloss aus dem Grunde, um dadurch als ein noch grösseres Genie bewundert werden zu können.

So sehr er sich aber auch als Ritter gebahren mochte, so kam es doch, dass er einer Frau zu Liebe die Aventiure des Parcival dichtete und vollendete.[2]) (827, 25.) So sehr er zuerst die heimliche Liebe in seinen Wächterliedern verherrlichte, er griff doch bald zur Ehe und bemitleidete die Helden, die nur mit Gefahr des Leibes und der Ehre zu der Geliebten schleichen dürfen und beim Morgengrauen, durch Wächterruf geweckt, wieder heimlich verschwinden müssen. Ein offenkundig Gemahl kann süssere Minne geben! [3]) Dass seine Ehe mit Kindern gesegnet gewesen, hat Simrock mit fein poetischem Takte aus der Innigkeit geschlossen, mit der Wolfram solche Freuden schildert, doch scheinen ihm nur die Töchter am Leben verblieben zu sein, wenigstens klingt aus der Klage des greisen Gurnemanz der volle Vaterschmerz über den Verlust seiner Söhne. Desto wärmer ist die Schilderung der Mädchengestalten, die ihm mit ausnehmender Zartheit gelingt. Wie kostbar ist das Bild der kleinen Obilot,[4]) wie reizend das der unschuldigen Sigune im Titurel, oder jenes, wie die Kinder kriechen und an Stühlen das Aufstehen lernen, ebenso wie das Ringelschnellen (Parc.

---

[1]) Zeitschrift. XI. 49.

[2]) Vgl. 287, 14. Auch er ist durch ein Weib in Minnenot, wie Parcival beim Anblick der Blutstropfen, doch ist ihm die Minne zu hehr (292, 10 ff.), um sie in Zornes Hitze desshalb zu schelten.

[3]) 216, 28 gedenkt er ausdrücklich seiner Frau; er würde sein Weib ungerne in ein so grosses Volksgedränge bringen, wie das um König Artus war.

[4]) „Ich gestehe sogar — sagt Simrock — dass ich in der schönen Episode von der kleinen Obilot die Rede des alten Lippaut, wo er sich darüber tröstet, dass er keinen Sohn und nur zwei Töchter habe, niemals ohne das Gefühl lesen konnte, dass der Dichter hier seinem eigenen Herzen Luft mache."

368, 12), das offenbar dem heimischen Leben abgelauscht ist, auch gedenkt er bestimmt seines Töchterlein, das noch mit Puppen spielte, als er am Willehalm dichtete. (33, 24.) Sonst findet sich nur noch eine Andeutung an seinen Bruder, mit dem er ein Herz und eine Seele gewesen sein muss,[1]) und an seine Schwester. (686, 30.)

Noch einer anderen Seltsamkeit ist zu erwähnen, die vielleicht, wie unsere Annahme von den Kenntnissen des Dichters, zweifelschweres Bedenken erregen wird: Wolfram hat uns, wahrscheinlich selbst unbewusst und ohne davon unsere heutige Vorstellung zu haben, die Kunde vom Schiesspulver überbracht. Er gibt bei der Beschreibung von Pelrapeire ein lebhaftes Bild einer mittelalterlichen Städtebelagerung, die auch Wirnt im „Wigalois" nachahmend wiederholt. Die Einwohner sind in Hungersnoth; doch ist es möglich, dass in die ganz von Feinden umschlossene Stadt ein fremder Ritter behaglich einreite. Die Bürger hatten unterdessen gegen den Feind neuerdings ihre Stadt in Vertheidigung gesetzt (Parc. 205, 17 ff.): sie nahmen lange Bäume und stiessen starke Stecken darein, an Seilen und auf Rädern gingen grosse Stämme, auch hatten sie, gleichfalls auf Rädern, allerlei Geschütz: „ebenhohe" und „mangen," auch „igel" und „katzen" in den Gräben. Zwei Schiffe aber hatten das „heidensch wilde fiur" in's Land gebracht, mit dem man die Gegenwerke des Feindes verbrennen konnte. Simrock macht „griechisches Feuer" daraus. Vielleicht wäre, obwohl die Version überraschend genug aussieht, doch nicht zu viel gewagt, in dieser Stelle unser späteres „Schiesspulver" zu vermuthen. Die ersten Spuren der Feuerwaffen laufen auf das von maurischer Bevölkerung bewohnte Südspanien hin und der räthselhafte Marco Graeco hat nach seinem im XII. Jahrhundert verfassten liber ignium die Bestandtheile, das donnerartige Knallen und die Alles niederschmetternden Wirkungen dieser Erfindung wohl gekannt; die erste Jahrzahl, in der mit Bestimmtheit von Donnermaschinen bei der Belagerung von Zaragoza die Rede ist, lautet 1117, bereits im Jahre 1150 hatten die Schiffe des maurischen Königs von Tunis eiserne Geschütze und Bombarden an Bord, womit sie in den

---

[1]) Ein nicht unerheblicher Umstand ist, dass der Markt Eschenbach (der Name Eskenbach erscheint urkundlich zuerst 1144. vgl. R. v. Lang, Regesta. 1837. S. 46. Im J. 1157 wird die Kirche in Eskenbach genannt und 1164 Eskinebach) an den Deutschritterorden kam, der freilich zu Wolfram's Zeiten erst im Entstehen begriffen war; doch besass dieser Orden urkundlich im J. 1268 daselbst ein Haus. Dabei wird ein Burkard von Eschenbach genannt und 1269 sein Bruder Minward, die vom Kloster Hailsbronn mit Gütern zu Adelberndorf (Alberndorf) belehnt werden. Später treten noch mehrere so zugenannte Herren auf, Anfangs des XIV. Jahrh. auch ein Ulrich von Eschenbach, der eine Alexandreis verfasste, wovon weiter unten in dem Abschnitt über den antiken Sagenkreis.

Seetreffen Donner mit Flammen schossen. Sollte nun die Annahme unstatthaft sein, Wolfram habe durch den seltsamen Weg, den die Galdichtung (der Sage nach) aus Spanien durch Frankreich genommen, hiemit auch zugleich die Kunde von dieser Erfindung „des heidnischen wilden Feuers" überkommen:[1]) so finden sich doch in Deutschland selbst nur zu gute Belege für die Kenntniss des Pulvers, denn durch diese Gewalt hatte man schon im XII. Jahrhundert (beinahe gleichzeitig mit den maurischen Kriegen und Belagerungen) das Gestein in Rammelsburg bei Goslar gesprengt und dieser Bergwerksgebrauch gab Gelegenheit, dass ein Sohn Heinrich des Löwen im Jahre 1200 auf eben diese Weise die Mauern eines feindlichen Schlosses darniederwarf.[2]) Bemerkenswerth sind auch die Namen der Belagerungs- und Vertheidigungs-Werkzeuge: Igel und Katzen; „Katze" erklärt Müller für das Gerüst, worauf die „blîde" steht und eine Glosse übersetzt das mit testudo; häufig aber wurden später kleine Kanonen und Mörser so benannt und das Volk liebt heute noch die Benennung „Katzenköpfe" für kleine Böller.

Nach den Untersuchungen von Wolframs Biographen fällt seine Lebenszeit zwischen 1175—1251; das letztgenannte Jahr hat W. Wackernagel (Lit. Gesch. S. 177) annähernd angenommen, doch ist die Zahl zu hoch gegriffen, da der Tod sicherlich schon zwischen 1219—1225 fiel; die Zeit seiner Geburt ist ebenso ungewiss. — Was wir von ihm haben sind einige Minnelieder, die wir später in der Lyrik besprechen werden, ferner der Parcival, den wir hier so ausführlich wie möglich nacherzählen, dazu zwei Fragmente aus dem leider unvollendeten Titurel und das Leben des heil. Wilhelm, der unter der Rubrik der Marien- und Heiligenlegenden seine Stelle gefunden.

Von keiner Dichtung des XIII. Jahrhunderts haben sich so viele Handschriften (freilich grösstentheils nur in Bruchstücken) erhalten,[3]) wie von dem Parcival, diesem grossartigen Epos, das zugleich zu den ersten Werken gehört, welche zur Zeit der neufundenen Buchdruckerkunst auf solche Weise vervielfältigt wurden; trotzdem aber wurde es doch noch 1578 abgeschrieben.

Die Zeit der Entstehung ist durch Lachmanns Forschungen (S. XIX) ziemlich sicher gestellt. Der dritte Gesang ist nach Hartmanns „Erec" gedichtet, der fünfte Gesang nach Hartmanns „Iwein," der siebente

[1]) Wozu die dunkle Stelle Parc. 496, 11, noch mehr aber 532, 5: „mit geschôze und mit fiure" bezogen werden könnten.

[2]) Vgl. Rudhart histor. Taschenbuch f. 1851. S. 61 ff.

[3]) Vgl. die zweite Ausgabe von Lachmann. Berlin 1854. S. XV ff.

bald nach 1203, den sechsten setzt Lachmann nach dem Sommer des Jahres 1204. In den Nibelungen und im Tristan wird auf den ersten Gesang angespielt, Wirnt von Gravenberg kennt bereits den zweiten und den dritten, den sechsten aber nicht. Im „welschen Gast“ (der nach der Mitte des Jahres 1215 fällt) wird der Parcival edlen Jünglingen vorgestellt, er musste also längst schon vollendet gewesen sein.

Wolfram arbeitete nach einer französischen Quelle. Er selbst nennt seinen Gewährsmann Kyôt (416, 10) und beruft sich auf ihn. Simrock vermuthete, dieser Kyôt sei ein fingirter Name, und Rochat suchte zu beweisen Wolfram habe vielmehr nach den „Contes del Graal“ des Chrestien de Troyes[1]) gedichtet. Aus diesem durch abschreckende Länge und Weitschweifigkeit ausgezeichneten Romane, aus diesem Gewirr unverständlicher und schlechtverbundener Fabeln habe er sich seinen Stoff geholt, denselben künstlerisch zurecht gerichtet und die von den Welschen ganz verflachte Gralsage geistig belebt, indem er sie im eigentlichen Sinne verdeutschte, wobei er stellenweise seinem Vorbilde beinahe wortgetreu folgte, dann aber mit freischaffender Kraft ausbiegend, das Ganze durch eigene Zuthaten und Erfindungen neugestaltete und nach selbst erfundenem Plane zu einem neuen Werke abrundete. Das ist das Resultat von Rochats Untersuchungen.

Dagegen hat der hochverdiente San-Marte in seinen „Parcival-Studien“ (1861) die Behauptung aufgestellt, dass dieser Kyôt keine Fiction des Dichters sei, sondern dass der wirkliche Guiot von Provins, der freidenkende Kluniacensermönch, Wolframs Vordichter gewesen. Was jedoch Einem oder dem Andern gehört, lässt sich nicht entscheiden, bevor Kyôts Gedicht wieder aufgefunden ist; bis dahin muss uns genügen, was Wolfram uns überliefert hat. Chrestien verhält sich wahrscheinlich zu Kyôt, wie Albrecht von Scharfenberg zu Wolframs „Titurel.“

Wir erlauben uns hier nur noch einen Seitenblick auf die Geschichte der Gralsage zu werfen, die trotz ihres fabelhaften Gewandes doch eine innere Wahrheit birgt. Der Ursprung derselben führt in das märchenvolle Spanien. Flegetanis, der ein Heide von Vaterseite, von der Mutter ein Jude aus salomonischem Geschlecht gewesen, der wohl Bescheid wusste um jeglichen Sternes Gang, habe zuerst über den Gral geschrieben; das heisst wohl nichts anderes, als dass orientalische Mythe und hebräische Weltanschauung sich in der Sage vereinigt und wiedergespiegelt haben. Diese Märe habe nun, wie es weiter heisst, Kyôt, ein in heidnischer Schrift wohlbewanderter Meister, auf dem Markt zu

[1]) Vgl. A. Rochat in Pfeiffers Germania. III. 81—120 u. IV. 414 ff.

Toledo gefunden und nach provençalischer Weise umgedichtet; diese erhielt endlich durch Wolframs Hand einen Zusatz von ächt deutscher Mythe eines Theils und anderen Theils unläugbare Beziehungen auf die sinnbildlichen Ueberlieferungen der geistlichen Ritterorden und Tempelherren. Drei Völker also, jedes von dem anderen ganz und gar an Sitte, Charakter und Sprache verschieden, und manche Generation, haben an der Sage mitgearbeitet. Orientalische Mythe und Weltanschauung hatten sich vereinigt, zuletzt ist, nachdem noch ein verschwommener Rest deutschen Heidenthums dazu getreten, die Christianisirung erfolgt, die keimend und ahnungsvoll schon im Stoffe lag und so trat das Ganze im ritterlichen Gewande des Mittelalters aus Wolframs Haupt. Derselbe Process ist auch im Verlaufe der gleichzeitigen Kunstgeschichte zu Tage gekommen: der Spitzbogenstyl hat gleiche Wanderschaft gemacht von den Mauren in Spanien, durch Südfrankreich nach Deutschland. Auch daran haben drei Völker, jedes von dem anderen ganz und gar an Sitte, Charakter und Sprache verschieden, in derselben Weise gebaut und die Deutschen, wie in der Poesie, so auch in der Architectur, die schönste, höchste und eigenthümlichste Construction erfunden.

Wenden wir uns nun zu dem nach seinem Hauptbelden Parcival betitelten Werke selbst, das wir ausführlich und meist mit den eigenen Worten des Dichters nacherzählen, der das gesammte, nur im Ritterthum und in Frauenminne athmende und in höchster Blüthe befindliche Leben seiner Zeit, nach aussen und innen, mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit darstellt, als wenn er es darauf angelegt hätte, die Trachten, Sitten und Gebräuche nicht minder als den Glauben, die Gesinnung und die höchsten Ideen einer schnell vorüberrauschenden Glanzperiode der Nachwelt in einem dauernden Spiegel zu fesseln.

I. Der Dichter beginnt mit einer schwierigen Einleitung, in welcher die Treue gegen Gott und Menschen, der Untreue und dem Zweifel entgegengesetzt und vor der Unstätigkeit gewarnt wird. Ist der Zweifel des Herzens Nachbar, so muss es der Seele sauer werden. Geschmähet zugleich und geziert ist solch ein Mann, er gleicht der Elster, die auch schwarz und weiss (als agelstern varwe tout). Gleichwohl mag ein solcher noch fröhlich werden, denn Himmel und Hölle haben an ihm Theil. Wer der Unstäte (Untreue) Geselle ist, der trägt ganz und gar schwarze Farbe, doch fest hält sich an der weissen (blanken) der mit stätigen Gedanken. Freilich, fährt er fort, ist dieser Vergleich (diz vliegende bîspel) „tumben liuten gar ze snel, sine mugens niht erdenken,“ denn es fährt vor ihnen wie ein aufgeschreckter Hase (rehte alsam ein schellec hase), sie freuen sich am Scheine und glauben den Träumen

eines Blinden. Doch kann dieser trübe leichte Schein nicht lange dauern und seine Freude bleibt immer kurz. Wer mich in der hohlen Hand raufen will, wo niemals Haar wuchs, der greift fehl. Das geht Männer und Frauen an, soll ich Euch aber beide schildern, das würde „ein langez maere.“ Hört lieber, bricht nun der Dichter ab, was die Aventiure sagt, die Euch von Lieb und Leide wissen lässt. Die Märe, die ich Euch erneue, meldet von grossen Treuen, von rechter Weiblichkeit und Mannes Mannheit.[1]) So geht er vom Lobe seines im Beginn der Märe noch ungebornen Helden (den ich hie zuo hân erkorn, er ist maereshalp noch ungeborn) zur Geschichte seines Vaters über.

Nach dem Tode Gandeins des Königs von Anjou (Anschouwe) fiel das Reich nach dem Rechte der Erstgeburt auf seinen Sohn Galoes,[2]) der seinen jüngeren Bruder Gahmuret[3]) zwar einlud, am Hofe zu bleiben, was dieser aber, um fremde Lande zu durchfahren, ablehnt; er habe, spricht Gahmuret, noch sechzehn Knappen, von denen sechse sogar Eisengewand tragen, gebt mir dazu vier Kinde von guter Zucht, so will ich mich, wie früher, wieder in die Fremde wenden. Der Bruder gewährte ihm jedoch mehr, als er verlangte: fünf auserwählte Rosse, theuere Goldgefässe (manec tiwer goltvaz und mangen guldînen klôz), füllte ihm auch vier Reiseschreine (soumschrîn), gab ihm allerlei Gesteine und wohlgekleidete, gutberittene Knappen. Seine Mutter fügte beim zärtlichen Abschied vier Kisten mit unverschnittenen Pfellen und köstlichen Sammt hinzu, und eine Freundin sandte ihm von Liebeswegen ein tausend Mark werthes Kleinod. Urlaub nahm nun der Weigand, sein Sinn stand darauf, keines anderen Königs oder Kaisers Dienstmann zu werden, als nur des höchsten, der über die meisten Lande herrsche. Nun sagte man ihm, zu Bagdad (Baldac) wäre ein so gewaltiger Mann, dass ihm zwei Drittel der Erde oder gar noch mehr, unterthan wäre; sein Name war so hehr, dass er bei den Heiden nur der Baruch (bâruc, der Gesegnete, Gebenedeite) hiess, selbst Könige waren seine Mannen, er war für die Heiden, was der Pabst in Rom für die Christen.[4])

---

[1]) Vgl. Lachmann über den Eingang des Parcival in den Abhandl. der Berliner Akademie. 1835. S. 227 ff. Klöden im Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache. V. 222 ff. und Rührmund in s. Programm. Potsdam 1845. S. 14 ff.

[2]) u. [3]) Vgl. San-Marte über die Eigennamen im Parcival, in Pfeiffers Germania. II. S. 400 ff.

[4]) Ludolf von Suchen, der seit dem Jahre 1336 fünfmal und dann noch 1350 Pilgerfahrten nach dem heil. Lande machte, erzählt in seinem Buche: Iter ad terram sanctam. cap. LXX. von der Stadt Bagdad: In civitate Baldoch sunt ditiores et nobiliores sub coelo mercatores, nec in aliquo loco orientis tot

Nun war der Baruch damals bedrängt von einem babylonischen Brüderpaare, Pompejus und Ipomidôn,[1]) denen er Ninivê entrissen hatte; da kam der junge Anjou in's Land und nahm beim Baruch Dienst und Sold. Er trug auf seine Kovertür (kovertiure, Satteldecke) geschnitten einen Anker von lichtem Hermelin als Wappen, ebenso auf Schild und Gewand; grüner als Smaragd war sein Reitzeug (gereite) und achmadfärbig; „wâpenroc und kursit" (Korsett) waren von Seide mit hermelin Ankern und goldenen Fäden benäht. Seine Anker aber hatten noch nirgends Grund geschlagen, der Herre trug diese heraldische Zier (disen wâpenlîchen last) immer weiter; wer weiss wie viele Lande er durchritt und in Schiffen umfuhr, „ich sag' Euch bei meinem Eid und auf ritterliche Sicherheit nur was die Aventiure spricht, dass nämlich seine mannliche Kraft den Preis behielt in der Heidenschaft, zu Marroch (Marokko) und in Persia, seine Hand erwarb auch anderswo zu Dâmasc und Hâlap (Haleb) und wo es Ritterschaft gab, zu Arâbîe und rings umher, dass Niemand mehr mit ihm Gegenstreit wagte, solchen Ruf gewann er. Sein Herze rang nach Preise, dass aller Anderen Thun zerstob." Ein Sturm verschlägt ihn in den Hafen von Patelamunt, der Hauptstadt des Königreiches Zazamank.[2]) Als er angesegelt kam, trafen ihn viele Blicke; von der Stadt bis zum Meere waren Gezelte geschlagen und zwei gewåltige Heere gelagert. Er beschliesst, da er die Noth der Stadt sieht, Dienste zu nehmen. Neugierig liegen die Frauen in den Fenstern und beschauen seinen Aufzug.

Gahmurets Einzug ist pompös: voraus ziehen zehn Säumer und zwanzig Knappen reiten nach, dann folgte sein Gesinde,[3]) Garzune, Köche und Knaben, zwölf Pagen (zwelf wol geborner kinde) ritten nach den Knappen mit Zucht und süssen Sitten, darunter auch Sarazenen,

---

ut ibi, nec tam multa diversarum rerum mercimonia. Et in hac civitate etiam calipha, id est successor Machmeti, cui sarraceni, ut christiani Papae, successori St. Petri, per omnia obediunt, habitabat quondam.

[1]). 14, 2: „Zwên bruoder von Babylon." Unter diesem Babylon ist hier wahrscheinlich wirklich jene Stadt in Chaldäa gemeint, in welcher die Juden ihre Gefangenschaft erduldeten. Sonst dachte man darunter wohl nur an das ägyptische Babylon, eine Festung, welche ausgewanderte Babylonier zur Zeit der persischen Könige (Memphis fast gegenüber) anlegten. Die Römer hatten hier Standquartier. Amru belagerte diese Festung im J. 639 und erbaute dabei das arabische Lager Fostat (Zelte) auch Misr genannt, woraus im X. Jahrh. die mächtige Stadt Kahira entstand, deren Namen von dem regierenden Planeten Mars entnommen wurde. vgl. Deycks: Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem Münster 1848. S. 19.

[2]) Berühmt das ganze Mittelalter hindurch ob den daher bezogenen Seidenstoffen. vgl. Nibelungen (Holtzmann. 1857) Str. 370.

[3]) „sîn bovel man dort vor ersach" 18, 22. vgl. 350, 29 u. 408, 3. bovel = die Dienerschaft eines Fürsten, seine Leute.

darnach zog man acht mit Zindal [1]) überdeckte Rosse, das neunte trug seinen Sattel, seinen Schild trug ein Knappe. Nach diesem ritten Posauner, ein Tambour schlug und warf viel hoch seine Trommel, Flötenspieler (floitierre) fehlten nicht, auch drei gute Fideläre hatte er. Sie eilten nicht zu sehr, Gahmuret aber und sein Schiffmann (marnaere) zogen zuletzt.

„Moere und Moerinne" (vinster, sô diu naht, schwarz wie die Nacht. 17, 24) sah da der Ritter, überall hingen an Thüren und Wänden zerbrochene und sperdurchstochene Schilde, Angst und Jammer überall; in die Fenster, nahe der Luft, hatten sie manch wunden Mann gebettet, der doch selbst durch den Arzt nicht mehr genesen konnte; man sah es, dass sie vor'm Feind gewesen und so geht es noch Jedem der ungern flieht. Viel Rosse zog man herein, durchstochen und verhauen. Auch viel Frauen sah er da von rabenschwarzer Farbe. Der Burggraf der Stadt nahm ihn freundlich auf, ein arbeitseliger Mann, der manchen Stich und Schlag hatte vollführt, auch fand er viele Ritter, die ihre Hand in Binden und die Häupter voll Schrunden trugen und dennoch Ritterschaft pflagen. Der Burggraf stellte ihm Hab und Gut zur Verfügung, führte ihn auch zu seiner Frau, die Gahmureten küsste „des in doch wênc geluste." Der Marschall eilte zur Königin und heischte gutes Botenbrod, denn die Götter hätten die grosse Noth zu enden, einen Ritter gesendet. „Sieh doch zu, erwiedert die Königin, und mache dass er mich spreche, heute haben wir Frieden, der Herr soll zu mir heraufreiten; oder soll ich hin? Wüsste ich nur, ob es ihn nicht verdriesst, dass er andere Farbe hat, als wir. Ob mir die Meinen rathen ihm Ehre zu bieten? Geruht er mir zu nahen, wie soll ich ihn empfangen? ist er so wohlgeboren, dass mein Kuss nicht sei verloren." — Fraue, sagt der Marschall, er ist von königlichem Geblüt (für küniges künne erkant) dafür verpfänd' ich mich mit meinem Leib; Euere Fürsten sollen sich reich kleiden, wenn wir angeritten kommen, sagt das auch Eueren Frauen; so bring' ich Euch den werthen Gast, der werther Tugenden nie gebrach." — Gahmuret kleidet sich schnell in kostbare Gewande, darauf seine Anker von arabischem Golde waren und bestieg ein Ross, von dem er einst vor Babylon einen Ritter gestochen. So ritt er hinauf, und stieg vor dem Saale ab. Da waren viele feingekleidete Ritter; feine Kinder je zwei Hand in Hand, liefen vor ihm her; auch wonniglich gekleidete Frauen fanden sich ein. Der

---

[1]) 19, 2. Zindâl eine leichte Seide, die schon im IX. Jahrh. in den verschiedensten Farben bei uns getragen wurde vgl. Weinhold Deutsche Frauen. 1851. S. 425. Später erwähnt Wolfram im Parc. 377, 30 den „Regensburger zindâl."

Königin aber fügten ihre Augen hohe Pein, als sie den Anjou ersah. Sein Antlitz war so minniglich, dass ihr Herz, war es ihr lieb oder leid, sich gegen ihre Gewohnheit, ganz erschloss. Ein wenig trat sie ihm entgegen, liess sich küssen von dem Gast und nahm ihn bei der Hand; gegen den Feind gewendet sassen sie auf einer gesteppten Sammtdecke, die über weiche Kissen lag (ûf ein kultr gesteppet samît dar undr ein weichez pette lac) in das Fenster. Gibt es etwas lichteres als den Tag, dem freilich glich die Königin nicht, gar ungleich war die Schöne der thauigen Rose, denn ihre Farbe ist schwarz. Sie erzählt ihm ihre Herzensnoth. Der Mohrenkönig Eisenhart von Assagog war im reinen Minnendienste Belakanen's und auf ihren Wunsch zum Beweise seiner Ergebenheit und Kühnheit ohne Rüstung, schutzlos auf Abenteuer geritten, als ihn sein Nebenbuhler Prothissilas, gleichfalls ein Fürst Belakanens, im ritterlichen Lanzenspiel erschlug; Belakanen aber traf der ungerechte Verdacht, ihn verrathen zu haben. Nun zog der Schottenkönig Friedebrand (dessen Oheim Tankains, des Erschlagenen Vater war) seinen angeblichen Mord zu rächen, mit vier Genossen über Meer und bestürmte Patelamunt vor acht Thoren, während die anderen acht der Mohr Rassalig von Assagog, ein Vasall Eisenharts, bedrängte. Friedebrand war mit (dem auch im „Tristan" genannten) Morhold wieder heimgezogen, um sein eigenes Land zu schirmen, sein Heer aber bedroht noch die Stadt der Mohrenkönigin.

Gahmuret reitet durch die Stadt und beschaut sich die Vertheidigungsanstalten; da sieht er, dass die Belagerer einen durchstochenen Ritter in der Fahne führen, die Belagerten hingegen das Bild ihrer Königin, welche zwei Finger der rechten Hand zum Eide ausgestreckt hält, dass sie an Eisenharts Tode unschuldig sei. — Als die müde Sonne ihren Glanz bereits eingestellt, ritt er zurück um bei seinem Wirthe die Mahlzeit einzunehmen; da kam auch die Königin mit ihren Jungfrauen herab, zu schauen, ob man des Ritters wohl pflege, kniete, was ihm leid war, selbst nieder und zertheilte die Speisen, von denen Reiher und Fisch genannt werden, auch kredenzte sie ihm den Trank; am Ende des Tisches sass sein Spielmann und dem gegenüber sein Kappelan.

Schüchtern wagt Gahmuret, der die Königin schon während des erstens Begegnens minniglich ins Aug gefasst, die Bemerkung, dass sie ihm mehr Pflege erweise, als er verdiene, sie aber wollte das nicht lassen, wendete sich selbst dahin, wo seine Kinder sassen und ermunterte sie zum Essen, das machte die Junkherrlein (Junchêrrelîn) der Königin hold. Auch zum Tische des Wirthes und der Burggräfin ging sie, hob den Becher und empfahl ihnen den Gast, dann ritt sie wieder

hinweg; goldene Leuchter (kerzstal) mit vier Lichtern trug man ihr vor. Nun bettete man den edlen Gast, und seine Kinder um ihn herum, er aber lag durch die strenge Minne ohne Schlaf bis an den Morgen, wo ihm sein Kappelan Messe sang. Dann waffnete er sich, nahm den blanken Helm mit dem Anker darauf und bestieg sein Ross, das von Eisen ein Dach trug, und ritt Tjoste [1]) zu suchen. Vom Fenster sah ihm die Königin nach. Schnell hat er die Anführer der feindlichen Heere überwunden und in Sicherheit genommen, zuerst den Herzog Hiutegêr von Schottland, dann Gaschier von Normandie, nur vor Kaylet wich er zurück, denn „er war sîner muomen (Muhme) suon," und auch dieser will nicht mit ihm streiten, da er seinen Namen erfährt; dann nimmt Gahmuret den Mohrenfürsten Razalic gefangen. Hiemit sind die Heere ihrer Anführer beraubt und der Krieg entschieden; dem siegreich Heimkehrenden reitet die Königin entgegen, nahm sein Ross am Zaume und entwaffnete ihn (si entstricte der fintâlen bant), [2]) führte ihn in ihr Gemach und auf ihr „wol gehêret" Bettelein und erwies ihm sogleich eine heimliche Ehre (ein heinlîchiu êre), Niemand war da, die Jungfrauen gingen vor die Thüre und schlossen sie ab; da pflag die Königin süsser Minne, obgleich sie von ungleicher Farbe waren. Die in der Stadt aber opferten ihren Göttern. Die gefangenen Fürsten, denen Belakane ihren neuen Gemahl vorstellt, liess er frei, grosse Gabe, als wüchse das Gold auf den Bäumen (als al die boume trüegen golt) wurde vertheilt; Brautlauf und Hochzeit kam zu Stande, Isenhart aber ward königlich bestattet.

Aber nur zu frühe ergreift ihn die Sehnsucht und obwohl das schwarze Weib ihm lieber war als sein eigener Leib, so macht er sich nach drei Monaten, von einem Schiffer aus Sibilje (Sevilla) geführt, heimlich davon; die Frau fand in ihrem Beutel (biutel) einen französischen Brief, worin er ihr die Gründe seines Scheidens und zugleich seine Genealogie erörterte und seine Rückkehr in Aussicht stellte, wenn sie sich taufen lasse. Die Königin brach in Jammer aus und tröstete sich, gleich der Turteltaube, auf dem dürren Zweige der Hoffnung. [3]) Zur

---

[1]) Tjoste heisst der Zweikampf, der immer zu Pferde mit dem Speer angefangen, nöthigen Falls aber auch zu Fuss mit dem Schwerte fortgesetzt wird; auch gilt das Wort für den Lanzenstoss allein, z. B. „eine richiu tiost" = ein wohl angebrachter, herrlicher Stoss.

[2]) Vgl. Anmerk. zu 256, 9

[3]) 57, 10: „ir freude vant den dürren zwic,
als noch diu turteltûbe tuot
diu het ie denselben muot:
swenne ir an trûtscheft gebrast,
ir triwe kôs den dürren ast.

Die Turteltaube gilt von jeher bei den Dichtern als Sinnbild der treuen Liebe

rechten Zeit endlich gebar sie einen Sohn, dessen Farbe wunderlicher Weise schwarz und weiss zugleich war. Mit Freuden küsst sie ihn immer auf seine blanken Male und nannte ihn Feirefîz von Anjou. Der ward ein „waltswende“ (Waldvertilger), so fleissig brach er Speere und zerstach die Schilde, doch blieb seine Farbe gleich der Elster.

II. Nach jahrelanger Meerfahrt landet Gahmuret zu Sevilla, wo er seinen Vetter Kaylet vergeblich aufsucht, da dieser nach Kanvoleis nach Ritterschaft gefahren; dahin macht er sich auch auf, nachdem er sich zuerst noch in Toledo ein Hundert neue Speere bestellt.[1]) Die Königin Herzeloyde, nachdem sie an ihrem Hochzeitstage selbst gleich auch Witwe geworden war, hatte die vornehmsten Ritter aus allen Landen einladen lassen, im Turnier um ihre Hand zu kämpfen, die mit den beiden Königreichen Waleis und Norgals dem zu Theil werden sollte, der den höchsten Preis im Kampfe erringen würde. Gahmuret sieht auf einem von der Stadt durch einen Strom (darüber ging eine „schifprücke“) getrennten Plane die Gezelte aufgeschlagen, dazu liess er auch sein Pavillon (poulûn) setzen, an dem dreissig Säumer getragen. Darauf ritt er in die Stadt mit Posanern, Fiedlern, Tamburen und Flötenspielern, die eine Reisenote bliesen.[2]) Der werthe Degen legte ein Bein vor sich über das Pferd, zwei Stiefel trug er an den blossen Beinen;[3]) sein kleiner Mund glänzte wie Rubin; sein Haar war so weit man es vor dem Hute sehen konnte „lieht reideloht,“ grünsammten der Mantel, mit schwarzem Zobel besetzt, sein Hemde blank. Wie er die Königin erblickt, durchzuckt es ihn (derzuct im neben sich sîn bein), aufrichtete sich der Degen wie ein gehrendes Federspiel, höher steigt

---

und Unschuld, darum „hât si der gallen niht.“ (Münchner Handschrift des XII. Jahrh. vgl. Pfeiffer in Haupts Zeitschr. I. 287.)

[1]) Diese Speere sind wol gemâlen mit grüenen zindâlen: ieslîches hete ein banier, drî härmîn anker dran; 61, 25 wird erwähnt, dass die Knappen die Speer transportirten, je fünfe zusammengebunden und den sechsten in der Hand tragend.

[2]) die hellen pusînen
mit krache vor im gâben dôz.
von würfen und mit slegen grôz
zwên tambûre gâben schal:
der galm übr al die stat erhal.
der dôn iedoch gemischet wart
mit floytieren an der vart:
ein reisenote si bliesen.
nu sulen wir nit verliesen,
wie ir hêrre komen sî:
dem riten videlaere bî. 63, 1 12.

[3]) dô leite der degen wert ein bein für sich ûfez phert, zwên stiwâl über blôziu bein. Dieses Tragen der Stiefel an den nackten Beinen kommt auf mittelalterlichen Bildern öfters vor.

sein Muth den herrlichen Preis zu gewinnen, um den manch Ritter die Furt hinterm Ross auf dem Gries (furt hinderm ros ûfme grieze) suchen muss. Hier findet er auch Kaylet und andere Herren wieder. Die zum Turnier anwesenden Ritter haben sich in zwei Partheien gestellt, je nachdem sie in der Stadt oder draussen auf dem Felde liegen. Alle die Hauptbelden werden namentlich aufgezählt. Schon am Vorabende beginnt der Kampf mit einem Vesperspiel (diu vesperîe). In den ersten Tagen streiten nur einzelne Ritter miteinander; der Edelmuth und die feine Weise, mit welcher Gahmuret die zahlreich besiegten Gegner behandelt, steigert die Neigung der Königin zu ihm. Seine prächtige Wappenkleidung, sowie sein Ross, das schier bis an den Huf gewappnet ist (gewâpent vaste unz ûf den huof), werden ausführlich geschildert. Da war grosser Drang, Furchen wurden glatt wie eine Tenne, mit Schwertern kämmten sie sich,[1]) ein Wald von Speeren ward verschwendet; der Braten ward mit Schlegeln und Keulen mürbe gemacht, ihre Haut trug schwarzer Beulen und Quetschungen genug. Die Werthen zwang die Minne, dass manch schöner Schild und wohlgezierter Helm in den Staub kamen, manch werther Mann fiel in Gras und Blumen.

Während Gahmuret rastet erscheint eine Gesandtschaft der Königin Ampflîse von Frankreich, die dem Helden einen französischen Minnebrief und ein Ringlein überbringt und an das frühere Versprechen, selbe zu heirathen gemahnt. Eine andere Botschaft kündet ihm den Tod seines Bruders Galoes,[2]) wodurch nun die Krone von Anjou auf ihn fällt. Aber auch Herzeloyde, die Königin, hat nun ein Recht an Gahmurets Hand, denn er hat das Beste gethan in diesen Tagen und fällt nach den Bestimmungen des Turney ihr als Gatte anheim. Gahmuret, erschüttert durch den Schmerz über die Kunde, dass sein Bruder gestorben, zu der sich bald darauf die Nachricht vom Tode seiner Mutter gesellt, von zwei Seiten zugleich dringend um seine Hand beworben, von der gesammten Ritterschaft bestürmt, sich der Königin Herzeloyde zu vermählen, ausserdem noch von Gewissensbissen über seine treulose Flucht von der schwarzen Mohrenkönigin gepeinigt, bringt eine Nacht in Jammer und Zweifel hin. Am anderen Morgen geht Herzeloyde in das

---

[1]) „mit swerten vil gekemmet,“ 73, 6 und 75, 6—10: „den wart da gâlûnt ir brât mit treten und mit kiulen, ir vel truoc swarze biulen, die held gehiure derwurben quaschiure.“ In gleich drastischer Weise sagt ein späteres Landsknechtlied von der Paviaschlacht (Bechstein Deut. Museum. I. 135), dass bei diesem Reigentanz viel versaltzen ward, man habe mit langen Spiessen angerichtet und mit Hellebarten geschmalzen.

[2]) Gahmuret hat davon schon während des Kampfes eine Ahnung, weil einer der Fürsten des Landes Anjou dessen Wappenschild umgekehrt, mit emporgerichteter Spitze trägt.

Lager, wo sie schon Tags vorher auf Teppichen, die mit frischen Binsen überstreut waren, gesessen hatte und macht vor der Ritterschaft ihr Recht geltend; wie aber auch die Boten seiner Jugendfreundin Amphlîse deren Herrlichkeit zu rühmen sich bestreben mögen, wie auch Gahmuret ausweichen mag und selbst seine Vermählung mit der schwarzen Heidenfrau gesteht, seine Bedenken werden widerlegt und er muss dem Ausspruch der von Herzeloyde berufenen Ritter sich unterwerfen. Der Fall wird streng rechtlich verhandelt und darauf das Urtheil zuhand gesprochen:[1]) dass die Königin den Ritter, der hier Preis errungen, haben müsse. Gahmuret bedingt sich dagegen unbegrenzte Freiheit nach Ritterschaft zu fahren, denn ehe er davon abstünde, verliesse er lieber wieder Leute und Land; Herzeloyde sagt ihm das zu und verkehrt durch ihre Minne all seinen Kummer in Freude. Die Hochzeit wird mit Pracht gefeiert und alle Fürsten und auch das „varnde volc" reich begabt. Sein Anker hat nun endlich doch Grund geschlagen, also vertauscht er das Wappen und lässt den Panther, den sein Vater trug, wieder auf den Schild schlagen. Ritt er zum Streit, so zog er ein weissseiden Hemde der Königin über die Rüstung (daz was sîns halsperges dach), und sie legte dasselbe wieder an ihren Leib, wenn er es zerstochen und zerhauen zurückbrachte. So hatte er bereits achtzehn derselben zugerichtet, als ihm Botschaft kam, der Baruch sei wieder von dem babylonischen Brüderpaar mit Heereskraft überzogen; Gahmuret eilt ihm zu Hilfe. Schon harrt Frau Herzeloyde sehnsüchtig ein halbes Jahr lang auf seine Rückkehr, da brach ihrer Freuden Klinge mitten in dem Heft entzwei. Sie sieht ein ängstigendes Schreckbild im Traume: Blitze und Donnerstrahlen fahren auf sie hernieder und versengen ihr Haar, ein Greif packt ihre Hand, dann verkehrt sich der Traum, sie glaubt eines Drachen Amme zu sein, der ihr den Leib zerreisst und dann plötzlich fortfliegt. Mit einem Schrei des Entsetzens fährt sie auf, ihre Jungfrauen springen ihr bei; da naht Tampanîs, der kluge Meisterknappe ihres Mannes, und erzählt, wie Gahmuret im Kampfe durch heidnischen Verrath gefallen und vom Baruch zu Baldac herrlich und christlich begraben worden sei. Zum Beweis seiner Kunde überbringt er das Hemde und den tödtlichen Speer. —

Herzeloyde ergreift unsäglicher Jammer, sie will das blutige Hemd anlegen, wie sie sonst gethan, die Fürsten aber nehmen es ihr und be-

---

[1]) Wie im Ruodlieb (vgl. oben S. 67 Anm. 1.) ein Schöffengericht, so ist hier eine ritterliche Gerichtssitzung erkennbar. Kläger und Beklagter tragen ihre Sache vor und dann hält der den Handel leitende Vorsitzer der Reihe nach die Umfrage an jeden Einzelnen der helm hie ûf gebant, wodurch sich mittelst Stimmenmehrheit das Urtheil ergibt.

graben es mit dem Speer in dem Münster, wie einen Todten. Vierzehn Tage darauf genass die Königin eines Sohnes, den sie herzend in die Arme nahm und kosend nur immer „bon fîz, scher fîz, bêâ fîz“ naunte. Seufzen und Lachen gehen zugleich aus ihrem Munde, indess des Herzens Jammerthau in Thränen auf den Knaben regnet.

So ist „der âventiure wurf gespilt und ir begin ist gezilt“ da der zur Welt geboren, dem diese Märe erkoren. Von seines Vaters Leben und Tod habt Ihr bisher vernommen, nun soll Euch ferner Kunde kommen, wie auch der Sohn erwuchs an Kraft, ob man ihn gleich vor Ritterschaft barg. Herzeloide nämlich, so hebt der durch seine Lieblichkeit unübertreffliche III. Gesang an, bezog, ganz in Jammer verloren über des Gatten Verlust, die Wildniss von Soltâne, wo sie reuten und pflügen liess, allen Leuten aber bei Leib und Leben befahl, nie von Ritterschaft zu sprechen, damit ihr Herzenskraut nicht davon erführe und ihr entrissen würde. Nur „bogen unde bölzelîn“ durfte er sich schneiden und die Vogele schiessen, die er fand. Wenn er aber ein Sangvögelein traf, so weinte er und raufte sich die Haare. Sein Leib war klar und helle. An einem Bache auf dem Plan

118,	
13. twuog er sich alle morgen.	Wusch er sich alle Morgen;
erne kunde niht gesorgen,	Noch wusste nicht sein Sinn von Sorgen:
ez enwaere ob im der vogelsanc,	Es sei denn um der Vögel Saug
die süeze in sîn herze dranc:	Dess Süsse ihm zu Herzen drang.
daz erstracte im sîniu brüstelîn.	Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
al weinde er lief zer künegîn.	Lief weinend er zur Königin,
sô sprach si „wer hât dir getân?	Doch fragte sie: was ihm gescheh'n?
du waere hin ûz ûf den plân.“	So wusst' er Rede nicht zu steh'n,
ern kunde es ir gesagen niht,	Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
als kinden lîhte noch geschiht.¹)	

¹) „So geht es Kindern noch in unseren Tagen“ Auch im Kinderleben Melchior Diepenbrock's lag solch ein Ahnen und Heimweh „Er sehnte sich nach einem fernen, dunklen Etwas, das ihm die Erde nicht bieten konnte. Und wenn er von sich selber sagte, dass er als kleiner, muthwilliger Junge oft stundenlang weinte, ohne einen anderen Grund für seine Thränen angeben zu können, als dass er Langeweile habe, so war es ja eben dieses Gefühl des Ungenügens, das schon in der Seele des Knaben lag, wenn er in den Wipfeln der höchsten Bäume liegend über den äussersten Rand des Horizonts hinwegzublicken verlangte.“ Vgl. dessen Biographie. Breslau 1859. S. 21. — An ähnlichen reizenden Zügen aus dem deutschen Kinderleben sind auch die neueren Dichter sehr reich, z. B. J. P. Richter in Quintus Fixlein, Leben des Schulmeister Wutz, in der unsichtbaren Loge II. 370, im Jubelsenior. Vgl. dazu Ernst Wagner's Kinderjahre und A v. Arnim in Traugotts Erinnerungen aus seiner Jugend (im ersten Bande der Gräfin Dolores).

	Frau Herzeleide sorgenwach
dem maere gienc si lange nâch,	Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
eins tages si in kapfen sach	Bis sie den Knaben einst ersieht,
ûf die boume nâch der vogele schal.	Wie ganz verloren er in Träumen
si wart wol innen daz zeswal	Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
von der stimme ir kindes brust.	Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
des twang in art und sîn gelust.	Des Söhnleins Herz so sehnend zwang
frou Herzeloyde kêrt ir haz	Schwur Hass den bösen Vögeln sie,
an die vogele, sine wesse um waz:	Und dass ihr Singen nie mehr hie
119,	
si wolt ir schal verkrenken.	Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
ir bûliute unde ir enken	Sie aus, die Vöglein gut' und schlechte
die hiez si vaste gâhen,	Zu fangen all' und umzubringen.
vogele würgn und vâhen.	
die vogele wâren baz geriten:[1])	Doch Vöglein waren gut beritten,
etslîches sterben wart vermiten:	So dass nicht Alle den Tod erlitten,
der bleip dâ lebendic ein teil,	Etliche blieben doch am Leben
die sît mit sange wurden geil.	Um nur noch süsseren Sang zu erheben.
Der Knappe sprach zer künegîn:	Der Knabe d'rauf zur Königin sprach:
„waz wîzet man den vogelîn?“	„Was stellt man doch den Vöglein nach?“
er gert in frides sâ zestunt.	Er bat um Gnade für sie zur Stund.
sîn muoter kust in an den munt:	Die Mutter küsst' ihn auf den Mund
diu sprach „wes wende ich sîn gebot,	Und sprach: „Was wende ich sein Gebot,
der doch ist der hoehste got?	Der doch ist der höchste Gott?
suln vogele durch mich freude lân?“	Soll'n Vögel um mich Trauer empfah'n?“
der knappe sprach zer muoter sân:	Der Knabe sprach zur Mutter dann:
„ôwê muoter, waz ist got?“ —	„Sage, Mutter, was ist das Gott?“
„sun, ich sage dirz âne spot,	„Mein Sohn, ich sage dir's ohne Spott,
er ist noch lichter denne der tac,	Er ist viel lichter als der Tag,
der antlitzes sich bewac	Der einst Angesichtes pflag
nâch menschen antlitze.	Nach des Menschen Angesicht.
sun, merke eine witze,	Sohn, vergiss der Lehre nicht,
und flêhe in umbe dîne nôt:	Und fleh' ihn an in deiner Noth,
sîn triwe der werlde ie helfe bôt.	Dess Treu' der Welt stets Hilfe bot.

[1]) Reiten hat ursprünglich den Sinn von schnell bewegen, sich fertig und aufmachen; im Niederdeut. noch für spazierengehen gebräuchlich: daher auch das Adv. gereite = mit Fertigkeit, leicht und schnell.

sô heizet einr der helle wirt:	Ein anderer heisst der Hölle Wirth,
der ist swarz, untriwe in niht verbirt.	Der schwarz, Untreu nicht meiden wird:
von dem kêr dîne gedanke.	Von dem kehre deine Gedanken,
und och von zwîvels wanke."	Sowie auch von des Zweifels Wanken."
sîn mouter underschiet im gar	Seine Mutter unterschied ihm gar
daz vinster unt daz lieht gevar.	Was finster, was licht und klar.
dar nâch sîn snelheit verre spranc.	D'rauf fröhlich er zum Walde sprang,
er lernte den gabilôtes swanc,[1]	Er lernte des Jagdspeeres Schwang,
dâ mit er mangen hirz erschôz,	Womit er manchen Hirsch erschoss
des sîn muoter und ir volc genôz.	Davon die Mutter und ihr Volk genoss.
ez waere âber[2] oder snê,	Ob offen die Erd', ob bedeckt mit Schnee,
dem wilde tet sîn schiezen wê.	Dem Wilde that sein Schiessen weh.
nun hoeret fremdiu maere.	Nun aber vernehmt die seltne Mär:
swennerrschôz daz swaere	Bisweilen schoss er die Last so schwer,
des waere ein mûl geladen genuoc,	Dass es einem Maulthier wäre genug,
als unzerworht hin heim erz truoc.	Was er unzerlegt nach Hause trug.
Eins tages gieng er den weidegane	So ging er auch an einem Tag
an einer halden, diu was lanc:	Nach seiner Art dem Waidwerk nach,
er brach durch blates stimme en zwîc[3]	An einem Berghang niederschweifend
dâ nâhen bî im gienc ein stîc:	Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend.
dâ hôrt er schal von huofslegen.	Da hört er Schall von Hufes Schlägen:
sîn gabylôt begunder wegen:	Sogleich begann er den Speer zu wägen
dô sprach er „was hân ich vernomn?	Und sprach: „Was hab' ich vernommen?
wan wolt et nu der tiuvel komn	Will etwa jetzt der Teufel kommen
mit grimme zornecliche!	Voll argen Grimms und zorniglich?
den bestüende ich sicherlîche.	Den bestünde ich sicherlich.
mîn muoter freisen von im sagt·	Die Mutter zwar Schreckliches von ihm sagt,
ich waene ir ellen sî verzagt."	Mich dünkt, sie ist wohl auch verzagt."
alsus stuont er in strîtes ger.	So stand er da in Streitbegehr.
nu seht, dort kom geschûftet her[4]	Sieh', da trottirten Ritter her

[1] gabilôt, gabylôt, ein kleiner wahrscheinlich zweizinkiger Jagdspiess, franz. javelôt, von gabele, Gabel. Vgl. Diez Roman. Wörterbuch. 1853. I. 173.

[2] âber = unbedeckt, schelos; âber = aufgethautes Erdreich: âbern = aufgeben.

[3] Bei Spervogel: „mit dem blate glien." Hagen II. 375. (3 Str. 1.)

[4] schiuften, im Galopp ansprengen. Vgl. noch Parcival 161, 21. 299, 2.

drî ritter nâch wunsche var,	Drei Ritter im hellen Waffenglanz
von fuoze ûf gewâpent gar.	Von Kopf zu Fuss gewappnet ganz.
der knappe wânde sunder spot.	Der Knabe wähnte sonder Spott
daz ieslîcher waere ein got.	Dass ihrer jeder wär' ein Gott.
dô stuont ouch er nit langer hie,	D'rum stand er aucht nicht länger hie
in den phat viel er ûf sîniu knie.	Er warf sich in den Pfad auf's Knie.
121, lûte rief der knappe sân	Mit lauter Stimme rief er gleich:
„hilf, got: du maht wohl helfe hân.“	„Hilf Gott, du bist wohl Hilfe reich!“

Während der Vordere noch zürnte, dass der Knabe im Wege lag, sprengte bereits auf einem schönen Pferde (kastelân) [1]) der Graf Ulterlec-Karnahkarnanz ganz gewaffnet und mit verhautem Schilde heran. Er wollte zweien Rittern nach, die eine Frau aus seinem Lande geraubt hatten. „Wer irret (versperrt) uns den Weg?“ fuhr er den Junker an. Doch dem schien auch er wie ein Gott gethan, da er nie so Lichtes zuvor gesehen. Sein Wappenrock erglänzte, kleine goldene Schellen [2]) erklangen an seinen Stegreifen, ebenso sein rechter Arm, wenn er ihn bewegte. Er fragt nach den Rittern, ob sie nicht vorübergefahren; der Knabe aber hielt ihn immer noch für Gott, weil ihn Frau Herzeloyde als leuchtend geschildert hatte. Also sprach er wieder sein früheres Gebet. Der Fürste sprach: „Ich bin nicht Gott, doch leist' ich gerne sein Gebot; sähest Du recht, Du würdest in uns nur vier Ritter erblicken.“ Der Knabe aber fragte gleich fürbass: „Du nennst da Ritter? Was ist das? hast Du selbst keine Gotteskraft, wer kann denn geben Ritterschaft?“ „Das thut der König Artus; kommt Ihr mal zu ihm, Jungherr, der kann Euch ehrlichen Ritters Namen geben, Ihr seid wohl ritterlicher Art.“ Dabei besah er ihn, an den Gott so gute Kunst verwendet, dass seit Adams Zeit nie ein Menschenkind (mannes varwe) besser gerathen war. Da hub der Knabe, die Panzerringe betastend, wieder an, dass sie lachen mussten: „Ei Ritter gut! was hast du so viele Ringe (vingerlîn) an deinen Leib gebunden, dort oben und hier unten; ich sah doch meiner Mutter Frauen auch Ringel an Schnüren tragen (mîner muoter juncfrouwen ir vingerlîn an snüeren tragnt), die nicht so in einander ragen. Wozu ist das gut, was dir so wohl steht

[1]) Im Parc. wird kastelân überhaupt sehr häufig genannt; die beliebtesten Pferde kamen damals aus Spanien, namentlich aus Kastilien, daher spanisch castellano. Vgl. Pfeiffer das Ross im Altd. 1855. S. 27.

[2]) Die Schellen trägt auch Segramors vgl. 287, 1-4. Die Sitte mit Schellen die Kleider zu behängen, blieb wohl von den Heuschreckenzügen der Ungarn zurück; ihre am Lechfeld gefangenen und erschlagenen Fürsten hatten so den Saum ihrer Gewande besetzt. Vgl. Falke Deutsche Trachten und Modewelt. 1858. I. 149.

und ich nicht herunter zu zwicken vermag?“ Da wies der Ritter ihm sein Schwert und sprach: „Nun sieh, wer an mich Streites gehrt, desselben wehr' ich mich mit Schlägen, gegen die seinen aber muss ich das an mich legen, gegen Schuss und Stich muss ich also waffnen mich.“ Schnell aber sprach der Knabe: „Trügen die Hirsche solches Fell, so verwundete sie nicht mein Gabylôt, das mir schon manchen fällte.“ Die Ritter zürnten, dass er mit des Knappen Unerfahrenheit sich verhielt. Der Fürst sprach: „Gott hüte dein! O weh! wär' deine Schönheit mein! dir hätte Gott nach Wunsch gegeben, hättest du auch Verstand genug (ob du mit witzen soldest leben), aber diese Gotteskraft liegt dir fern!“ So ritt er mit den Seinen weiter und kam bald im Walde zu einem Felde, wo Herzeloydens Leute pflügten, säeten und mit starken Ochsen eggten; sie gaben ihm über die Flüchtlinge verzagt Antwort und fürchteten den Zorn der Königin, wenn der „juncherre,“ der heute Morgen mit ihnen gelaufen war als die Mutter noch schlief, die Ritter gesehen hätte. Dem Knaben aber galt es gleich, wer nun die Hirsche schoss, er hub sich zur Mutter und sagt' ihr die Maere. Da fiel sie vor Schreck ohnmächtig (unversunnen) nieder. Als sie wieder zu Sinne kam, fragte sie gleich, wer ihm „von ritters orden“ gesagt. „Mutter, ich sah vier Mann, lichter kann Gott nicht sein, die sagten mir von Ritterschaft, Artus' königliche Kraft soll mich zu Schildesamt keren.“ Da hub sich neuer Jammer; doch sie ersann eine List, ihn von seinem Willen zu bringen. Der gute Knabe in seiner Einfalt bat aber die Mutter gleich um ein Pferd. Sie beschloss, ihm selbes nicht zu versagen, aber ein recht armseliges zu geben. „Die Leute spotten immer gerne, also soll mein Kind Narrenkleider an seinem lichten Leibe tragen, wird er gerauft und geschlagen, so kommt er mir schon wieder.“ — O weh! des jämmerlichen Truges! — Die Frau nahm Sacktuch,[1]) schnitt ihm Hemde und Bruch, die ein Stück bildeten und als „tôren kleit“ galten; eine Gugel kam darauf und zwei „ribbalîn“ schnitt man aus frischen rauhen Kalbshäuten nach seinen Beinen.[2]) So bedauerte

[1]) Drillich, Sackleinwand.

[2]) Die Bruch, bruoch, ursprünglich nur die Bekleidung der Oberschenkel, gilt noch im Volke für die kurze Hose. gugel ist Kaputze (brudere, tut ûwere kugelen abe, bei Hermann von Fritzlar Pfeiffer S. 83, 25); auch Kappe, Narrenkappe mit Schellenohren. — al frisch rûch kelberîn von einer hût zwei ribbalîn nâch sînen beinen wart gesnitn. 127, 7—9. Die ribbalîn sind Bundschuhe der einfachsten Art, wie sie schon in den frühesten Zeiten, bis in das spätere Mittelalter im armen Volke üblich waren und noch in Italien getragen werden. Man fand dergleichen im J. 1817 in einem Torfmoor von Ostfriesland an einer Leiche; sie bestunden aus einem Stücke ungegerbten Leders, das mit Riemen über dem Fusse zusammengehalten war, die durch Löcher längs des Fussblattes gezogen wurden.

ihn Jeder, wer den Knaben sah. Dann gab sie ihm noch gute Lehren auf den Weg mit:

127,	
an ungebanten strâzen	Du sollst auf ungebahnten Strassen
soltu tunkel fürte lâzen:	Die dunklen Furten liegen lassen;
die sîhte und lûter sîn,	Doch siehst du seicht sie, hell und rein,
dâ solte al balde rîten în.	So reite nur getrost hinein.
du solt dich site niten,	Auch sollst du guter Sitte pflegen,
der werlde grüezen bieten.	Die Leute grüssen auf den Wegen,
op dich ein grâ wîse man	Und wenn ein grauer, weiser Mann
zuht wil lêrn als er wol kan,	Dich Zucht will lehren, nimm's ja an,
dem soltu gerne volgen,	Verarg' ihm nicht, was er dir sprach,
und wis im niht erbolgen.	Vertrauend thu', und gern darnach.
sun, lâ dir bevolhen sîn,	Dann, Sohn, lass Dir empfohlen sein:
swâ du guotes wîbes vingerlîn	Wo gutes Weibes Ringelein
mügest erwerben unt ir gruoz,	Du kannst erwerben und ihr Grüssen,
daz nim: ez tuot dir kumbers buoz.	Da nimm's! es kann Dir Leid versüssen.
du solt zir kusse gâhen	Magst Du auch ihren Kuss erlangen
und ir lîp vast umbevâhen:	Und herzlich ihren Leib umfangen,
128,	
daz gît gelücke und hôhen muot,	Das gibt Dir Glück und hohen Muth
op si kiusche ist unde guot.	Ist anders keusch sie und auch gut.

Dazu sollst du wissen, dass der stolze Lähelîn deinen Fürsten jüngst zwei deiner Lande abgefochten, und einen deiner Fürsten, Turkentâls getödtet. „Das räch' ich Mutter, will es Gott! ihn verwundet noch mein Gabilot!“

Des Morgens da der Tag erschien, liess die Sehnsucht nach Artus den Knaben nicht länger warten. Frau Herzeloyde küsste ihn, lief ihm noch so lange nach, als sie ihn sehen konnte und wie er entschwunden, da fiel die allen Falsches reine Frau zu Erde und der Jammer schnitt ihr das Leben ab.

So fuhr auf lohnergiebige Fahrt die Wurzel aller Güte, wozu alle treuen Frauen dem Knaben Heil wünschen sollen. Der aber nahm auf den Forst von Brizljân [1]) den Weg und fand gleich Gelegenheit, die weisen Lehren seiner Mutter anzuwenden — freilich! in seiner Art und sämmtlich auf verkehrte Weise.

[1]) Der Wald von Brizljân ist eine unsichere Gegend, wo sonst allerlei Spuck begegnet, denn Merlins, des Zauberers Grab, ist darinnen. Vgl. v. d. Hagen Germania. 1841. IV. 13.

129,

er kom an ein bach geritn.	Er kam an einen Bach geritten,
den hete ein han wol überschritn:	Den leicht ein Hahn hätt' überschritten;
swie dâ stuonden bluomen unde gras,	Doch da sein Strom so dunkel schien,
durch daz sîn fluoz sô tunkel was,	Denn Gras und Blumen umschatteten ihn,
der knappe den furt dar an vermeit.	Ritt lieber den ganzen langen Tag
den tag gar derneben reit,	Geduldig der Knabe dem Bächlein nach,
alsez sînen witzen tochte.	Eh' er hindurch zu reiten wagte,
er beleip die naht swier mochte,	Streng folgend, wie die Mutter sagte. —
unz im der lichte tag erschein.	Die Nacht verbracht' er, wie er konnte,
der knappe huob sich dan al ein	Doch als der Morgen zu grauen begonnte,
zeime furte lûter wol getân.	Ersah eine Fuhrt er, licht und klar.

Jenseits des Baches war auf dem Plane ein kostbares Gezelt aufgeschlagen, von dreifarbigem Sammt, hoch und breit, die Näthe mit goldenen Borten belegt, auch hing ein lederner Ueberzug (ein liderîn huot) daneben, den man bei Regen darüber decken mochte. Hier ruhte die schöne Jeschûte, Frau des Herzogs Orilus de Lalander.

130,

Diu frouwe was entslâfen.	Die Frau war entschlummert; im Schlummer doch
si truoc der minne wâfen, [1]	Trug sie das Waffen der Liebe noch:
einen munt durchliuhtic rôt,	Einen Mund, durchleuchtig roth,
und gerndes ritters herzens nôt.	Für erobernden Rittersmann Herzensnoth.
innen des diu frouwe slief,	Während die Schöne schlief
der munt ir von ein ander lief:	Der Mund ihr von einander lief:
der truoc der minne hitze fiur.	Der schuf der Minne Gluth und Feuer!
sus lac des wunsches âventiur.	So lag das schöne Abenteuer!
von snêwîzem beine	Schneeweiss, wie von Elfenbein,
nâhe bî ein ander kleine,	Zusammen dicht gefügt und klein,
sus stuonden ir die liehten zene.	So standen ihr die lichten Zähne.
ich waen mich iemen küssens wene	Mich gewöhnt man nicht, ich wähne
an ein sus wol gelobten munt:	An einen so wohl gelobten Mund:
daz ist mir selten worden kunt.	Solch Küssen ward mir selten kund.

[1]) wâfen kann hier sowohl Schwert oder Waffe überhaupt, als auch Wappe bedeuten, obwohl die erste Bedeutung, ihres schönen poetischen Sinnes vorzuziehen wäre, d. h. obwohl schlafend, trug die schöne Frau doch ihr Schwert und die Waffen der Minne.

Ihr „deckelachen“ von Zobel, die ihr „hüffelîn“ decken sollte, hatte sie der Hitze wegen von sich gestossen, als ihr Herr (wirt) sie alleine liess. Gott selber workte ihren süssen Leib; lange Arme und blanke Hände hatte die Minnigliche. Als der Knappe nun ein Fingerlein an ihrer Hand ersah, fiel ihm der Rath seiner Mutter ein, die ihm der Frauen Ringe wohl empfohlen hatte; also sprang er schnell von dem Teppiche an das Bett. Die süsse Reine erschrack unsanft, als der Knappe in ihren Armen lag, beschämt und ohne Lächeln sprach die züchtereiche: „Wer hat mich geunehret? Juncherre, Ihr wagt allzuviel; wählt Euch doch ein ander Ziel.“ Wie sie auch klagte, er zwang ihren Mund an den seinen, drückte die Herzogin an sich und nahm ihr ein Fingerlein; auch ersah er eine Spange an ihrem Hemde, die brach er sich ungefüge. Die Fraue hatte nur Weibes Wehr, ihr war seine Kraft ein ganzes Heer. Da rangen sie, bis der Knappe endlich ob Hunger klagte. Sie sprach: „Mich sollt Ihr nicht essen, wäret Ihr klug, Ihr suchtet Euch andere Speise; dort steht Brod und Wein und auch zwei Rebhühnere, [1]) die Jungfrau, die das brachte, hat sicher nicht an Euch gedacht. Er ass nun einen guten Kropf und zog zwei schwere Trünke. Der Frau aber bedünkte, er treibe sein Wesen gar zu lange, sie wähnte, er wäre ein „garzûn,“ dem der Verstand abhanden gekommen; ihre Zucht kam in Verlegenheit, also sprach sie: „Juncherre, Ihr sollt mein Fingerlin hie lassen und meine Spange, hebt Euch hinweg, denn kommt mein Mann, so müsst Ihr Zorn erleiden, den Ihr besser meiden möchtet.“ Der aber versetzte: „Was fürcht' ich Eueres Mannes Zorn? doch schadet Euch das an den Ehren, will ich von hinnen.“ Damit ging er wieder an das Bette, küsste sie nochmals zu ihrem Leidwesen und ritt ohn' Urlaub von dannen, doch sprach er noch: „Gott hüte Dein! also rieth mir die Mutter mein!“ Schon war er, froh des Raubes, eine gute Weile weg, als der Fraue Gemahl zurückkehrte und im Grase die Tritte gewahrend und das ärgste vermuthend, zornig losbrach. Sie beschwor ihre Unschuld mit wasserreichen Augen und erzählte den wahren Sachverhalt, er aber, in unerbittlichen Zorn entbrannt, entschlägt sich aller freundlichen Gemeinschaft mit ihr, reisst ihr Schmuck und Sammt vom Sattel und zwingt sie, in elendem Gewand, mit einem Strick von Bast statt der Zügel, auf einem elenden Klepper weiter zu ziehen, den Knappen einzuholen. Weinend schied die Frau aus dem Zelte, in ihrem Jammer wünschte sie sich den Tod.

So eilte sie dem Knappen nach, der davon keine Ahnung hatte; wer ihm immer in den Weg kam, den grüsste er und setzte richtig

[1]) pardrisekin, vom Franz. perdrix; sonst auch rephuonlîn, kleines Rebhuhn.

bei, dass es ihm seine Mutter so gerathen. Hernieder reitend an einer Halde hört unser täppischer (törscher) Knabe den Klageruf einer Frauenstimme; er wendete dem Schall nach und fand eine Jungfrau, die ihre langen braunen Zöpfe jammernd sich ausraufte [1]) und einen erschlagenen Ritter in ihrem Schoosse liegen hatte. (Es ist Sigûne und der Ritter Schîonatulander.) Er grüsst nach seiner Mutter Lehre und fragt nach dem jämmerlichen Fund in ihrem Schoosse und wer die Wunden geschlagen: „Wer hat ihn erschossen, geschah's mit einem Gabilot? ich will gerne mit ihm streiten.“ So sprechend griff gleich der gute Knabe (der noch die Pfänder trug, die er von Jeschûten brach) nach seinem Köcher mit den scharfen Gabilôten. Sie aber erwiderte: „Du bist wahrlich tugendlicher Art; geehrt sei Deine süsse Jugend und Dein minnigliches Antlitz; Du wirst wahrlich noch säldenrîche. Diesen Ritter aber traf kein Gabylôt, er fiel im Tjost.“ Als sie nach seinem Namen fragt und er treuherzig antwortet, man habe ihn zu Hause immer nur „bon fîz, scher fîz, bêâ fîz“ genannt, so weiss sie, dass ihr Verwandter Parzivâl vor ihr steht, dessen Mutter ihre Muhme ist. „Dein Vater, so belehrt sie ihn, war ein Anschevîn (Anjou), von Mutter Seite bist Du ein Wâleis, Kanvoleiz ist Deine Heimath und Norgâls Dein Reich, wo Du zu Kingrivâls Krone tragen sollst. Für Dich ward dieser Fürst erschlagen, der stets Dein Land vertheidigte und nie die Treue versehrte. Zwei Brüder thaten Dir Leides an, zwei Lande nahm Dir Lähelîn, und diesen Ritter hier, Deinen Vetter, Du junger schöner (vlaetic) süsser Mann, erschlug Orilus im Tjost“ (und zwar zur selben Zeit, während Parcival dessen süsse Gemahlin so tölpisch behandelt hatte). Parcival, der von dem engeren Zusammenhang gar keine Ahnung hat, schnaubt nach Rache; Sigûne aber, die für das Leben des Knaben bangt, ist klug und weist ihm fälschlich andere Wege. So fuhr er weiter; wer ihm aber entgegen ging oder ritt (widergienc od widerreit) Ritter oder Kaufmann, die grüsste er alle mit dem Beisatz, das sei seiner Mutter Rath. [2])

---

[1]) „ûzer swarten brach,“ swarte die (behaarte) Kopfhaut.

[2]) Die Lehren der Mutter bezogen sich (wie Reichel richtig bemerkt) auf die Vermeidung der nächsten Gefahren, wiesen, was dem weiblichen Herzen Herzeloydens am nächsten lag, auf das reine Glück der Liebe und empfahlen ihm reine „Zucht.“ Und es ist wirklich rührend, dass, wie sehr auch der unerfahrene Jüngling bei seinem Eintritt in die Welt durch die wörtliche Befolgung der mütterlichen Gebote irren mag, seine Fehler doch nur das kindliche Vertrauen, das reine Gemüthe des unschuldigen Knaben zeigen. Das Unglück Sigunens greift ihm so mächtig an's Herz, wie das kindlich ungestüme Fragen verräth, dass er kaum zur Antwort Zeit lässt.

Gegen Abend ersah unsere gutmüthige Einfalt (der tumpheit genôz) ermüdet ein Haus, das einem groben, habsüchtigen Fischer gehörte, und da ihn dieser ohne „phenninge oder phant“ nicht herbergen will, so zieht Parcival die goldene Spange und verspricht sie dem Flegel, wenn er ihn morgen zu Artus Tafelrunde weise. Auf dem Wege dahin, nahe vor Nantes, verlässt ihn der Bauer (vilân, Lümmel) unter nichtigem Vorwand und Parcival reitet allein weiter. Kein treuer Curnevâl[1]) hatte ihn erzogen, von Curtoisie (kurtôsie) wusste er nichts, von Bast war sein Zaum und sein elendes „phärdelîn“ strauchelte öfter und fiel (daz tet von strûchen manegen val). Auch war sein Sattel überall unbeschlagen mit neuen Ledern, von Sammt oder Härmelin sah man nichts, der Mantelschnüre bedurfte er nicht, anstatt Sukenie und Surkot[2]) trug er sein Gabylôt. Sein Vater war vor Kanvoleiz, traun! besser gekleidet. Da begegnete ihm ein Ritter, der Basensohn des König Artus, Herr Ithêr von Gaheviez, der rothe Ritter genannt, denn Alles, was man an ihm sehen konnte, war roth, roth war sein Ross, dessen Kopfputz[3]) und sammtene Kovertür, feuerroth sein Schild, roth sein Korsett (kursît) und weit genug, roth war sein Schaft, roth sein Speer, roth hatte auch auf sein Begehr sein Schwert der Schmied geröthet, ohne die Schärfe zu verlöthen. Zwar war seine Haut blank, aber roth sein Haar. Parcival grüsst ihn in seiner Weise: „Gott schütze Euch! so rieth es die Mutter mir!“ — „Gott lohne, Junchêrre, Euch und ihr“ antwortet der Ritter, der einen kunstvollen Becher von rothem Golde[4]) in der Hand hält. Er war an Artus Hof gekommen, um Erbanspruch an das Land geltend zu machen und hatte deshalb einen goldenen Becher Weines der Königin Gînovêrn in den Schooss gegossen, den Becher aber mitgenommen. Da er den Knaben bereit sieht, in die

---

[1]) Kurneval hiess der Erzieher Tristans.

[2]) 145: „für suknî und für surkôt.“ Sukenie ist eine Art Oberkleid, ebenso wie der weitärmelige Surkot. Vgl. Weinhold Deut. Fr. S. 447.

[3]) „sîn ors was rôt unde snel, al rôt was sîn gügerel.“ gügerel (von gugele) ist eine Erhöhung auf der Spitze des Pferdkopfes, ein Schmuck, der sich noch bei unseren Schlittenpferden erhalten hat. Vgl. J. Grimm zu Reinh. 1338. – Schmeller bayr. Wörterb. II. 25.

[4]) „al rôt von golde ûf sîner hant, stuont ein kopf vil wol ergrabn.“ — Kopf = rundgeformter Becher, Pokal, bei Hermann von Fritzlar, Pfeiffer 168 in der Geschichte der Pilgrime. Das Mittelalter liebte seltsame Gefässe (trank ja selbst Luther noch am liebsten aus einem Krüglein, das eine Nonne vorstellte) und voraus in dieser Form, die aus dem urgermanischen Schädeltrunk sich verfeinert und gebildet hatte. In St. Oswalts Leben wird ein solches Gefäss genannt (Genthe I. 298), ferner bei Wackernagel Leseb. 2. Aufl. S. 170, 37: „silberîne napphe, guldîne chopphe.“ — 241, 22: „di guldinen copfe. die silberinen nepfe.“ — Im Weinschwelg ibid. 575, 6: „er wolde näpf noch kophe niht.“ — Steinmar (v. d. Hagen MS. II. 154): „köpfe unde schüzzel wirt von mir unz an den grunt erlochen.“

Stadt zu reiten, trägt er ihm, durch dessen Schönheit für ihn eingenommen, diese Botschaft an Artus auf: er harre hier, bis der König oder seine Ritter ihm den Becher wieder abkämpfen und seinen Anspruch mit ihm ausfechten würden. Kaum hat Parcival die Stadt betreten, als ihm schon die Kinder neugierig nachlaufen; mit Hilfe Iwânets, eines Knappen, der ihm Kumpanie angeboten, gelangt er bald zu Artus. Der ganze Hof staunt über die Schönheit, wie über die Botschaft des Knaben, der mit Holdseligkeit die Bitte an König Artus stellt, ihn sogleich zum Ritter zu machen, denn ihm sei gesagt, dass er das wohl vermöge, auch solle er ihm das Gewand des rothen Ritters schenken, er sei bereit, es ihm abzukämpfen. Da Artus ihn vorläufig auf den folgenden Tag vertröstet, wird er ungeduldig und gaggerud wie eine Trappe platzt er los: könne er des Ritters Rüstung nicht bekommen, so frage er nichts nach königlichen Gaben, „die gibt meine Mutter mir, die doch, mein' ich, auch eine Königin ist." Der König zaudert noch über das wunderliche Verlangen, doch Keye, der Seneschall, überredet ihn, es geschehen zu lassen als einen Scherz, der ja doch keine ernstlichen Folgen haben könne: „Lasst ihn auf den Plan! Wollt Ihr zurück den Kopf, hier ist die Geisel dort der Topf,[1]) vergönnt es dem Kind ihn umzutreiben, so lobt man es vor den Weiben. Er muss noch manchen Stoss ertragen, noch manche Ruthe wird ihn schlagen, ich sorg' nicht um ihr Leben: man soll Hunde um Ebershaupt geben." — So macht sich denn wirklich Parcival mit seinem schlechten Rösslein, ohne andere Waffen, als seine kindischen Jagdspeere, in seinem Thorengewande auf, den rothen Ritter zu bestehen. Von einer Laube[2]) sieht ihm Iwânet, von den Fenstern sehen ihm die Frauen und Ritter nach.

Nun hatten damals ein gewisser Herr Antanor und die Königin Cunnewâre de Lalant, die Schwester von Orilus und Lähelîn (die Parcivals Reichen so viel Abbruch thaten) ein seltsames Gelübde durcheinander. Sie hatte geschworen, Niemanden ein holdseliges Lächeln zu zeigen, bis sie den erblicke, der auf Erden den höchsten Preis erringe, und Antonor dagegen: nicht eher zu sprechen, als bis Cunnewâre lachen werde. Wie sie nun den schönen Knaben ausreiten sieht, da erlachte ihr minniglicher Mund. Das macht' ihr den Rücken ungesund. Denn Keye, der Seneschall[3]) fasste sie bei ihren krausen Haaren, wand ihre

---

[1]) Wolfram wendet das bekannte Kinderspiel bildlich an, wo der Kreisel, auch Topf genannt, mit der Peitsche (Geissel) umgetrieben wird. Vgl. Rochholz Allemannisches Kinderspiel. 1857. S. 419.

[2]) Altane, Umgang am Hause, Engl. lobby. Vgl. später Wigalois.

[3]) Keye und Keie, der scheneschlant (San-Marte Germ. II. 396), eine in ritterlichen Dichtungen (s. B. im Iwein des Hartmann v. d Aue und auch im

klaren Zöpfe sich um die Hand und „spancte se âne türbant;“ ihrem Rücken ward kein Eid gestabt,[1]) doch ward ein Stab so d'ran gehabt bis sein Sausen ganz verschwang, dass er Kleid und Haut durchdrang. Dann sprach der Unkluge:

152,

„iwerm werdem prîse	Eine schmähliche Kost muss ich Euch reichen,
ist gegebn ein smaehiu letze:	Dass von Euch möge die Hohfahrt weichen,
ich pin sîn vängec netze,	Und Ihr empfindet an Eurem Leibe
ich soln wider in iuch smiden,	Wie mit Erfolg ich sie vertreibe.
daz irs enpfindet ûf den liden.	Es ritten der Männer so viele werthe
ez ist dem künge Artûs	Am Hofe des Königs ein und aus,
ûf sînen hof unt in sîn hûs	Und doch betrat noch Keiner das Haus,
sô manec werder man geriten,	Dem Euer Mund nur ein Lächeln bescherte,
durch den ir lachen hât vermiten,	Nun aber belacht ihr vermessen
und lachet nu durch einen man	Einen Knaben, von Thorheit besessen;
der niht mit ritters fuore kan.“	Der nimmer gewonnen Ritterpreis,
	Ja, der von Ritterschaft gar nichts weiss! —

Geschieht im Zorn was allerhand, doch nie wär' ihm vor dem Reich ein Schlag zuerkannt worden auf diese Magd, die sehr beklagt wurde. Nun, da auf Cunnewâre's Lachen auch Antonor zu sprechen wagt, fährt er zornig den „scheneschlant“ an, der aber auch ihm für das erste Wort den Braten mürbe macht und mit den Fäusten hinter die Ohren schlägt. Das Alles sah Parcival beim Ausreiten mit an, er griff öfters zum Gabylot und hätte dem zuchtlosen Keye sicherlich einen Schuss gesendet, wäre das Gedränge um die Königin nicht so gross gewesen.

Noch harrt der rothe Ritter auf Antwort; Parcival sagt ihm, dass Niemand in Nantes mit ihm zu streiten Lust habe: „Du aber gib mir das Ross, auf dem Du sitzest und Deine Rüstung, denn Artus hat sie mir geschenkt, um darinnen Ritter zu werden.“ — „Ich glaube gar, versetzt lächelnd der Ritter, Artus, der Dir so schnell hold geworden, hat Dir am Ende gar noch mein Leben geschenkt.“ Da der Knabe

wälschen Gast) vielgenannte Persönlichkeit. Wolfram lässt ihn später in milderem Lichte erscheinen. Vgl. Sachse über den Ritter Kei. Berlin 1860.

[1]) „staben einen eit“ wird sowohl von dem gesagt, der dem Anderen die Eidesformel vorsagt, als von dem, der sie nachspricht. Vgl. Wigalois. Wir legen bei Doctor-Promotionen bekanntlich noch den Eid auf die Stäbe ab.

indess zudringlicher wird und das Ross des Rothen beim Zügel packt, stösst er ihn sammt seinem Rösslein mit dem umgekehrten Lanzenschaft zu Boden, so dass dem Knappen das Blut aus der Haut dringt. Parcival jedoch springt zornig auf und wirft sein Gabylot so glücklich, dass es zwischen Helm, Barbier und Härsenier [1]) durch das Auge bis in den Nacken drang und der treue Mann (der valscheit widersatz) todt hinfiel. Sein Fall machte mancher Frau nasse Augen. Parcival, in seiner Tumbheit, kehrt ihn nach allen Seiten, um ihm die Rüstung abzuziehen, weder Helmschnüre noch Schinnelier [2]) wusste er zu lösen oder abzuzwicken, so oft er es versuchte. Das Streitross und das Pferdelein erhuben so grosses Gewieher, dass es Iwânet, der vor der Stadt am Graben stand, hörte und da er Niemand darauf sitzen sah, eilte er, Parcival zu liebe, hinaus. Da fand er Ithêrn todt, Parcival aber in dummen Nöthen. „Gott lohne Dir Dein Kommen, sagt Parcival, nun rathe mir, was ich da thu', ich komme ihm nicht bei, wie bring' ich's ihm ab und an mich.“ — „Das kann ich Dich wohl lehren,“ antwortet der stolze Iwânet, entwaffnete den Todten und bekleidete damit den Lebenden, der noch schwer an Thorheit trägt. Umsonst bemerkt ihm Iwânet, dass solche Bundschuhe nicht zu ritterlicher Kleidung passen, aber Parcival weigert sich die Ribbalîn abzustreifen; was ihm seine Mutter gab, soll nicht von ihm kommen. So zog er die lichten Eisenhosen darüber, Iwânet spannte ihm die goldenen Sporen an und strickte ihm an das Schinnelier bevor er ihm den Halsberg bot. Nicht lange währte es, so sah man den ungeduldigen Parcival von Fuss auf wohl gewapent. Dazu will er seinen Köcher, doch begreift er, dass die Gabylote nicht der Ritterschaft ziemen. Dafür gürtete ihm Iwânet ein scharfes Schwert um und lehrt ihm selbes zu ziehen; auch widerrieth er ihm je zu fliehen. Dann zog er des Todten Ross herbei, das hohe lange Beine hatte und Parcival sprang, ohne die Stegereife zu gebrauchen, in den Sattel. Weiter lehrt ihm nun Iwânet, unter dem Schilde sich künstlich zum Schaden des Feindes zu gebahren; er bot

---

[1]) 155, 7: dâ der helm unt diu barbier
sich locheten ob dem härsnier,
durchz ouge in sneit dez gabylôt,
unt durch den nac . . .

Härsenier ist die das Haupt unmittelbar bedeckende Haube, auf welche dann erst der Helm gesetzt wird, an ihr ward auch diu barbier befestigt, die unter dem Helm befindliche Bedeckung des Gesichtes (in welcher zwei Löcher für die Augen ausgeschnitten sind — Müller mhd. W.) Vgl. Parc. 265, 27. 598, 1. W. Wh. 408, 6.

[2]) schinnelier, scinnelier, vom Ital. schiniere und dieses wieder vom deutschen schin, ein Band am Helme, besser aber der hintere Theil der Bewaffnung, Rückstück eines Harnisches.

ihm den Speer, dessen Nutzen Parcival gleichfalls erst erfahren musste. So sass er endlich da, wie ihn kein Maler von Köln oder von Mastricht besser malen könnte.[1]) Er dankt seinem Freunde, bittet das goldene Gefäss dem König Artus zurückzubringen und zu sagen, er wolle noch rächen, dass seinetwegen eine Jungfraue geschlagen worden, und fährt nun von dannen.

Iwânet aber brach Blumen über den trefflichen Ithêr von Gaheviez, stiess den Stiel eines Gabylotes in die Erde,[2]) nachdem er zuvor durch die Schneide in Kreuzesform ein Holz gedrückt, und machte dann in der Stadt die Kunde bekannt, darob manche Frau verzagte und mancher Ritter weinte. Allgemeiner Jammer erhob sich, man holte den schönen Todten ein, die Königin selbst ritt ihm entgegen und liess auch das Heiligthum vortragen. Die ganze Tafelrunde klagt; königlich wird er bestattet; sein Harnisch brachte ihn um's Leben. —

Das Pferd aber, das Parcival ritt, pflag solcher Sitte, dass es die grösste Mühe nicht verdross, es gerieth nie in Schweiss, ob es über Felsen oder gestürzte Bäume (ronen) ging, wer zwei Tage darauf sass, brauchte es nur um ein Loch enger zu gürten. Gewapent ritt es „der tumbe man" den Tag so weit, wie es ein Kluger nicht in zwei Tagen ereilte; es ging meist im Galopp, selten im Trab.

Gegen Abend gewahrt er einen Thurm und bald mehrere, die ihm allgemach wie er sich näherte dem Boden zu entwachsen scheinen, er meinte König Artus habe das gesäet, könnte doch meiner Mutter Volk so bauen, ihre Saat gedieh nie so. Herr dieser Burg ist Gurnemanz de Grâharz, den Parcival unter Weges bei einer Linde ganz alleine sitzend findet. Uebel gelang es dem ermüdeten Knappen den Schild zu schwingen und ritterlich zu salutiren, dafür spricht er gleich, wie seine

---

[1]) 158, 13: als uns diu âventiure giht,
von Kölne noch von Mâstricht
kein schiltaere entwürfe in baz
denn alser ûfem orse saz.

Diese Stelle, deren Wichtigkeit für die Geschichte der Malerei bereits Fr. Schlegel bekannte, beweist, dass eine Kölner Schule der Malerei fast 200 Jahre vor van Eyck schon ganz allgemein berühmt war, so dass der Dichter sie vorzugsweise als Beispiel nennen konnte und zwar ein Dichter im südlichen Deutschland, der also in ziemlich weiter Entfernung von jenen Städten einheimisch und wohnhaft war. Es wäre jedoch nicht unwahrscheinlich, dass Wolfram persönlich mit den dortigen Meistern bekannt geworden, denn er hat, wie wir bei einer Stelle seiner Minnelieder bemerken, einen bewunderungswürdigen Blick und ein wahres Genie für bildende Kunst, wie auch der Plan zum Graltempel beweist, den wir unserem Dichter ganz vindiciren.

[2]) Nicht sowohl als ein „Marterl," d. h. ein Zeichen, dass hier ein Mensch eines gähen Todes gestorben, sondern um die Stelle vorläufig zu bezeichnen, und dass der Leichnam unberührt liegen bleibe, bis man ihn feierlich einhole.

Mutter ihm geheissen, Rath zu nehmen von dem der graue Locken hat; dafür will ich Euch dankbar sein. Der Fürst warf einen Sperber von der Hand, seine goldenen Schellen klangen, so schwang er sich als Bote gleich in die Burg, von der viele Juncherren kamen, den Gast zu empfangen und Gemach zu schaffen. Da ergibt sich neue Noth, nur mit Mühe bringt man den Knaben dazu, vom Pferde zu steigen: ein König habe ihn Ritter geheissen, entgegnet er, und was ihm auch darauf geschehe, er gehe nicht herab. Als sie ihn dann in einer Kemenate entwappneten und die Ribbalin und das Thorengewand erblickten, erschracken sie und melden es dem Ritter, der selbst hingeht und ihm die Quetschungen und Wunden, die ihm die Rüstung verursacht, verbindet; darauf ass Parcival mit grosser Lust und schlief die Nacht, ohne sich umzuwenden. Am Morgen steht ein Bad bereit [1]) und neue prächtige Gewande, die ihm herrlich stehen, liegen auf seinem Bette.

Zuerst führt ihn der Wirth zur Messe und lehrt' ihm, was zum Heil der Seele dient: opfern, sich segnen und gegen den Teufel sich zu bewahren; darauf erzählt Parcival beim Frühstück offenherzig Alles, wie er von der Mutter zog, von Ring und Spange, wie er den Harnisch gewann, den der Ritter wohl kannte und tief darüber erseufzte. Dann begann Gurnemanz ernst und liebreich: „Ihr redet wie ein Kind; führt die Mutter nicht immer im Munde und haltet Euch an meinen Rath: Legt nie die Scham von Euch, habt Erbarmen mit der Noth und seid dem kummerhaften werthen Mann zur Hilfe bereit, denn so Einer ist übler daran als die nach der Thüre gehen wo das Fenster steht. Seid bescheiden unter allen Verhältnissen, das rechte Maass sei Euer Orden, lasst allen Unfüg, fragt nicht allzuviel, versagt aber nicht bedachte Gegenrede, Ihr mögt hören und sehen, spähen und merken. Paart Erbarmung mit Kühnheit (vrävel); wer im Streite Euch Sicherheit bietet, die nehmt und lasst ihn leben. So oft ihr die Waffen ablegt, wascht Augen und Hände vom Rost des Eisens, so seid Ihr schöner. Seid mannlich und wohlgemuth, das ist zu werthem Preise gut, haltet die Frauen in Ehren, das theuert jungen Mann, gebt nie dem Wankelmuth Euch hin: das ist rechter mannlicher Sinn, obwohl Ihr sie leicht belügen könntet, was Euch aber kein Lob einbringt. Auf Strauchwegen und Katersteig (ungeverte und hâmit [2]) erblühen nur üble Händel; ver-

[1]) Die hübsche, ausführliche Schilderung 166, 25 — 167, 30. Einen lehrreichen Commentar dazu gibt das Bild der Pariser HS. wo Herr Jacob von Warte von vornehmen Fräuleins gebadet wird. Vgl. v. d. Hagen in den Abhandl. der Berliner Akademie. 1852. S. 825 und Tafel III.

[2]) hâmit eigentlich Umzäunung, Behausung.

wirkt Ihr die wahre Minne, so habt Ihr immer Schmach und Pein. Nehmt Euch auch das zu Herzen, was ich Euch von Weibes Orden sagen will. Mann und Weib sind Eins, wie die Sonne und der Tag, die man nicht scheiden kann, sie blühen aus einem Kern; das merket Euch wohl.“

Parcival dankte verneigend. Von der Mutter sprach er nicht mehr, hielt sie aber fest im Herzen. „Nun lernt aber auch Kunst und ritterliche Sitten! ich sah schon manche Wand, an der ein Schild besser hing als Euch am Hals. Es ist noch Zeit, also in's Feld! Bringt sein Ross und mir das meine und jedem Ritter das seine, auch die Junker sollen kommen, jeder mit einem starken Schaft.“ So ging es auf den Plan hinaus, wo mit Reiten Kunst geschah, er lehrte seinen Gast mittelst Sporen im Galop (walap) fliegen, auf den Gegner schwenken, rechte den Schaft zu senken und den Schild zum Tjost vor sich zu nehmen. Dann tjostirten sie und der „jungelic“ setzte einen starken Ritter richtig hinter das Ross, und zielte so wacker auf die vier Nägel des Schildes, dass er der Reihe nach Fünfe niederstach und die Splitter über das Feld flogen, und Gurnemanz, der an seinen Söhnen viel Leid erfahren, in der Freude über diesen jugendlichen Helden sich ganz verjüngte und neu auflebte. Wie sie darauf Abends zu Tische gehen, wo auch des Wirthes Töchterlein, die schöne Lîâze erscheint, mahnt er vorerst noch stichelnd den Gast, ihr kein Fingerlein und Spange zu nehmen; doch darf er sie küssen. Die Beiden sitzen vor dem Vater zusammen, mit ihren blanken Händen schnitt sie dem Gaste vor.

Vierzehn Tage blieb er noch hier, dann glaubt' er, dass, ehe er in Frauenarmen erwarmen dürfe, er sich zuerst in ritterlichen Thaten bewähren müsse, so bittet er denn eines Morgens um Urlaub und Gurnemanz gewinnt neuen Gram in's Herz, da er nun in Parcival, den er vielleicht gerne mit Lîâze verbunden hätte, seinen vierten Sohn verloren sieht. Parcival aber, der das wohl merkt, verspricht wieder zu kommen, wo ihm der Vater dann wohl die schöne Maid gewähren werde. —

IV. Die Unterweisung des alten Ritters Gurnemanz, welcher die Lehren seiner Mutter erweitert, ergänzt und berichtigt hat, verursacht einen tiefen Eindruck auf den Jüngling; nun sind ihm die Augen plötzlich aufgethan, staunend und verwirrt findet er sich in einer neuen, unbekannten Welt. Gedanken, die bis dahin schliefen, regen unruhvoll sein Herz auf; es ist ein neuer Lebensabschnitt für ihn eingetreten

179,	
18. im war diu wîte zenge,	Ihm war die Weite zu enge,
und ouch diu breite gar ze smal:	Und auch die Breite gar zu schmal,
elliu grüene in dûhte val,	Alle Grüne däucht ihm fahl,
sin rôt harnasch in dûhte blanc	Sein rother Harnisch däucht ihm weiss.

So täuschte sein Herz die Augen, seit er der Einfalt ledig ward (sît er tumpheit âne wart); die Gahmurets-Art liess ihm nicht die Gedanken nach der schönen Lîâze, die ihm „gesellecliche" Ehre sonder Minne geboten. Er liess sein Ross nach Belieben laufen auf den ungebahnten Waldwegen, doch ritt er wenig irre, sondern gelangte durch wilde Gebirge in das Königreich Brôbarz da schon der Tag zum Abend bog. An einem lustigen Wasser herniederreitend kam er an die Stadt Pelrapeire, die König Tampenteire an sein Kind vererbt hatte. Wie ein wohlbeviderter und geschnittener Bolz von der Armbrust, so schoss das Wasser dahin, über das eine schaukelnde Brücke führte. An dreissig Ritter standen drüben, die unseren Parcival für Clâmidê hielten und um Kampf anriefen, sich aber schnell von dannen machten, als Parcival übersetzte. Er pocht an einer Pforte und rief, bis eine Jungfrau am Fenster erschien, ihn der Königin meldete und dann einliess. In den Strassen stand viel Volk, alle bewehrt, Schleuderer (slingaere) und Edelknechte (patelierre),[1] viel scharfe Schützen (arger schützen harte vil), auch sah er kühne Kriegsknechte[2]) mit langen starken Lanzen, auch fand sich mancher Kaufmann mit Beilen (hâschen[3]) und Gabyloten. Der Marschalc bricht ihm Bahn auf den Hof, der wohl gerüstet war: Thürme über Kemenaten, Kriegs- und Schutzhäuser (perfrit[4]) und Erker waren so viele da, wie Parcival nie geschaut. Allenthalben erschienen zu Fuss und zu Ross Ritter, die ihn begrüssen, aber jämmerlich aussahen, aschenfärbig und fahl wie Leim. „Mein Herr, der Graf von Wertheim,[5]) fügt Wolfram bei, wäre da ungern in Dienst (soldier) gewesen. Der Mangel (zadel) fügte ihnen Hungers Pein, sie

[1]) Patelier, patelirre vgl. bechelier und watschelier, Edelknappe, junger Ritter: Simrock gibt das mit Schiffssoldaten. Baccalaria ist im Provenz. ein kleines Gütchen, das seinen Besitzer nur nothdürftig ernährt, so dass er durch anderen Dienst noch für sich sorgen muss.

[2]) Sarjande (nach Benecke von servientes abzuleiten, mit dem Französ. sergent verwandt), ihre eigentliche Bewaffnung ist hier die Lanze; im Wigalois tragen sie auch gabylot und atiger, buggeler, swert und bogen.

[3]) hâsche, hâtsche, Hacke, Beil.

[4]) wîchhûs, Kriegshaus, perfrit, vgl. bërcvrit, bërc-vrit, beffroy, ein befestigter Thurm, zuweilen auch mit einer Glocke versehen. Vgl Wigalois, 10978.

[5]) Vgl. oben S. 118 ff.

hatten weder Käse, Fleisch noch Brod und liessen das Zähnenstüren (zenstüren) und schmatzten auch keinen Wein mit ihrem Munde wenn sie tranken, der Wanst (wambe) war ihnen niedergesunken, ihre Hüften hoch und mager, eingeschrumpft wie ungarisch Leder lag ihnen die Haut um die Rippen, der Hunger hatt' ihnen das Fleisch benommen. Dazu zwang sie der werthe König Brandigân, weil Clâmidê vergeblich geworben. Aus Zuber und Kanne goss sich selten der Meth und keine Truhendinger Pfanne hörte man von Krapfen erschreien. [1]) Doch, fährt der Dichter humoristisch über seine eigene Armuth fort, darf ich ihnen das nicht verdenken ohne „harte kranken sin“ zu verrathen:

184,	
29. wan dâ ich dicke bin erbeizet	Denn wo ich oft bin eingekehrt,
und dâ man mich hêrre heizet,	Und wo man mich als Herren ehrt,
185,	
dâ heime in mîn selbes hûs, [2])	Daheim in meinem eignen Haus
dâ wirt gefreut vil selten mûs.	Freut auch sich selten eine Maus.
wan diu müese ir spîse steln:	Die Maus muss ihre Speise stehlen;
die dörfte niemen vor mir heln:	Die braucht man nicht vor mir zu hehlen,
5. ine vinde ir offenlîche niht.	Ich finde keine offen.
alze dicke daz geschiht	Zu oft hat das betroffen
mir Wolfram von Eschenbach:	Mich Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach.	Zu erdulden solch Gemach.

Die Ritter schämen sich desshalb beinahe den edlen Gast zu empfangen, der, nachdem er sich an einem Brunnen gesäubert, nur um so herrlicher strahlte. Man breitete ihm Teppiche unter eine schattige Linde und bot ihm schöne Gewande, dann laden sie ihn zur Königin Condwîr âmûrs, die ihm der Sitte gemäss den rothen Mund zum Kusse bietet. Sie sitzen zusammen, aber Parcival schweigt. In seines Herzens tiefem Grunde regen sich schwere Gedanken; wie er früher zu Nantes in jedem Ritter einen Artus wähnte, so sinnt er nun nach, wie des werthen Gurnemanz Kind hie und dort zugleich sein könne (Lîâze ist dort, Lîâze ist hie). Doch war Lîâzens Schöne nur ein Wind in Vergleich mit der die hie sass, an welcher Gott keinen Wunsch vergass. Sie glich der thauigen Rose, die aus ihrem Bälgelein (Knospe) weiss

[1]) 184, 24: „ein Trühendinger phanne mit kraphen selten dâ erschrei: in was der selbe dôn enzwei.“ Vgl. oben S. 121. Hohentruhendingen war ein im Markgrafenthum Anspach gelegenes Bergschloss und Amt, das früher eine Grafschaft war und nach dem Tode der Brüder Otto und Konrad theils an die Burggrafen von Nürnberg, theils 1366 an das Kloster Lauckheim gelangte.

[2]) daz hûs ist meist die ganze Burg mit allen ihren einzelnen Gebäuden und Höfen, alles was innerhalb der Ringmauer liegt. Vgl. Benecke Wigalois. S. 623.

und roth bricht. Das fügte dem Gaste grosse Noth, denn seine Zucht war mannlich seit Gurnemanz ihn von der Einfalt schied und alles unnöthige Fragen widerrieth — so sitzt sein Mund nun ohne Wort. Die Königin, die nicht weiss, wie sie das Schweigen zu deuten, beginnt die Rede und erfährt mit Freuden, dass der Ritter von ihrem Verwandten komme, denn Gurnemanz' Schwester war ihre Mutter. Sie bittet Parcival in Geduld hier vorlieb zu nehmen. Ihre Oheime, Kyôt und Manphiljôt, die nach Schoisianens Tod sich des Schwerts begeben haben und als Einsiedler befriedet im Gebirge wohnen, senden ihr einige Lebensmittel, mit denen das schwache Volk gelabt wird. Parcival geht zu Bette, sein Lager ist ganz königlich bereitet und die ganze Nacht über brennen davor bessere Kerzen als von Schaub. [1]) In der Nacht aber schleicht sich die Königin, nicht von Minne, welche die Maid zum Weib macht, sondern von Kummer und Noth getrieben, im weissseidenen Nachtgewande, einen rothsammtenen Mantel umgeschlagen, nach Parcivals Kemenate, kniet auf dem Teppich vor ihm nieder und bittet unter Thränen um seinen Beistand. Parcival verweist ihr vor ihm zu knien, er bietet ihr sein Lager und will selbst anderswo Ruhe suchen, da setzt sie sich mit dem Beding, mit ihr nicht zu ringen (sie nicht zu berühren), bei ihm nieder; den Frieden versprach er, und so schmiegt sie sich an sein Bette.

War es nun gleichwohl schon späte, so krähte doch kein Hahn, denn die Hahnenbalken (hanboume) standen lange schon leer, weil der Mangel die Hühner herabgeschossen. „Sag' ich Euch meine Klage, beginnt die Frau, so fürchte ich, sie wendet Euch den Schlaf. Mir hat der König Clâmidè und sein Seneschal Kingrûn Burgen und Land verwüstet bis gen Pelrapeire. Mein Vater Tampenteire starb und liess mich als arme Waise zurück in grosser Noth (in vorhteclîchen vreisen). Magen, Fürsten und Mannen starben mir in der Wehr zum grössten Theil. Wann mag ich Aermste froh werden? Ich bin so weit gekommen, dass ich mich selbst tödten will, ehe ich mein Magetum gebe und Clâmidês Weib werde, denn seine Hand erschlug mir Schenteflûrn, dessen Herze hohen ritterlichen Preis trug, der Mannes Schöne ein blühend Reis, den Bruder Lîâzens.“ Lîâzens Name macht dem dienstbereiten Parcival neuen Kummer. Sein hoher Muth sank ihm (sîn hôher muot kom in ein tal) und seine Minne zu Lîâzen berieth ihn so: „Fraue, kann Euch Etwas trösten?“ — „Ja Herre, wenn ich von Kingrûn erlöst würde; er fällte mir im Tjost viele Ritter, und kommt morgen

[1]) schoup, Strohwische, gewundenes Stroh, das zum Brennen bestimmt ist. San-Marte übersetzt „Fichtenspähne.“ Vgl. auch Konrad von Wirzburg. Engelhart v. 4781.

wieder; er wähnt, sein Herr müsse in meinem Arme liegen; aber lieber spränge ich von meinem hohen Palas nieder in den Graben.“ Da verspricht Parcival, es mit Kingrûn, er sei ein Franzose oder Bretone (Franzoys oder Bertûn) aufzunehmen und getrost, ohne dass es Jemand gewahr wird, schlich sie wieder zurück.

Als der Sonnen Glast durch die Wolken drang, klangen die Kirchenglocken und das Volk ging zum Münster, wo der Königin Kapellan ihr und dem Gaste den Gottesdienst sang. Nach dem Segen waffnet sich Parcival und begegnet bald dem feindlichen Heere, dem Kingrûn vorausflog. Dieser und der Sohn des König Gahmuret nahmen einen solchen Anlauf (poinder), dass beider Rosse von dem Tjost gürtellos wurden, die Darmgürtel brachen und die Pferde in die Hächsen[1]) sassen. Dem Senneschall war, als ob ein Schleuderwerkzeug (pfeteraere) mit Würfen über ihn käme; sechse hatte er früher abgeworfen und nun kam Parcival mit seiner „ellenthaften hant“ über ihn. Sie griffen zu den Schwertern, schon trug Kingrûn in Arm und Brust Wunden, da erklang ihm ein Schlag durch den Helm, Parcival zwang ihn nieder, setzte ihm an die Brust das Knie und bot zum ersten Male Sicherheit, wenn der Senneschall an Artus Hof zu der Jungfrau sich begebe, die bei seinem Ausritt geschlagen worden war.

Die junge Königin empfängt den heimkehrenden Sieger, der heute zum ersten Male Schwerterstreit so tapfer geübt, mit Jubel umarmt sie ihn und drückt ihn fest an den Leib mit der Betheuerung, keines Anderen Weib jemals werden zu wollen. Auch die Bürger sind ihm hold und bereit Treue zu schwören. Gleichzeitig ersah man vom Thurme zwei braune Segel, deren Kiele wohl mit Speise beladen waren, was einen freudigen Aufruhr erregt. Parcival bezahlt die Ladung doppelt und den Burgern träufelte es nun auch wieder in die Kohlen. „Nun wär' ich auch gern Söldner hier,“ sagt der Dichter. Niemand trank mehr Bier (bier), sie hatten vollauf Wein und Speise, doch gab Parcival wohl acht, dass ihre speiseentwöhnten Mägen nicht in Ueberfülle (überkrüpfe) genossen. Darauf hielt er mit der Königin das Beilager, doch so unschuldig waren die Beiden, dass er, den man den rothen Ritter hiess, der Königin ihr Magdthum liess, sie aber am Morgen ihr Haar nach Frauensitte hinaufband;[2]) Burgen und Land legte die jungfräuliche

[1]) 197, 8: „ietweder ors ûf hähsen saz;“ hahse, die Hachse, bei uns noch in dem volksthümlichen „Haxen“

[2]) 202, 25: „ir houbet bant.“ Es war Sitte, dass die junge Frau, die als Braut noch das langfliessende Haar getragen hatte, am Morgen nach der Brautnacht ihre Haartracht änderte; sie schürzte das lose Haar zusammen und legte die Frauenbinde um die Stirne, sie „band ihr Haupt“ war der Ausdruck

Braut (magetbaeriu brût) ihrem Herzenstraut in die Hand. Zwei Tage waren sie so in unschuldiger Liebe glücklich, erst in der dritten Nacht, nachdem Parcival öfter das Umfahen, von dem ihm seine Mutter und Gurnemanz gesprochen, bedacht, dass Mann und Weib untrennbar wären, umfingen sie sich zärtlich und „in war wol und niht ze we." Nur Clâmidê tobt draussen im Schmerz der Verzweiflung, wie er einen Anderen, nach seiner Meinung gar den Ithêr von Kûkûnerlant (dessen Rüstung Parcival trug) im Besitz des geliebten Weibes weiss, so fordert er den glücklichen Nebenbuhler zum Zweikampf und verspricht mit seinem Heere abzuziehen, wenn er hier unterliegen sollte. Er muss auch wirklich nach vergeblicher Wehr, und obwohl bisher ungewohnt zu Flehen, um Sicherheit bitten und von Parcivals mildem Sinne das Leben um Knechtschaft bei Cunnewâre nehmen, da er, wie sein Senneschal nicht zu Gurnemanz gehen will, denn auch er hatte einen seiner Söhne erschlagen. Die von der Tafelrunde aber waren mit König Artus zu Dîanazdrûn versammelt um den „pfinxtac" zu begehen; da gab es mehr Zeltstangen als Bäume im Spessart (Spehteshart); ein ganzes Heer von Frauen lag unter den Reiselachen, denn jede Frau glaubte, sie verliere den Preis, wenn sie nicht ihren „âmîs" bei sich hätte. Ich brächte, fügt der Dichter bei, meine Frau ungerne in so grosses Gedränge (216, 28). Hier hatte die Ankunft des Senneschal, noch mehr die des berühmten Clâmidê, grosse Ueberraschung erregt.

Zu Pelrapeire ward das verwüstete Land, das nun Parcival regierte, neu bestellt, Freude und Schall erhob sich; sein Schwäher Tampenteire liess ihm lichtes Gesteine und rothes Gold, das vertheilte er; mit vielen Bannern und neuen Schilden ward das Land geziert und fleissig Ritterspiel getrieben. Die junge, süsse werthe Königin aber hatte, was ihr Herz wünschte, ihre Minne blühte ohne allen Wank, sie hatte seinen Werth erkannt und er war ihr so lieb, wie sie ihm. Da bat eines Morgens der Werthe um Urlaub, um zu schauen, wie es um seine Mutter stehe, vielleicht treffe er unterwegs auch manches Abenteuer, seiner Holden zur Ehre. Er war ihr zu lieb, um ihm etwas zu versagen, so schied er von allen seinen Mannen. Wir lassen ihn nun reiten und wer es gut mit ihm meint, der wünscht ihm Heil, denn er geht hoher Pein, vielleicht auch Freude und Ehre entgegen.

---

dafür. — Statt der Morgengabe jedoch, die der Mann der Braut zu geben hätte, legt hier sie, die Königin, Burgen und Lande ihrem Gatten in die Hand. — Merkwürdig ist, dass Wolfram hier die kirchliche Einsegnung, wahrscheinlich weil selbstverständlich, nicht erwähnt.

V. Parcival ritt an dem Tage so weit, wie kaum ein Vogel erfliegen mag, und kam Abends an einen See, wo ein Waidmann geankert hatte, dem der See gehörte. Parcival wendet sich an den Fischer, der herrlich gekleidet war und einen Pfauenhut trug, mit der Frage nach einer Herberge, der aber erwiedert, dass er im Umkreis von dreissig Meilen nur ein Haus wisse, das er aber gut empfehlen könne: „kommt Ihr glücklich ohne Irre hin, so bin ich selbst Euer Wirth.“ Parcival folgt den bezeichneten Wegen und gelangt an die Burg, die wie gedrechselt sich erhob, so dass dem Feinde nur der Weg durch die Luft bleibt, kämen alle Völker der Welt, sie könnten ihr in dreissig Jahren kein Brod abnehmen. Ein Knappe ruft ihn am Graben an und lässt erst auf die Antwort, dass ihn der Fischer hergewiesen, die Zugbrücke nieder, und Parcival ritt in einen weiten Hof, wo das hohe Gras nicht niedergetreten war und deutlich zeigte, dass das fröhliche Spiel des Buhurdiren und Bannerreitens, wie auf dem Anger zu Abenberg,[1] seit langer Zeit nicht stattgefunden. Die Ritter empfingen ihn und kleine „junchêrrelîn“ sprangen in Masse herbei, nahmen den Zaum, hielten den Stegreif, und halfen ihm herab, die Ritter führten ihn in sein Gemach, wo er mit Zucht entwapent ward; er wusch sich und sah aus minniglich wie der Tag; einen Mantel von arabischen Pfellen, den die Königin Repanse de schoye getragen, legte man ihm um. In dem Palas, wohin sie gingen, hingen hundert Kronen mit Kerzen hernieder, auch brannten kleine Kerzen an der Wand. Hundert Betten mit Polstern (kulter) standen da, auf denen je vier Gesellen niedersassen, schöne Teppiche lagen davor. Drei viereckige Feuerrahmen waren von Marmor gemauert, darauf Aloeholz brannte; wer hat je so grosse Feuer hie zu Wildenberg[2] gesehen? An das mittlere setzte sich auf ein Spannbette der traurige Wirth, er und die Freude schienen in Fehde gekommen zu sein: Der Jammerreiche, der seiner Siechheit wegen grosse Feuer und warme Kleider nöthig hatte, liess Parcival an seine Seite sitzen; Zobel und Pelze trug er unter dem Mantel, von denen der geringste Balg noch kostbar war, auf dem Haupte trug er eine theuere Mütze mit arabischen Borten und einem Rubinknöpflein.

Als die Ritter sassen, sprang ein Knappe zur Thüre herein mit einer von Blute tropfenden Lanze (glavie), deren Anblick im ganzen Palas Weinen und Klagen brachte; er trug den Speer an den vier Wänden umher und sprang dann zu derselben Thüre wieder hinaus. Darauf öffnete sich am Ende des Saales eine stählerne Thür und es

---

[1]) 227, 7 ff. Vgl oben S. 120.
[2]) 230, 12. Vgl. oben S. 122.

erschienen zuerst zwei liebliche Jungfrauen, blumenbekränzt, die goldene Leuchter (kerzstal) mit brennenden Lichtern brachten, das war die Gräfin von Tenabroc und ihr Gespiel, jede trug einen braun scharlachenen Rock, der mit zwei Gürteln schön geschürzt war. Nach ihnen kam eine Herzogin und ihr Gespiel, die zwei Stollen [1]) von Helfenbein brachten und unter Verbeugungen vor den Wirth setzten. Darauf kamen wieder acht andere, von denen die eine Hälfte grosse Kerzen, die andere eine kostbare Tischplatte aus edel Gestein trugen, diese hatten grasgrüne Röcke von Sammt aus Azagouc, wieder Andere trugen auf Handtüchern zwei Messer, [2]) die obwohl von Silber, doch Stahl durchschnitten hätten, vier Kinder leuchteten ihnen vor. Darauf nahten sich andere, in fremdländische Stoffe gekleidete Frauen und endlich erschien die Königin Repanse de schoye, die auf einem grünen Achmardi (arabischen Seidenzeug) den Wunsch des Paradieses trug; „daz was ein dinc, daz hiez der Grâl," der alle Erdenwünsche zu spenden vermag. Vor ihm trug man sechs lange Gläser mit brennendem Balsam; dann neigten sich Alle, sie setzte das Gefäss vor den Wirth und stellte sich in die Mitte ihrer Gespielen, so dass sie zu jeder Seite deren zwölfe hatte.

Nun trat zu je vier Rittern immer ein Kämmerer mit einem goldenen Becken und einem Junker, der eine weisse Twehle (Handtuch) trug, hundert Tafeln brachte man herein und setzte je eine, vor der werthen Ritter vier, weisse Tischlachen kamen darauf. Als der Wirth Wasser nahm, wusch sich auch Parcival, knieend hielt ihnen ein Grafensohn das seidene Handtuch. Zwei Knappen schnitten knieend vor, zwei Andere trugen Trank und Speise dar. Auch zog man vier Wagen (karrâschen) mit goldenen Gefässen herum, hinter jedem ging ein Schaffner (schrîber, Tafelaufseher) nach, der auf Alles gehörig acht hatte. Hundert Knappen nahmen sittsam von dem Grale das Brod in weisse Tücher und vertheilten dasselbe an den Tafeln. Vor dem Grale aber stand augenblicklich bereit was Einer nur wollte, ob kalte oder warme Speise, Wild oder Zahm, denn er gab Alles nach Wunsch in Fülle. In kleinen Goldgefässen fand sich Salz, Pfeffer und Agrass, [3]) der Genügsame wie

---

[1]) „stöllelîn" v. stolle, Stütze, Fuss, Gestell.

[2]) Scharfsinnige Exegeten wollen hierin eine Anspielung auf Wolframs Wappen finden, weil die oberpfälzischen Eschenbache zwei Scheermesser in ihrem Schilde führen (obwohl unser Pütrich von Reichertshausen eines Topfes erwähnt); dagegen wäre ungesuchter die einfache Sitte des Mittelalters im Auge zu behalten, wo selbst bei den grössten Tafeln Messer und Gabeln immer zu den Seltenheiten gehörten. Doch ist der Gebrauch dieser Messer in der Folge ganz deutlich angegeben. Vgl. 490, 20 ff.

[3]) „agraz" Stachelbeersaft oder sonst eine Art saurer Brühe, vom mittellatein.

der Fresser fanden genug. Morass, Wein und rothen Sinopel — wonach den Napf jeglicher bot, das konnte er trinken. So wurde von dem Gral die Gesellschaft bewirthet. Obwohl Parcival den Reichthum (die rîcheit) und das grosse Wunder sieht, so wagt er doch keine Frage, um nicht gegen die Zucht zu verstossen, denn treulich rieth mir Gurnemanz (bedenkt er bei sich) ich sollte nicht nach Allem fragen; man wird mich wohl noch bescheiden und dann höre ich ohne Frage, wie es um diese Leute (massenîe) steht. Während er sich noch bedenkt, ward dem Wirthe ein Schwert gebracht, dessen Scheide (palc) tausend Mark werth sein mochte, der Griff (gehilze) daran war ein Rubin und die Klinge versprach grosse Wunder. Das schenkte der Wirth seinem Gaste und sprach: „Herre! ich brauchte dieses früher, bevor mich Gott so schwer am Leibe verletzt hat, oftmals, nun mög' es Euch ersetzen, wenn Ihr hier nicht wohl gepflegt sein solltet. Habt Ihr einmal seine Art erprobt, so führt Ihr es sicherlich immerdar in jedem Streite."

Weh! dass er auch da keine Frage that, denn als er das Schwert empfing, ward es ihm doch nahe gelegt zu fragen. Auch jammert mich der süsse Wirth, der seines Ungemaches nicht verliert — durch eine Frage wäre ihm Rath und Hilfe geworden! Nun war die Mahlzeit zu Ende, die's anging trugen das Gerüste wieder fort, man belud die vier Wagen, jedes Fräulein that wieder ihren Dienst, erst die letzten, dann die ersten. Vor dem Wirthe und Parcival neigte sich die Königin und alle die Jungfrauen und trugen zur Thüre hinaus, was sie hereingebracht. Parcival blickte ihnen nach und ersah gerade noch durch eine Thüre den allerschönsten alten Mann auf einem Spannbette, wie er noch keinen gesehen hatte. Wer der war, mit dem Wirth, der Burg und dem Land, mach' ich ein andermal Euch bekannt.[1])

---

agresta, Trauben- und Obstsyrup, der unseren heutigen Senf repräsentirt. — môraz, môrz, Maulbeerwein. — Sinopel, Wein von Sinope.

[1]) Wer der selbe waere, des freischet her nâch maere. dar zuo der wirt, sîn burc, sin lant, diu werdent iu von mir genant, her nâch so des wirdet zît, bescheidenlîchen, âne strît unde ân allez für zogen. ich sage die senewen âne bogen. diu senewe ist ein bîspel. nu dunket iuch der boge snel: doch ist sneller daz diu senewe jaget. ob ich iu rehte hân gesaget, diu senewe gelîchet maeren sleht: diu dunkent ouch die liute reht. swer iu saget von der krümbe, der wil iuch leiten ümbe. swer den bogen gespannen siht, der senewen er der slehte giht, man welle si zer biuge erdenen sô si den schuz muoz menen. swer aber dem sîn maere schiuzet, des in durch nôt verdriuzet: wan daz hât dâ ninder stat, und vil gerûmeclîchen pfat, zeinem ôren în, zem andern für. mîn arbeit ich gar verlür, op den mîn maere drunge: ich sagte oder sunge, daz ez noch paz vernaeme ein boc odr ein ulmiger stoc. 242, 1—30.

Lasst nur bescheidentlich ohne Streit
Der Sag' ihren Lauf, und gönnt mir Zeit.
Denn als ein Gleichniss für mein Erzählen
Muss ich die Sehne am Bogen wählen.
Dünkt schnell der Bogen Euch, schneller bleibt
Doch, was die Sehne des Bogens treibt.
Die Sehne gleicht den schlichten Sagen,
Die graden Weges zum Schluss Euch tragen,
Und die sind eben rechten Gesellen
Die den Kopf nicht gern an Gedanken zerschellen.
Doch führt Euch der Sänger halb um im Kreis —
Was mag er wollen damit, wer weiss?
Soll der Bogen den Pfeil zum Ziele jagen
Zum hohen, so müssen die graden Sehnen
Sich angespannt zum Winkel dehnen.
So soll auch der Dichter singen und sagen
Um Euch wie den Pfeil zum Ziele zu tragen.
Wen solche Biegung will verdriessen
Der will mit gerader Sehne schiessen.
Und möchte mich einer zu sich laden,
Dass auf gemächlichen, graden Pfaden —
Zu dem Ohr hinein, zum andern hinaus —
Der Sag' er folge — er lass mich zu Haus;
Denn bei ihm muss Kunst und Arbeit misslingen.
Was ich auch sagen mag und singen,
Es würde besser ein Bock
Oder ein Ulmenstock
Meines Liedes Sinn durchdringen!'

Parcival bot dem Wirth gute Nacht und wurde von einem Theil der Ritter zu seinem Bette geleitet, das gar prächtig mit Pfellen und Teppichen belegt und von brennenden Kerzen erleuchtet war. Jungherren entschuhten ihm die Beine und zogen ihm hilfreich das Gewand ab und Parcival sprang schnell in die Decklachen, als vier klare Jungfrauen, deren jeder ein Knappe vorleuchtete, erschienen, die ihm Morass, Wein und Lautertrank und in einer Serviette schönes Obst wie aus dem Paradiese, knieend anboten. Parcival trank und ass noch ein wenig und plauderte mit ihnen, die ihn gar gerne ansahen, dann gingen sie, die Jungherrlein setzten die Kerzen auf den Teppich und huben sich hinweg, da sie ihn schlafen sahen.

Wie seine Mutter in jener Nacht vor sie Gahmurets Tod hörte, von bösen Träumen gequält war, so hat auch Parcival quälende Gesichte, von Schwertschlägen und Lanzenstichen, so dass er angstvoll Adern und Gebein voll Schweiss, erwachte, als der Tag gerade durch die Fenster sah. Da sich aber die Kinde noch nicht fanden, ihm das Gewand zu reichen, so schlief er wieder ein bis in den hellen Morgen. Nun sah er seine Waffen und die beiden Schwerter, das seine und das Geschenk des Wirthes vor sich liegen, sprang verwundert auf, waffnete sich selbst, weil ihm Niemand half, und ging hinaus, wo sein Ross mit Schild und Speer schon angebunden stand. Aber das ganze Schloss ist leer, er mag rufen wie er will, Niemand naht, nur im Grase sieht er Spuren, dass Alles heute schon ausgefahren sein müsse. Die Pforte ist auf und viele Stapfen gehen hinaus, die Brücke war hinabgelassen, da ritt er hinüber. Ein verborgener Knappe aber zog schnell das Seil der Schlagbrücke, dass fast sein Ross zu Fall gekommen wäre. Und wie Parcival sich wandte, um zu fragen, kam ihm die zornige Rede des Knappen zu: „Ihr seid eine Gans! hättet Ihr den Mund gerührt [1]) und den Wirth befragt! nun bleibt Euch grosser Preis versagt!" Parcival schrie um weitere Erklärung, der Knappe aber, recht als schlief er im Gehen, schlug die Pforte zu. Zu frühe schied er hinweg, der schweren Zins geben muss von Freuden, die ihm nun ferne bleiben. Die bitteren Sorgen sind gedoppelt, da er den Gral fand, mit seinen Augen, ohne Hand und ohne Würfel (âne würfels ecke). Parcival dachte, sie wären heute frühe zu Streit ausgeritten, und beschloss den Hufspuren zu folgen, die sich aber bald zu seinem Leide verloren. Darauf hört er eine klagende Frauenstimme. Sie kam von einer Frau, die auf einer Linde sass [2]) und einen todten, gebalsamten Ritter in ihren Armen hatte. Es

---

[1]) 247, 28: „möht ir gerüeret hân den flans" — flans = Maul, Schnurre; noch in dem mundartlichen Verbum flennen mit der neueren Bedeutung, den Mund zum Lachen oder Weinen verziehen, erhalten.

[2]) Das Mittelalter liebte die Sitte, in den Gipfeln von grossen Bäumen, insbesondere der Linden und Eichen, Gerüste mit Geländern zur Aussicht in die Weite und eine Art Sommerhäuschen zu bauen, auf denen man sich vergnügte, schmauste, trank und von denen herab häufig auch Prediger zum Volke sprachen, z. B. jener berühmte Bruder Berthold vergl. J. Grimm Wiener Jahrb. d. Lit. 1825. B. 32. S. 203. König Marks, wie er Tristan und Isolde belauscht, sitzt auf so einer Linde über dem Brunnen. So ist auch das „auf der Linde sitzen" Sigunens gemeint, wobei noch in Betracht kommt, dass dieser Baum der Liebe besonders heilig galt. Vgl. Wolf Beiträge. I. 168 ff. — Die Sitte wurzelte wahrscheinlich im alten Göttercult, der ja am liebsten seine Bilder auch in die Bäume setzte. — Vgl. Fernau Hundert und Eins. S. 47. Burgholzer (Beschreib. v München 1796. S. 433) sah noch im englischen Garten solche kleine Sommerhäuschen auf Baumstämmen und der sog „chinesische Thurm" ist nur eine ganz in's Moderne und Grossartige getriebene Uebersetzung des alten Brauches. Ebenso waren

ist wieder seine Muhme Signne, die es erst nicht glauben will, als Parcival erzählt, er habe auf einer nahen Burg übernachtet, denn hier, im Umfange von dreissig Meilen wurde je weder Holz noch Stein zu einem Hause verschnitten; nur eine Burg steht darinnen, die reich an allen Ueberflüssen der Erde, die aber Keiner finden kann, wenn er ausgeht sie zu suchen; nur unwissend kann man ihr nahen; Munsalvaesche ist sie genannt und Terre de Salvaesche [1]) heisst das „royâm“ darin sie liegt, das der alte Tyturel seinem Sohne Frimutel vererbte; dieser hinterliess vier Kinder, die wohl reiche Habe aber auch Elend genug besitzen, einer davon habe jedoch um Gott die Armuth gewählt, der heisst Trevrizent; sein Bruder Anfortas kann weder reiten, noch liegen oder stehen, der ist auf Munsalvaesche Wirth; wäret Ihr, fährt Signne fort, dahin gekommen, so wäre ihm vielleicht Rath geworden. Und wie nun Parcival grosse Wunder gesehen zu haben bejaht, und sie ihn an der Stimme wieder erkennt, bricht die Arme in Freuden aus: „Sahst Du den Gral? und den Wirth den Freudenleeren? lass hören liebe Märe, ist sein Jammer gestillt, Du bist der glücklichste Mann von der Welt.“ Parcival ist erstaunt, sie so verändert zu finden und rathet ihr den Todten begraben zu lassen, da gewahrt sie das köstliche Schwert, welches er mit sich führt und das ihres Ritters ist: „Trebuchetes, ein Schmied von edlem Geschlecht, hat es geworkt, es hat die Gabe, dass es, wenn auch noch so zerschlagen, in dem Brunnen Lac bei Karnant wieder ganz wird; doch bedarf das Schwert „wol segens wort“ [2]) und das fürchte ich, hast Du dort gelassen; hat es aber Dein Mund gelernt, so wächst und kernt immer der Sälden Kraft an Dir, so wird die Krone des Heiles Dein eigen, Du hast den Wunsch auf Erden! Hast Du der Frage ihr Recht gethan?“ Wie nun Parcival antwortet, dass er nichts gefragt habe, da bricht sie in Jammer aus: „Ihr sahet doch die Wunder, sahet den Gral, die schönen Frauen, sahet die Königin, das schneidende Silber, den blutigen Speer! O weh! was kommt Ihr zu mir, unseliger, verfluchter Mann. Hättet Ihr Euch

---

in Holland (wie aus einer Novelle A. v. Arnims ersichtlich) in den Wirthsgärten früher auf den Linden Gerüste erbauet, auf denen ein Theil der Gäste sich abgesondert belustigen konnte.

[1]) Terre de Salvaesche = Land des Heiles; Munsalvaesche = Berg des Heiles und der Rettung, der heilige Berg, Tempel des Heiligthums. — Im späteren Titurel wird M. als „der behalten berg“ gedeutet, denn er sei behalten, verwahrt, unzugänglich gewesen vor Juden, Christen und Heiden.

[2]) 254, 10. Der Ausdruck ist hier nur bildlich von dem sonst üblichen Besprechen und Besegnen des Schwertes genommen, was später in Festmachen, Waffensalben und sog. „Passauerkunst“ überhaupt, überging. Vgl. Altd. Blätter. II. 266 ff. und Rochholz in Wolfs Zeitschrift. IV. 125. Dagegen Wigalois v. 4390 ff.

des Wirthes erbarmt und ihn um seine Noth befragt, Gott hätte ein Wunder gewirkt; jetzt lebt Ihr, aber an Saelden todt!" — Parcival will es wieder gut machen, sie aber schickt ihn fort, er sei keiner Rede mehr werth.

Dass er Fragens war so lass, als er bei dem traurigen Wirthe sass, das reute den Helden nun sehre. Durch seine grosse Klage und den heissen Tag war er in Schweiss genetzt; er band also den Helm ab und löste die Vinteilen.[1]) Dann kam er auf frische Spur. Vor ihm ging ein wohlbeschlagenes Ross (ors) und ein unbeschlagenes Pferd (barfuoz phäret), das eine Frau trug; das Pferd sah elend aus, man hätte ihm wohl durch die Haut die Rippen zählen können; ein Halfter von Bast lag daran, bis auf den Fuss schwang ihm die Mähne, die Augen tief, die Gruben weit;[2]) das Gereite war schmal, Geschelle und Sattelbogen zerstückt und elend. Der Gürtel (surzengel) der Frau war ein Seil, Aeste und Dornen hatten ihr Hemde zerrissen, so dass ihre helle Haut, weisser als ein Schwan, durchleuchtete; sie hatte nichts an als Hadern (knoden), wo diese fehlten, litt sie von der Sonne, und doch war ihr Mund roth, man hätte wohl Feuer daraus geschlagen; wo man sie anreiten wollte, war sie bloss; doch hätte Jeder Unrecht, der sie schelten wollte, nur durch ihre Zucht trug sie so unverdienten Hass, weiblicher Güte hatte sie nie vergessen. Doch was sag ich so viel von ihrer Armuth? Ich nähme solch blossen Leib statt vielen wohlgekleideten Frauen! Parcival grüsste, sie erkannte ihn gleich: „Ich habe Euch schon gesehen und grosses Leid geschah mir dadurch; möge Gott Euch mehr Freude und Ehren geben, als Ihr um mich verdient habt; nun ist mein Kleid ärmer, als Ihr mich vordem gesehen. Wäret Ihr mir damals nicht genahet, so hätte ich jetzt Ehre ohne Streit." Dabei weinte sie, dass sie ihr „brüstelîn begoz" und suchte sich mit Händen und Armen zu bedecken. Parcival erkennt sie nicht mehr und bietet ihr sein Uebergewand (kursît), sie bittet ihn jedoch, um sein und ihr Leben zu retten, gleich hinweg zu reiten. Parcival aber setzt den Helm wieder auf und strickt sich die Vinteilen um, und da sein Ross gegen das Pferd Gewieher erhob, so wendete der vor der Fraue Reitende um und sprengte herbei: Herzog Orilus selbst, dessen Rüstung so ausführlich geschildert wird, dass man sieht, der Dichter zeichnet

[1]) 256, 9: „er enstricte die vinteilen sin;" vinteile, ventaille, der untere Theil des Helmes, der den Mund bedeckte und geöffnet werden konnte; so fand Konrad auf dem Lechfeld 955 den Tod, als er sich kühlen wollte.

[2]) Sonach galt wohl eine kurze Mähne (diu man) für schön, eben durften die Augengruben (gruoben) nicht gross und tief sein, die Augen nicht tief liegen. Vgl. F. Pfeiffer Das Ross. S. 5, 20.

genau nach dem Leben, wie die alten Maler auch ihre reiche Mitwelt und Mitlebenden abschilderten. Seinen Helm hatte Meister Trebuchet geworkt, sein Schild war zu Toledo geschmiedet, kräftig waren Rand und Buckel daran; die Pfelle aus denen er „kursit und wâpenroc“ trug, waren zu Alexandrien gewirkt, die Decke aus harten Ringen zu Tenabroc geschaffen, auch die Eisendecke mit einem theueren Pfellel überzogen, Hosen, Halsberg und Härsenier waren reich, doch nicht schwer, in manch eiserne Schiene (in îserîniu schillier) war der kühne Mann gewapent; zu Soissons (Sessûn) war seine Platte geschlagen, das Pferd hatte sein Bruder Lähelîn in einer Tjost von Brumbâne abgejagt.

Parcival war bereit und ritt galoppirend (mit walrap) dem Herzog entgegen, der auf dem Schilde einen Drachen und eine gleiche Zier auf den Helm gebunden hatte, auch befanden sich kleine goldene Drachen mit eingesetzten Augen von Rubin auf dem Rocke und der Decke. Sie nahmen den Anlauf und splitterten ihre Lanzen, dass man es nicht schöner hätte sehen können. Frau Jeschûte rang die Hände, denn die Freudenlose gönnte Keinem Schaden. Die Pferde badeten im Schweisse, jeder wollte den Preis, die Schwerter blitzten und Feuer sprang aus den Helmen, denn die Besten waren aneinander gekommen, fest sassen die Beiden und vergassen der Sporen nicht. Preis verdient hier Parcival, dass er sich also wehren kann vor hundert Drachen und einem Mann! Der Drache, der auf Orilus' Helm lag, wurde versehrt, dass der lichte Tag durchschien und manch edel Stein ausbrach. Frau Jeschûten ward ihres Mannes Gruss mit Schwertes Gewalt wieder erobert. Die Ringe an den Knieen zerstoben, obgleich sie eisern waren, so schoben sie an einander. Orilus war zornig, weil er wähnte, seiner Fraue sei Gewalt geschehen, sie habe ihre Reinheit und ihren Preis mit einem anderen „amîs“ geunehret; so wurde denn der Kampf so heftig, dass er ohne Sterben kaum abzugehen schien. Orilus war dem jungen Parcival im Schwert überlegen, das gab ihm Muth ihn zu fassen, doch Parcival umfing auch ihn, zuckte ihn aus dem Sattel und schwang ihn wie eine Garbe Haferstroh unter den Arm, sprang mit ihm vom Ross und presste ihn über einen Baumstamm [1]) und da Orilus noch nicht daran will,

---

[1]) 265, 17: „und dructe in über einen ronen.“ Der Ran, der Ron, die Ronen (Schmeller III. 92) sind nach heutigem Sprachgebrauch Baumstämme, die besonders vom Wind sammt den Wurzeln ausgerissen wurden und wegen Unmöglichkeit der Abführung oder sonst im Walde oder auf dem Berge unbenützt liegen bleiben, daher auch die Rön (falsch Rhön) benannt. Dr. K. Roth Beiträge. XIII. 120. Merkwürdige Ueberreste aus uralter Zeit finden sich heute noch im Regnitz- und Maingrunde; Dr. Theodori in Bamberg und neuerdings Dr. Schnitzlein in Erlangen schrieben über diese vaterländische botanische Seltenheit, die armen Leuten häufig als Brennmaterial dient.

seiner Frau die alte Huld zu gewähren, so drückt' ihn Parcival an sich, dass des Blutes Regen durch die Barbiere sprang. Da gab der Held nach, aber von seiner Frau will er nichts wissen, er bietet dem Parcival die Hälfte seines Landes und verspricht sein eigenes Herzogthum von ihm als Lehen zu nehmen, nur möge er ihm erlassen, diesem Weibe je wieder hold zu werden. Da setzt Parcival dazu die weitere Bedingniss, der Herzog solle zu einem Mägdelein bei König Artus fahren, die seinetwegen mal geschlagen wurde, wo nicht, so werde er hier erschlagen. Und Orilus, der doch noch zu leben wünscht, leistet den Eid und die Frau empfängt freudig wieder den ersten Kuss von des Gatten blutigen Lippen. Darauf ritten die Dreie vor eine Klause im Felsen, wo Parcival auf ein Reliquiarium (heiltuom) einen Eid ablegt über das Beginnen, das er kindischer Weise an der Herzogin verübt und ihre Unschuld, er gibt auch den Ring zurück, den er glücklicher Weise noch hat, indess die Spanne thöricht verthan (vertân) war. Und der Herzog stiess das Vingerlein wieder an ihre Hand, küsste sie, bekleidete sie mit seinem eigenen Wapenrock und freute sich nun erst seiner Niederlage. Obwohl er Parcival mitnehmen will, so schlägt es dieser aus, worauf Orilus allein mit seiner Frau zu seinem Gefolge zurückkehrt, das über die Versöhnung hoch erfreut ist.[1]) Parcival, welcher an der Klause (die ihm unbekannter Weise Trevrizent bewohnte, der aber gerade abwesend war) einen bunten Speer angelehnt fand (den der wilde Taurîân hier vergessen), eignete sich denselben zu.

Mit Freuden erfährt Orilus, dass die Tafelrunde ganz nahe auf dem Plimizoël lagere; er macht sich also mit seiner versöhnten, glücklichen Gattin, die nun wieder prächtige Kleider trägt, dahin auf, nachdem sie gebadet und genügsam getafelt. Artus sass gerade nach Tische in der Mitte der Tafelrunde, als Orilus allein mit Jeschûten angeritten kam; er führt noch seine zerschlagenen Waffen und legt den zertrümmerten Schild in's Gras, um die ihm angewiesene Dame zu suchen, und

[1]) Von vorzüglicher und unnachahmlicher Schönheit ist die Stelle, welche das Glück dieser Frau ausdrückt und die Reflexion des Dichters über die Liebe:

272, 7: dô lac frou Jeschûte
al weinde bî ir trûte,
vor liebe, unt doch vor leide niht,
als guotem wîbe noch geschiht.
ouch ist genuogen liuten kunt,
weindiu ougn hânt süezen munt,
dâ von ich mêr noch sprechen wil.
grôz liebe ist freude und jâmers zil.
swer von der liebe ir maere
treit ûf den seigaere,
oberz immer wolde wegn,
ez enkam niht anderr schanze pflegn.

ist nicht wenig überrascht in ihr seine Schwester Cunnewâre zu finden, die ihn schon von weitem an seinem Wappen, den Drachen, erkannte. Sie führt die lieben Gäste in ihr Gezelt, das an einem Brunnen stand, auf ihrem Pavillon (poulûn) war ein Drache mit einem Apfel in den Klauen zu sehen, vier Seile hielten ihn, recht als ob er lebendig fliege und das Zelt mit sich in die Lüfte führe. Keye aber, der nun immer mehr Hass gewann, wie die Bewunderung des unbekannten rothen Ritters stieg, bat den Kingrûn, den Dienst bei Orilus zu übernehmen, er wusste wohl warum.

VI. Parcival hat die Bewunderung des ganzen Hofes in so hohem Grade erworben, dass Alle den König bestürmen, den rothen Ritter aufzusuchen und in den Kreis der Tafelrunde aufzunehmen, da seine Thaten ihn den besten Rittern der Tafelrunde ebenbürtig machen. Artus gewährt gern den Wunsch, doch da er die Kampflust seiner Ritter kennt, nur unter der Bedingung, dass Keiner sich von dem Zuge eigenmächtig trenne und abgesondert Abenteuern nachjage, denn manch feindliches Land würden sie durchziehen müssen, wo leicht durch Zersplitterung ihrer Kräfte der Ruhm der Massenie Schaden erleiden möchte. —

Unser Held war inzwischen in der Irre herumgeritten und am anderen Morgen unvermerkt in die Nähe der Plimizoël gerathen. Es hatte in der Nacht, obwohl im Mai oder um die Pfingstenzeit, geschneit und ein Falke, der den Jägern des Artus entflohen war, vor der Kälte Schutz suchend, sich zu ihm gesellt. Wie Parcival am Morgen pfadlos weiter reitet, fliegt eine grosse Schaar von Gänsen mit hellem Geschrei auf, der Falke stiess hurtig unter sie und schlug ihrer eine herunter, dass sie gerade unter dem Ast eines Stammes (ronen ast) sich bergen mochte. Aus ihrer Wunde fielen auf den Schnee drei Blutstropfen,[1] die dem Parcival nun ein wunderliches Spiegelbild vor Augen führen. Wer hat, gedachte er, seinen Fleiss gewandt an diese klare Farbe? fürwahr, sie gleicht nur dir Cundwierâmûrs; Gott macht mich an Gnaden reich, da ich hier dein Gleichniss finde. Geehret sei Gottes Hand und seine ganze Schöpfung! Das Weiss und Roth vergleicht er der Farbe ihres Angesichtes und er gedenkt jener Nacht, in der sie hilfeflehend vor ihm kniete und zwei Zähren an ihren Wangen, die dritte ihr am

[1]) 282, 21: „dri bluotes zäher rôt.“ Die Stelle kommt auch bei Chrestiens de Troyes vor, vgl. Rochat in Pfeiffers Germania III. 98. Zu vergl. dazu Grimm Altd. Wälder. 1813. I. Simrock Myth. 270. Wolf Beitr. II. 18 ff. Rochholz Aarg. Sag I. 86 ff. II. 51. Alpenburg Tiroler Mythen S. 370. Zingerle Sagen. 1859. S. 185.

Kinne hingen. So verfiel er, von der starken Minne Macht bezwungen, in Gedanken und wie im Traum starrt er auf Schnee und Blut. So gewahrt ihn ein Garzon Cunnewarens, der nach Lalant sollte, und ohne zu wissen, dass das seiner Herrin Ritter, hub er sich wieder heim und hetzte die Ritter auf: da draussen warte Einer auf Streit, die ganze Tafelrunde sei entehrt, wenn ihn keiner bestehe. Auf machte sich sogleich der stets streitbegierige ganz berserkerhafte Segramors,[1] er lief und sprang, denn seine Lust an Kampf war so gross, dass man ihn binden musste, wo er solchen zu finden wähnte oder er wollte dabei sein. Nirgend ist der Rhein so breit, dass der Held, wenn er am andern Ufer Streiten sähe, sich nicht hineinstürzte, unbekümmert ob das Wasser warm oder kalt wäre. Sein Ross sprang über hohe Stauden, als er ausritt, dass die goldenen Schellen an Ross und Reiter wie an einem Falken erklangen.[2] Parcival aber stand noch immer im Banne der Minne und hörte nicht des Ritters Drohen, erst als sein Pferd durch eine Wendung die Stelle aus dem Blick brachte, kam er wieder zu sich und empfing den Tjost so kräftig, dass er, ohne den in der Klause mitgenommenen schön bemalten Speer zu brechen, den Ritter aus dem Sattel warf, der übel gemuthet zur Tafelrunde zurückhumpelte, indess Parcival, gleich wieder von der Minne bestrickt, sich im Anschauen der Blutstropfen verlor. Auch unser Dichter ist, wie er selbst klagt, durch ein Weib in solcher Noth, doch ist ihm Frau Minne zu hoch und hehr, um sie in Zornes Hitze desshalb zu schelten.[3])

Darauf ritt der stolze Keye hinaus und versetzte dem Parcival, da dieser seine Rede nicht zu hören schien, mit dem Schaft einen Schlag an's Haupt; das Ross wendete und Parcival kam zu sich: im Galopp sprengten sie auf einander los. Keye brach zwar, wie er richtig mit den Augen bemessen, dem Waleisen ein weites Fenster in den Schild, aber der Senneschall stürzte doch vom Gegenstoss so mächtig über die Rone, unter welche die Gans geflüchtet hatte, dass Mann und Ross Noth litten; der Mann war wund, das Ross lag todt. Keye zerbrach von diesem Falle den rechten Arm und das linke Bein; Gurten,[4] Sattel und Geschelle waren zerrissen, so vergalt der Waleise zwei

---

[1]) San-Marte Germ. II 396.

[2]) „man möht in wol geworfen hân
287. zem fasân inz dornach (Dornicht)
swems ze suochen waere gâch,
der fünde in bî den schellen:
die kunden lûte hellen.

[3]) 292, 13: „doch sît ir (Frou minne) mir ze wol geborn, daz gein iu mîn kranker zorn immer solde bringen wort."

[4]) surzengel, von dem Franz. sursangle, der Obergurt.

Schläge mit einem Schlag, die welche die Magd seinetwegen, und den er selber heute erfahren hatte. Keye war aber, wenn auch ein Aufpasser (merkaere), doch ein getreuer, kühner (ellenthaft) Mann; er meinte es gut mit seinem Herrn und schirmte ihn gerne durch seine Rauheit; ein Hagelschauer war er für die Falschen (valsche diet) und stach sie schärfer als die Bienen. Ein solcher Keye oder auch ein Heinrich von Reisbach[1]) meint Wolfram, wär' jedem Fürsten zu wünschen, voraus dem Landgrafen Hermann von Thüringen,[2]) an dessen Hof es von Schmarotzern wimmelte, so dass sein Ingesinde besser Ausgesinde hiesse.

Da der Plimizoël nahe genug lag, um die Vorgänge zu sehen, so holte man Herrn Keye und trug ihn zu König Artus. Darauf ritt Gâwân hinaus, aber ohne Sporen und Schwert, eigentlich mehr um nur zu sehen wer denn der Ritter wäre, Parcival achtete seiner nicht, denn Frau Minne hatte es ihm wieder angethan. Da Gâwân keine Antwort erhält, folgt er den Augen Parcivals und die Blutstropfen im Schnee gewahrend, merkt er sogleich, dass hier die Minne mit im Spiel sein müsse, deren Wesen und Macht er nur zu wohl an sich selbst erfahren. Ein seidenes mit gelbem Zindal gefüttertes Tuch von Sûrîn schwang er über das Blut und schnell kommt Parcival wieder zu sich. Verwundert hört er von Gâwân, dass er so grosse Ritterschaft an Segramors und Keye geübt; er begrüsst den Helden froh, dessen ruhmvollen Namen er bereits kennt, und da ihm dieser versichert, dass Keyes Unbilde vollständig gerächt sei und Frau Cunneware durch seinen Dienst die glänzendste Genugthuung erhalten habe, entschliesst er sich, Gâwân an den Hof des König Artus zu folgen. Das ganze Lager erhebt sich bei der Kunde, dass der rothe Ritter da sei; Cunneware, Orilus und Je-

---

[1]) Dieser Heinrich von Reisbach wurde eine Zeit lang irriger Weise mit dem tugendhaften Schreiber verwechselt. Die Herren von Reisbach sind nur in der bayerischen Ritterschaft nachgewiesen, ein Reisbach (Rispach) liegt an der Vils in der Gegend von Landshut, ein anderes am Fusse des Wendelstein. Heinrich von Reisbach mag wohl am Hofe eines bayerischen Herzogs strenge Zucht geübt haben, konnte aber um die Zeit, wo Wolfram diesen Gesang dichtete, kaum mehr am Leben sein. Vgl. Haupt Zeitschrift. VI. 187 ff.

[2]) Das lebendige Getümmel am Hofe dieses milden Fürsten schildert Walther (Lachmann S 20, 4 15), der sich bitter darüber beklagt: „Ein Zug fährt ein, der andere aus, so geht es Tag und Nacht, ein Wunder ist's, dass da noch Jemand hört" u. s. w. Unter dem Schutze Hermanns (1195—1215) vollendete Heinrich von Veldecke hier seine Eneit; auf seinen Anlass bearbeitete Wolfram den Willehalm, für ihn übersetzte 1210 Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen des Ovid. Auch Wolfram klagt im Willehalm IX. 417, 22 ff. über die Zudringlichkeiten an diesem Hofe, dass wer ein Ross geschenkt haben wolle, sich bei Zeiten einfinden müsse. vgl. oben S. 125 ff.

schuten an der Hand, geht dem Helden entgegen und empfängt ihn mit feinster Sitte, sie reicht ihm köstliche Gewande; ein dem Mantel gerade noch fehlendes Schnürlein zuckt sie aus ihrem eigenen Kleide und zieht es ein; einen grünen Smaragd hing sie ihm an den Hals, auch gab sie ihm einen theueren Gürtel mit Steinen und Thierbildern geschmückt. Nach der Messe kam König Artus mit allen Rittern und dem zerbläuten Antanor.

Artus hatte die Sitte, nie zu essen, bevor eine Aventüre geschah oder gemeldet ward, nun war aber heute genug geschehen. Ein Pfelle aus Aeratôn in der Heidenschaft diente als Tischtuch, es war nach der Sitte der Tafeler rund geschnitten, denn ihre Zucht erlaubte ihnen nie, von einem Ehrensitze (gegenstuol) zu sprechen, die Sitze waren alle gleich. Auch die Frauen kamen herbei, voraus Frau Gynovêr, die dem Ritter ihren Kuss bietet. In die allgemeine Freude aber schlägt plötzlich eine schreckliche Botschaft. Eine Jungfrau ritt heran auf einem Maulthier, das hoch wie ein „kâstelân,“ dabei aber mit verschnittener Nase (nassnitec) und verbrannt, einem ungerischen Pferde gleichsah; ihr Zaum und Gereite waren reich und kunstvoll. Die Maid verstand sich wohl auf die Kunst, alle Sprachen wusste sie, Latein, Heidnisch und „Franzoys,“ auch Dialektik (diâletike), Geometrie (jêometrî) und Astronomie waren ihr bekannt; sie hiess Cundrîe und Surziere [1]) war ihr Zuname. Ein Brautlachen (brûtlachen) von Gent, blauer als Lasur, trug sie und eine Reisekappe nach französischem Schnitt (wol gesnîten al nâch der Franzoyser siten), darunter hatte sie gute Pfelle an ihrem Leib, ein neuer Pfauenhut (pfaewîn huot) von Lunders, gefüttert mit Plialt, hing an einer Schnur auf ihrem Rücken. Ihre Botschaft (ir maere) war eine Brücke, die Jammer über Freude trug. Ueber den Hut schwang sich bis auf das Maulthier ihr langer Zopf, der war schwarz und schweineborstenartig, ihre Nase die eines Hundes (si war genaset als ein hunt), spannenlang standen ihr aus dem Munde zwei Eberzähne, die Augenbrauen schwangen sich in Zöpfen gleich einer Haarschnur nieder. Dem Dichter thut es leid, so eine Schilderung von einer Fraue machen zu müssen. Ohren hatte sie wie ein Bär und ihr Antlitz war rauh. Eine Geissel führte sie in der Hand, die hatte seidene Schwenkel und der Stiel war ein Rubin. Ihre Hände waren affenfarbig, die Nägel nicht zu licht und wie Löwenklauen. Um ihre Minne ward, traun! selten ein Tjost gethan. So reitet sie an die Tafel vor König Artus und sprach ihn französisch an: die Besten aus allen Ländern sässen hie in Würdigkeit, aber ein Falscher nimmt Theil an der

[1]) Vgl. San-Marte über diese Eigennamen in Pfeiffers Germania II. 393.

Tafelrunde, der ihren Preis sinken macht: Herr Parcival, den ihr den rothen Ritter nennt. Dann zu ihm selbst gewandt, gibt sie ihm unter Weinen und Händeringen ihren Fluch, weil er den traurigen Fischer, der freude- und trostlos neben ihm sass, nicht durch eine Frage erlöst hätte. „Nie war grösserer Trug, rief sie aus, an so schönem Leibe. Ehrloser Mann! gab Euch doch der Wirth ein Schwert, das Ihr nie verdient hattet, saht Ihr doch vor Euch den Gral und das schneidende Silber und den blutigen Speer. Doch statt zu fragen, ward Ihr stumm, Ihr seid des Höllenhirten Spiel. Ihr Glückverwiesener, Heilverbannter, Ihr seid an Ehre lahm und schwank und an Würdigkeit so siech, dass Euch kein Arzt mehr Heil gewähren kann. Hättet Ihr doch zu Munsalvaesche gefragt! An Euerem Bruder Feirefîz[1]) ist die Kraft nicht verdorben, die Euer beider Vater trug und Gahmurets Herz hat nie Falschheit betreten.“ Der schrecklichen Jungfrau blutet selbst das Herz, dass sie solche Botschaft entrichten muss, sie windet die Hände und eine Zähre schlägt die andere. Dann aber wendet sie sich wieder an den Wirth und sagt ein herrliches Abenteuer an als eine Aufgabe für den Tapfersten: Vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen sind auf auf Chateau Marveil (Schastel marveil) gefangen; wer sie befreit, mag hohe Minne finden. Dann reitet sie weg ohne Urlaub, häufig noch zurückblickend und in die Klageworte ihre Trauer kleidend:

„ay Munsalvaesche, jâmers zil!	„Weh Monsalväsch, du Jammers Ziel,
wê daz dich niemen troesten wil!“	Weh, dass dich Niemand trösten will!“

Schwer ist der arme Waleise bekümmert; was half ihm seines kühnen Herzens Rath, seine wahre Zucht und Mannheit? Er schämte sich seiner Thaten. Doch blieb die rechte Falschheit von ihm ferne; denn Scham gibt Preis zu Lohne und ist die Krone der Seele. Cunnewâre und alle Frauen weinten über ihn. Aber schon naht wieder neue Noth. Kaum ist Cundrîe hinweg, so sprengt ein fremder Ritter herzu; sein Schild ist unbekannt, den Helm band er nicht ab; in seiner Hand trug er das Schwert, doch in der Scheide. „Gott erhalte den König Artus, hebt er an, und alle Frauen und Herren, die ich hier schaue, ich biete Allen Gruss, nur Einem nicht, dessen Hass gegen mich ergehen mag. Das ist Herr Gâwân, der sich so weit verging, dass er recht nach Judasart meinen Herrn grüssend, ihn ermordete. Läugnet er das, so mag er sich mit Kampf befreien von heute über den vierzigsten Tag,

[1]) D. h. das Feenkind ibid. S. 404.

wo ich ihn entbiete vor den König von Ascalûn in die Hauptstadt nach Schanpfanzûn." Vergeblich bietet sich Gâwâns Bruder, der stolze Bêâcurs fussfällig vor seinem Bruder, als Geisel des Kampfes (kampflîchez gîsel); Artus kann die Unthat seines Neffen nicht glauben und zürnt ob so schwerer Beschuldigung, auf welcher der Landgraf Kingrimursel, denn so heisst der fremde Ritter, besteht. Gâwân selbst muss sie leugnen, dennoch nimmt er den Kampf an, um seine Ehre zu reinigen und verspricht, am bestimmten Tage zu erscheinen. So wendet denn der Fremde sein Ross und scheidet aus dem Plimizoël.

Durch Cundrie vernahm man zuerst Parcivals Namen und Geschlecht. Alle trauerten, die von seinem Vater gehört hatten und seine Familie kannten, am meisten aber Clâmidê, der ja durch Parcival bei Pelrapeire die Minne und Hand Cundwierâmûrs verloren hatte und desshalb um Parcivals Hilfe bittet, um Frau Cunwâre de Lalant zu erlangen, was er auch erreichte. Die Königin von Janfûse aber, eine Heidin, welche durch Cundrîe von Parcivals Bruder hörte, erzählt diesem nun von Feirefîz, [1]) dessen Land sie durchreist hat und dessen Haut merkwürdiger Weise weiss und schwarz ist; er werde in der Heidenschaft wie ein Gott angebetet; Niemand hat noch seinen Tjost ausgehalten, kein milderer Mann ward je geboren. Parcival ist untröstlich und sieht kein Heil mehr vor sich, bis er den Gral wieder gefunden habe. Er begreift nun, dass er den weisen Rath des Gurnemanz wieder so wenig verstanden, ebenso wie er die Räthe seiner Mutter verkehrt befolgt hatte. Parcival scheidet sich von der Tafelrunde, Artus sucht ihn zu trösten. Frau Cunnewâre führt ihn an der Hand und Gawan, dem gleichfalls ohne sein Verschulden ein gefährlicher Zweikampf bevorstand, nimmt küssend von ihm gar herzlichen Abschied: „ich weiss wohl, Freund, dass auf Deiner Fahrt Dir mancher Kampf nicht zu ersparen, Gott gebe Dir Glück dazu!" — „Weh! was ist Gott?" erwiedert Parcival in ganz anderem Sinne als damals, wo er an die Mutter mit kindlichem Herzen und Vertrauen die nämliche Frage gestellt. Denn jetzt hat ihn sein unbewusst verschuldetes Geschick in düstere Zweifel gestossen. „Wär' Der gewaltig, solchen Spott gäb' er uns Beiden nicht fürwahr. Seit ich mich versinne, war ich Ihm unterthan; nun will ich Ihm den Dienst widersagen, hat Er Hass, den will ich tragen. Freund, in Deiner Kampfeszeit möge Dich ein Weib, an der Du „kiusche unt wîplîche güete" erkannt hast, behüten; ich weiss nicht, ob ich Dich je wieder sehe, meine Wünsche mögen an Dir wahr werden!" „Da

[1]) 328, 5 ff.

ergienc ein trûrec scheiden." — Gâwân aber bereitete sich vor auf den König von Ascalûn. Alte harte wohlgediegene Schilde (er achtete auf ihre Farbe nicht) brachten ihm Kaufleute auf Säumern, und er erwarb ihrer drei, nicht um billigen Preis; auch wählte er sich sieben Rosse, zwölf scharfe Speere mit starken Schäften aus heidnischem Moor erwarb er, nahm Urlaub und fuhr mit unverzagter Mannheit. Artus gab ihm reichen Sold, lichte Gesteine und rothes Gold und Silbers manchen Sterling (staerlinc). Ekubâ, die junge Heidin (aus Janfûse) schiffte sich ein und das Volk kehrte vom Plimizoel. Ich führte die Märe gerne fort, sagt der Dichter, wenn es mir gebieten wollte ein Mund, den aber kleinere (ander) Füsse tragen als mir im Stegreif dienen (dan die mir ze stegreif wagent). —

Eine oberflächliche Betrachtung könnte es auffallend finden, dass Parcival bloss wegen Unterlassung einer einfachen Frage so schweren Fluch und sogar Sündenschuld (473, 15) auf sich geladen habe. Desshalb müssen wir uns noch einmal die ganze Situation vergegenwärtigen. Durch die verkehrte Befolgung der Lehren des weisen Gurnemanz hat er allen und jeden Anstand beleidigt. Wie freundlich war ihm der Wirth entgegengekommen, der den Helden eigens mit der Bemerkung zu sich auf sein Ruhebett setzt, er wolle ihn nicht wie einen fremden Gast behandeln; so hatte er ihn denn auch durch ein kostbares Geschenk geehrt, und Parcival hörte die erschütternde Trauerklage der Templeisen beim Erscheinen des blutigen Speeres, sah das schwere Siechthum seines liebevollen Wirthes, sah die unbegreiflichen Wunder des Grals, die jeden Anderen dazu gebracht hätten, über so aussergewöhnliche Vorgänge zu fragen. Aber über der sogenannten Zucht, über der Weltbildung, war unserem Parcival der natürliche Edelmuth eines einfältigen Menschen abhanden gekommen, er hatte, bisher ein Kind des Glückes, den Gipfel erreicht — und den Augenblick nicht zu benützen verstanden: so wird er in den tiefsten Jammer, dessen ganzer Umfang ihm noch unübersehbar ist, hinabgeworfen, er zerfällt mit Gott und der Welt, nur ein Bild, das seiner geliebten Fraue, ist ihm glücklicher Weise unerschüttert verblieben. Durch herben Schmerz muss er nun geläutert und zur Einsicht gelangen, dass sein trotziges Beharren auf seiner Schuldlosigkeit der letzte und grösste Fehler seiner Einfalt war. So ist denn der erste Theil des Gedichtes, den man billig „von der Tumbheit" nennen könnte, meisterlich abgerundet. Mit richtigem Blick führt jetzt der Dichter zur künstlerischen Gegenwirkung einen anderen Helden in sein Gedicht ein, der neben Parcival, indess dieser grollend in der Irre reitet, in den Vordergrund tritt, ihm aber nur zur Folie

dient und dessen höhere Richtung noch in volleres Licht setzt.[1]) Gawan hat sich bereits als erprobter Held bewiesen und durch die herzliche Theilnahme an Parcivals Geschick unsere Neigung zum voraus gewonnen; er hat in der thatenreichen Welt den Ehrenpreis errungen, so tritt auch an ihn die Prüfung, wenn er gleich von jenem stürmischen Sehnen nach einem übermenschlichen Ziele ferne ist. Durch die Botschaften Cundriens und Kingrimursels reissen die vielfach verschlungenen Fäden wieder nach den verschiedensten Seiten auseinander und es thut sich in neuen reizenden Verschlingungen, die doch unvermerkt der Lösung zuführen, eine neue Welt der wunderbarsten Abenteuer auf.

VII. Gâwân begegnet auf seinem Zuge plötzlich einem Heere; Harnische und schwer beladene Wagen wurden von Mäulern geschleppt, wunderlicher Krämertross fuhr hinterher, auch Frauen sah man darunter, von denen manche den Gürtel ihrer Minne schon ein Dutzendmal verpfändet hatte und anderes Gesindel, dem das Hängen (wîde) besser gewesen wäre, als werthes Volk zu verunehren. Auf die Frage Gâwâns, welche Bewandtniss es mit diesem Kriegszuge habe, erzählt ihm ein Knappe: Als der Herr dieses Landes, der König Schaut, auf dem Todbette lag, berief er die Fürsten des Reiches zu sich und empfahl ihnen seinen noch unmündigen Sohn Meljanz, den er insbesondere seinem treuesten Vasallen, dem Herzog Lyppaut von Bêârosche, zur Erziehung anvertraute. Bald darauf schloss der Tod seine Augen und Lyppaut nahm den jungen Meljanz zu sich nach Bêârosche, wo er wie ein geliebter Sohn gehalten und mit den Töchtern Lyppauts, Namens Obîe und Obilôt gemeinsam erzogen ward. Als der Knabe heranwuchs, entwickelte sich in ihm eine Neigung zur älteren Tochter, Obîe, so dass er sie um ihre Minne bat. Sie aber wies ihn mehr überrascht als beleidigt, höhnisch zurück; zornig verliess der Jüngling die Burg und begab sich zu seinem Oheim, dem König Poydiconjunz von Gors, der mit vielen Rittern und Dienstmannen auch sogleich bereit war, den vermeintlichen ehrgeizigen Plänen Lyppauts zu begegnen, und gegenwärtig ist das Heer im Begriff, feindlich gegen Bêârosche zu ziehen.

Gâwân ist unentschlossen, ob er sich hier betheiligen soll, er besorgt in den Kampf verwickelt zu werden und dann gar den Tag des Zweikampfes zu versäumen. Doch war hier nicht durchzukommen, so beschliesst er denn einstweilen zuzuschauen und da Niemand im Heere ihn anruft, wendet er sich gegen die Stadt. Hier sind die Thore

[1]) Vgl. Rührmunds Abhandlung über Gawan in v. d. Hagens Germania. X. 17–25. und in seinem Programm. Potsdam 1849.

bereits vermauert, die Thürme wohl verwahrt und an jeder Zinne ein Armbrustschütze. Er reitet bergauf und lagert sich unter den Bäumen bei der Burg. Die Menge seiner Säumer, die zahlreiche Dienerschaft und die prächtigen Decken und Kissen, die er für sich ausbreiten lässt, erregen die Aufmerksamkeit von Lyppauts Gemahlin und Töchtern, welche sich so nahe über ihm in dem Palas befinden, dass er ihre Reden hören kann. Besorgt fragt die Herzogin, ob der Ankömmling wohl Hilfe bringe; die kleine Obilôt erklärt ihn für einen gar minniglichen Ritter, den sie gerne annehmen wollte, dieses verdriesst Obîe und obwohl sein Aeusseres gar nicht darauf schliessen lässt, so erklärt sie ihn doch für einen Kaufmann oder Wechsler (wehselaere), der hier gute Geschäfte machen wolle. —

Lyppaut hat seine Freunde zu Hilfe gerufen, doch will er nicht selbst gegen den Sohn seines ehemaligen Lehnsherrn und Gebieters, wie bitteres Unrecht er auch an ihm übe, die Waffen in die Hand nehmen. Inzwischen erbrechen die Bürger ihre Thore und ziehen aus und es beginnt die Schlacht im Felde. Meljanz fliegt im Felde siegreich hin und her und Obîe folgt ihm mit unverwandten Blicken, denn je mehr er den Gefahren sich aussetzt und rühmlich besteht, desto lebhafter muss sie sich gestehen, dass sie ihn liebe, aber desto widerwilliger sieht sie auf Gâwân; sie kann der Lust nicht widerstehen, über ihn zu Obilôt, die sich seiner ernsthaft annimmt, laut zu spotten und endlich gar einen Garzûn abzuschicken, der fragen solle, ob die Rosse ihm feil wären und ob er in seinen Saumschreinen gutes Kramgewand habe, das die Frauen ihm abkaufen wollten. Gâwân aber empfängt den Knappen mit solchen Blicken, dass er seine Botschaft nicht zu sagen wagt und der mit Maulschellen (mûlslege) bedrohte Wicht (ribbalt) schleunig zurückläuft. Obîe aber ruht nicht, sie schickt zum Burggrafen Scherules mit dem Befehl, er solle den Kaufmann unter den Oelbäumen im Graben, der nur gekommen sei, die Leute zu betrügen, fest nehmen. Scherules aber erkennt bald, dass er es mit einem edlen Ritter zu thun habe und ladet ihn auf das Höflichste ein, Herberge zu nehmen und trägt sich selbst als Marschalc an. Gâwân zieht vergnügt in die Stadt; doch die übellaunige Obîe ruht noch nicht, sie sendet ein Spielweib (spilwîp) und verdächtigt den Ritter als einen Falschmünzer (valschaere), dessen man habhaft werden müsse und Lyppaut wäre beinahe darauf eingegangen, hätte ihn Scherules nicht glücklicher Weise noch eines Besseren belehrt; so bittet Lyppaut selbst den Ritter, den er nun auch als werthen Gast willkommen heisst, um Beistand in seiner Noth; aber Gâwân, besorgt sein Wort nicht einlösen zu können, wenn ihm hier ein Unfall begegne, bittet um Bedenkzeit über Nacht. Rückkehrend findet

Lyppaut seine Obilôt, die mit des Burggrafen Töchterlein mit Ringlein spielt; [1]) sobald sie erfährt, dass der Ritter weder zu- noch abgesagt habe, beschliesst die Kleine selbst zu ihm zu gehen. —

Gâwân sprang auf, als sie in seine Kemenâten kam, setzte sich zu der Süssen und dankte, dass sie ihn der Schwester gegenüber in Schutz genommen. Die junge klare Magd sprach: „Gott mag es mir bezeugen, Herre, dass Ihr der erste Mann seid, der mein Redegeselle ward; ist meine Zucht dadurch gewahrt, so habe ich Freuden, denn meine Meisterin sagte mir: die Rede sei des Sinnes Dach. Herr, ich bitte Euch und mich, denn wahrer Kummer lehrt mich dieses, Ihr seid mir darum nicht minder hold, denn ich fahre doch auf der „mâze“ Pfad, da ich zugleich mich selber bat. Ihr seid in Wahrheit Ich, wie auch die Namen sich theilen; nehmt meines Leibes Namen und seid nun Magd und Mann zugleich. Thut Ihr meiner Bitte Gewähr, so will ich Euch herzliche Minne geben. Habt Ihr mannliche Sitte, so dient Ihr mir wohl, denn ich bin es werth; lasst Euch nicht beirren, dass mein Vater wohl schon Freunde und Magen hat, die ihm dienen, nein, dient uns beiden um meinen Lohn.“ — Gâwân deutet ihr an, dass er durch sein Wort schon gebunden und sich dessen nicht begeben könne, was ihre Minne betreffe, so müsste sie wohl noch fünf Jahre älter sein ehe sie solche geben könne. Doch gelobt er dem „freuwelîn“ ihretwegen die Waffen zu tragen, doch, fügt' er scherzend bei: „In Euerer Hand sei mein Schwert, will Jemand Tjost von mir, so sollt Ihr reiten und streiten, und wenn man auch mich kämpfen sieht, so müsst doch Ihr es sein.“ — Sie sprach: „Das ist nicht schwer; ich bin Euer Schirm und Schild und Euer Herz und Euer Trost, seit Ihr mich vom Zweifel erlöst habt; ich bin Euer Geselle und Geleite; meine Minne soll Euch Friede geben. Ich bin Wirth und Wirthin und will im Streite bei Euch sein.“ Er hielt ihr Händelein zwischen seinen Handen während sie so sprach, dann machte sie sich auf um ihm ein Kleinod zu bereiten und hub sich mit ihrer Gespielin von dannen. Gâwân aber sprach: „Werdet nur ein wenig älter, so kann's nicht fehlen, dass Euretwegen noch genug Speere verschwendet werden.“

Unterwegs aber kommen dem Töchterlein des Burggrafen doch leise Bedenken, was sie dem Ritter eigentlich denn geben könnten, da sie

[1]) 368, 12: „diu zwei snalten vingerlîn;“ dasselbe Kinderspiel Ringleinschnellen, einen am Faden aufgehängten Ring nach einem Hacken an der Wand schnellen, nennt Wolfram auch im Willehalm VII. 327, 7: „daz waer diu kurzwîle sîn, als ein kint daz snellet vingerlîn.“ Rochholz Kinderspiel. S. 434. Auch in Strickers „slegel.“ Vgl. v. d. Hagen Gesammt. Abent. II. S 418. v. 819.

gar nichts als Puppen (tocken) haben; ist die meine schöner, sagt sie zu Obilôt, so gebt sie ihm in Gottesnamen, ich werde sie schon verschmerzen.[1] Da begegnet ihnen Lyppaut, der sein Töchterlein zu sich auf's Pferd hebt, ihr Gespiel nimmt ein anderer Ritter auf. Sie klagt dem Vater, dass sie nichts dem Ritter zu schenken habe, er sei ihr lieber als je ein Mann einer Magd geworden. Lippaut führt sein kostbares Kind, für dessen Besitz er Gott dankt, zur Herzogin, die gleich kostbare Stoffe kommen lässt, daraus schnitt man ihr ein goldbrokaten Kleid, dessen Aermel dann Gâwân als Kleinod (daz was ir prîsente) auf seinen Schild nagelte, indess Obilôt desshalb an dem einen Arme bloss ging. In der Nacht verstärkt sich noch die Besatzung der Stadt durch massenhafte Zuzüge von aussen, in den Gassen war grosses Gewühl, auch sah man viele Banner (banier), Helme und farbige Speere im Mondenscheine glänzen; gar kostbar waren die Streiter gekleidet, so dass Regensburger Zindel[2] kaum noch Werth hatte. Den jungen Tag begrüsste ein anderer Ton als Lerchensang, die Speere krachten recht wie ein Wolkenbruch (wolken rîz), da erhallte manch reicher Tjost als würfe man ganze Kastanien in grosse Gluth (als der würfe in grôze gluot ganze castâne). Gâwân und der Burggraf (schahteliur) liessen sich zuerst eine Messe singen, dann ritten sie aus. Poydiconjunz kam mit solcher Heeresmacht, dass, wäre im Schwarzwald jede Staude ein Schaft, dort nicht mehr Waldes zu sehen wäre als hier in seiner Schaar. Mit sechs Fähnlein (vanen) ritt er zu, und seine Posaunen bliesen, als ob es donnere. Ich weiss es nicht, ob ein Halm unzerstampft blieb, der Erfurter Weingarten[3]) zeigt heute noch von ähnlicher Noth, welche die

---

[1]) Die köstliche Stelle lautet 372, 17:

„wes habt ir im ze gebne wân?
sît daz wir niht wan tocken hân,
sîn die mîne iht schoener baz.
die gebt im âne mînen haz:
dâ wirt vil wêne nâch gestriten."

Die Kinderpuppen waren schon auf dem griechischen Markte stehende Artikel wie auf dem unsrigen und hatten genau, wie die unserigen, bemalte Holz- und Porzellangesichter. (Rochholz S. 364.) Das Wort Puppe kam, wenn nicht durch die Römer, doch durch Frankreich zu uns (vgl. Grimm III. 57), nachdem das Spielzeug längst im altnordischen Leben bekannt war; im IX. uud X. Jahrh. finden sich schon viele Belege dafür. Im Willehalm I. 33, 24 erwähnt Wolfram ausdrücklich die Tocke seines Töchterlein.

[2]) 377, 30 ff: „ein Regenspurger zindâl, dâ waer ze swachem werde vor Beârosche." Der Zindal war (ebenso wie der bes. im Wigalois oft genannte Timit) ein leichter Seidenstoff, der schon im IX. Jahrh. in den verschiedensten Farben bei uns getragen wurde (Weinhold Deutsche Frauen. S. 425). Am öftesten fand er sich roth, auch gelb, blau, grün, schwarz und weiss. Am besten wurde er in Italien zu Lucca, in Spanien zu Granada gefertigt; auch kam griechischer Zindel die Donau herauf, Regensburg lieferte gleichfalls diesen Stoff in vorzüglicher Güte. Vgl. oben S. 136. Anm.

[3]) 379, 18: „Erffurter wîngarte giht von treten noch der selben nôt:

Hufe anrichteten. — Es gab scharfe Tjoste und mancher Mann ward hinter das Ross auf den Acker gesetzt, manch Rösslein (vole) lief ohne seinen Meister. Gâwân sprengte mitten hinein und stach einen jungen Herrn herab, dem der Knappe diente, welcher dem Gâwân gestern so artig die Märe gesagt, wie der Zwist entsponnen; Gâwân erkennt ihn und gab ihm das Pferd zurück, das er seinem Herrn abgejagt hatte. Meljanz selbst aber stritt überaus tapfer, seine Hand zerklob viel vester Schilde und brach starke Speere. Da nahm Gâwân einen seiner guten Speere von Angram, von denen er ein Dutzend noch auf dem Plimizoël gekauft hatte und tjostirte mit Meljanz: sie prallten zusammen, dass die Helden beide hinter ihren Rossen standen, dann droschen sie sich mit Schwertern die Garben, dass die Stücke davon flogen, einen Speerstich bekam Meljanz in den Arm, dann zuckte ihn Gâwân nieder und zwang ihm Sicherheit ab. Viele die hier um's Leben kamen, büssten schwer Obîens Zorn! Meljanz kämpfte weiter fort, obwohl sein Schild kaum mehr handbreit war, wurde aber bald wieder niedergeworfen und manches Ross, dem kein Hafer mehr schmeckte (maneg ors, daz sît nie gruose enbeiz), trat ihm auf das Kleid, da erging der Rosse Schelmetag, darnach die Geier Behagen haben. Das Beste im innern Heere hatte der Ritter der kleinen Obilôt gethan, im Feindesheer aussen aber ein rother Ritter, der alle von ihm gefangenen Ritter in die Stadt sendet, sich gegen Meljanz auszuwechseln, vermöchten sie das aber nicht, so sollten sie ihm den Gral suchen helfen; da den aber Keiner weiss, so schickt er sie nach Pelrapeire, um dort der Königin zu sagen, sie kämen im Auftrage dessen, der dort einst ihrethalben mit Kingrun und Clamide gestritten, stets sei ihm nach dem Grale weh und nach ihrer Minne. Darauf vertheilt er die erbeuteten Rosse an die Knappen und behält nur eines mit kurzen Ohren, Namens Inglîart für sich, da sein eigenes verwundet ist, und reitet weiter auf seiner arbeitvollen Bahn.

Gawan löste den Aermel vom Schilde [1]) und sandte ihn durchstochen und zerhauen an Obilôt, die ihn, wie er war, an ihren blanken

---

maneg orses fuoz die slâge bôt." Als König Philipp und Otto mit einander um die deutsche Kaiserkrone stritten, war der Landgraf Hermann von Thüringen bis zum Herbste 1204 auf des Letzteren Seite. Obwohl von Philipp zur Unterwerfung gebracht, wandte er sich doch wieder 1202 zu Otto. Philipp zog desshalb auf's Neue nach Thüringen, Hermann rief aber die Böhmen zu Hilfe und belagerte 1203 nach Pfingsten den König Philipp zu Erfurt so hart, dass er sich kaum retten konnte. Da die Spuren davon noch sichtbar waren, als Wolfram diesen Theil des Parcival dichtete, so schliesst Lachmann (Walther v. d. Vogelw. S. 146) daraus, dass er nicht lange darauf, vielleicht im Sommer 1204, nach Eisenach gekommen sei.

[1]) Dergleichen Dinge aus Frauenhand trugen die Ritter gar gerne auf dem Schilde oder als Helmzier. So kaufte ein Ritter einem Bettler, dem die hl.

Arm legte und mit Freuden vor der Schwester zeigte, die sich darüber ärgerte. Meljanz aber wird, obwohl ein Gefangener, doch mit aller Ehrfurcht empfangen, so dass Alle vor ihm stehen, während er sein ritterliches Mahl geniesst. Da kommen die von dem rothen Ritter abgesendeten Gefangenen und in der Schilderung, die sie von ihrem Gegner machen, erkennt Gawan seinen Freund Parcival und dankt Gott, dass er heute nicht mit ihm feindlich zusammengerieth. Der junge Meljanz aber erkennt, wie ungerecht sein feindliches Beginnen gegen Lyppaut gewesen sei, und bittet den Burggrafen Scherules dringend, ihm die Gunst seines zweiten Vaters wieder gewinnen zu helfen. Obilôt jubelt laut beim Anblicke Gawans, er drückt sie wie eine Puppe an seine Brust und schenkt ihr seinen Gefangenen Meljanz, die klug genug ist, ihn ihrer Schwester als Herrn und Amie zu übergeben. Wahrhaftig! Gott sprach aus ihrem jungen Munde und Frau Minne, die Alles vermag, fachte die Liebe der Beiden wieder an, dass Obîe mit Weinen Meljanzens Wunde küsste und ihn ihren Herren nannte. Mit Freuden ward die Hochzeit begangen. Gawan aber, der keine Zeit verlieren darf, zog, trotz der Thränen der kleinen Obilôt, die so gerne ihn begleitet hätte, von dannen unter den dankbaren Segenswünschen Lyppauts und seiner Genossen.

VIII. Nach mancher Tagfahrt durch rauhe, unwegsame Gebirge, wohin ihm Lyppaut Speisevorrath durch seine Jäger vorausgesendet hatte, durch Wälder und Moore steigt Gawan in das Land Askalon hinab. In einer grossen Ebene ersieht der Held eine schöne Burg im Sonnenschein, so herrlich, dass Aeneas zu Karthago keine schönere sehen mochte; sie gehört dem König Vergulaht, dessen Vater Gawan auf heimtückische Weise ermordet haben soll. Vergulat stammte von den Feien, daher war er von ausserordentlicher Lieblichkeit, ebenso wie seine Schwester. Gawan trifft ihn gerade mit seinen Rittern auf der Falkenbeize und wird auf das freundlichste ersucht, voraus zum Schlosse zu gehen, wo seine schöne Schwester ihn auf's Beste pflegen werde; er selbst werde in Kurzem ihm folgen. Antikonîe, so ist ihr Name, hätte wohl mit der Markgräfin von Heitstein wetteifern können, deren Schein über die ganze Mark leuchtete.[1]) Gawan ritt von einem Ritter

---

Elisabeth einen ihrer Aermel vom Rocke geschenkt hatte, denselben gleich mit schwerem Gelde ab und steckte ihn auf den Helm. Vgl. meine Ausgabe des St. Elsben Leben in F. Pocci „Altes und Neues.“ II. 15. Die Aermel wurden häufig erst bei dem jedesmaligen Gebrauche des Kleides an den Rock angeschnürt und angeheftet. Vgl. Weinhold S. 430. 442 etc

[1]) „ir site und ir sin war gelîch der marcgrâvin (404) diu dicke vonme Heitstein über al die marke schein.“ Die Lesearten haben Aitsteine, Beitstein,

begleitet auf den Palas, und wurde dahin gebracht, wo die Königin Antikonîe sass. O weh! dass der weise Mann von Veldeke [1]) so früh erstarb, der würde sie besser gelobt haben! Als Gawan die Magd ersah ging er näher und sagte, was ihr der König melden liess. Sie antwortete: „Herr, tretet näher, meiner Züchte Meister das seid Ihr! nun gebietet und lehret. Kann ich Euch die Weile kürzen so sollt Ihr gebieten; da der Bruder Euch so wohl empfohlen hat, so küsse ich Euch, wenn ich küssen soll. Nun gebietet nach Eurem Dünken über mein Thun oder Lassen.“ Mit grosser Zucht stand sie vor ihm. Gawan sprach: „Fraue, Euer Mund ist so kusslich (so küssenlîch getân), dass ich den Gruss gerne mit Euerem Kusse gelten mag.“ Ihr Mund war heiss, voll (dick) und roth, daran bot Gawan den seinen und es erging ein ungastlicher Kuss, d. h. inniger als es einem Gaste eigentlich gegolten hätte. Zu der züchtereichen Maid setzte sich der werthe Degen, der sich wohl auf süsse Rede verstand. Oft musste er seine Bitte, sie ihr Versagen erneuern, auch bat er sie Genaden viel. Sie aber sprach: „Herr, wenn Ihr klug seid, so mag es Euch genug dünken. Ich bot Euch um meines Bruders willen, wie es Ampflîse meinem Oheim Gahmuret nie besser bot, ich habe wohl schon ein Loth zugewogen, weiss auch nicht, Herre, wer Ihr seid, dass Ihr nach so kurzer Frist nach meiner Minne begehrt.“ Gawan antwortete: „Wollt Ihr wissen, woher ich sei, so hört Fraue, dass ich bin meiner Base Brudersohn, wollt Ihr mir genaden, so säumt nicht lange meiner Herkunft wegen, denn die ist der Eueren völlig gleich.“ Eine Magd schenkte ihnen ein und ging hinaus, andere Frauen, die erst da sassen, dachten auch daran, was sie draussen zu pflegen hatten und gingen, auch der Ritter, der ihn hergebracht, war längst hinweg. Da gedachte Gawan, dass den grossen Strauss oft ein kleiner Aar fangen könne; er umschloss sie inniglich mit den Armen und durch die Liebe kamen sie in solche Noth, dass bald ein Ding geschehen wäre, hätten es üble Augen nicht ersehen. Ein alter Ritter kam herein und erkannte Herrn Gawan und schrie: „Heia hei! der Ihr meinen Herrn erschlagen, Ihr thut nun auch der Tochter Gewalt!“ Den Waffenruf hörte das Gesinde, das bald herauf drang. „Nun rathet Herrin, wie wehren wir uns, sprach Gawan, hätte ich nur mein Schwert.“ Die Jungfrau zieht ihn in einen Thurm, der bei ihrer Kammer steht und hofft, dass der Sturm vorübergehe. Nun aber drang

Hertstein. Dagegen hat M. Haupt die Leseart Heitstein festgestellt. Vgl. oben S. 118.

[1]) Heinrichs von Veldecke Blüthezeit fällt zw. 1173 — 1184. Wolfram kannte ihn sicherlich vom Hofe des milden Landgrafen von Thüringen. 404, 28: „ôwê, daz so fruo erstarp von Veldeke der wîse man! der kunde se baz gelobet hân.“

schon das Volk (bovel [1]) herein aus der Stadt, sie lärmten und schrien und drangen gegen die Thüre; Gawan stand innerhalb und riss einen Riegel aus der Mauer, mit dem er seine arge Nachbarschaft oft zum Weichen brachte, die Königin suchte nach einer Wehr gegen die Stürmenden, endlich fand sie Schachzabelgesteine [2]) und ein Spielbrett, das an einem eisernen Ringe hing, das brachte sie Gawan; auf diesem viereckigen Schild ward nun ein ander Schach gespielt! Die Fraue aber warf, ob es nun König oder Thurm [3]) war, die grossen schweren Steine gegen das Volk, wen ihres Wurfes Schwang erreichte, der stürzte wider seinen Willen. Die reiche Königin stritt da so ritterlich bei Gawan, dass die Kauffrauen zu Tolenstein zur Fastnacht auch nicht besser stritten, [4]) doch diese thun's aus Narrethei (von gampelsiten) und mühen ohne Noth ihren Leib; wenn ein Weib Schrammen von Harnisch trägt, die hat ihren Beruf vergessen. Doch Antikonîe bewies hier zu Schanfanzûn ihre Treue und vergoss Thränen im Streit. Hätte er nur Musse gehabt die Magd recht zu schauen, ihr Mund, ihre Augen und ihre Nase waren, wie der Dichter mit seinem übermüthigen Bilderwitz sagt, schöner als die eines Hasen am Spiesse; minnegehrendes Gelusten konnte ihr Leib wohl gereizen, ihr saht sicherlich noch keine Ameise, die besseren Gelenkes pflag als sie da, wo ihr Gürtel lag. Das gab ihrem Gesellen Gawan auch männlichen Muth, obwohl ihm kein anderes Gedinge als der Tod in sicherer Aussicht stand; doch kümmerte sich Gawan wenig um die Feinde, er fällte ihrer Viele. Unterdessen erschien König Vergulaht und Gawan fand einige Rast, doch nur bis der König gewappnet war. Da kam derselbe Mann, der ihn kurz zuvor bei Artus so kampflich angesprochen, der Landgraf Kyngrimursel; Gawans Noth ging ihm so durch's Herz, dass er die Hände rang, denn er hatte ihm seine Treue zu Pfand gesetzt, dass er Frieden haben sollte bis ihn ein Einzelner im Streit bezwungen. Zornig trieb er die Leute vom Thurme, da aber der König neuen Sturm befahl, sprang der treue Landgraf zu Gawan und erklärt dem Bedrängten beizustehen; so kommt

---

[1]) Bovel cf. oben S. 135. Anm. 3.

[2]) 408, 20 ff.: „schâchzabelgesteine unt ein bret, daz an eine îsenînem ringez hienc.“ Das Schachspiel findet sich in Deutschland schon sehr frühe; es gehörte zu den ritterlichen Vollkommenheiten, den sieben probetates, als da hiessen: Reiten, Schwimmen, Schiessen, Ringen, Vogelbeize, Schachspiel und — versificari! im Wigalois werden hölzerne Schachfiguren genannt; diese im Parcival waren wahrscheinlich von Metall Vgl. übrigens Massmann Geschichte des mittelalterlichen und vorzugsweise des deutschen Schachspiels. Quedlinburg 1839.

[3]) roch, auch rok, rocke, ist der wandelnde Thurm oder Elephant. Massmann S. 87.

[4]) 409, 5 ff. Vgl. oben S. 122 ff.

endlich Waffenstillstand zuwege, obwohl Vergulat, der noch nicht weiss, dass Gawan am Morde seines Vaters ganz unschuldig ist (denn das hatte ein anderer Mann gethan), lange nicht nachgeben will. Antikonîe dankt mit Thränen dem wackern Landgrafen für die Rettung des werthen Gastes, der ihrer Pflege übergeben wird.[1]) Kyngrimursel hält es nunmehr mit seiner Ehre unverträglich, dass er hier, wo das von ihm verheissene sichere Geleit auf so schmähliche Weise gebrochen ward, seinen Kampf mit ihm ausfechte und Beide vereinigen sich, dass er über ein Jahr zu Barbigoel abgehalten werde. Vergulaht, einigermassen in Verlegenheit, was er mit Gawan beginnen soll, erzählt, er sei neulich im Forst Laehtamrîs von einem unbekannten Ritter niedergestochen worden, der ihn verpflichtete, den Gral zu suchen und wenn er ihn in Jahresfrist nicht fände, sich der Königin von Pelrâpeire zu stellen. Nun scheint es den Rathgebern des Königs thunlich, die Erfüllung dieses Gelübdes dem Gawan zu übertragen, wodurch man sich seiner auf eine schickliche Weise entledige. Gawan nimmt den Antrag an; mit Jammer scheidet er sich von der schönen Antikonîe und reitet auf seinem Rosse Gringuljet dem Gral und grossen Wundern entgegen, indess sein Gefolge (in dem sich acht kleine Magen oder Neffen befinden, die ihm dienen) nach Barbigol geht, von wo er Meljanz weiter an den Hof des König Artus geleiten soll.

IX. In reizender Weise beginnt der Dichter den neunten Gesang mit einem Zwiegespräch zwischen sich und der Frau Aventüre, die anpocht und in des Dichters Herz Einlass verlangt. „Thut auf!“ —

---

[1]) Inzwischen ergreift auch Wolfram die Gelegenheit, sich auf seine Quelle zu berufen; er sagt, dass Kyôt wenigstens einen in unserer Geschichte ganz unbedeutenden Mann, Namens Liddamus, so nenne und fährt dann weiter 416, 21 ff.:

Kyôt la schantiure hiez,	Kyot le Chanteur, dem war
den sîn kunst des niht erliez,	Wohl die Kunst offenbar,
er ensunge und spraeche sô	So zu singen und zu sprechen,
dês noch genuoge werdent frô.	Dass nie der Dank ihm darf gebrechen.
Kyôt ist ein Provenzâl,	Kyot ist ein Provenzal,
der dise âventiur von Parzivâl	Der die Mär' von Parzival
heidensch geschriben sach.	Fand in arabischem Buch.
swaz er en franzoys dâ von gesprach,	Wie er's französisch übertrug,
bin ich niht der witze laz,	So wird's, wenn mir der Sinn nicht fehlt,
daz sage ich tiuschen fürzbaz.	Von mir im Deutschen nacherzählt.

Lachmann (Vorrede S. XX) sieht in dieser Stelle eine Anspielung auf Christians von Troyes, der immer vermeidet, die Personen der Fabel mit Namen zu nennen. Wolfram nennt den Fürsten Liddamus desshalb mit ausdrücklicher Berufung auf seine Quelle, weil der Prosa-Roman ihn nur beiläufig bezeichnet.

„„Wem? wer seid Ihr?““ — „Ich will in's Herz hinein zu Dir!“ — „„So begehrt Ihr in einen engen Raum.““ — „Was thut's? über mein Drängen sollst Du nicht klagen: Ich will Dir nun Wunder erzählen.“ — „Ah! seid Ihr es, Frau Aventiure? was macht der Werthe? ich meine den guten Parcival, den Cundrîe mit unsüssen Worten nach dem Gral jagte. Von Artus schied er sich, wo fährt er nun? sagt uns die Märe, ob er an Freuden verzagte oder hohen Preis gewann? Sagt uns, was von seinen Händen geschah, ob er Munsalvaesche geschehen und den beklagenswerthen Anfortas? Gebt uns Trost durch Euere Güte, ob er von Jammer ist erlöst. Erzählt uns von Parcival, der Euer Herre und auch der meine.““

Nun thut uns die Aventiure bekannt, er habe viele Länder durchfahren (erstrichen) zu Ross und in Schiffen auf der See, wer ihm immer in den Weg kam, Landsmann oder Blutsfreund, den bestand er im Tjost. Wer Preis von ihm borgen wollte, der kam in Sorgen. Endlich kam er an eine Klause, ohne Weg ritt er über Ronen vor das Fenster, um nach der Strasse zu fragen; wie die Gegenrede von einer Frauenstimme kam, stieg er gleich ab, band sein Ross und den zerstochenen Schild an einen Ast und trat an das Fenster: eine bleiche Jungfrau in einem härenen Hemde erhebt sich vom Gebete, sie trug den Psalter in der Hand und am Finger ein goldenes Ringlein mit einem glänzenden Granat; sie ladet den Fremdling ein, sich draussen auf die Bank zu setzen. Parcival spottet über das Ringlein, er habe stets gehört, dass Klausner und Klausnerinnen Amurschaft meiden müssten. Da erklärt sie ihm, wie sie diesen Mahlschatz (mähelschaz) von einem lieben Manne trage, der ihr, vor sie seine Minne gewann, durch Orilus erschlagen worden; drinnen liege ihr Geliebter begraben und ihr Leben schwindet dahin in Trauer über dem Sarge des Geliebten, dem sie vor Gott in treuer Ehe verbunden ist. „Ich bin hier selbander, Schionatulander ist das eine, und das andere bin ich,“ sagte sie. So findet er denn abermals seine Muhme Sigune, die er in ihrer abgehärmten Gestalt nicht mehr erkannt hätte. Nun zieht auch er das Härsenier ab, dass sie sein Angesicht erkenne. Ihre erste Frage ist, wie es mit dem Gral stehe. „Ach Muhme, klagt der werthe Held, ich sehne mich nach meiner Gattin, dem schönsten Weib, und doch lässt mich die Sorge um den Gral nicht los, der noch immer ungesehen ist. Und Du, liebe Niftel, machst meinen Kummer noch schwerer, weil Du mich anfeindest.“ — „Nun helfe Dir dessen Hand, der allen Kummer kennt,“ antwortet die Gute, und ihren Groll verschwörend weist sie dem Helden die Spur, auf welcher die Gralbotin, die ihr alle Samstag Nachts Speise bringt, vor Kurzem erst weggeritten ist, vielleicht kannst Du sie noch ereilen.

Sogleich nahm er Urlaub und ritt den Stapfen nach, die bald wieder verschwanden; so war der Gral auf's Neue verloren!

Bald kam ihm ein Rittersmann entgegen, sein Haupt war unbedeckt, sein Wappenrock kostbar und der Harnisch darunter glänzend, so war er bis zum Kopf gerüstet. „Herre, spricht er den Parcival an, es ist mir leid, dass Ihr in meines Herren Wald dringet, Munsalvaesche ist nicht gewohnt, dass ihm Jemand so nahe reite, es sei denn, dass er siegreich streite oder solche Busse (wandel) biete, die vor dem Wald Tod heisst."[1] Er trug einen Helm mit einem Gebände von seidenen Schnüren, einen scharfen Speer (glaevie) mit neuem Schaft. So ritten sie denn kräftig gegen einander. Parcival traf den Strick der Helmschnur, der Templeise aber traf ihn da, wo man im Ritterspiel den Schild trägt; sie stiessen so mächtig zusammen, dass der Ritter rückwärts vom Rosse stürzte und über eine Halde in das Thal fiel. Parcival aber vermochte sein Pferd nicht mehr zu halten, es stürzte hinab und der Held wäre mit hinabgefallen, hätte er sich nicht an dem Ast einer Zeder erhalten, worauf er bald wieder festen Grund unter die Beine brachte. Sein Ross aber und der Andere, der sich unten wieder von dannen hub, kamen in den Abgrund. Parcival nahm froh das ledige Ross des Templeisen für den verlornen Speer und ritt planlos weiter. Ihm gebrach der Gral, das war sein Leid. —

Der Wochen Zahl, wie lange Parcival weiter ritt, weiss ich nicht. Eines Morgens, als gerade noch dünner Schnee lag, begegnete ihm tief im Walde ein alter Ritter mit seiner Frau. Sie trugen grobe graue Röcke auf dem blossen Leib; zwei Jungfrauen, seine Kinder, trugen dieselbe Watt, Alle aber gingen barfuss. Der Ritter sah aus, als wäre er des Landes Herr; neben den Frauen liefen kleine Bracken (bräckelin);[2] demüthig gingen der Ritter und die Knappen auf der Gottesfahrt. Der alte Herr ist überrascht, heute einen Ritter gewaffnet und hoch zu Ross zu finden, der die heiligen Tage nicht ehre nach der Sitte. Aber Parcival antwortet: „Herr, ich weiss nicht, wie das Jahr und die Zahl der Wochen steht und wie die Tage heissen, ich diente

[1]) Wo man den Gral sieht, ist kein Sterben möglich, man kennt es auf der Gralburg und ihrem Gebiete nicht, vor dem Walde ist eben die Welt, wo der Tod zu Hause ist. (443, 20.)

[2]) Die Vorliebe der Frauen für ihre Hündchen zeigt sich darin am besten, dass sie selbe sogar am Charfreitag auf der Gottesfahrt mit sich führen; sie hatten sie immer um sich und selbst auf ihren Grabsteinen mussten die treuen Begleiter noch abgebildet werden. Fast in allen epischen Gedichten, wie im Tristan, im Wigalois, noch mehr in den Minnesängern, spielen sie eine nicht unbedeutende Rolle. Vergl. Weinhold Deutsche Frauen S. 84 und Wackernagel in Pfeiffers Germania. IV. 144 ff.

einst Einem, der hiess Gott, ehe Der so schmählichen Spott über mich verhängte, da mein Sinn doch nie von ihm wankte; man sagte mir, er helfe gern, an mir aber ist seine Hilfe verzagt.“ Dagegen versetzte der graue Ritter: „Meint Ihr den Gott, den die Magd gebar? glaubt Ihr an seine Menschwerdung (menneschelt) und an das, was er heute um uns erlitt, wesshalb man diesen Tag begeht, so steht Euch der Harnisch übel an. Es ist heute der Karfreitag, dessen alle Welt obwohl in Leid befangen, sich billig freuen mag, denn ward je grössere Treue offenbar, als die Gott an uns beging, als man ihn an das Kreuz hing? Habt Ihr die Taufe empfangen und seid nicht ein Heide, so gedenkt dieser Zeit. Nicht weit von da ist ein heiliger Mann, der kann Euch von Sünden scheiden, dahin reitet.“. Der Alte lud ihn auf die Fürbitte seiner schönen Töchter vorerst ein, sich in seinem Gezelt und Schlafhaus (slavenîen hûs) zu erquicken, welches er alljährlich, wenn er um Gottes Marter-Zeit durch diesen Wald fuhr, immer mit Lebensmitteln mitführte. Allein Parcival, theils weil er neben den schönen Kindern nicht zu Fusse gehen will, dann weil er Den hasst, den jene minnen, nimmt Urlaub und reitet trübe weiter. Da gedachte er an die Grösse und Allmacht des Schöpfers der Welt und ob der Gewaltige nicht doch vielleicht noch seinen Jammer wende? ist heute sein hilfereicher Tag, so helfe Er, wenn Er helfen mag und löse mich aus meiner Sorgenhaft. So wandte er sein Ross um und ritt hin woher er gekommen war; die Jungfrauen mit dem greisen Ritter blickten dem Vorüberreitenden aufmerksam nach. Ist Gottes Kraft so hehr, denkt der Arme, dass Gethier und Menschen sie offenbaren, so will ich ihn preisen; Ihn weise mir dieses Kastilian. So sprechend legt er die Zügel dem Ross frei über die Ohren und spornte es an, dass es gehe, wohin es mag. Wirklich trägt es ihn auch bald nach Fontâne la salvâtsche, eben jene Klause, die der fromme Trevrizent bewohnt und in welcher er bereits früher die Unschuld Jeschutens auf dem Reliquienkästchen gegen Orilus beschworen hat.

Hier erfährt nun Parcival die verhohlne Märe von dem Gral. Vergebens hätte mich Einer früher darum befragt, zu hehlen bat mich's Kyôt nach der Aventiure Gebot, bis davon zu sprechen Zeit. Nun erzählt Wolfram kurz, wie Flegetânîs (der von väterlicher Seite her aus heidnischem, von der mütterlichen Seite aber aus salomonischem Geschlechte stammte) zuerst von dem Gral in den Sternen las und davon geschrieben habe, das Buch habe dann der wohlbekannte Meister Kyôt zu Toledo (Dôlet) verworfen gefunden, der habe darüber in lateinischen Büchern viel nachgesucht und der Lande Chroniken ge-

lesen, bis er „ze Anschouwe“ die Märe fand von ihren Anherren bis auf Tyturel und Anfortas. [1])

Damals traf Parcival den Klausner nicht daheim, jetzt aber findet er ihn und der fromme Mann ist ebenfalls nicht wenig erstaunt, am heutigen Tage einen Mann in Waffen zu erblicken. Doch ladet er ihn ein, in seine Klause zu treten; das Ross wird unter einer Felsenwand geborgen und nothdürftig gefüttert,[2]) dann führt ihn der Wirth in eine Gruft, wo glühende Kohlen lagen und der von Frost durchschauerte Mann sich wärmte; darauf gingen sie in die andere Gruft, wo der Klausner seine Bücher hatte und ein nach des Tages Sitte entblösster Altar stand, darauf stand die Kapsel, die Parcival gleich erkannte. Er erzählte, wie er darauf geschworen und damals auch einen bemalten Speer mitgenommen habe. Trevrizent erinnert sich dessen Abhandenkommens und Parcival erfährt, dass seither fünfthalb Jahre und drei Tage vergangen! Nun weiss ich erst, bricht Parcival klagend aus, wie lang ich aller Freuden bar und bloss irre; in der ganzen Zeit sah mich kein Auge wo eine Kirche oder ein Münster steht, ich suchte nichts als Streit; auch trage ich grossen Hass gegen Gott, hätte er seine Kraft an mir erwiesen, so sässe nicht meine Freude so tief in der Sorgen Grund festgeankert. Trevrizent erseufzte tief: „Ihr sollt besser auf Ihn vertrauen lernen, sprach er, nun sagt mir aber wie dieser Hass sich anfing. Seine Hilfe ist Allen unversagt; Er selbst ist die Treue

---

[1]) v. d. Hagen fand im J. 1817 zu Neapel (vgl. Briefe in die Heimath. Breslau 1819. III 168 ff.) eine alte italische Pabst- und Kaiserchronik, welche erzählt, dass um das Jahr 1239 ein Jude zu Toledo im Weinberge, in einem ausgehöhlten Steine ein Buch gefunden, das Hebräisch, Griechisch und Lateinisch von den drei Weltaltern handelte, von Adam bis zum Antichrist mit der Weissagung, dass im dritten Weltalter Christus von einer Jungfrau geboren und dieses Buch unter König Ferdinand III. von Kastilien gefunden werde: worauf der Jude sich mit den Seinen taufen liess. Dabei ist angemerkt, dass sich etwas Aehnliches schon unter Heinrich VI gefunden habe! — Man sieht daraus deutlich, wie jede Sage bemüht ist, sich historisch zu gestalten und wie sie mit jedem Schritte verjüngt, sich immer an neue Namen anzulegen pflegt. — Im Wartburgkrieg (Simrock 1858. S. 195) hat Zabulôn „ein jude von der muoter art, ein heiden vaterhalp,“ der Erste „der sich Astromie ie underwant“ in den Sternen gelesen, dass der Heiland nach zwölfhundert Jahren kommen werde, darüber habe er ein Buch geschrieben, das er aber in ein Erzbild schloss, das mit aufgehobener Keule (klüpfel) die Schrift hütete. Virgilius habe aber doch das Buch gewonnen, aus dem er seine Kunst schöpfte. (Hier ist die Sage bereits ganz dem bornirten, meistersängerlichen Handwerksverstande mundgerecht gemacht, wie denn dieser Theil des Wartburgkrieges zu dem unerquicklichsten überhaupt gehört.)

[2]) Mit „grazzach unde varm;“ grazzach = Nadelholzsprossen, Zweige von Fichten, Tannen, Eiben, die zu Futter und Streu verwendet werden; varm, dem Farrenkraut entsprechend.

und Wahrheit. Wer Euch zürnen sieht, könnte Euch am Hirne krank halten; denkt an Lucifers Beispiel! Als der zur Hölle fuhr (fuor die hellevart), da nahm der Mensch den Anfang, Gott workte ihn aus Erden, aus Adam brach er die Eva, die uns das Ungemach brachte, dass sie den Schöpfer überhörte und unsere Freude verdarb. Als dann Adams Sohn, Kâin, das erste Blut an seinem Bruder vergoss, verlor die Erde ihr Magdthum, seitdem ist Zwietracht in der Welt. Dennoch wandte Gott sein Antlitz nicht von der sündigen Menschheit, sondern erschuf eine zweite jungfräuliche Mutter, aus deren reinem Schoosse der neue Gottmensch geboren ward: nu prüevt wie rein die meide sint: got was selbe der meide kint. Wehe dem, der noch sündige That begeht! wandelt bei Ihm der Sünden Schuld ab! wendet Euer Gemüthe zu Ihm. Sagt mir, welche Noth Euch drückt." — Parcival eröffnet ihm nun: die grösste Sorge komme ihm daher, dass er den Gral nicht finden könne, und darnach bekümmere ihn am meisten die Sorge um sein liebes Weib. Das lobt Trevrizent, denn die Liebe der Ehegatten sei Gott ein Wohlgefallen; den Gral zu suchen sei aber ein vergebliches Bemühen, und nun erfährt Parcival erst vollständig, welche Bewandniss es damit habe.

Die ganze wehrliche Ritterschaft auf Munsalvaesche lebt durch den Gral, [1]) der solche Kraft hat, dass der Phönix auf ihm sich verbrennt und verjüngt wieder in die Lüfte steigt. Wär' einem Menschen noch so weh, er könnte doch an dem Tage nicht sterben, an welchem er den Gral gesehen, sieht ihn Einer zweihundert Jahre lang, so ergraut ihm nicht ein Haar und er verbleibt in jugendlicher Schönheit. Alljährlich am Karfreitag schwingt sich eine Taube vom Himmel, die eine kleine weisse Oblate auf den Stein legt, davon empfängt er seine Kraft, Alles zu spenden, was unter dem Himmel fliegt, läuft und schwebt. Der Gral beruft die, welche er in seinem Dienste haben will, durch eine Schrift, welche verschwindet, wie sie gelesen ist.

---

[1]) Der Gral ist aus einem Steine, der 469, 7 lapsit exillis (offenbar ein Jaspis) genannt wird. Das Wort grâl wurde auf die verschiedenste Weise zu deuten gesucht, am richtigsten, wenigstens seinen symbolischen Beziehungen entsprechend, ist die freilich bereits längst antiquirte Deutung Kanne's (Christus im alten Testament S. 102), der das Wort mit dem hebräischen garaleh (praeputium) in Verbindung bringt, da ja das Blut bei der Beschneidung das Vorbild des Versöhnungsblutes Christi gewesen. Vgl. übrigens S. Boisserée in seiner Abhandl. über den Graltempel in den Abhandl. der Akademie S. 319 u. 323. Die Genueser bekamen im J. 1101 bei der Einnahme von Cäsarea eine Schüssel (il sacro catino), woraus Christus das Abendmahl gehalten haben soll; sie war von sechseckiger Gestalt und galt für Smaragd, der sich jedoch später nur als Glasfluss erwies. Vgl. auch Görres in der Einleitung zum Lohengrin über den orientalischen Einfluss auf die Ausbildung der deutschen Sage.

Alle die dort erwachsene Leute sind, kamen als Kinder dahin und glücklich die Mutter, deren Kind in des Grales Dienst kommt, denn sie sind vor sündlichen Schanden immerdar behütet, scheiden sie aus dem Leben, so wird ihnen dort der Wunsch zu Theil.[1])

Diejenigen Engel, die beim Kampfe Lucifers gegen die Trinitas sich nicht entschieden hatten und neutral blieben, weder zu Gott noch zum Teufel hielten, wurden verurtheilt, den Stein zu halten, bis er zur Zeit der Erlösung auf die Erde kam. Als das Christenthum sich verbreitete, trug ein Engel auf Gottes Befehl[2]) den Gral zu dem jungen und frommen Könige Titurel, der von nun an mit seinen Nachkommen Hüter und Pfleger des heil. Grales sein sollte. Nachdem dieser lange Jahre diesem Amte vorgestanden (denn er ist der schöne alte Mann, den Parcival auf einem Spannbette am Siechthum des Podagra (pôgrât) liegen sah) trat er das Königreich seinem Sohne Frimutel ab, der darauf im Kampfe für den Christenglauben den Tod fand. Nun fiel das Reich und die Pflege des Grals auf seinen ältesten Sohn Anfortas; von seinen vier übrigen Kindern widmete sich Trevrizent dem Dienste des Grals; die älteste Schwester, Tschoysîâne, wird mit dem Herzog Kyôt von Katelange vermählt, dem sie ein Töchterlein, die schöne Sigune schenkt, dessen Geburt sie aber nur wenige Stunden überlebt. Die zweite Tochter, Herzeloyde, war dem Könige Kastis zur Ehe gegeben, der aber schon am Tage der Vermählung starb. Später errang sie im Turnier zu Kanvoleis der edle Gahmuret zum Weibe, durch den sie Parcivals Mutter ward. — Die jüngste Tochter Frimutels, Repanse de schoye, ist noch unvermählt; sie lebt bei ihrem Bruder Anfortas auf Munsalvaesche, und nur von ihr lässt sich, nach Tschoysîânens Tode, der heilige Gral tragen, wie Parcival bereits ersah. Dieses hohen Amtes ist überhaupt nur die reinste Magd würdig, jedem anderen Sterblichen ist das Gefäss unantastbar. Eine zahlreiche Ritterschaft dient dem Grale, die Templeisen; sie wehren jeden Unwürdigen von dem Walde ab, in dessen Mitte die wunderbare Burg liegt. Es war ein Glück, dass Parcival das erstemal so unangefochten hinkam; das zweite mal war er richtig auf einen Templeisen gestossen, den er im Tjost so gefährlich bestand. Vermählt auf Munsalvaesche zu leben ist nur dem

[1]) 471, 14: „so wirt in dort der wunsch gegebn," eine ächt urgermanische Vorstellung der ewigen Seligkeit. —

[2]) Das Ausführliche darüber in dem leider von Wolfram nicht mehr vollendeten Gedichte Titurel.

Könige des Grals gestattet, damit das Herrschergeschlecht sich fortpflanze. Wird aber ein fremdes Land herrenlos, und sehnt es sich nach einem Fürsten, so zeigt der Gral in seiner Schrift den Namen des Ritters, der dahin als König ziehen soll (vgl. den XVI. Gesang: Loherangrin), dort darf er sich vermählen, aber nicht seine Herkunft melden. Die Jungfrauen auf Munsalvaesche dürfen sich zwar auch vermählen, wie Herzeloydens Beispiel zeigt, müssen aber dann die Burg verlassen. Nie dürfen Hochfahrt und Unzucht dem reinen Gefässe nahen; jeder Ritter muss Frauenminne verschwören; rein, züchtig und demüthig müssen der König, die Templeisen und alle Frauen sein. Wehe! dass dieses Anfortas mal vergass, wesshalb er es mit gränzenlosem Jammer büssen muss. Denn als er einst in voller Jugendblüthe auf Aventiure zog, um durch Ritterthaten einer minniglichen Freundin zu dienen und „Amor" sein Kriegsgeschrei war (amor war sîn krîe. 478, 30), stiess er auf einen fremden heidnischen Ritter, rannte ihn an und tödtete ihn, ward aber von seinem Speere in der Hüfte (heidruose) verwundet, so zwar, dass die vergiftet hohle Lanze in der Wunde abbrach, die sich als unheilbar zeigte. Das Uebel stieg mit jedem Tage; ein giftiger Eiter entquoll ihr unaufhörlich; alle natürlichen und übernatürlichen Mittel der altdeutschen Apotheke werden zur Heilung aufgeboten; Alles, was man in Büchern gelesen hatte (swaz man der arzetbuoche las), wurde versucht: Wasser aus den vier Flüssen des Paradieses, das Reis, das die Sybille dem Aeneas zum Schutze in die Unterwelt mitgegeben hatte (für helles ungemach) gegen den Dunst des Phlegeton (für den Flegetônen rouch), das Blut des Pelikan (pellicanus), mit dem er seine Jungen nährt, das Herz des Mägde-Reinheit prüfenden Einhorns[1]) und der Karfunkelstein, der ihm unter seinem Hirnbeine wächst, Alles was man gegen giftige Würme und Schlangenbiss an Kräutern und Wurzen weiss, Nardensalbe, Theriak (unt waz gedrîakelt was), der Rauch von lignum Aloë — Alles vergeblich. Ein Arzt gewann wohl die Splitter, aber die Wunde selbst blieb unheilbar. Bei gewissen Constellationen erhöht sich der Schmerz auf das höchste, eine geringe Linderung gewährt dann dem unglücklichen Könige nur die vergiftete Lanze selbst, denn lag er im heftigsten Fieberfroste und senkte man die Spitze derselben in die Wunde, so erwärmte sich sein Blut von der Hitze des Giftes; der Frost, der aus der Wunde schlug, legte sich jedesmal wie Glas an und dieses ist so giftig, dass sogar der

---

[1]) monicirus. Vgl. Münter Sinnbilder. 1825. S. 41. Grässe zur sagenhaften Naturgeschichte des Mittelalters, in dessen „Beiträgen." 1850. S. 60—71 u. Menzel Symbolik. I. 230.

unverbrennbare Asbest[1]) in Flammen aufschlägt, wenn etwas darauf fällt. Nur durch die beiden silbernen Messer (die der schon früher genannte kunstreiche Schmied Trebouchet geworkt hat, die wir auch zu Munsalvaesche nach der blutigen Lanze vortragen sahen) kann das Eiter abgeschabt werden. Der König ist so elend, dass er nicht liegen, noch stehen, auch nicht sitzen kann, er vermag nur zu lehnen, seine einzige Erquickung ist, auf dem See Brumbâne, wo Parcival ihn zuerst antraf, zu fahren, wo die Süsse und Linde der Luft den Kranken stärkt und labt; davon erscholl die Märe, dass er ein Fischer sei. Endlich erschien am Gral eine Inschrift, welche die anscheinend geringfügige Bedingung setze, dass, wenn ein Ritter nach Munsalvaesche komme und unaufgefordert und vor Ablauf der ersten Nacht frage, wie der König zu diesem Leid gekommen sei, so solle es ein Ende haben; die Krone des Grales gehe aber auf den Ritter über. — Trevrizent zog sich nun in die Wüste als Klausner zurück und betete Tag und Nacht zu Gott, den ersehnten Ritter nach Munsalvaesche zu senden; er gelobte Gott für die Rettung des Bruders ewige Entsagung von aller Ritterschaft (das theuerste und liebste was er kannte!) und entschlug sich alles Fleisches und Weines; doch wird dadurch nur die Klage der Templeisen vermehrt, denen nun auch die Hoffnung schwand, dass Trevrizent sich des halbverwaisten Reiches annehmen werde. — Täglich tragen sie den König vor den Gral, um durch dessen Anschauen den Tod von ihm abzuwehren. Endlich erscheint ein Ritter auf der Burg — aber in Einfalt unterlässt er, obwohl sogar reich beschenkt, die Frage! So erklärt sich der Jammer Sigunens, da Parcival ihr seine Anwesenheit zu Munsalvaesche und dass er die verhängnissvolle Frage unterlassen habe, mittheilt, so die Verwünschung der treuen, gräulichen Gralbotin auf dem Plimizoël.

Trevrizent bemerkt am Sattelzeuge von Parcivals Pferd eine Turteltaube, das Zeichen der Templeisen und fragt, ob er Lähelin sei, der erst kürzlich hier einen Templeisen erschlagen habe. Parcival kann das glücklicher Weise verneinen, doch fällt ihm nun schwer auf's Herz, wie durch seine Hand der Ritter Ithêr von Gaheviez das Leben verloren. Bei der Kunde davon bebt Trevrizent zurück, denn nun weiss er erst, wer der ist, den er vor sich hat: Herzeloydens Sohn, sein eigener Neffe! Aber Parcival stürzt aus Leid nur wieder in neues Leid; denn er hört nun, dass er in Ithêr seinen leiblichen Vetter erschlagen, noch mehr, dass er das Herz seiner Mutter durch sein Scheiden von ihr gebrochen

[1]) aspindê, davon soll nach Titurel auch die Arche Noä erbaut gewesen sein; der Schild des Feirefiss ist gleichfalls von diesem Holze.

hat, dass er der Drache gewesen, der ihren Leib zerfleischt und dann durch die Lüfte entflohen sei, wie der Traum vor seiner Geburt es ihr zeigte. Wehe! ruft er, ewiges Wehe über mich! Auch das Königthum des Grals könnte mich nun meinem Jammer nicht entreissen; wehe! wie schwere Schuld habe ich auf mich geladen! Anfortas, den ich so treulos in sein Elend zurückstiess, kann mir nimmer vergeben. Trevrizent aber spricht dem Verzagenden mit kräftigem Trostesworte zu und weist ihn auf Den wieder hin, welcher der Quell und der Ausfluss aller Hilfe und alles Erbarmens ist und der ihm allein in seinem Kummer Trost und Kraft verleihen kann. Durch treue, liebevolle Ermahnungen sucht er ihn im rechten Glauben zu befestigen.

Der Dichter hat das Alles, was wir hier mehr in einem Gusse gegeben haben, mit kunstvoller Steigerung in einzelne Wechselreden eingekleidet, die den Vorhang über die früher noch unklaren Vorgänge nur allgemach lüften, dann aber plötzlich eine überraschende Uebersicht des ganzen Elendes gewähren, das über seinen Helden hereingebrochen. Fünfzehn Tage verweilt Parcival bei dem treuen Klausner, „krût unde würzelîn“ waren unterdessen ihre beste Speise. Sein Herz wendet sich wieder zu Gott, den er so schmählich verleugnet hatte; er scheidet von Trevrizent mit dem Troste, Gott werde dem reuigen Sünder vergeben und ihn endlich wohl noch das hohe Ziel, nach dem nun erst so recht sein Herz sich sehnt, und sein geliebtes Weib wieder finden lassen. — So hat sich an dem Helden nun Treue und Untreue „parriert,“ sonst hätte er ja nicht zur Probe berufen sein können, er gleicht nun völlig der Elster, schwarz und weiss; sobald er sich ganz zum Weissen oder dem Lichte kehrt, d. h. sobald die Treue den vollen Sieg gewinnt, ist seine Aufgabe erreicht.

X. Unterdessen ist das Jahr verflossen, nach dessen Ablauf sich Gawan zum Zweikampf mit Kyngrimursel zu Barbigoel vor dem König Meljanz stehen sollte. Beide Kämpfer, sowie auch Vergulaht, sind erschienen, das Missverständniss löst sich inzwischen noch vor Beginn des Kampfes, es fand sich, dass nicht Gawan, sondern der Graf Ehcunaht den Kingrisîn (Vergulahts Vater) meuchelmörderisch erschlagen habe und dass sogar Vergulaht mit Gawan blutsverwandt sei. In Frieden trennen sie sich, um jeder auf eigenen Wegen nach dem Gral zu forschen.

Eines Morgens fand Gawan im Felde ein Ross, das Frauenreitzeug (frowen gereite) trug, an einen Baum gebunden, dazu einen Schild, dem durch Tjost ein weites Fenster eingeschnitten war, hinter der breiten Linde sass eine Frau, die einen verwundeten, todtsiechen Ritter im

Arme hat; Gawan sieht, dass das Blut sein Herz belästigt, er schälte desshalb ein Zweiglein der Linde und liess dadurch, wie aus einem Rohr der Frau das Blut aus der Wunde saugen, wodurch der Ritter wieder zu sich kam und die Sprache gewann. Er erzählt, wie er hier in der Nähe der Burg Lôgroys von einem Ritter Lishoys Gwelljus angerannt, verwundet und seines Pferdes beraubt worden sei. Gawan, nachdem er die Wunde mit der Kopfbinde (houbtgewant) der Frau verbunden und einen Wundsegen [1]) darüber gesprochen, ritt weiter und sah bald die stolze Burg Lôgroys vor sich. Bei einer Quelle sitzt eine reizende Fraue, der wohl nach Condwîrâmûr der Preis der Schönheit gebührt. Es ist Orgelûse de Lôgroys, die Herrin dieses Landes. Gawan begrüsst sie mit höfischer Rede, wird aber indess sehr spitz abgefertigt; wollt Einer seine eigenen Augen auf eine Schleuder bringen, sie kämen vielleicht zu sanfterem Wurfe, als ihm, der seine kranke Gier auf andere Minne walzen lassen solle. Trotzdem bietet sich Gawan als Gefangener in ihren Diensten zu leben. Wohl, entgegnet die Frau, doch sei er ein Thor, wenn er je auf Dank von ihr hoffe; Ihr mögt wehrlich leben und doch wohl Schande erjagen, mein Dienst bedarf keines Zagen. So holt mir denn über den hohen Steg aus dem Baumgarten, in dem die Leute singen, tanzen und flöten, mein Pferd. Gawan, der nichts sieht, wo er sein Ross anbinden könnte, bittet die Fraue, es ihm unterdessen zu halten. Wie er ihr die Zügel hinreicht, verweist sie ihm, dass er glauben könne, sie werde ihre Hand dahin legen, wo eines Mannes Hand geruht; erst nachdem der minnegehrende Mann versichert, dass er dieses noch nie berührt, fasst sie das äusserste Ende des Zügels. Die schönen Ritter und Frauen aber, die sich in dem Baumgarten mit Singen, Tanzen und Saitenspiel ergötzen, beklagten alle den Gawan, der durch den Trug dieser listigen Frau wohl in grosse Fährlichkeiten verleitet werde, ein alter Ritter, der an einer Krücke lehnte, weinte sogar, als er Gawan zu dem Pferde gehen sah: „Verflucht sei unsere Herrin, die manch werthen Mann um's Leben bringt, seht zu, dass sie Euch nicht höhne, deren Süsse sauer ist, recht wie ein Schauer bei Sonnenschein.“ Gawan löste das an einen Oelbaum gebundene Pferd mit kostbarem Gereite; als er es zurückbrachte, hatte die Frau das Gebände unter dem Kinn mit der Hand gelöst und auf das Haupt gelegt; wenn eine Frau sich also trägt, hat sie wohl Schalkheit im Sinne. Mit Schmährede dankt sie, lässt sich auch nicht von ihm aufs

[1]) Dergleichen haben sich in Fülle erhalten. Ein lateinischer Wundsegen aus dem XIII. Jahrh. mitgetheilt von Leyser in Haupt's Altd. Blätt. II. 323. Vgl. Wolf Beiträge I. 254 ff. und dessen Zeitschrift. I. 277 ff. II. 117. „Blut stehe still und gerinn“ etc. III. 326 ff.

Pferd heben, sondern springt selbst hinauf und befiehlt dem Helden, ihr voran zu reiten, dass sie einen so achtbaren Gesellen nicht verliere. So ungeselliglich fuhr sie mit Gawan. Ueber die lichte Haide reitend nahm Gawan eine Staude wahr, deren Wurzel für Wunden heilsam sind, eilends sprang er nieder und grub sie aus; sie aber fand darin nur neuen Stoff zum Spotte: „Ist mein Geselle Arzt und Ritter zugleich? es mag ihm recht gut stehen, hat er gelernt Buschen feil zu tragen.“ Er belehrt sie, dass die Wurze für éinen Ritter gehöre, den er vorher wund gefunden. Da kommt eilig ein ganz ungeheuerlicher Knappe daher; er hiess Malcrêatiure, Cundrîe la surziere war sein schönes Schwesterlein; er hatte Eberzähne im Munde und langes borstiges Haar wie ein Igel. Beide Geschwisterte hatte die Königin Secundille, die Feirefîz erworben hatte, an Anfortas gesendet, um durch sie zu erkunden, ob der Reichthum des Grals den ihres Landes, wo die Gebirge von Gold und Sand und Kiesel in ihren Strömen edle Steine sind, übertreffe. Anfortas aber hatte damals diesen Knappen an Orgeluse verschenkt, als er in ihren Diensten die böse Wunde empfing. Malcrêatiure auf seinem kläglichen Klepper schimpft zornig auf Gawan, dass er seine Herrin entführen wolle; Gawan reisst ihn desshalb bei den Haaren von seinem Thiere, wird aber von Orgelûse neuerdings verlacht, als er sich an des Burschen Igelborsten die Hand blutig verschneidet. Sie kehrten weiter, indess das Pferd mitlief, und kamen an die Stelle, wo der wunde Ritter lag, der den Gawan gleich vor dem trügerischen Weibe warnt, die an dem Tjost schuld ist, bei dem er beinahe das Leben verloren hätte. Gawan verbindet ihm mit der Wurzel die Wunde, der Kranke aber sehnt sich nach einem nahen Spital, er bittet desshalb den Gawan, der Frau auf das Ross zu helfen und ihn hinter sie zu setzen; sie aber, heimlich im Einverständniss mit ihrem Manne, sprengte davon wie sie oben sass, indem sich zugleich der Ritter auf Gawans gutes Kastilian schwang. Orgelûse verlacht auf's neue ihren Ritter: als sie ihn zuerst sah, habe er ein Ritter geschienen, dann sei er Wundarzt geworden und nun gar ein Fussknecht (garzûn). Der wunde Ritter aber kehrt wieder um und gibt sich unter Schmähreden als Urjâns (fürste ûz Punturtoys) zu erkennen, jetzt lohne er ihm den Dienst, den ihm Gawan früher erwiesen, dann eilte er wieder davon. Urjâns ward nämlich von Gawan ergriffen, als er eine Jungfrau, die bei Artus Botschaft zu werben hatte, mit Gewalt um ihr Magdthum brachte; schon war ihm das Leben abgesprochen und ihm ohne blutige Hand [1]) das Hängen an einer Weide zuerkannt (daz man winden

[1]) „âne bluotige hand,“ der Tod „ohne blutige Hand,“ d. h. durch Hängen zu

solt ein rîs, dar an im sterben wurd erkant), als ihm Gawans Fürbitte das Leben schenkte, unter dem Beding, dass er vier Wochen lang mit den Hunden des Königs aus einem Troge essen musste. Das machte den Elenden so zornig auf Gawan. Dieser erzählt den ganzen Vorgang ausführlich seiner angebeteten Orgelûse, die zwar darob nicht besser gegen Gawan gesinnt wird, doch dem Urjâns noch eigene Strafe dafür in Aussicht stellt. Gawan sieht nun keinen anderen Rath zum Fortkommen, als seine Waffen dem elenden Rösslein des Malcrêatiure, das der Wicht irgend einem armen Bäuerlein (vilâne) gestohlen zu haben schien, aufzubürden, er selbst wagt es nicht zu besteigen, weil er der Mähre den Rücken zu brechen befürchtet; so zog er sie am Zaume nach und Orgelûse spottet nun seiner, ob er vielleicht Kramgewand feil führe; 'Arzt und Krämer! hütet Euch vor meinen Zöllnern auf dem Wege! Auch diesen Spott nimmt Gawan willig hin, dem ihre Blicke eine ganze Maienzeit vorzauberten, denn Amor und Cupido und ihre Mutter Venus pflegen mit Geschossen und Feuer (mit geschôze und mit fiure 532, 5) Minne zu geben, die aber den Dichter nicht geheuer (ungehiure) bedünkt. Wahre Minne ist immer Treue, Cupido aber schiesst nur mit flüchtigem Pfeile.

Gawan besteigt endlich die Mähre, so durchreiten sie einen Wald, hinter welchem eine stattliche Burg erscheint, aus deren Fenster wohl an vierhundert Jungfrauen schauen. Kaum haben die Beiden einen Fluss übersetzt, als ein Ritter auf Gawan lossprengt; Gawan ist seines Kleppers wegen in Sorgen, wie er ein Lanzenrennen auszuhalten vermöge, indess ist der Kampf unvermeidlich; beim Zusammenstoss brachen Beiden die Lanzen und der besser berittene Mann strauchelte, so dass er mit Gawan auf die Blumen zu liegen kam. Aufspringend griffen sie zu den Schwertern und zerhauten sich die Schilde zu Spähnen, zwei starke Schmiede würden wohl von solcher Arbeit müde. Gawan, ein guter Ringer, zwang endlich den Jüngling unter sich, der sich als Lischoys Gwelljus erweist, der dem Urjans bereits so übel mitgespielt hatte. Gawan denkt nicht daran, ihm Sicherheit abzunehmen, er ist zu erstaunt, in dem Rosse des Besiegten, das er sich rechtmässig aneignen darf, seinen geliebten Gringuljete wieder zu finden, der ihm kurz zuvor von Urjans gestohlen worden war, der es aber unterdessen schon wieder an Lischoys verloren hatte. Aber noch einmal erhebt Lischoys Gwelljus den Kampf, Funken sprühten unter ihren Schwertern

einen Baum, war im Mittelalter eine viel schmählichere Strafe, als enthauptet zu werden; die dafür substituirte folgende Strafe ist gleichfalls entehrend genug. Grimm RA. 683.

und weit trieben sie sich auf dem Plane um, bis Gawan ihn mit Kraft unter sich warf und ihm nur das Leben schenkte, weil Lischoys sich als einen Verehrer Orgelusens bekannte. Unterdessen kommt, einen jungen Falken (ein mûzersprinzelîn) auf der Faust, der Herr des Schiffes von dem anderen Ufer herüber; er hatte ein Lehenrecht, wonach ihm alle Rosse der hier auf dem Anger und im Bereich jener Burg besiegten Ritter anheimfallen, demgemäss wollte er das eben wieder erbeutete Ross Gawans in Anspruch nehmen. Gawan bestreitet ihm jedoch sehr bestimmt sein Anrecht, denn dieses herrliche Ross Gringuljete habe ihm heute morgens noch gehört, sei ihm durch Urjans gestohlen worden, von dem es Lischoys gewann; der Schiffmann möge sich die Mähre und den besiegten Ritter nehmen und durch diesen sich bezahlt machen. Damit ist der Fährmann, der ein guter, verständiger Rittermann ist, gerne einverstanden, er ladet ihn ein, bei ihm Herberge zu nehmen; sie setzen über den Fluss, Mann und Ross, Lischoys freilich sehr traurig über sein Unglück, das ihm nun nicht mehr erlaubt, jemals wieder vor Orgeluse zu erscheinen. Das Haus des Fährmanns (verje) ist so gut, wie es kaum König Artus hat; in einer Kemenate, deren Estrich mit frischen Binsen und Blumen überstreut ist, entwaffnet ihn das Töchterchen des Hausherren und der Sohn des Wirthes trug als Knappe weiche Kissen an die Wand und legte einen Teppich darüber, darauf Gawan sitzen sollte, auch ein Polster (kultern) von rothem Zindal. Sie tafeln und essen allerlei gute mittelalterliche Leckerbissen und Schlücklein, darauf wird dem Helden ein köstliches Bette bereitet.

XI. Gawan erwacht sehr frühe am andern Morgen und geht in den Baumgarten, nicht wenig verwundert, dass die Jungfrauen in dem nahen Schlosse nicht schlafen, sondern alle hernieder schauen, ihrer scheint eine Menge und viere davon haben das Ansehen von Königinnen. Als er des Wirthes Töchterlein befragt, was es mit dem Schlosse für eine Bewandniss habe, bricht diese in Thränen aus, auch der ritterliche Fährmann ringt über dieser Geschichte die Hände. Gawan ist nämlich zu Terre marveile und die Burg ist das Kastel Marvale (Schastel marveile), das schon vielen Rittern das Leben gekostet hat; der Wirth bittet ihn, sich nichts mit der Burg zu schaffen zu machen, erst gestern habe er Einen übergesetzt, der Herrn Ithêr von Gaheviez vor Nantes erschlagen, fünf Rosse von Rittern, die er sämmtlich dort auf dem Anger bezwang und nach Pelrapeire sandte, habe er von ihm erhalten, allein dieser Ritter habe nicht nach den Frauen, sondern nur nach dem Gral geforscht. Mit Freuden vernimmt hier Gawan Nachricht von Parcival, kann aber nicht mehr darüber erfahren;

allein, da es ihm nun klar ist, dass dieses die Burg sei, wo die vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen in schmählicher Haft gehalten werden, zu deren Erlösung die Gralbotin auf dem Plimizoël alle Tafelrunder aufgeboten hat, so will er das Abenteuer bestehen. Der Wirth versichert ihm, dass, wenn er den Sieg erringe, er Herr dieses ganzen Landes werde, er reicht ihm einen dicken und harten Schild und Gawan lässt sich waffnen. Vor dem Thor sitze ein Krämer, bei dem solle der Ritter sein Ross lassen und vielleicht kaufen was er brauche. Gawan reitet hin, unter der Klage seiner treuen Herberggeber, auf alle kommenden Gefahren gehörig aufmerksam gemacht. Als er an die Pforte kommt, erstaunt er über den Reichthum, der in dem Kram lag. Die Bude (der krâm) war mit Sammt ausgeschlagen, viereckig, hoch und weit, was aber darinnen lag, war so kostbar, dass es weder der Bâruc von Baldac noch der Katolikus von Ranculat, selbst mit Hilfe des Griechenstaates, kaum hätten bezahlen können.[1]) Der Kramer ist gleichfalls überrascht, hier einmal einen Ritter unter seinen Kunden zu sehen, denn so viele Jahre er schon hier sitze, es sei nie ein Mann gekommen, nur die Frauen hätten bei ihm gekramt. Hat Euch, so fragt er den Gawan, der Fährmann Plippalinôt hergewiesen? so wird Euer Kommen sicherlich von mancher Fraue gepriesen. Lasst Euer Ross bei mir. — Gerne, entgegnet Gawan, nur wage ich es beinahe nicht, Euer Anerbieten anzunehmen, denn nie fand mein Pferd einen so reichen Marschalk.

Gawan ging weiter in das Schloss, er fand es gar wohl im Stande baulicher Wehr, in der Mitte lag ein Anger, nicht so gross wie das Lechfeld,[2]) viele Thürme ragten über die Zinnen; das Dach des Palas war färbig und bunt wie Pfauengefieder, weder Regen noch Schnee konnte den Glanz schädigen.[3]) Innen war der Palas geziert und wohl ausstaffirt (gefeitieret), die Fenstersäulen schön gemeisselt (wol ergrabn) und Gewölbe darüber gesprengt (dar ûf gewelbe hôhe erhabn). Eine Unzahl Betten standen darinnen und wohlgenähte Decken darauf, wo

---

[1]) Der Catholicus ist der Patriarch von Armenien, der seit 1150 seinen Sitz in Hrhomgla (d. i. Römerburg) oder Kalaherrum am Euphrat hatte. Wilken Kreuzzüge. VII. 42. Die Anspielung mit den „Kriechen" bezieht sich auf die Eroberung Constantinopels durch die kreuzziehenden Franken 1204; es ward dabei eine unermessliche Beute gemacht. Die Kunde von der Plünderung des Griechenstaates musste um die Zeit, als Wolfram am Parcival dichtete, in Deutschland wohl schon bekannt sein, weil sie Wolfram zu dieser Bemerkung veranlasst.

[2]) 565, 3: „enmitten drûf ein anger: daz Lechvelt ist langer." Vgl. oben S. 124.

[3]) Bunte, glasirte Ziegel wie an der Münchner Ludwigs- und Auerkirche, der Elisabethenkirche zu Breslau und dem Stephansthurm in Wien.

sonst die Frauen sassen, die aber ausgegangen waren. Gawan besah sich den Palas und kam durch eine offene Thüre in eine Kemenate, in welcher er hohen Preis erwerben oder erliegen sollte. Auf dem spiegelglatten Estrich stand das Bette (Lît marveile), von dem ihm schon sein Wirth erzählt hatte (561, 24), dass es „von Marroch der Mahmumelîn“ trotz seiner Reichthümer nicht kaufen könnte. Es lief auf vier Rollen (schîben) von Rubin mit dem Wind um die Wette. Der Estrich war von Jaspis, Chrysolith und Sardîn (Clinschor hatte das listige Werk erdacht) und so schlüpfrig, dass sich Gawan kaum auf den Füssen halten konnte. So oft er an das Bette trat, fuhr es davon, da bedachte er sich, obwohl ihm der Schild lästig fiel, den ihm der Wirth dringend empfohlen, und sprang glücklich mitten darauf: Nun ist aber nichts mehr der Schnelligkeit zu vergleichen, mit der es herumfuhr und gegen die Wände stiess, und ein Donner erdröhnte, als ob alle Posaunen der Welt in Hungersnoth bliesen. Gawan deckte sich mit dem Schild und rief zu Gott in dieser Noth, endlich hielt das Bette mitten im Zimmer, von jeder Wand gleichweit entfernt. Da begannen fünfhundert verborgene Schleudern (stabeslingen) runde, harte Wassersteine nach ihm zu schwingen, dass er sich mit dem Schilde kaum zu decken wusste und nie so schnelle Würfe gefühlt hatte. Darauf fingen mehr als fünfhundert Armbrüste an, ihre Bolzen auf das Bette zu schiessen, auch diese waren bald verschnurrt (versnurret), doch hatten ihn Steine und Pfeile hier und da gequetscht (zequaschiert) und durch die Panzerringe geschnitten, doch wähnte er die Noth sei vorüber, als durch die Thüre ein starker Bauer trat, der schrecklich aussah: Er trug ein Gewand (surkôt) und eine Mütze (bônît) von Fischhaut [1]) und zwei weite Hosen von demselben Stoff, und einen Kloben in der Hand, dessen Keule grösser war als ein Krug. Gawan, obwohl müde, richtete sich auf, ihn mit dem Schwerte zu empfangen, doch zog sich der Rüpel zurück, als er den Ritter noch am Leben fand. Gawan schlug sich eben von dem Schilde die Schäfte, die fast überall durchgedrungen waren, als er ein Brüllen vernahm, gleich als ob zwanzig Trommeln (trummen) zum Tanze geschlagen würden, und ein Löwe, hoch wie ein Ross, hereinsprang. Hunger hatte ihn grimmig gemacht, zornig lief er den Mann an und schlug eine Tatze durch den Schild; Gawan hieb ihm ein Bein ab, dass das Thier nur mehr auf drei Füssen sprang, das vierte aber im Schilde hängen blieb; das Blut nässte den Estrich, auf dem Gawan nun festen Fuss fassen konnte. Oft sprang er mit bleckenden Zähnen an den Gast, seine Nase schnaubte,

[1]) Weinhold Deutsche Frauen. S. 428.

doch gelang es Gawan, ihm einen Stich durch die Brust zu versetzen, dass er todt niederstrauchelte. Gawan, immer noch in der Erwartung, dass das Bett seine wahnsinnige Rundfahrt wieder beginne, wagt sich nicht niederzulegen; sein Haupt war betäubt von den Würfen und seine Wunden bluteten, schwindelnd brach er zusammen, sein Haupt lag auf dem Löwen, der Schild entfiel ihm, er lag da wie ohne Leben.

So fand ihn eine Jungfrau, die heimlich zur Thüre hereinspähte. Sie meldete das ihrer Herrin Arnîve. Diese lugte erst oben zum Fenster herein und sandte dann zwei Jungfrauen hinab, zu schauen, ob der Ritter noch am Leben wäre. Sie banden ihm den Helm und die Fintalen (fintâlen) ab, rauften ein wenig Zobel aus und hielten's ihm vor die Nase, da fanden sie erst, dass er noch athme, holten also frisches Wasser, schoben ihm ein Fingerlein geschickt zwischen die Zähne, gossen ein wenig Wasser nach und mählich mehr, bis er die Augen aufschlug. Der Ritter dankt, ihm ist es nur leide, dass sie ihn so „ungezogenlîche“ liegend fanden, und will sich aufmachen, seine Wunden Einem zu zeigen, der sich darauf verstehe, aber die Königin Arnîve bereitet indess selbst schon die Salben; an einem guten Feuer spreiteten sie ihm einen Teppich und entkleideten ihn dann sorglich und zart seiner Rüstung, dass er sich dessen nicht durfte schämen; da fanden sich denn mehr als fünfzig Wunden! Die alte Königin Arnîve nahm Diktam [1]) und warmen Wein, mit blauen Zindal strich sie das Blut aus den Wunden und verband sie; wo er durch des Helmes Beulen Quetschungen hatte, verwendete sie dieselbe Salbe. „Ich helfe Euch, sprach sie, Cundrîe la surziere besucht mich oft, was Arznei (erzenîe) zu heilen vermag, das lehrte sie mich; diese Salbe ist selbst von Munsalvaesche.“ Gawan ward bei diesem Namen froh, sein Bewusstsein kehrt zurück und die Schmerzen lindern sich durch der Salbe Kraft. Arnîve aber legte ihm eine Wurzel in den Mund und er fiel, wohleingehüllt mit Decken. in süssen Schlaf, nur bisweilen kam ein Frost über ihn, dass er zu hetschen und zu niesen begann,[2]) was von der Salbe Wirken zeigte. Stille gingen indessen die Frauen auf und zu, nie ward ihm besserer Dienst bekannt; gegen Nacht nahm die Königin die Wurzel aus dem Munde, da erwachte er gestärkt und trank und ass mit Freuden. Er spähte unter den Frauen und sehnte sich nach Orgelûse, bis er wieder entschlief.

---

[1]) Dictamnum, ein Kraut, dessen schon Cicero und Virgil erwähnen und dem die Kraft zugeschrieben wird, Pfeile aus den Wunden zu ziehen.

[2]) 581, 4: „daz er heschte unde nôs;“ heschen schluchzen, daher Hetscher, Schluchzer. Schmeller B. W. S. 253. Willehalm. 65, 2.

XII. Viel grössere Noth als diese Aventiure — ein Maulthier wäre zu schwer beladen mit der Last der auf Gawans Herze abgeschossenen Pfeile — schuf dem edlen Ritter seine Orgelûse, die seine mit Zagheit sonst unbekannten Gedanken gefangen nahm. Nachdem der Dichter der Frau Minne ihr Unrecht verwiesen, wendet er wieder zum weiteren Verlaufe seiner Erzählung. Ungeduldig wand sich Gawan auf seinem Lager, so dass öfters sein Verband zerriss, mit dem Morgen sprang er von seinem blutbefleckten Lager, fand neue Kleider vor sich, die ihm sehr willkommen waren und schritt hinaus, den reichen Palas zu beschauen. So kam er auch zu einer Warte empor, wo eine wunderbare, spiegelklare Säule stand,[1]) die Clinschor aus Feirefizens Landen der Königin Secundille gestohlen hatte. Darinnen sah er weitum alle Lande abgespiegelt und die Leute darinnen gehen und reiten. Während er noch das Wunder prüfte, gesellte sich die alte Arnîve mit ihrer Tochter Sangîve und zweien Enkelinnen, Itonjê und Cundrîê dazu; selbfünfte setzen sie sich und schauen, was die klare Säule rings abspiegelt, als Gawan plötzlich in ihr eine Frau mit einem fremden Ritter[2]) reitend ersieht. Ueberrascht, ob ihn die Säule nicht getäuscht, wendet er sich nach dem Fenster und erkennt in der Dame seine Orgelûse. Wie die Nieswurz auf die Nase, so wirkte der Anblick auf sein Herz, dazu kommt noch, dass Gawan durch den glücklichen Sieg Herr des Schlosses geworden; „wer wagt also hieher mit Streitbegier zu kommen?“ fragt Gawan; er verlangt seine Rüstung; trotz ihren Thränen müssen sie ihn wappnen, dann holt er sein Pferd bei dem Kramer und fährt heimlich hinweg, obwohl noch so schwach, dass er kaum im Stande ist, seinen durchlöcherten Schild zu tragen. In einem breiten Kahne (ussiere) setzt ihn der Fährmann über. Da galopierte alsbald der Türkowite daher, er traf nur die Helmschnüre Gawans, dieser aber fasste ihn mit dem kurzen starken Speer am Barbiere, dass der Helm wegflog und der als unbesiegbar gepriesene Türkowite dalag zur Freude des Fährmanns, der gleich seinem Rechte gemäss, das Pferd des Besiegten pfändet. Die schöne Orgelûse spottet aber doch über Gawan, der auf seinem wie ein Sieb durchlöcherten Schilde noch die abgeschlagene Löwentatze trägt. Die Grossthaten auf dem Lît-marveile könnten ihn wohl aufblähen, aber er irre sich sehr, wenn er hoffe,

---

[1]) Das Itinerarium Benjamins von Tudela (1171) klingt in der Erwähnung der Spiegelsäule in Alexandrien wundersam mit dem Spiegel zu Schastel-marveille zusammen. San-Marte II. 368. Ein ähnliches Kunststück will auch Johannes von Montevilla auf seiner 1322 begonnenen Weltfahrt gesehen haben und der Münchner Johannes Schildberger (herausgegeben von Neumann. 1859. S. 119) erzählt gleichfalls davon.

[2]) Arnîve nennt ihn einen Türken, turkoyte 594, 3.

dadurch ihre Minne zu erringen; alles was sie ihm erlaubt, ist mit ihr auf neuen Preis zu reiten. Gawan schickt den Türken durch Plippalinot in das Schloss und reitet mit Orgeluse weiter, zum Jammer der Frauen, die von oben zusahen und den Ritter herzlich bedauern.

Als sie eine Rast geritten, verlangt Orgeluse, dass ihr der Ritter einen Kranz aus dem Reise eines Baumes bringe, der jenseits über einer tiefen Schlucht stand, thue er das, dann dürfe er ihrer Minne begehren. Glücklich in dieser Voraussicht wagt Gawan den Sprung mit seinem Rosse, das aber am Ufer drüben stürzt, so dass Gawan, der sich zuerst aus den Wirbeln hebt, Mühe hat, seinen schwimmenden Speer und dann das treue Gringuljet aus dem Wasser zu ziehen. Dann ersah er den Baum und brach den Kranz und setzte ihn auf seinen Helm (der kranz wart sîns helmes dach). König Gramoflanz, der sonst nur gegen Zwei oder Mehrere, nie aber gegen einen Einzelnen zu streiten pflegte, ritt nun Herrn Gawan an und stellt ihn wegen der Verletzung des Baumes zu Rede. Gromaflanz ist nicht gewaffnet, sondern trägt einen Pfauenhut und grünsammten Gewand, sein Mantel hing vom Pferde zu beiden Seiten hernieder, dass er fast die Erde berührte; er erklärt dem Gawan die ganze Sachlage. Orgeluse nährte Rache gegen Gramoflanz, der ihren früheren Geliebten, Cidegast im Tjost erschlagen hat; desshalb suchte sie längst einen Ritter, der jenen im Kampfe bestünde, und Gawan, der Lischoys und den Turkowiten besiegt und das Wunder zu Schastel-marveile bestanden, scheint ihr hiezu dienlich. Der König kündigt sogleich dem dreisten Fremden den ihm bevorstehenden Kampf an; da er bemerkt, dass dieser jetzt Herr der verzauberten Burg sei, bittet er ihn, ungeachtet der Herausforderung, ein kleines Fingerlein an Itonjê zu überbringen und sie zu fragen, ob sie seiner noch gedenke; diese sei die Tochter des König Lôt, der seinen Vater Irôt erschlagen habe; dennoch zwinge ihn die innigste Liebe zu seiner Tochter hin. Lôt sei bereits verstorben, dennoch trage er Rache gegen ihn im Herzen und hoffe sie an seinem Sohne Gawan noch zu vollführen! — Staunend entdeckte Gawan, dass Itonjê und die süsse Cundrîê, die er bei der Spiegelsäule gesehen, seine Schwestern, Sangîve seine Mutter und die alte Arnîve seine Grossmutter und Mutter des König Artus ist. Nun nennt er auch dem Gegner seinen Namen, verspricht zugleich die seltsame Botschaft an seine Schwester Itonjê zu werben und trotzdem mit seinem zukünftigen Schwager zu kämpfen; sie kommen überein, ihren Handel auf den sechszehnten Tag auf dem Plane zu Jôflanze auszufechten und als Kampfrichter den König Artus und von beiden Seiten eine tüchtige Anzahl Ritter und schöner Frauen einzuladen. Gramoflanz verspricht

fünfzehnhundert schöne Frauen zu bringen, Gawan habe deren auch eine klare Schaar auf Schastel-marveile und König Artus bringe wohl auch ein Theil mit. Dass Gawan erst jetzt von dem Dasein seiner Schwestern, seiner Mutter und Grossmutter hört, darf nicht befremden, da sie, als er noch ein Kind war, plötzlich zur grossen Betrübniss des König Artus und des ganzen Hofes, auf unbegreifliche Weise entschwunden waren und seitdem nicht die geringste Spur von ihnen entdeckt ward, trotz der Gralbotin Cundrie, die ja so häufig auf dem verzauberten Schlosse zukehrte.

Gawan lehnt die Einladung, den Gramoflanz nach seiner Hauptstadt Rosche-Sabbins zu begleiten, ab und wendet zur geliebten Orgeluse zurück, die seiner noch am anderen Ufer des Wassers harrt. Und Gringuljet nahm diesesmal den Sprung so weit, dass Gawan nicht zu Falle kam, doch sprang dem Ross eine Gurte. Während Gawan desshalb absteigt, eilt ihm Orgeluse entgegen, wirft sich ihm zu Füssen und bittet unter vielen Thränen um Vergebung dessen, was sie an ihm verschuldet habe. Durch Gramoflanz, der Cidegast ihr entrissen, sei sie aller Freuden ledig geworden; um ihn zu rächen, habe sie den besten Ritter gesucht, und in ihm erkannt; ob er ihre Rache auszuführen werth genug, habe sie durch ihren Hohn seine Treue, und durch ihre Ritter Lischoys Gwellius und den Turkowiten seine Tapferkeit geprüft, und wie Gold im Feuer habe er sich bewährt. Nun sei sie ganz sein eigen, er möge über sie gebieten, denn es leide keinen Zweifel, dass er siegreich aus dem Streite zu Jôflanze hervorgehen werde. Gawan hebt sie gerührt auf das Ross und bittet, sogleich auf das Schloss zu ziehen, um heute noch die Hochzeit zu begehen, wozu sie bereit ist. Unterwegs erzählt sie dem Helden, weinend bei dem Namen Cidegast's, wie nach dessen Tode Anfortas sich um ihre Minne beworben, allein in ihrem Dienste so verwundet worden sei, dass er heute noch im trostlosen Siechthume liege. Dieser habe ihr auch die köstlichen Waaren (daz krâmgewant von Thabronit) geschenkt, die zu Schastel-marveile feil geboten würden. Diese aber habe Clinschor vorläufig unter dem Beding an sich genommen, dass sie denjenigen, der sein Abenteuer auf der Burg bestände und den Sieg im Kampfe fände, minnen müsse, wolle der aber ihre Minne nicht, dann gehöre der Kram von Neuem ihr. Nun gehöre er ihnen beiden. Viele Ritter habe sie in Dienst genommen, um an Gramoflanz Rache zu nehmen, Keinen aber hätte sie lieber gewonnen, als einen rothen Ritter, dem sie fünf ihrer Ritter nachgesendet habe, um ihn zu prüfen, er habe sie aber alle fünfe aus dem Sattel gesetzt, sie habe ihm ihre Hand und ihr Land als Lohn für seine Dienste geboten, er aber habe

gesagt, es harre seiner daheim ein lieberes und schöneres Weib, die Königin von Pelrapeir; er trachte nicht nach anderer Minne, sondern suche den Gral. So ist denn Parcival wieder, wie zu Bêôrosche und gleichsam nur im Hintergrunde von Gawans Heldenthaten, zum Vorschein gekommen, nicht mehr, als gerade nöthig war, ihn über all den Aventiuren seines glücklichen Nebenbuhlers, nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Schon zieht sich das ganze Gedicht wie eine grossartig angelegte Fuge, enger und enger und führt in kunstgerechter Anlage einem überraschenden Schlusse entgegen. Man könnte füglich von da an, wo Parcival von Trevrizent belehrt und reuig scheidet, den dritten Theil von dem Heile (saelde) benennen. Kehren wir wieder zu dem minneseligen Paare.

Als Gawan und Orgeluse (die Herzogin von Lôgroys) der Burg nahen, ziehen die Ritter Clinschors mit reichen Bannern ihrem neuen Gebieter entgegen und Alle huldigen dem herrlichen Paare; die gute Bêne, das Töchterlein des ritterlichen Fergen Plippalinôt, küsst ihm Stegreif und Fuss; während der Ueberfahrt über den Fluss essen die Geliebten zwei gebratene Lerchen[1]) und zwei blanke Kuchen[2]) die Bêne in einer Zwehle und etwas Wein gebracht hat, eine sehr frugale Mahlzeit, wie denn bereits früher Gawan bei ihrem Vater auf ähnliche Weise bewirthet worden war. Sie bequemten sich, das Waschwasser vor dem Essen gleich aus dem Flusse selbst zu nehmen, mit Freuden trinkt Gawan aus dem Becher, den der Geliebten Mund berührt hatte. Die Ritter reiten einen kunstvollen Buhurt; Orgeluse fragt nach dem Ritter, der gestern vom Ross gestochen wurde. Plippalinot hat ihn in Verwahr, er will ihn gerne los geben, wenn er die „Schwalbe“ (swalw = Harfe) erhält, die früher Secundille besass und Anfortas an Orgeluse sandte; sie verspricht ihm gerne die Harfe (hârfe) und schenkt ihm das ganze Kramgewand dazu. Auf Schastel-marveile werden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht; die Wunden des Ritters fanden so die beste Pflege.

Schon unterwegs hatte Gawan mit Orgeluse verabredet, dass sie seinen Namen nicht nennen oder verrathen dürfe. Er verpflichtet einen

---

[1]) 622, 8: galander, Haubenlerche. — Plippalinot scheint keine andere Jagdbarkeit gehabt zu haben, ausser dass sein Falke bisweilen auf eine Lerche stiess. Vgl. oben 544, 13 und später 550, 29 wo die ganze Tischgesellschaft vorlieb nimmt mit drei Galandern, von denen Gawan einen eigens der Wirthin sendet! — Ein oberpfälzisches Sprichwort sagt, an Mariä-Lichtmesstage müssen neun Gevattersleute an einer Lerchenzunge essen.

[2]) 622, 10: wastel (vgl. oben 551, 6) auch gastel, vom roman. gastial, ein ungesäuertes, trockenes, fladenartiges Brod, auch halpbrot, Halbbrod. Vgl. Grimm Gf. Rudolf. S. 24. Willehalm 136, 6.

Knappen eidlich zum Stillschweigen über seinen Namen und seine Herkunft, dann nimmt er Dinte und Pergament (tincten und permint) und schrieb mit fertiger Hand (schreip gefuoge mit der hant) an König Artus, ihn und die ganze Tafelrunde nach Jôflanze ladend. Obwohl der Brief kein Siegel (insigels) trug, standen doch genug Warzeichen darinnen, dass man sah, wer ihn geschrieben. Strenge schärfte er dem Knappen ein, den Witz nicht zu verrathen, Niemanden zu sagen, wer sein Herre sein. Zwar macht die alte Arnîve, überaus neugierig wer der Herre sei, einen leisen Versuch, die Treue des Knappen zu bestechen, aber der Bursche weiss seinen Eid zu bewahren und fährt ohne ihr zu antworten, von dannen.

XIII. Gawan hat tief in den Tag hinein geschlafen. Unterdessen wurde der Saal geschmückt, Tapeten (rückelachen) an die Wände gehängt, Teppiche gelegt und ringsum an den Seiten weiche Polster gebreitet. Darauf lässt Gawan den Turkowiten und Lischoys heraufholen, beschenkt sie mit kostbaren Gewanden und Orgeluse kündet ihnen die Freiheit an. Da Gawan seine Schwester Itonjê unter den Frauen noch nicht kennt, so lässt er sich selbe von der Bêne weisen, setzt sich zu ihr und forscht ganz heimlich, wie es um ihr Herze steht, dann bringt er die Werbung und das Ringlein des Gramoflanz an, worüber die süsse Jungfrau in der reinsten, unschuldigen Blüthe der Jugend, weiss und roth wird zugleich und Gawan, von seinem Schwesterlein entzückt, Noth hat, das Geheimniss, dass er ihr Bruder sei, an sich zu halten. Bei der folgenden Tafel weiss der Dichter nicht Bescheid zu geben, welche Speisen aufgetragen worden, denn er sei kein guter Küchenmeister, dafür schildert er aber den Abend, wo ein ganzes Heer von Kerzen strahlte, ziemlich ausführlich, wie die Ritter und Frauen sassen und die folgende Kurzweile, so dass ein recht lebhaftes Bild mittelalterlichen Hoflebens sich gestaltet. Als man die Tische fortgetragen, fragt Gawan nach guten Fidelaeren; nun waren viele Knappen da, die sich auf Saitenspiel wohl verstanden, doch strichen sie alle alte Tänze, von den neuen, die uns nun aus Thüringen kamen, ward noch wenig vernommen.[1]) Ritter

[1]) Obwohl sonst Singen und Tanzen unzertrennlich war, so scheinen hier die Lieder doch gefehlt zu haben; die Tanzweisen der Minnesänger sind wohlbekannt. Die neuen Tänze, die damals (Wolfram dichtete dieses Buch spätestens um 1211) aus Thüringen kamen, entstanden vielleicht durch Walther v. d. W. bei den reichen und glänzenden Festen des Hofes zu Eisenach, wo Sänger und Spielleute aller Art immer offene Thüren fanden. — Die Art und Weise dieses hier aufgeführten Tanzes erklärt sich sehr schön durch die Fresken auf Schloss Runkelstein in Tirol (Gezeichnet von Ign. Seelos, mit Erläuterungen von Zingerle, herausgegeben von dem Ferdinandeum zu

und Frauen waren wohl „underparrieret" im Tanze, man sah da je zwischen zweien Frauen einen klaren Ritter gehen. An Freuden reich, an Sorgen arm, vertrieben sie mit Rede die Stunden, bis der ungeduldige Gawan, Allen leider zu früh, den Nachttrunk aufzutragen befahl. Er und Orgeluse wurden von Argîve in eine Kammer geführt, wo Gawan der Minne pflag und wie der Dichter sagt, die rechte Hirschenwurz [1]) fand, die ihm half, dass er alle Schmerzen vergass.

Nun hört aber, wie unterdessen der Knappe seine Botschaft bei König Artus bestellte. Er traf frühmorgens die Königin in der Kapelle, andächtig den Psalter betend; der Knappe warf sich ihr zu Füssen und übergab den Brief, dessen Schrift sie gleich erkannte. Sie heisst aber dem Knappen die Einladung öffentlich anzubringen und so einzurichten, als ob er wie aus dem Feuer gerade in die Tafelrunde springe, was dieser einige Stunden später ganz geschickt vollführt, in den Hof stürmt und die ganze Tafelrunde in Bewegung bringt. Doch verschwieg er klug, selbst der Königin, wo Gawan sei. Er gewinnt die Zusage des König Artus und kehrt zurück, wo Arnîve neuerdings seine Verschwiegenheit in Versuchung führt, ohne etwas herauszubringen.

Nun erfährt auch Gawan von der Königin Arnîve die Wundermäre dieses Schlosses. Clinschor nämlich, ein Neffe des Virgilius von Neapel,[2]) war einst ein Herzog von Capua (Câps), wohlgelitten bei Männern und Frauen, bis ihn König Ibert von Sicilien zur Strafe des Ehebruchs mit seinem Weibe Iblis, mit einem Schnitt zum Kapaun machte. Dieser Schimpf machte ihn zum Menschenfeind; in Persien lernte er Zauberei und erwarb sich Gewalt über alle guten und bösen Wesen zwischen Himmel und Erde, ausser denen, die Gott beschirmen will. König Irôt von Rosche Sabînes (der Vater des Gramoflanz) schenkte ihm einen

---

zu Innsbruck 1858.) Eines dieser Freskenbilder, das wohl zu den ältesten des merkwürdigen Schlosses gehört, zeigt einen höfischen Tanz, ganz wie ihn Wolfram beschreibt: stets zwischen zwei Frauen sieht man einen klaren Ritter gehen, es ist eine lange Kette, die paarweise verschränkt, mit schleifenden Tritten den Umgang hält, zwei Spielleute rühren dazu die Saiten.

[1]) 643, 28: hirzwurz, Hirschschwamm, Giftmorchel, phallus impudicus, von Alters her ob seinen heilsamen Kräften in Ehren gehalten. Vgl. Grimm Altdeut. Wälder. II. 49 ff. (von einem fahrenden Schüler.)

[2]) Ueber den Zauberer Virgilius vgl. v. d. Hagen Briefe in die Heimath III. 184 ff. und dessen Erzählungen und Märchen. 1825. I. 153—205, ferner Genthe. Leipzig 1855. Bartsch in Pfeiffers Germania. IV. 237 ff. und K. L. Roth ib. IV. 257—97. Rührmund in v. d. Hagens Germania IX. 30 ff. vermuthet, dass Clinschor eine freie Copie von Abälards (1079—1142) Historie sei, eine Hypothese, für welche freilich sehr einleuchtende Vergleiche vorliegen; auch die ganze landschaftliche Schilderung von Terre marveile (wonach E. Ziller eine Karte entworfen) entspricht der Umgegend des Klosters Paraklet, was auch A. v. Humboldt für überraschend erklärte.

Berg mit acht Meilen im Umkreis, wo er Castel-marveile erbaute, viele Frauen und Ritter aus der Christenheit und Heidenschaft, namentlich die vierhundert Frauen und vier Königinnen von Artus Hofe dahin entführte, und Burg und Land dem verhiess, der das Abenteuer des Wunderbettes bestehen würde. Das sind aber nur geringfügige Sachen (kleiniu wunderlîn) in Vergleich mit den starken Wunderwerken, die er an vielen Orten aufgerichtet. Gawan aber sei jetzt vor seinen Künsten sicher, seit er den Zauber der Burg gebrochen. Arnîve bittet ihn, sie und die mitgefangenen Frauen und Ritter, die sämmtlich der böse Clinschor hieher magisch entführt, in ihre Heimath zu entlassen, was Gawan bereitwillig zugesteht. Noch während des Gespräches sieht Gawan das Heer des Königs Artus anziehen, von farbigen Speeren, Bannern und Rossen ist das Feld ganz überdeckt, prächtige Gezelte (herbergen) werden in einem weiten Kreise geschlagen. Gawan lässt seinem Wirthe Plippalinot durch Bene (welche die versprochene Schwalbe (swalwe) mitnimmt), gleich entbieten, alle Kähne (kocken) und Schalten (ussiere) anzuschliessen, dass der Herr an diesem Tage nicht überzusetzen vermöge. Dann beschenkt Gawan alle Sarjanden, Ritter und Frauen also reichlich, als wollte er nicht länger leben; starke Säumer, schöne Frauenpferde und Harnische vertheilte er an die Ritterschaft, vier werthe Ritter ordnete er als Kämmerer, Schenke, Truchsässe und Marschalk. Sein Zug, den zu entwickeln eine ganze Tagrast kaum hinreichte, ging aus: Auf Säumern lagen Reisegewand [1]) und Kammerkleider, Harnische, Helme und Schilde, manch schönes Kastilan ward am Zaume gezogen, jeder schönen Fraue aber ritt ein werther Ritter zur Seite. So zieht Gawan durch das Lager des Artus und umgibt dessen Zelt mit einem Kranze von Frauen. Artus und Frau Ginover kommen hervor, ihn zu begrüssen, die Königin führt ihn mit den Vornehmsten in das Gezelt, während Artus im Kreise umherreitet, um auch die Frauen mit ihren dienenden Rittern zu bewillkommen. Wie er in's Zelt zurückkehrt, stellt ihm Gawan in Arnîven Utepandragons Witwe und Mutter des Artus, in Sangîven König Lôts Witwe (zugleich also die Schwester des Artus und Mutter Gawans), in Itonjê und der schönen Cundriê die Töchter König Lôts und Sangivens vor, wodurch er sich der alten Arnîve als Enkel zu erkennen gibt und ihre Neugierde vollkommen befriedigt. Da ward viel Küssens gethan! Um den Glanz der Versammlung zu höhen, werden auch Orgelusens Ritter

[1]) 669, 5: kappelen unde kamergewant: ein Uebersetzer gibt das erstere mit „Kirchenschmuck" obwohl die kappelen offenbar nichts anderes sind, als die den Gegensatz zum kamergewand bildenden Reisekappen. Vgl. J. Falke Trachten. I. 117.

und die von ihr gefangenen Britten, welche die Herzogin frei gibt, herbeigeholt. Gawan bezieht mit den Seinen das für sie aufgeschlagene Lager. Am Morgen ziehen die von Logroys heran und schlagen gleichfalls Lager; Ortus aber schickt Boten nach Roschsabbins, um Gramoflanz zum Kampfe einzuladen. Gawan waffnet sich und reitet hinaus, um sich zum Kampfe zu üben, da stösst er an dem Wasser Sabîns auf einen Ritter; von demselben werthen Manne habt ihr wohl früher schon vernommen — die Märe ist nun an den rechten Stamm gekommen!

XIV. Röther als Rubin war das Kleid des Ritters und die Decke seines Rosses, sein Schild war ganz durchstochen, auch hatte er einen Kranz von dem Baume, den Gramoflanz hütete, auf seinem Helme, der ganz fremde Zimierde trug. Gawan ritt auf ihn los und sie kamen so aneinander, dass sie beide mit den Rossen niedersassen. Dann zogen sie die Schwerter und arbeiteten auf einander, dass die Scherben (schirben) der Schilde nur so über das grüne Gras flogen. Wehe! wenig gewonnen und viel verloren hat, wer hier den Preis erringt, nur Klage bringt ihm der Sieg, denn die Helden sind nahe gesippt und ihre Treue hatte noch nie eine Scharte bekommen; wer auch den Preis gewinnt, dessen Freude verfällt doch der Sorge. [1]) Leider war Niemand da, der sie geschieden hätte. — Unterdessen fanden die Boten das Heer des König Gramoflanz, das nahe am Meere, auf einem grossen Plane meilenbreit lagerte. Schon begann es unter Posaunenschall gegen Jôflanze aufzubrechen. Hell klingelte es von den Frauenzäumen (von frouwen zoumen klingâ klinc), denn Brandelidelîn hatte seinem Neffen dem König Gramoflanz allein sechshundert klare Frauen zugeführt. Er selbst waffnete sich gerade, als die Boten kamen und schöne Frauen zogen ihm die Eisenschuhe an (schuoten îsrin kolzen an den künec), als er zu Pferde sass, trugen zwölf gleichfalls berittene Jungfrauen einen Baldachin an langen Schäften über ihm. Die Vorstellungen, die der weise und höfische Artus ihm durch seine Boten hatte machen lassen, um die Feindschaft mit seinem Neffen beizulegen, waren vergeblich. Rückkehrend treffen die Boten auf Gawan, der im Kampfe mit einem fremden Ritter nahe daran ist, zu erliegen; erschreckt rufen sie ihn beim Namen — und der überlegene Gegner schleudert sein Schwert weg und bricht unter Klagen in Thränen aus: „Unselig bin ich, dass meine schuldige Hand jemals solchen Streit bestand, hier zeigt

[1]) 680, 16: „von swem der prîs dâ wirt genomen, des freude ist drumbe sorgen pfant.“

sich auf's neue, dass mein altes Wappen das Leid ist, das mich von der Freude scheidet. Ich bin's dein Neffe Parcival!“ Gawan vermochte kaum mehr sich zu halten, er schwindelte und sank nieder. Ein Junkerlein des Artus sprang ihm unter das Haupt, band ihm den Helm ab, und schwang ihm mit dem weissen Pfauenhute Wind unter die Augen; des Kindes Fleiss gab dem Gawan wieder Kraft. Schon nahte sich von beiden Seiten viel Volk, der Kampfplatz wurde abgemessen, und die Schranken (zil) mit glänzenden grossen Bäumen eingestossen. Gramoflanz hatte diese Kosten auf sich genommen. Der Bäume waren hundert, fünfzig auf jeder Seite, alle farbig und glänzend bemalt, Niemand durfte sonst in den ausgestellten Raum, der vierzig Rennen [1]) beträgt.

Gramoflanz will mit dem erschöpften Gawan jetzt nicht kämpfen, sondern heisst ihn ruhen und die Entscheidung auf morgen versparen, dagegen will Parcival, der noch frisch und ohne Wunden ist, seinen Vetter sogleich vertreten, doch schlägt Gawan sein Anerbieten aus. Mit Freuden wird Parcival von der Tafelrunde und dem König Artus empfangen, hatte er ja weitumher den höchsten Preis erstritten, aber der Held will nicht unter die Frauen, sie alle müssten noch des Fluches gedenken, der ihm auf dem Plimizoël zu Theil geworden und nur widerstrebend führt ihn Gawan zu den Königinnen, die ihn küssen und selbst Orgeluse, die noch nicht vergessen, dass er ihre Minne früher verschmäht hatte, muss ihm, obwohl ungern, den Ehrenkuss bieten, und Parcival, anfänglich scheu und befangen, ward wie ein Wort das andere gab, wieder froh und verlor seine Blöde aus dem Herzen. [2]) Parcival bittet die Tafeler, ihm wieder zu ihrer Genossenschaft zu verhelfen, von der ihn ein seltsames Wunder vertrieben, dann aber wendet er sich an Gawan und bittet ihn heimlich, für ihn kämpfen zu dürfen, da er gerne den Stolz des König Gramoflanz brechen möchte und desswegen sich auch den Kranz von dem Baume genommen habe. Da aber Gawan entschieden ablehnt, begibt sich Parcival zur Ruhe, nachdem er zuvor noch seine Waffen sorgfältig untersucht und jeden fehlenden Riemen hatte ergänzen lassen, auch einen neuen Schild besorgte er. Am Morgen aber ritt er heimlich mit einem guten Sper von Angram hinaus, fand den König bereits, und vor der Eine zum Andern noch ein Wort

---

[1]) poynder ist der zum Anrennen des Rosses nöthige Raum, das Wort gilt dann auch für das Anrennen selbst und zuletzt noch als Längenmaass. cf. Benecke Wigalois. S. 679 ff.

[2]) Die für Deutschthümler freilich schreckliche Stelle lautet 696, 15: **Parzival der clâre wart der âne vâre überparlieret, daz wart gecondwieret ellin scham ûz sîme herzen dô: âne blûkeit wart er vrô.**

gesprochen, hatte schon Jeder den Anderen durch den Schild gestochen, dass die Splitter in der Luft wirbelten. Beide verstanden den Tjost und anderen Streit gar wohl, auf dem weiten Anger wurde der Thau zerführt, und die Helme mit scharfen, schneidenden „Ecken“ berührt. Schade um die Blumen, die sie am Anger zertraten, noch leider ist mir um die Helden, die ohne Zagheit Noth duldeten.

Unterdessen sang ein Bischof im Zelte des König Artus Messe, wobei alle Ritter und Frauen gewaffnet und beritten zugegen waren, nach dem Segen (dô der benditz was getân) waffnete sich Gawan. Da kommt die Nachricht von den beiden Kämpfern. Gramoflanz der lange verschmäht hatte, mit einem Mann allein zu kämpfen, glaubt nun sechs gegen sich zu haben, so gewaltig dringt Parcival auf ihn ein; oft warfen die Recken die Schwerter hoch aus der Hand und wechselten die Klingen.[1]) So empfing der König saueren Zins für den Kranz. Artus und Gawan, dann anderer Seits Brandelidelin mit noch zweien Anderen reiten barhaupt dahin und trennen die Kämpfenden, als der kühne Waleise gerade daran war, den Sieg zu gewinnen. Nun bietet Gawan dem König einen Tag Ruhe an, ebenso wie Gramoflanz ihm gestern gethan, und dankbar muss der todmüde Mann diesen Aufschub annehmen. Dem Parcival aber wurde laut der Preis zuerkannt, dass er das beste gethan.

Gawan hatte der guten Benê aufgetragen, seiner Schwester nicht zu sagen, wie sehr ihn Gramoflanz hasse, doch hatte aber Intonjê schon gestern die Augen ihrer Dienerin verweint gesehen und nun erfährt sie, dass der Handel ihres Geliebten mit ihrem Bruder sich nicht scheiden lassen solle. Das Mägdelein ist in der bittersten Angst, denn mag der Bruder siegen oder der Freund, so muss ihres Lebens Freude zergehen. In ihrer Herzensangst wendet sie sich durch Arnîvens Vermittlung an Artus, welcher dem Kampf zu wehren verspricht, als er aus dem Minnebrief des Königs, den die kluge Benê zur rechten Zeit herbeischafft, ersieht, dass es diesem mit Itonjê Ernst ist. Der Brief aber lautet[2]) (nach Simrocks Uebersetzung):

---

[1]) Ein Ueberrest der altnordischen Fechterkunst; die kampfkundigen Helden pflegten im hitzigsten Gefechte Schwert und Schild in die Luft zu werfen, beides mit den entgegengesetzten Händen aufzufangen und dann links weiter zu fechten; hier tauschen sie ihre Waffen. Vgl. Weinhold Altnord. Leben. 1856. S. 297. Dasselbe thut auch Hamlet im Kampfe mit Laertes.

[2]) Von derselben Zartheit ist auch die Stelle in Graf Rudolf (Grimm E. 17. 18) wo der Ritter dem Töchterlein des heidnischen Königs Halap seine Liebe erklärt.

715.

Ich grüeze die ich grüezen sol,
dâ ich mit dienste grüezen hol.

frouwelîn, ich meine dich,
sît du mit trôste tröstes mich.
unser minne gebent geselleschaft:
daz ist wurzel mîner freuden kraft.
dîn trôst für ander trôste wigt,
sît dîn herze gein mir triwen pfligt.
du bist slôz ob mîner triwe
unde ein flust mîns herzen riwe.

dîn minne gît mir helfe rât,
daz deheiner slahte untât
an mir nimmer wirt gesehn.
ich mac wol dîner güete jehn
staete âne wenken sus,
als pôlus artanticus
gein dem tremuntâne stêt,[1]
der neweder von der stete gêt:
unser minne sol in triwen stên
unt niht von ein ander gên.
nu gedenke ane mir, werdiu magt,
waz ich dir kumbers hân geklagt:
wis dîner helfe an mir niht laz.
ob dich ie man durch mînen haz
von mir welle scheiden,
so gedenke daz uns beiden
diu minn mac wol gelônen.
du solt froun êren schônen,
und lâz mich sîn dîn dienstman:
ich wil dir dienen swaz ich kan.

Ich grüsse der ich schulde Gruss,
Ihren Gruss mit Dienst erwerben muss.

Fräulein, ich meine Dich,
Da Du mit Trost willst trösten mich.
Uns're Lieb' ist nicht zu scheiden:
Sieh' da die Wurzel meiner Freuden!
Kein Trost ist, der dem Troste gleicht,
Dass sich Dein Herz zu meinem neigt.
Du bist der Schlüssel meiner Treue;
Nun flieht mich Kummer, flieht mich Reue.

Deine Minne gibt mir Hülf' und Rath,
Dass keiner unlautern That
Gedanke wird an mir geseh'n.
Zu Deiner Güte will ich fleh'n
So stät und so unwandelbar
Wie der Polarstern immerdar
Nach dem Nordpol sich dreht
Und nimmer von der Stelle geht.
So stät soll uns're Minne steh'n
Und nimmer auseinander geh'n.
Nun bedenke, süsse Magd,
Den Kummer, den ich Dir geklagt,
Und sei zu helfen nimmer lass.
Hegt mir Jemand solchen Hass,
Dass er Dich von mir will scheiden,
So bedenke, dass uns beiden
Einst noch Minne Lohn gewähre.
Thu's allen Frau'n zur Ehre,
Und lass mich sein Dein Dienstmann:
Ich will Dir dienen wo ich kann.

Artus weiss nun hinreichend, wie er daran ist, er bescheidet die Boten, schickt Benên mit ihnen und lässt Gramoflanz zu sich laden, welchem Bêâkurs, Gawans und Itonjês Bruder, entgegenreitet. Durch die Aehnlichkeit mit diesem erkennt Gramoflanz die Geliebte, die er jetzt zum erstenmale sieht. Artus und Brandelidelîn beschliessen die Sühne zu schliessen, auch Orgeluse muss ihrem Grolle gegen Gramoflanz entsagen, obwohl die Erinnerung an den geliebten Cidegast ihr Thränen in die Augen treibt, als sie ihrem Feinde den Versöhnungskuss reichen muss. Der König entsagt allen Ansprüchen wegen seines Vaters Ermordung. Darauf wird Gramoflanz mit Itonjê, Lischoys mit der

[1] Polarstern, italien. Tramontana. Vgl. den Minnesänger von Schwangau XXXII. 2. und Tanhuser VIII.

süssen Cundrie und Sangîve mit dem Turkowiten vermählt und die Feier prächtig begangen, zumal da Orgeluse auch ihre Vermählung mit Gawan bekannt macht und Gramoflanz sein ganzes Heer herbeizieht und jedem Fürsten ein Sonderlager aufschlagen heisst. Nur ein Mann lebt bei dem allgemeinen Jubel in Sorgen — Parcival gedachte an sein Gemahl und ihre reine Süsse. Wie hat doch die Minne, seit ich weiss was sie ist, an mir gethan? Gott gebe diesen Schaaren Freude, ich will von dannen fahren. So griff der freudenflüchtige Mann nach seiner Rüstung und zog am frühen Morgen von dannen.

XV. Vor dem Walde traf er einen heidnischen Ritter, der war so reich ausgerüstet, dass es der Dichter in seiner Armuth kaum sagen kann. Sein Wappenrock, der voll edler Steine liegt, ist zu Agremontein (zAgremuntin) von Salamandern [1]) im Feuer geworkt, auf dem Helme trägt er ein Ecidemon, [2]) das alle giftigen Thiere vertreibt; mit fünfundzwanzig wehrlichen Heeren, von denen jedes andere Farbe und Sprache führt, so dass keines das andere versteht, hat er in einem wilden Hafen bei dem Walde geankert. Allein ritt er nun nach Aventiure. Der Unbekannte stürzte auf Parcival los und ist zornig, dass sein Gegner den Tjost im Sattel aushält, dann griffen sie zu den Klingen und versuchten manchen neuen Kreis, bis sie endlich von den Rossen springen und den Kampf zu Fusse fortsetzen. „Thasmê und Thabronit“ ist das Feldgeschrei des Heiden, der dem Getauften wehe thut. Mit Kunst schwangen sie die Arme, dass aus den Helmen das Feuer lohte und von ihren Schwertern der Wind fuhr. Gott schütze Gahmuretens Kind! ruft der Dichter doppelsinnig aus. Dem Heiden gibt die Minne Kraft, auch trägt er edle Steine, die seine Stärke vermehren.[3]) Parcival

---

[1]) 735, 23 ff.: der wâpenroc gap planken schîn. ime berge zAgremuntin die würme salamander in worhten zein ander in dem heizen fiure. Ueber diese kostbaren, durch Salamander gewebten Stoffe vgl. Wigalois 7435—7455 und Ulrich von dem Turlin in s. Wilhelm von Oranse I. 91 ff. und Titurel 40, 341. Das XVII. Jahrh. brachte dann eine eigene Salamandrologia von Wurfbainius, Nürnberg 1683. Vgl. ferner Benecke Wig. S. 470—79. San-Marte I. 649 ff. Grässe Zur fabelhaften Naturgeschichte des Mittelalters in dessen Beiträgen. 1851. Friedreich Symbolik. 1859. S. 617. — Die Sage vom spinnenden Salamander mag aus einer verwirrten Kunde vom Seidenwurm und vom Asbest combinirt sein, auch scheint nach Marco Polo der Salamander (oder samanirit) ebensowohl der Name eines Minerals als eines Thieres.

[2]) 736, 10: „er truog ouch uf dem helme ein ecidemôn: swelhe würm sint eiterhaft, von der selben tierlînes kraft hânt si lebens decheine vrist, swenn ez von in ersmecket ist.“ Das fabelhafte Thier ist bereits 481, 8 bei Anfortas Krankheit unter den giftigen Schlangen aufgeführt, auch wird eine Landschaft oder Stadt Ecidemonîs 683, 20 genannt. Simrock (S. 815) hält den Namen für entstellt aus Agathodämon.

[3]) Schon die Orphiker (Ritter Vorhalle der europäischen Menschheit) glaubten

denkt nur an seine Gattin und den Gral; da zerbricht ihm aber das Schwert, als der Fremde von dessen gewaltigem Streiche auf's Knie gesunken war. Edelmüthig benützt der Heide diesen Vortheil nicht, er sieht, dass sein ebenbürtiger Gegner auch ohne Schwert fortkämpfen würde, so bietet er ihm in französischer Sprache Ruhe und Rast an und nennt seinen Namen Feirefîz Anschevîn. „Woher seid Ihr ein Anschevîn? versetzt Parcival; das Land mit seinen Burgen und Städten ist mein, seid so gut Herre, Euch einen anderen Namen zu kiesen. Ist Einer von uns beiden ein Anschevin, so bin's wohl ich; doch weiss ich, dass in der Heidenschaft mir ein Bruder geboren wurde, lasst mich Euer Antlitz sehen, Herr, ich verschwöre des Streites, bis Ihr wieder gewapnet seid.“ — „Und stünde ich auch bloss, versetzt der Heide, habe ich doch ein Schwert, das Euch zu schaffen machte und Ihr keines,“ so sprechend warf es der Edle weit von sich; „nun sage mir aber, wie Dein Bruder aussehen soll?“ versetzt der Heide weiter, und da Parcival durch Eckubâ erfuhr,[1]) er sehe weiss und schwarz aus, wie ein beschrieben Pergament, so nehmen die Beiden zugleich Helm und Hersenier ab und endeten im Kusse ihren Hass. Feirefiss sagt seinen Göttern Dank, dass sie ihn hergeführt, mit brüderlichen Treuen bittet er den Parcival, das Ihrzen zu lassen und ihn zu dutzen,[2]) was aber der Bruder im Gefühl seiner Jugend und Armuth ablehnt; Feirefiss will ihn mit sich nehmen und verspricht ihm zwei reiche Lande, die ihm sein Vater hinterlassen; um diesen zu suchen hat er die grosse Reise aus der Heidenschaft unternommen und bricht nun in Thränen aus, als er von Parcival dessen frühen ritterlichen Tod erfährt. Mit derselben feinen dialectischen Redekunst, wie der Dichter in höfischer Zierlichkeit die kleine Obilot zu Gawan sprechen liess, schildert Wolfram hier die Freude des Feirefiss, der in Parcival nun sein anderes Ich gefunden hat.[3]) Parcival ladet seinen Bruder (dessen Heer ruhig in den

an einen Einfluss der Edelsteine auf den Menschen. Vgl. Museum für altd. Lit. u. Kunst. 1811. II. 52—145: Büsching Ueber die Kräfte der Edelsteine nach dem Glauben des Mittelalters; der Smaragd verleihe gutes Gedächtniss, Karfunkel stillt das Blut und gibt Weisheit; der Saphir Friede und Einigkeit, der Chrysolit ist gut gegen die Sucht, Klappersteine wider den Durst, Carniol hilft gegen Zorn u. s w. Vgl. unten 791, 1—30.

[1]) Oben 328, 5 ff.

[2]) 749, 21: daz er irzens in erlieze und in duzenlîche hieze.

[3]) 752, 5 ff. O wehe! ist mein Vater todt! ruft Feirefiss aus, so habe ich in kurzer Zeit Freude verloren und Freude gefunden; wahrlich! mein Vater, Du und ich, wir sind Eins, wenn wir auch Dreie scheinen

„mit dir selber hâstu hie gestritn.	Mit Dir selber hast Du hier gestritten,
gein mir selbn ich kom ûf strît geritn,	In den Kampf mit Mir kam ich geritten,

Schiffen zu bleiben gewohnt ist) an den Hof des König Artus, wohin der Heide um so lieber geht, da er von den schönen Frauen hört. — Indessen hatte man auf Schastel-marveile den Kampf in der Spiegelsäule wahrgenommen und kam den Beiden freudigst entgegen und Feirefiss wird auf das beste aufgenommen, nicht nur um des Bruders willen, sondern weil auch sein eigener Ruhm im Kreise der Bretaneisen gar wohl bekannt war, die Frauen fanden ihn um der seltsamen Male seines Leibes willen nur um so interessanter. Sie nahmen im Zelte Gawans[1]) Rast, der sie entwappnen und das Mahl bereiten lässt. Nach der Mahlzeit kommt König Artus hinzu, den Gast zu begrüssen. Ihm erzählt zuerst Feirefiss und hierauf Parcival in langer Reihenfolge alle die Namen der Grafen, Herzoge und Könige, die sie bezwungen haben. Die überaus reiche Rüstung des Feirefiss, die dieser von der Königin Secundille hat, wird allgemein bewundert. Artus berieth ein grosses Festgelage für den kommenden Tag, die Frauen glänzten und mancher Ritter strich ein blumenreiches Schapel auf sein Haar, Messe ward gesungen und Buhurd gethan, schon sass man an der fröhlichen runden Tafel — da erschien wieder die gräuliche Gralbotin, aber nicht so furchtbar wie früher, sie schwingt sich vor Parcival von dem Pferde, fällt ihm zu Füssen und bittet weinend, ihr die Schuld und die frühere Fluchbotschaft zu verzeihen: „O wohl Dir, Gahmurets Sohn, ruft sie aus, Gott will Gnade an Dir thun! und Feirefiss soll um meiner Herrin Secundille wegen willkommen sein!“ Eine Inschrift erschien an dem Grale (zu derselben Zeit als Parcival mit seinem Bruder kämpfte und das Schwert über dessen Leben schon geschwungen war; vgl. 744, 14),

mich selben het ich gern erslagn:	Mich selber hätt' ich gern erschlagen.
done kundestu des niht verzagn,	Du aber schütztest ohne Zagen
dune wertest mir mîn selbes lîp.	Vor mir selber mich in Dir.
Jupiter, diz wunder schrîp:	Sieh Jupiter, diess Wunder hier!
dîn kraft tet uns helfe kuont,	Zu Hilfe kam uns Deine Kraft
daz se unser sterben understuont.	Und löst' uns aus des Todes Haft.

[1]) Von da an verschwindet Gawan nach der Oekonomie des kunstreichen Werkes; er war nur eine Folie, die der Dichter für seinen Helden brauchte. Er ist ja nur, wie Rührmund treffend bemerkt, die Verkörperung eines weltlichen Ritters, dessen höchstes Princip die Ehre, nicht wie bei Parcival die weltüberwindende Demuth ist, und dessen Religiosät, zwar frei von Schwärmerei, aber auch ohne tiefere Begründung, sich in den Schranken conventioneller Formen befriedigt und vor beunruhigenden Zweifeln sicher fühlt. In diesem Sonnenscheine der vornehmen Welt wandelnd, beobachtete er als Ritter leicht in allen seinen Handlungen Maass und Schicklichkeit und doch ist er der Verläumdung ausgesetzt und des Mordes fälschlich angeklagt, und doch kommt er in Gefahren, wie bei der schönen Antikonie, an denen Parcival gleichsam unbewusst ruhig vorüberzog. Auch das unwürdige Benehmen der Obie und der erst später in besserer Gestalt sich zeigenden Orgeluse hat er zu ertragen! und welche Mühsale, welche schweren Kämpfe, sogar mit Zauberkunst und Ungeheuern!

die ihm nunmehr die Krone menschlichen Heiles, die Herrschaft über den Gral verheisst. Freudenthränen quellen dem vielgeprüften Helden aus den Augen. Sie verkündet ihm weiter, dass seine Gattin Condwiramur seine Genossin sein und der eine der Zwillingssöhne, die sie ihm nach seiner Ausfahrt geboren, Loherangrîn, gleichfalls mitgenommen werden, der andere aber, Kardeiz, in des Vaters Reichen König sein solle. Sogleich solle er sich aufmachen und ihr folgen, auch wird ihm gestattet, einen Gesellen mitzunehmen, wozu er seinen Bruder Feirefiss bittet. Parcival aber erzählt Allen, was er einst von Trevrizent vernommen, dass Niemand den Gral im Streit erringen könne, wenn Gott ihn nicht erwähle; so liessen denn die Tafler darnach die Fahrt. Feirefiss aber schrieb vorher noch an sein Heer und liess reiche Geschenke bringen, die er grossmüthig und verschwenderisch an Alle vertheilt.

XVI. Unterdessen litt Anfortas jammervolle Pein, oft bat er die Ritterschaft, ihm den Gral nicht zu zeigen, dass er sterben könne, auch ersann er die List, oft vier Tage lang die Augen vor dem Grale geschlossen zu halten, dann aber zwang ihn doch wieder die Schwäche, ihn zu schauen. Vergebens bot man zur Linderung seiner Noth Alles auf, räucherte mit süssen Gewürzen, legte duftige Früchte auf den Boden, die, wenn man darauf trat, brachen und die Luft erfüllten.[1] Die Stollen an seinem Spannbette waren von Viperhorn,[2] auf den Polstern lagen verschiedene Wurzen, das Pfell, darauf er lehnte, war nur gesteppet und nicht genäht, die Matraze (matraz) darunter von Palmatseide, Stränge von Salamandergewebe hatte das Bette als Gurten, auch war es voll besetzt mit Edelsteinen (deren Aufzählung eine ganze Strophe 791, 1—30 füllt), die zu Heil und Gesundheit gut und kräftig sind; so fristete man künstlich sein Leben, vertrauend auf die Verheissung, dass doch noch ein Retter aus dieser Noth erscheinen werde: da naht abermals Parcival. Er legt die Waffen ab und nimmt mit seinem Bruder einen Trunk, dann tritt er vor den König, der ihn

[1]) Die Estrichböden der Burgen waren sonst gewöhnlich nur mit Stroh, Schilf, Blumen und Laub bedeckt, worunter sich wohl auch zur Erde geworfene Ueberreste von Speisen u. s. w. mischten, was im gewöhnlichen Leben oft lange liegen blieb; nur Könige und Fürsten liessen ihre Gemächer öfter belegen; dass der Fährmann Plimpalinot sein Gemach bei Gawans Ankunft mit Teppichen bespreitet (549, 25), ist eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit

[2]) 790, 9: „am spanbette die stollen sîn wâren vipperhornîn;" San-Marte übersetzt die Stelle: das Bett ruhte auf hornenen Schlangenfüssen, Simrock: Als Stollen an dem Spannbett sah man aus Horn gedrehte Schlangen; doch scheint darin eher eine Anspielung auf das durch ungetreue Minne erlittene Ungemach. Vgl. Friedreich Symbolik. S. 605.

um den Tod bittet, wozu er ihm nur sieben Nächte und acht Tage den Anblick des Grales zu entziehen brauche, denn auch jetzt darf er noch nicht sagen, was Parcival zu thun habe. Dieser aber wirft sich dreimal betend vor der Trinität nieder und fragt dann: „ocheim, waz wirret dier?“ und Der durch St. Silvestern einen Stier lebendig machte[1]) und Lazarum auferstehen liess, half, dass Anfortas gesund ward und wohl genass und wieder schön und glänzend wurde.

Indessen war auch an die treue Condwiramur die Freudenbotschaft ergangen, die sie nach Munsalvaesche berief. An derselben Stätte, wo Parcival einst durch die drei Blutstropfen im Bann gehalten ward und auch Segramors den Sattel räumte, hatte sie über Nacht in ihrem Gezelte geschlafen und Parcival, dem ihr Kommen gemeldet ward, eilt ihr entgegen, nachdem er zuvor noch bei Trevrizent zugesprochen; dort am frühen Morgen findet sie der theuere Mann und wer zählt seiner Freuden Zahl, als er die treue bei ihren beiden Söhnlein sah und ihr Ohm, der alte Kiot, auf die Decke schlug und sie erweckte. Schnell schwang sie das Deckelachen um sich, sprang auf den Teppich und küsste ihren Gemahl: „So hat das Glück Dich doch noch mir gesendet, Du Freude meines Herzens! ruft sie willkommend aus, nun sollt ich zürnen, kann aber nicht; Heil der Stunde und dem Tag, die dieses Umfangen brachte, davon mein Trauern krank werden muss, ich habe nun den mein Herze gehrt und die Sorge hat ein Ende.“ Da erwachten auch die Kindelein, die auf dem Bette bloss lagen und Parcival küsste sie minniglich. Kiot lässt sie forttragen, schickt dann auch die Frauen und Jungfrauen hinweg, die Kämmerer schlugen die Zeltwände zu und Parcival lag in süsser Kurzweile bis an den vollen Tag. Darauf ward Messe gesungen und Kardeiz gekrönt, zwei kleine Hände verliehen viel Land; darauf zogen die von ihm belehenten Mannen mit ihrem Herrn nach Hause. Parcival fragt die Templeisen nach einer Klause, die hier herum liegen müsse und durch welche ein Bach fliesse; sie kennen selbe wohl und der Weg geht nahe vorbei, sie finden aber die Klausnerin Sigune bereits todt, noch auf den Knieen liegend über des Geliebten Sarge, von dem Parcival den Stein heben und Sigune dazu legen liess, dass die beisammen wären, dem Sigune im Leben nur jungfräuliche Minne (magtuomliche minne) gegeben hatte. An der Hand der Gattin erscheint auf Munsalvaesche der neue König; ein überraschend feiner und offenbar dem Leben abgelauschter Zug, den der Dichter hier anbringt, ist es, wenn der kleine Loherangrin seinen schwarzen Ohm nicht zu küssen wagt: Nach dem festlichen Empfange Condwiramurs

[1]) 795, 30. Vgl. die schöne Legende des Conrad von Wirzburg.

wird der Gral hereingetragen. Alles wiederholt sich wie bei Parcivals erster Anwesenheit, nur dass er jetzt König ist und Anfortas neben ihm sitzet, auch fehlt die Lanze und überall herrscht Freude. Feirefiss sieht als Heide den Gral nicht (obwohl er gewahrt, wie eine unsichtbare Macht Alles spendet), aber dessen Trägerin, Repanse de schoye nimmt sein Herz so gefangen, dass er des Essens und Secundillens vergisst und seine falschen Götter abschwören will, weil die Jungfrau den rechten Gott hat. Hilft mir die Taufe zur Minne? fragt Gahmurets heidnischer Spross seinen Bruder, als ihm dieser zur Taufe räth, und Parcival verspricht ihm seine schöne Muhme, den er nun auch zu dutzen wagt, da er als König des Grals ebenfalls so reich ist. Schon am nächsten Morgen wird der von Zassamank, nach kurzer Belehrung, durch einen alten Priester getauft, der schon manch heidnisch Kindelein in den Weihnapf getaucht hatte. „Lindert das mein Ungemach, spricht der Heide, so glaub' ich was ihr befehlt; Bruder, an den Gott der Muhme will ich glauben und an sie.“ Nach der Taufe sieht er nun den Gral und empfängt durch Anfortas und Parcival als Pathengeschenk die herrliche Trägerin desselben. Eine Schrift, die am Gral erscheint, verordnet hierauf, dass wer künftig aus den Templern in fremde Länder gesendet werde, um ihnen dort zu helfen und beizustehen, seinen Namen und seine Herkunft nicht nennen dürfe, so lange er dort weile.

Gerne hätte Feirefiss seinen Schwager Anfortas oder den kleinen Neffen Loherangrin mit in das Morgenland mitgenommen, da er von hier nach eilf Tagen mit seiner Fraue weiter zieht; bei der Ankunft im Hafen erfährt er von seinem Heere, dass die Nachricht von Secundillens plötzlichem Tode eingetroffen. Nun erst wird Repanse ihrer Reise ganz froh. Zu Tabronit, das man bei uns Indien heisst, wurde sie gekrönt und gebar einen Sohn, welcher der Priester Johannes [1]) genannt wurde, später über Indien herrschte und seinen Namen auf alle Nachfolger im Reiche übertrug. Die treue Gralbotin, welche das Ehepaar nach dem Morgenlande begleitet hatte, bringt die Kunde vom Geschehenen und dem Glücke des Bruders und seiner Gemahlin nach Munsalvaesche und trug oft Botschaft hin und wieder. Anfortas aber blieb im Dienste des Grals und kämpfte darin noch manch ritterlichen Kampf, Trevrizent aber blieb seinem Gelöbniss treue und warb auch ferner in der Einsamkeit um die Gottes Minne.

---

[1]) Die Sage vom Priester-König Johannes erzählt gleichfalls Montevilla. Marco Polo und unser Johannes Schiltberger, der Glaube an ihn galt allgemein, so dass sogar noch König Emanuel von Portugal dem Weltumsegler Vasco de Gama die ehrfurchtsvollsten Aufträge an ihn aufgab. Ueber die historische Grundlage vgl. Schrödl in Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. V. 783 ff.

Loherangrîn erwuchs zu einem stattlichen Ritter. Zur selben Zeit sass in Brabant eine Frau, von der edelsten Zucht und Tugend, zahlreich umworben von Fürsten und Herren, deren Hand sie jedoch sämmtlich verschmähte, die nur der empfangen sollte, welchen Gott selbst ihr senden würde. Da zog eines Tages ein silberweisses Schwanenpaar einen Ritter im leichten Nachen in den Hafen von Antwerpen, in dem sie den von Gott gesandten Gebieter des verwaisten Landes erkennt. Es ist Loherangrîn. Er unterwand sich des Reiches und ihrer Hand, doch nur mit dem Beding, dass die Frau nie nach seiner Herkunft forsche. Liebliche Kinder entsprossen dem Bunde; die Frau aber vergass einst ihres Versprechens; die verbotene Frage nach der Herkunft ihres Gatten raubte ihr diesen, denn alsbald kamen die Schwäne wieder gezogen und nahmen ihn auf immer mit sich fort. Ein Schwert, ein Horn und einen Ring liess er zurück; lange noch herrschte sein Geschlecht glücklich in dem Lande.

Die Märe, setzt Wolfram schliessend bei, kam aus der Provenze in deutsche Lande und ich will davon nicht mehr sprechen, als dort der Meister sprach.

827,

sîniu kint, sîn hôch geslehte	Des Helden Kinder, sein Geschlecht
hân ich iu benennet rehte,	Lehrt' ich euch erkennen recht;
Parzivâls, den ich hân brâht	Ihn selber bracht' ich an den Ort,
dar sîn doch saelde het erdâht.	Wo Heil ihm blühet immerfort.
swes lebn sich sô verendet,	Wess' Leben so sich endet,
daz got niht wirt gepfendet,	Dass Gott nicht wird gepfändet
der sêle durch des lîbes schulde,	Der Seele durch des Leibes Schuld,
und der doch der werlde hulde	Und er dennoch sich die Huld
behalten kan mit werdekeit,	Der Welt erhielt mit Würdigkeit,
daz ist ein nütziu arbeit.	Der blieb vom rechten Ziel nicht weit.
guotiu wîp, hânt die sin,	Mich sollten billig gute Frauen,
deste werder ich in bin.	Verständ'ge, desto lieber schauen,
op mir decheiniu guotes gan,	Wenn noch ein Weib mir freundlich lacht,
sît ich diz maer volsprochen hân.	Weil ich diess Werk zu Schluss gebracht,
ist daz durh ein wîp geschehn,	Geschah das einer Frau zu Ehren,
diu muoz mir süezer worte jehn.	Die soll mir süssen Dank gewähren.

Das ist der Inhalt dieser Epopoe, die, was das Formelle betrifft, von der höchsten Vollendung zeugt. Es ist wunderbar gebaut, wie ein deutscher Dom, nichts ist daran vergeblich oder entbehrlich, Alles dient der Oekonomie des grossen Ganzen, kein Ton ist umsonst

angespielt, jede selbst die kleinste Episode hat ihre Berechtigung und findet ihre Lösung, das Werk zeigt einen einheitlichen Plan, es trägt sich selbst in seiner Construction; die Bogen sind herrlich gewölbt, die Gurtungen sinnreich gespannt, es ist ein organisches Ganze voll Schönheit in seiner Totalwirkung, voll reizenden wohldurchdachten und verschlungenen Details, das helfend ineinander greift und in reizender Abwechslung weiter leitet und die architektonische Einheit in plastischer Wirkung nur desto voller und klarer hervortreten lässt.[1]) Mit der dem Epos eigenthümlichen Dramatik, welche zuerst eine glänzende Exposition verlangt, dann mit besonnener Ruhe den Knoten schürzt, der sich nach allen Richtungen glänzend und gegen den Schluss hin sogar rasch löst, ist die Dichtung angelegt. Die Sprache ist originell, reich an Gedanken und Bildern, die oft von einem seltsamen Uebermuth, von einer wahren Bravour und humoristischer Kürze belebt sind. Wolfram hat, wie Göthe und Rückert, die bedeutsamsten Worte gerade in den Reim verlegt, daher diese Originalität und Kraft in Gedanke und Form. Reiner wurde der Reim nie gehandhabt, als von Hartmann von der Aue, Walther v. d. Vogelweide und in dritter Reihe von Wolfram, der in den Tageliedern und im Titurel geradezu unübertrefflich ist; selbst Göthe und der formbeflissene Platen stehen ihnen nach.

Was aber den Sinn dieser Dichtung betrifft, so wurden der Reihe nach überreiche Erklärungsversuche aufgestellt. Symboliker und Mythologen erprobten daran ihren Witz, vergeudeten ihr Combinationstalent und überstürzten sich in abenteuerlichen Conjecturen, dass selbst der schwindelfreieste Beschauer unwillkührlich seine ruhige Fassung verlieren könnte. Während die Einen darinnen die ketzerische Prädestinationslehre witterten und die anderen wie Göschel[2]) die Lehre von der Gnadenwahl und der Rechtfertigung aus dem Glauben allein ohne Werke, als einen Vorläufer der Reformation gefunden haben wollten; bezogen dagegen Vilmar und Sepp die Fabel auf die äussere Geschichte des Christenthums mit deren mystischen Gehalt, auf Johannis

---

[1]) Rührmund hat in Haupt's Zeitschrift VI. 465—478 sogar den chronologischen Zusammenhang der einzelnen Begebenheiten dargelegt, wodurch der Vorwurf, Wolfram habe oft bloss Begebenheiten an Begebenheiten, ohne inneren Zusammenhang, ohne Ziel und Beweggründe planlos aneinander gereiht, glänzend widerlegt wird. Vgl. desgleichen Rührmunds schöne Arbeit in Herrig's Archiv. 1857. XXII. Bd. S. 233- 95.

[2]) K. F. Göschel Die Sage vom Parcival und vom Gral. Berlin 1855 und Reichel Studien zu Wolframs Parcival Wien 1858.

Schüssel,[1]) Abendmalkelch, Speer des Longinus; sie wagten so hohen Schwung, dass sie im Parcival selbst ein Bild des Erlösers, des Weltheilandes sehen. Die Dritten, die sonst an der rechten Stelle kein absonderlich feines Gehör verriethen, hörten hier plötzlich den Nachklang heidnischer Mythen. Alle aber erkannten die überausgrosse Schwierigkeit, den Grundgedanken des Gedichtes fest zu fassen, dazu aber auch ganz bescheidentlich den unvergleichlichen Werth ihrer eigenen Ideen. Unstreitig wurde in das Gedicht mehr hineingelegt, als der Dichter selbst im Sinne trug, der übrigens in mittelalterlicher Dialektik nicht unerfahren war und mit ritterlicher Kühnheit sein theologisches Lehrgebäude sich zurechtgeritten hatte. Ein specifisch christlicher Hauptheil kann niemals abgewiesen werden, ebenso wenig der notorisch bretonische Einfluss und die Beziehungen zum Templerorden.[2]) „Gewiss werden wir fernerhin (sagt San-Marte II. 250) nicht mehr nöthig haben, nach gnostischen Ketzereien und einer templerischen Geheimlehre zu forschen, um die mystische Bedeutung des Grals, die ihm der Dichter beilegt, zu ergründen; und ebenso wenig in dem Reiche des Grals ein Reich der Seligen oder gar ein Todtenreich, vielmehr nur das dichterische Ideal eines geistlichen Ritterordens erblicken dürfen, das im Tempelherrenorden am Ende des XII. Jahrh. der damaligen Welt fast verwirklicht schien.“ Görres[3]) bezeichnete die Geschichte vom heiligen Gral als die epische Fortsetzung der Apocryphen des neuen Testaments, die Templeisen sind ihm die Kirchenväter dieser Legende, die smaragdene Schale ein Symbol der Eucharistie, die nach der Sage zum erstenmale in dem Becher abgehalten worden war. Der Gral ist ein Tischlein-deck'-dich und Stein der Weisen zugleich, der die Wünsche geschweigt, des Wissens Durst stillt und den Frieden der Seele ungetrübt erhält. Niemand sieht ihn, denn nur die Erwählten, welche zu allen Zeiten gegen unheilig Leben kämpfen; seine Zeichnung vermag Keines Mund oder Zunge je zu deuten, aus ihm wird Alles gewährt, also auch dem Verderben gewehrt und somit durchdringt er den Schauenden, so lange er den Anblick mit reinem Herzen geniesst, mit ewiger Jugend. Die Symbolik des göttlichen Steines, der vom Himmel gesandt, den Seinen im Glück des Paradieses Genuss, im Leiden Trost und Linderung verschafft, der Unsichtbar dem Ungetauften und nur den

[1]) Simrock Einleitung zu s. Parcivalübersetzung. 3 Aufl. 1857. S. 776.

[2]) Vgl. die trefflichen „Parcival-Studien“ San-Marte's 1861. II. 228 ff. über den hl. Gral und sein Reich und über die Beziehungen zum Templer-Orden. II. 248 ff. Das Buch kam uns leider erst zu, nachdem unsere Arbeit schon vollendet war.

[3]) J. Görres Wallfahrt nach Trier. 1845. S. 54 ff.

Händen der Unschuld tragbar ist, der sich seine Diener und Dienerinnen schon in der Kindheit wählt, die glücklichen, die des Lebens volles Genüge und dereinst des Himmels Krone erlangen; der sich durch keines Menschen angestrengtes Forschen auffinden und durch keines Helden eigenwillige Kraft erstreiten lässt, sondern nur die Berufenen aufnimmt — ist so ziemlich unzweifelhaft.[1]) Der Gralkönig ist in seiner Weise ein Nachfolger des Hauptes der Apostel, ist er ja doch auch ein Fischer und Anfortas wird ausdrücklich und doppelsinnig le roi pecheur genannt; seine Krankheit aber könnte trotz Wolframs päbstlicher Gesinnung, doch eine politische Diagnose zulassen![2]) Parcival aber, dieser neue herrliche Odysseus, der unvergleichliche, lichtgemale Held, über dessen ganzes Leben — von frühester Zeit, wo ihn der Gesang der Vögelein zum Weinen bringt, bis dahin, wo ihn ein Siedler „vom zwîvel“ belehrt und er mit aller Kraft dem Heile, der „saelde“ nachstrebt, bis er endlich als König in der ewigen Herrlichkeit einreitet — ein geheimnissreiches Halbdunkel ausgebreitet liegt, ist in seiner Trilogie von Glaube, Zweifel und Wissen der Repräsentant der Menschheit selbst. Der ritterliche Dichter hat, nicht wie sein romanhafter Biograph annimmt, sein äusseres Leben, sondern seinen inneren Entwicklungsgang abgeschildert, er hat sein eigenes, erfahrungsreiches Gemüths- und Glaubensleben abgespiegelt, sein Held ist die Frucht und theuere Hinterlassenschaft alles dessen, was seinem Herzen einst lieb und heilig war, was er verlor und was er auf weiten Wegen müheseliger Prüfung wieder errang. Ausdrücklich stellt er den Hauptgedanken an die Spitze seines Werkes: er will zeigen, wohin der Zweifel den Menschen führe, was ihn veranlasse, wie er verhütet oder gelöst werden könne.[3]) Er, der in seinem unbefangenen kindlichen Glauben erst erschüttert und dann durch schwere Schläge ganz herausgeworfen, irrend und der Welt verfallen, Gott absagt und im hochmüthigen Trotze Welt und Menschen zugleich verachtet, dessungeachtet aber immer noch treu und redlich und mit allen Kräften nach der Wahrheit trachtet: kehrt den Hochmuth durch Demuth besiegend, plötzlich um, dem

---

[1]) Die Gralfeier erkennt auch San-Marte in seinen Studien 1861. II. 247 als Symbol der Eucharistie.

[2]) Dagegen gibt Spangenberg in s. Adelspiegel, Schmalkalden 1591. II. 172 eine seltsame Andeutung, als läge dem Gedicht die Geschichte Ludwig des Frommen zu Grunde, er sagt: „sonderlich hat Wolffram von Eschenbach das beste darbey gethan (unter den Sängern am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen), welcher dann auch das grosse Buch von Kön. Loys, das ist, von Luduico Pio, Keyser Karlen des grossen Son, Reimweise, doch sehr Poetisch und verdeckt geschrieben.“ —

[3]) Rührmund in s. Programm. Potsdam 1845. S. 12.

Höchsten, Ewigen ohne Rast und Ruhe nachfragend, bis er endlich zum ewigen Besitz des seligsten Friedens gelangt. Man sieht, es ist die ewig alte und neue Geschichte des inneren Menschenlebens, wie es zu allen Zeiten in erhabenen und starken Seelen sich kämpfend offenbart.[1]) Der Kern ist aber überkleidet mit einem Reichthum der Phantasie und einer Anmuth des Witzes, wie sie Ariosto gehandhabt, und in einen Tiefsinn getaucht und mit einer farbenprächtigen Gluth überstrahlet, wie sie nur Dante in seiner göttlichen Comoedie und Calderon in seinen Autos an den Tag legten.

Die dem Gedichte zu Grunde liegende ideale Wahrheit hat Wolfram mit realistischer Meisterschaft ausgeführt. Er stellt uns wirkliche Menschen vor; daher seine gesunde Kraft und der völlige Mangel aller Sentimentalität. Der Parcival ist ein treues farbenreiches Gemälde des höfischen Lebens wie des Volkstreibens; der Hof der Mohrenkönigin und selbst der Baruch zu Bagdad — es sind deutsche Ritter und Edelfrauen. Die grosse Treue der schwarzen Belakane zu ihrem entwichenen Gatten; Herzeloydens rührende Mutterliebe; der Schmerz des alten ritterlichen Gurnemanz über den Verlust seiner Söhne; die hochherzige Vasallentreue des Fürsten Lypaut; Trevezent, der das liebste, sein schönes ritterliches Leben mit der Armuth eines Einsiedel vertauscht, um für fremde Schuld zu büssen; Sigunens klare Treue, die über das Grab reicht, ein Spiegelbild der ächtesten deutschen Liebe; Gawans höfisch abgeschliffene und gleichwohl warm fühlende Persönlichkeit, leichtbewegten Herzens, von unverbrüchlicher Freundestreue, der für Ritterlichkeit, feine höfische Sitte und Ehre glüht; neben ihm die gutherzige Dankbarkeit des schlichten Fährmanns und seiner lieblichen Tochter Bene, Itonjes herzlich ergebene Dienerin; der naturwüchsige Heide Feirefiss — und was sonst noch für sprechende Charaktere auf den Schauplatz treten, an denen unser Epos einen beispiellosen Reichthum hat, von dem Hauptthelden gar nicht zu sprechen, dessen Entwicklungsgeschichte die Hauptsumme der ganzen Dichtung ausmacht — sie Alle sind so verschieden von einander und doch verwandt durch den unverkennbaren Familienzug deutschen Wesens, welches überall deutlich an den Tag legt, dass der Dichter von der Natur Act genommen.

Es wird wenige Dichter geben, die, wenn man ihr Vorbild aufgefunden hat und ihnen gegenüberstellt, nicht verlieren. Zu diesen Glücklichen gehört Wolfram. Er folgte im Wesentlichen dem Laufe

---

[1]) Eichendorff Gesch. der poetischen Literatur Deutschlands. Paderborn 1857. I. 58.

seiner Quelle, kürzte als besonnener Wanderer hier einen Schlangenpfad, weilte dort mit Wohlgefallen an malerischen Punkten, beutete dann als ein feiner Kenner die lieblichen, die romantischen und schauerlichen Partien der Landschaft aus, vertiefte sich in religiöse und moralische Betrachtungen, und gab so der Welt, indess er ein blosser Nachbildner zu sein schien, in der That ein selbstständiges Kunstwerk. Seine Schreibweise, die oft die seltsamsten Bilder und Vergleiche mit einem Anflug von Ironie und sichtlicher Uebertreibung zusammenfasst, ist knapp und bündig. So sagt er z. B. „ihrer Freuden Klinge brach mitten im Heft entzwei" für: ihre ganze Freude war dahin, oder „sein Traum wurde ihm um den Saum mit Schwertschlägen gesteppt" (245, 9) für: er träumte von Schwertschlägen, oder „die müde Sonne hatte ihren lichten Blick hin zu ihr gelesen" (32, 24) für: es war Abend geworden. Der Ausdruck: „wenn ein Teufel so den Preis behalten hätte an kühnen Helden, so würden ihn die Frauen wie Zucker essen" (50, 12 ff.)[1] und der Vergleich von Antikonie's schönem Wuchse mit einem Hasen am Bratspiesse (409, 26) oder einer Ameise (410, 4) sind burleske Wendungen, welche unvermerkt übergehen in seine beliebte Manier zu spotten, über die er selbst einmal, als über seine alte schlimme Gewohnheit (mîn alt unfuoge) Klage führt (487, 12); eben dahin gehören auch seine muthwilligen Vergleiche, z. B. Frau Herzeloyde gab einen Schein, dass, wenn die Kerzen erloschen wären, doch von ihr noch Licht genug da wäre (84, 15); aus Frau Jeschutens rothen Munde hätte man wohl Feuer schlagen können (257, 20), oder die Schwärze der Belakane sah Gahmuret für die Sonne an (91, 6). Oft genug schaut der Dichter selbst scherzend aus seiner eigenen Dichtung heraus, er möchte keine solche Mähre reiten, auch nicht wie Segramors im Schnee liegen (289, 10); gerne nähme er von den schönen Töchtern, die mit dem Vater wallfahrend dem Parcival im Walde begegnen, einen Kuss der Sühne, wenn er etwas an ihnen zu rächen hätte (450, 4); als Condwiramur zu Repanse tritt, da findet er es bedauerlich, dass er nicht statt der Reisemüden die Arbeit übernehmen dürfe, ihren rothen Mund mit Küssen in Noth zu bringen (807, 9). Und zwischen den unzähligen persönlichen Randglossen und kleinen Bemerkungen erlaubt er sich an geeigneten Stellen auch längere Abschweifungen und reflectirende Arabesken, in welchen sein gediegener Charakter am liebenswürdigsten zu Tage kommt, z. B. wenn er über die alte Untreue der Frau Minne klagt, die schon manches Weib um

[1]) Aehnliche Ausdrücke auch bei **Neidhart**, Ausgabe von **Haupt** S. 41, 25 und 42, 31.

ihren Preis gebracht und manchen Herren an seinem Mann und manchen Freund an seinem Gesellen zum Verrathe getrieben habe (291, 1 ff.); und wenn er in der schönen Stelle, wo er rechte Minne nur mit wahrer Treue vereinbar findet (532, 10: reht minne ist wâriu triuwe), zugleich die bequeme Lehre von Amors blind treffenden Geschossen zurückweist, spricht sich in diesen Urtheilen derselbe sittliche Ernst aus, der ihn hin und wieder satyrische Blicke auf die bereits sehr lockeren Sitten seiner Zeit werfen lässt. —

Der „Parcival" wurde, wie wir bald sehen werden, in der Folge auf viele Dichter von mächtigem Einfluss; die zahlreichen Handschriften und vielen Fragmente davon beweisen, dass er das ganze Mittelalter hindurch und bis zum Ausklingen desselben ein vielgelesenes Buch blieb. Püttrich von Reichertshausen kannte seiner Zeit allein an dreissig verschiedene Abschriften, von denen jedoch leider die wenigsten zusammenstimmten; fast alle bedeutenden Poeten berufen sich stellenweise auf ihn und selbst die später folgenden guten Meistersänger sehen gläubig zu ihm hinauf, als einem Sterne erster Grösse, als strahlendem ewigem Hort des Gesanges. Er gehörte zu den wenigen auserlesenen Werken, welche die neu erfundene Buchdruckerkunst in ihren Schutz nahm und die schöne erste Ausgabe von 1477 ist jetzt ein kostbarer Incunabelschatz der Bibliotheken.[1]) In der Mitte des XVIII. Jahrh. machte ein Schweizer den unglücklichen Versuch, das künstlerische Panzergeflecht altdeutscher Reimkunst in Hexameter umzugiessen (Zürich 1753), aber schon dreissig Jahre darauf gab Müller den Parcival in seiner alten Gestalt zum ersten Male heraus, natürlich ohne Kritik oder absonderliches Sprachverständniss, welches der neueren Zeit vorbehalten blieb, die denn in Lachmann's Editionen, Berlin 1833, 2. Aufl. (durch M. Haupt) 1854, den Höhepunkt erreichte. Im Jahre 1833 machte San-Marte den ersten Versuch, das Gedicht dem mit der mittelhochdeutschen Sprache wenig vertrauten grösserem Publikum in einem gedrängten Auszug vorzuführen, worauf 1836 seine erste Uebersetzung und 1841 der dazu gehörige zweite Band mit den schönen noch immer höchst anerkennenswerthen Abhandlungen über die Werke und das Leben des Dichters folgte. Später machte sich auch Simrock an eine Uebersetzung. Die San-Marte's liest sich frei und fliessend, doch weicht er, um den vollen Eindruck eines congenialen Schwunges wiederzugeben, bisweilen bedeutend aus, auch misslang ihm manche Stelle, die er jedoch, den Dichter unablässig im Auge behaltend, später nach

[1]) Gedruckt von Günther Zainer zu Augsburg. 1477.

Möglichkeit in der neuen Auflage zu bessern suchte. Simrock dagegen hat mit steifer Gewissenhaftigkeit Zeile für Zeile wiederzugeben versucht, eine Arbeit, die mit unübersehbaren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bei seinem Verfahren war es denn unumgänglich nöthig, viele der alten Fachausdrücke für Waffen, Geräthe, Kleider und Stoffe wörtlich wiederzugeben und durch angehängte Anmerkungen zu erörtern. Dadurch und bei der grossen Treue am wörtlichen Ausdruck hat das feinere Gefühl, trotzdem dass Simrock durch und durch eine poetische Natur ist (ich erinnere hier nur an das unvergängliche Meisterwerk seines Heldenbuchs), erheblich gelitten und namentlich die feine Humoristik, wo der Dichter mit schalkischem Lächeln durchblickt, ist bös zu Schaden gekommen, so dass gerade alle fröhlicheren Parthien, die San-Marte so glücklich wiedergab, indem er die Leser in die heiterste Freudigkeit des Originals versetzte, in grauer Farblosigkeit erscheinen. So viel aber steht fest, dass San-Marte dem Dichter alle Herzen geöffnet hat und noch gewinnen wird und dass die Simrock'sche Bearbeitung, trotz ihren Härten, in kurzer Zeit doch drei neue Auflagen erlebte! Ausser den genannten wurden noch mehrere Versuche gemacht, eine allen Anforderungen genügende Uebersetzung herzustellen; das Erheblichste davon haben wir unterwegs schon benützt und verzeichnet, andere, wie z. B. die Krüger'schen Proben sind besser mit Nacht und Nebel zu bedecken. Am meisten thäte ein tüchtiger Commentar noth; wir haben unsere prosaische Inhaltsangabe so viel wie möglich mit des Dichters eigenen Worten zu geben und das Ungewöhnlichste dabei zu erklären versucht; vielleicht wäre es möglich, auf diese Weise dem Original mehr Freunde zuzuführen, als auf dem sonstigen Wege der pedantischen Lesearten-krämer. Doch muss es auch solche Käuze geben und wir sind ihnen dankbar, nur nicht immer oder überall.

Von Wolfram's „Willehalm“ wird im folgenden Abschnitt die Rede sein, wir haben es hier noch mit dem Titurel zu thun, von dem nur zwei Gesänge aus der Hand des Dichters auf uns gekommen sind.[1]) Der eine behandelt in künstlichem Strophenbau die Genealogie der Gralkönige von Titurel herab durch ihre Verzweigungen; den Hauptheil bildet die überaus zarte Liebe der schönen uns bereits so wohl bekannten Sigune zu Schionatulander. Sie hatte ihren Anfang genommen um die Zeit, als Pompejus und Ipomidon vor Bagdad den Baruch bedrängten. (I. 73.) Schionatulander hatte früher als der

[1]) Der Text in Lachmanns Wolfram. 1854. S. 391—420. Uebersetzt von Büsching in dessen Erzählungen des Mittelalters. 1814. I. S. 427 ff. und bei Simrock S. 711—52.

Liebesbote Gahmurets bei der Königin Anflise gedient, bei dieser Gelegenheit erfuhr er, wie es um die Minne stehe, die nun über den jungen Helden kam mit ihrer ganzen Gewalt und welche bewirkt, dass der Leu nicht so schwer träumt im Schlafe, als der junge Ritter in seinen wachen Gedanken. Sigune ist noch ein Kind: wer sie sah, dem schien sie wie Maienglanz bei thaunassen Blumen (er kôs si für des meien blic, swer si sach, bî tounazzen bluomen Str. 32); Ehre und Heil blühten aus ihrem Herzen; was zu vollem Lobe gehört bei reinem Weibe, dess' war nicht eines Haares breit vergessen an ihrem süssen Leibe. Der stolze Gahmuret erzog sie und seinen Boten in seiner Kemenate; da ergriff sie, so junge noch, schon die Minne. O wehe! ruft der Dichter, sie sind noch zu jung zu solchen Aengsten:

Str. 49. Weh, Minne, was verschonet nicht deine Kraft die Kinder!
Einer, der nicht Augen hat, würde dich doch spüren, ein Blinder;
Zu vielfach, Minne, bist du stäts gewesen;
Alle Schreiber schrieben deine Art nicht aus, noch dein Wesen.

Str. 50. Auch den Mönch im Kloster überwindet Minne,
Sie zwingt den Einsiedel selbst zu gehorsamen Sinne:
Keine Regel hält sie dann im Zaume;
Sie zwingt den Ritter unterm Helm; ihr genüget an dem engsten Raume.

Str. 51. Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus; in den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts, ausser in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft, wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.

Mit entzückender Naivetät frägt das unschuldige Kind, was denn die Minne sei: „Minne? ist das ein Er? kannst Du mir Minne deuten? ist das eine Sie? und kommt Minne zu mir, wie soll ich sie empfangen?[1]) Hat sie die Tocken lieb? fliegt sie mir auf die Hand oder ist sie wild und muss ich sie locken?" — „Fraue, versetzt Schionatulander, ich habe vernommen von Frauen und Mannen, Minne kann auf Alt und Jung den Bogen so meisterlich spannen (so schuzlîchen spannen),

[1]) Str. 64: „Minne, ist daz ein er? maht du minn mir diuten? ist daz ein sie? kumet mir minn, wie sol ich minne getriuten? (triuten = zärtlich lieben, minnen. liebkosen, herzen und küssen, umarmen) muoz ich si behalten bî den tocken? od fliuget minne ungerne ûf hant durh die wilde? ich kan minn wol locken."

dass sie mit Gedanken tödtlich schiesset, sie trifft ohne Fehlen Alles was läuft, kriecht, fliegt oder fliesset. Bisher kannte ich sie nur vom Hörensagen (von maeren), sie wohnt aber in den Gedanken, wie ich's selber an mir erfahre, wie ein Dieb stiehlt sie mir die Freude aus dem Herzen.“ Noch lange reden die Kinder in reizender Weise darüber, endlich bricht das knospende Mägdelein in das Geständniss aus: „Ich bin dir holt, getriwer friunt: nu sprich, ist daz minne? Eher brennen alle Wasser, ehe die Liebe meinerseits verdirbt!“ — Aber Schionatulander soll sie unter Schildes Dach verdienen; also zieht Sigunens Herzenstraut mit Gahmuret nach dem Morgenlande, aus Sehnsucht nach der Geliebten wird der Knabe krank:

Str. 86. Wenn andere Junker auf Feldern und Strassen
Turnierten und rangen, so musste er's vor Herzweh unterlassen;
An allen Freuden liess ihn Minne siechen.
Aufstehn lernt ein Kind am Stuhl; erst aber muss es hin kriechen.

Str. 87. Nun trag er hohe Minne! so muss er auch denken
Den Sinn empor zu richten, und aller Falschheit fern ab lenken,
Die Ehre in der Jugend wie im Alter;
Eh mancher Fürst das lernte, man lehrte einen Bären eh den Psalter.

Gahmuret, der seinen Kummer bemerkt, stellt ihn zur Rede und verheisst ihm, als er seine Liebe zu Sigunen bekennt, Beistand und Fürsprache. — Im nächsten Fragmente finden wir die zwei Geliebten im Walde unter einem Zelte; Schionatulander hat einen schönen Bracken, Namens Gardeviaz (Hüte der Fährte) gefangen, der dem Herzog Eckunat gehört, der Hund hat ein unvergleichliches Seil um den Hals, darauf eine ganze Aventiure steht, die Buchstaben sind Edelsteine. Während Schionatulander mit einer Federangel (vederangel) im nahen Bach Aschen und Forellen (äschen unde vörhen) fängt, reisst sich das Thier los und bricht eine Fährte witternd, durch; Sigune, die den Hund vergeblich halten will, hat sich durch das Brackenseil die ganze Hand geschunden, so wie es einem Lanzenbrecher geschieht, wenn vom Gegenstoss der Schaft im Saus durch die blosse Hand fährt. Sie besteht nun darauf, Schionatulander müsse ihr das Thier wieder schaffen, um die merkwürdige Aventiure, die auf dem Brackenseil steht, ganz zu lesen, sie muss es haben, sie knüpft sogar ihren Besitz an diese Bedingung. Hiemit schliesst das Fragment; wir wissen bereits aus dem Parcival, dass der Geliebte nur allzubald das Leben verlor.

Den Stoff hat, offenbar nach französischem Vorbild, über ein halbes Jahrhundert später, ein anderer Dichter aufgenommen und höchst phantastisch durchgeführt, Herr Albrecht von Scharffenberg, den wir hier gleich anreihen, um die Gralsage abzuschliessen und später nicht noch einmal darauf zurückkommen zu müssen.[1] Scharffenberg war wohl kein Bayer,[2] aber er dichtete im Auftrage Herzog Ludwig des Strengen. Wenigstens geht dieses bestimmt aus den Bruchstücken hervor, die Sulpiz Boisserée zu Heidelberg fand.[3] San-Marte (II. 290) vergleicht sein Werk treffend mit einer herrlichen, grossartigen, romantischen Gebirgsgegend, die man in Regenwetter und Nebelsturm durchwandert; jedes Einzelne erscheint triefend schwer, unbehaglich; die Ferne ist im Detail unklar und getrübt; der Fuss klebt fest im leimigen, aufgeweichten Boden einer formlosen Sprache; arbeitet sich ab im Sumpfe der unabsehlichen Strophenhaide; man ringt mit dem Dorngeflecht enormer unverdauter Gelehrsamkeit und abstruser Mystik; dennoch gewährt es, mit dichterischem Geist seine Parthien im Grossen und Ganzen angeschaut, grossartige bedeutsame Formen und Ansichten, und einen fruchtbaren Kern zu reicher Entfaltung, wenn nur „diu habende zange“ mit Wolframs Tiefblick sich findet, die seine Schale zu sprengen weiss.

Für uns ist die Einleitung und noch mehr die Beschreibung des Graltempels, den Titurel baute, von Belang.

In Cappadocien breitete sich ein hohes edles Geschlecht mit königlichen Ehren aus. Sennabor hiess der Stammvater, der lebte zur Zeit als Jesus von Judas verrathen ward. Einer seiner Söhne hiess Parille, dem Vespasian seine Tochter Argusille zur Gemahlin gab und Frankreich ward ihm zum eigenthümlichen Königreiche gegeben, nachdem er dem Kaiser bei der Belagerung von Jerusalem mitgeholfen, Mit den Heiden zu Galizien und Saragossa in Krieg, ward er von ihnen vergiftet und hinterliess einen Sohn Titurisone, die Krone aller Kinder! Wie Wetterschauer ward er den Heiden und ein böser Nachbar, sein Feldgeschrei war „mon joie!“ Titurisone vermählte sich mit Eligabel, von Arragon, Tochter der Bonifante und des Königs Tibery

[1]) Gedruckt zu Augsburg a. 1477 bei Günther Zainer. 307 Blätter. Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842. 6207 Strophen. Bruchstücke von Dr. Karl Roth. Landshut 1843.

[2]) Dagegen kommen in Freisinger Urkunden von 1252 drei Scharfenberge vor und zwar ein Leupold, Wilhelm († 1292) und Heinrich. (Hagen MS. IV. 303 u. 306)

[3]) Abhandlungen der Münchner Akademie. 1835. S. 308—392. Vergl. dazu Wackernagel S. 196.

von Arragon. Schön war sie und voll Tugenden, und wenn sie ihn nennen und ob seiner ritterlichen Tugenden preisen hörte, so dünkte sie diess ein Grüssen der Engel, wenn sie aber den Werthen ansah, so schwelgte sie in den Freuden des Paradieses. Mit dieser zog er dann über Meer zum heiligen Grabe, wo sie Gott ein golden Bild weihten und einen Erben erflehten. Darauf ward ihnen ein Sohn geboren, ein Engel aber kündete ihnen an, dass Gott diesen Sohn besonders in seine Huld nähme. Ein langes ritterliches Leben werde er führen, strenge Arbeit erdulden, die Christenheit gegen Heidenthum mit Ueberkraft vertheidigen und zum Lohne soll sein Leib sich in den Glanz der Sonne kleiden. Als ihn ein Bischof taufte, wurden zuerst die weisen „meister von nature“ befragt und sie nannten das Kind Titurel, also dass es 5 Buchstaben vom Vater und 2 von der Mutter Namen hatte, denn das Kind sei zwei Drittel dem Vater, ein Drittel der Mutter eigen. Nur nach Ritterschaft stand sein Gemüthe, weniger auf Grammatica und die Kunst der Bücher, die er lieber sparen mochte. Doch hörte und las er viel von der Minne, die unsichtbar, aber siegreich und gewaltig über die Erde fährt. Seine Mutter bat ihn, sich ja vor ihr strenge zu hüten und so kam es, dass er vor ihrem Namen sich kreuzte und segnete, worüber die Leute zu lachen begannen. Befragt gab er an, dass die Lesung des Ovid ihm einen Abscheu vor der Minne beigebracht habe, sie scheine ihm ein Geist der Hölle, doch merke er, dass sie vielen Leuten gar Freund und guter Geselle sei. Der Meister aber belehrte ihn: die Minne wohl zu unterscheiden, denn Minne (Lust und Lieb) müsse man zu allen Dingen haben; vor Allem müsse man Gott minnen und durch diese Minne sich von allen Sünden rein halten; eine aber heisse man Minne, die verpfände die Glückseligkeit und hasse Gott und wer ihr nachgehe, der müsse sein Gericht leiden. — Viele Heiden überwand der Junge in Spanien und wohin er kam, verbreitete er Freude, wie ein Kühle spendender Baum, wie ein erfrischender Brunnen und wie süsse linde Luft und die Sorge schwand in seiner Gegenwart, er erfreute wie Königsgrüssen die Verurtheilten. Er aber blieb demüthig und machte es nicht wie die Thoren, die auf Händen gehen und doch Füsse haben, die Stroh dem Rind gleich, statt Semmel essen und sich lieber in heisse Gluth als auf Blumen betten.

So lebte Titurel in hohen Tugenden; da ward ihm ein Engel vom heil. Gral, dem ewige Freuden beiwohnen, gesendet, dass er ihm diene. Ein Berg San-Salvator in Salvaterre (den man erblickt in Arragonien, am Eingange von Spanien[1]) lag mitten allein in einem Walde, der sich sechzig

[1]) Dicht an dem Thal von Ronceval und der grossen Heerstrasse, die von

Tagrasten rund herum ausdehnte. Süsse Gesänge tönend, wie er (Titurel) noch nie gehört, führt ihn der Engel dorthin. Wild, steinig und unfruchtbar war die Wildniss und Geklüft, verwachsen mit Farren, Cypressen, Cedern, Myrrhen und Triazandel und mannigerlei Gehölze, woraus die Arche Noä erbaut war, so vielerlei Holz war da, dass man dasselbe in hundert Jahren nicht alles aufzählen könnte. Montsalvaz hiess der Berg, d. h. ein „behalten" Berg, denn er war behalten [1]) vor Juden, Christen und Heiden, und was darum war, lag in Frieden gebannt vor allen argen Dingen. Mit Mauern und Thürmen umgab Titurel den Felsen, auf welchem er Paläste erbaute, indess das Ingesinde einstweilen in Zelten lagerte. Der in den Lüften schwebende Gral, denn damals lebte noch Keiner, der ihn zu tragen würdig gewesen wäre und unsichtbare Engel hielten ihn daher schwebend, verschaffte Alles durch seine heilige Kraft, was zum Bau erforderlich war. So erhob sich das Schloss, welches Parcival fand und welches geschildert wird, wie auf der Drehbank gedrechselt und also sicher, dass der Feind nur durch die Luft sich hineinschwingen könnte und selbst alle Völker der Welt hätten, so sie dasselbe gemeinsam belagerten, in dreissig Jahren noch kein Brod daraus erobert. [2])

Aber Titurel wollte für den Gral auch einen Tempel, und begann die heilige Kapelle zu Montsalvaz aus wunderwürdigem Edelgestein, aus Gold und dem Aloeholz nach der Kunst des Pythagoras und Hermes Trismegistus zu bauen. Eines Morgens fand er den Aufriss des Tempels auf dem dazu bestimmten Raume von göttlicher Hand entworfen, eine Rotunde von 72 Chören [3]) (Kapellen), aussenher dann 8 Ecke (also zwei sich kreuzende Schiffe darüber) und vorgeschossen war jeder Chor besonders. Auf eherne Säulen gewölbt war das Werk „so spähe"; innerhalb ausgeziert mit grosser Reichheit; an Säulen und Pfeilern waren ergraben und gegossen viel kostbare Bilder, lächelnde Engel im Freudenfluge, so dass ein „törscher Bayer" wohl schwören möchte, dass sie bei Leben wären. (Hahn Str. 326. Boiss. 8.) Ausser-

---

Frankreich gen Gallizien und Compostella führt. Vgl. Görres Lohengrin S. XI.

[1]) behalten = beschirmt, unzugänglich; der Tempel zu Mekka hat auch den Namen der unverletzliche, unnahbare. San-Marte II. 367.

[2]) Vgl. oben Parcival 226, 14 ff.: „diu burc (was) an veste niht betrogen. si stuont reht als si waere gedraet. ez enflüge od hete der wint gewaet, mit sturme ir niht geschadet was. vil türne, manec palas da stuont mit wunderlicher wer. op si suochten elliu her, sine gaeben für die selben nôt ze drîzec jâren niht ein brôt."

[3]) Hahn Str. 323. Boisserée 5. (S. 327.) Vgl. Agincourt Architektur. Taf. 43, 1. der runde Odinstempel bei Upsala in Schweden.

dem wurden ergraben, erhauen und ergossen viele Bilder, Crucifixus und unser Frauen, und schön gezierte, meisterliche Altäre, erhabene Reichheit ward begonnen (H. 328. B. 10.) Eine namentliche Aufzählung der Edelsteine in ihrer symbolischen Bedeutung und unschätzbaren Grösse folgt. Grüner Sammt, an Ringe befestigt, schützte die Zierde vor Staube; sang der Priester Messe, so wurde der Vorhang durch eine seidene Schnur von den Heiligthümern zurückgezogen; vom Gewölbe brachte ein Engel ein Handtuch hernieder, ein Rad führte ihn wieder empor, von einer schwebenden Taube geleitet.[1]) Aus edlen Crystallen und „nicht mit Aschenglas verspannen" waren die Fenster, worauf Gott und dem Grale zu Ehren mannigfache Gebilde mit edelem Gesteine von lauter reiner Farbe ausgelegt waren, damit man des Pinsels weniger bedurfte, so dass der Dichter den Farbenglanz, die Pracht und die Menge der verschiedenfarbigsten Gemmen (gimme-Edelsteine) nicht genug preisen kann und es eine sonderliche Augenwonne war, wenn die Sonne durch die Fenster glänzte. (H. 336—344.) Von Gold ward das Bild der Sonne, von Silber das Bild des Mondes gearbeitet und künstlich gingen beide nach den Bewegungen am Himmel, doch war das Triebwerk den Augen verborgen. Goldene Zimbeln verkündeten mit süssem Getön die sieben Tagzeiten. Manches Mark Goldes hatte es nöthig, um die vier Evangelisten daraus zu schaffen. — Die Chöre standen in die Runde, der Altar aber war jedesmal so gesetzt, dass der Priester, wenn er Gottes Ehre in der Messe feierte, das Antlitz gegen Orient kehrte. Unter den Kapellen war eine mit aller Zierde schön geschmückt, da sie dem heil. Geiste, dem Patron des Tempels, geordnet war, die nächste Kapelle war der heiligen Maid, der Mutter des Kindes, geweiht, die dritte dem Johannes und seinen andern eilf Genossen. — Aussen waren Skulpturwerke angebracht, welche darstellten, wie die Templeisen täglich verwappnet und unverdrossen ritterlich stritten in grosser Härte zu Dienst dem heiligen Grale, damit man ihn „vor arger diet" bewahre.[2]) Die Ecken der Chöre waren rund nach aussen gedreht und die Meister hatten Reben, Laub und mancherlei Gezwerge und Meerwunder als Bilderschmuck (Thierfratzen) angebracht, worüber das unverständige Volk sich lustig macht. (B. 50.)

---

[1]) H. 335. B. 17 Ein mechanisches Kunststück, die Taube ist ein Sinnbild des hl. Geistes in der Messe, der Engel hob sich nach dem Offertorium in die Höhe, anspielend an das Gebet der Kirche. — Eine alte Sitte erheischte an den Seiten der Altäre in einer gewissen Höhe Vorhänge anzubringen, welche in Ringen an Stangen hingen.

[2]) B. 49. — Ein solcher Ritter war dem Parcival begegnet, als er von Sigunens Klause wegritt. Vgl. Parc. 443, 7 ff.

Ueber je zwei Chören erhob sich ein Glockenhaus, ebenso köstlich geschmückt, wie der Tempel. Die Knöpfe des Daches waren grosse Rubine, darauf hohe, schneefarbene, krystallene Kreuze standen, auf jedes Kreuz war ein güldener Adler gelöthet; in der Mitte stieg ein köstlicher Thurm empor, dessen Knopf ein Karfunkel, der, weit leuchtend, die Templeisen Nachts zur Burg leitete, als zur rechten Herberg, wenn sie sich im Walde verspäteten. Zwei Glocken, mit Kunst gedreht (zwo glocken waren gedrät mit kunste B. 62.) mit Klöpfeln von Golde hingen darin, die abwechselnd zum Tempel, Convent, zu Tisch oder zum Streite sangen und klangen. In Mitten des Tempels stund ein überreiches Werk, Gott und dem Gral zu Ehren (zur minne) schön erbaut, den Tempel im Kleinen vollkommen darstellend, nur dass die Chöre ohne Altäre waren; dreissig Jahre lang arbeitete man daran. Nur ein Altar war darinnen; anstatt der Glockenhäuser (die den Tempel aussen umgaben) standen in diesem inneren Abbild reiche „ziborie“ [1]) mit Bildern von Heiligen geziert, denen Spruchbänder mit ihrer Lebensgeschichte aus dem Munde gingen (darinne der heiligen bilde; jegliches brief da sagte sein historie); in diesem besonders heiligem Gemach ward der heilige Gral aufbewahrt. (Das Ganze wäre demnach eine Art Sakramenthäuschen.) An den Pfeilern, worauf die Schwibbogen ruhten, stunden die vier Evangelisten, darüber war ein Smaragd zu einer Scheibe geschliffen und darin mit Kunst ein Lamm geschmelzt, welches ein rothes Kreuz trug. [2])

Zu jedem Chor des Tempels führten zwei goldgitterne Thüren, dazwischen ein Altar und ausserhalb darüber war eine Kanzel auf zwei Spindelsäulen stehend. An den Chören stunden Säulen, darüber Bogen gingen, darauf goldene Bäume, hoch begrünt, mit Vögeln besetzt „die friedlich beisammen sassen“; die Bogen waren mit Reben durchwunden, je zwei und zwei wandten sich nach oben, gingen nach der Biegung von einander und senkten sich über die Stühle ein Klafter lang hinunter; unten Rosen und Blumen, Gewinde und Stauden aller Art, farbig und geschmückt, die Reben von Golde; das Laub tönte wenn ein Lüftchen den Tempel durchzog, süss und klar, recht als ob tausend Falken mit ihren Schellen sich in die Lüfte schwängen. (H. 381. B. 79.) [3])

---

[1]) Das Wort ciborium bedeutet in der christlichen Archäologie zunächst den auf vier ins Quadrat gestellten Säulen ruhenden Baldachin eines Hochaltares.

[2]) Vgl. Parc. 105, 22: den man noch mâlet für daz lamp, und ouchz kriuze in sîne klân.

[3]) Ein ähnliches Klingspiel war im Tempel Salomons an den Säulen Jachin und Boaz mittelst angebrachter Granatäpfel; ebenso zu Dodona; ein anderes an dem berühmten Grabmal des etruskischen Königs Porsena in Clusium;

Auch die Zweige der Reben waren mit Engelgestalten bedeckt, die sich, hin- und herschwankend, lieblich bewegten. Am herrlichsten und schönsten war der hohe Chor geschmückt: Reben und Engel waren so künstlich bereitet, dass, wenn mit Kunst durch Bälge Wind in sie geleitet ward, sie hoch und leise, je nachdem die Masse der Luft war, die der Meister in sie blies, ertönten und sich in den Gesang der Priester melodisch mischten. Wie dieses die Templeisen Alles sahen, schlugen sie an die Brust und riefen einstimmig in Verwunderung: Viel lieber Gott! da Du uns schon hier so viel Ehre verliehen, was kannst Du uns denn im Himmel noch geben? — wo es dennoch aber hunderttausendmal schöner ist. (H. 385. B. 83.)

Gefässe mit brennendem, gelben und rosenfarbigen Balsam hingen auf jedem Chor, von Engeln an unsichtbaren goldenen Strängen gehalten. Da man Balsams genug hatte, achtete man den Aufwand nicht hoch, doch wollten die Templeisen die gute Gewohnheit des Kerzenlichts auch nicht entbehren und so hielten denn Engel hier gewundene, dort stabförmig platte Kerzen auf den Kanzeln und an den Mauern, goldene Kronen mit vielen Lichtern hingen herab und in Speerhöhe ein schwebender Engel darüber, recht als wollt' er die Krone in die Lüfte führen.

Welcherlei Stimme im Tempel erklang, sie ward von der Edelkeit der Steine und durch die Höhe und Weite verlängert und der Wiederhall war gleich dem Grüssen der Waldvögelein im Maien. — Drei Pforten standen gegen Mittag, Untergang und Norden, von lauter rothem Golde, meisterlich mit Gesteine getäfelt und mit Schlössern aussen und innen ausgestattet, die Pforten aber waren so „geheret“ mit grosser Künste Aufwand und Reichheit, dass es war wie eine Laube in fünf Zeilen weit von einander, so dass wir hier an die prächtigen Eingänge an altdeutschen Domkirchen erinnert werden, wo der Bogen seiner ganzen Tiefe nach reihenweise hintereinander in mehrere Rippen und in reich mit Skulpturen verzierte Hohlkehlen abgetheilt ist und so über der eigentlichen Thüre eine Laube bildet. [1]) Der Palast und die Dormenter lagen gegen Mittag und ein Kreuzgang inzwischen. (H. 367. B. 92.) —

---

ebenso liess Augustus den Gipfel des capitolinischen Jupitertempels mit Glocken umhängen: wohl ein Symbol von dem Einklange der Welt und der Harmonie der Sphären. Vgl. Lasaulx Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona. Wirzburg 1840. S. 12.

[1]) Diese kunstreichen Portale wurden in der Steinmetzensprache auch „Lauben“ genannt.

Hoch innen, über der gegen Occident gelegenen Pforte (H. 371. B. 96.) stand ein süsstönend **Orgelsang**, da man zu Hochgezeiten das Amt mit verherrlichte. Das war ein Baum aus rothem Golde mit Laub; Zweige und Aeste ganz voll solcher Vögel sass, deren Stimme man überall als die besten lobt, von Bälgen ging darin ein Wind, dass jeglicher sang nach seiner Weise, einer hoch, der ander nieder, je nach der Schlüssel Leite; der Wind war her und wieder in den Baum geweiset mit Arbeite; swelcherlei Vogel er wollte stungen (= stupfen, in Bewegung setzen), der Meister wohl erkannte **den Schlüssel**, je darnach die Vögel sungen.[1]) Auf den Aesten standen aussen vier Engel,

[1]) Aehnliche Orgelwerke scheinen wirklich existirt zu haben: man denke an die Platane des Xerxes, dann an das Kunstwerk, das der Sohn des Michael Balbus. Theophilus, am Hofe von Byzanz herstellen liess. Eine griechische Gesandtschaft, welche im J. 916 an den Hof des Chalifen Moetedir kam, bestaunte gleichfalls einen Wunderbaum aus Gold und Silber, mit achtzehn Aesten; auf den Zweigen und zwischen den goldenen und silbernen Blättern sassen Vögel aus gleichem Metall, die Aeste bewegten sich und die Töne der gefiederten Sänger, welche durch inneren Mechanismus hervorgebracht wurden, hallten im Saale wieder. (**Flügel** Gesch. der Araber. Leipzig 1840. II. 211.) Künstliche, goldene Bäume waren in den Palästen asiatischer Könige, arabischer Chalifen und byzantinischer Kaiser zur Bewunderung der fremden Abgesandten häufig. (Vgl. Wiener Jahrbücher. B. 123 S. 39.) Die ersten Orgeln kamen unter Pipin aus Griechenland zu uns; die Baiwaren brachten es im Orgelbau bald zur Vollkommenheit. (**Günthner** Gesch. der lit. Anstalten in Bayern. 1810. I. S. 135.) Zu **Augsburg** stellte Bischof Wicterp die erste Orgel auf. (M. **Welser** Chron. von Augsb. 1595. II. 30.) Während die Orgeln aus England für jede Pfeife einen eigenen Blasbalgtreter nothwendig hatten, so dass an einer Orgel oft 70 starke Männer arbeiteten, erfand ein unbekannter Künstler zu **Freising** eine bedeutende Vereinfachung. Pabst Johannes VIII. (872 – 82) schrieb desshalb an den Bischof Anno von Freising, ihm einen solchen Meister ganz abzulassen oder doch wenigstens für einige Zeit nach Rom zu schicken. In den mhd. Dichtungen spielen so phantastisch überkleidete Orgelbäume eine grosse Rolle; im **Wartburgkrieg** (**Simrock** S. 98) legt Klingsor unserem Wolfram ein Räthsel vor von dem Baume in Gottes Garten, dessen Wurzeln der Hölle Grund durchgangen, dessen Wipfel an Gottes Thron rühre, von Aesten ist der Garten ganz umfangen, in voller Zierde prangt der Baum, belaubt in reicher Schöne; dazwischen sitzen Vögelein, die singen süssen Sang in Stimmen klar und fein, vielfach ist ihre Kunst und ihr Getöne, darauf folgt Wolframs Deutung Str. 73 und 74. — In **Gott Amur** (**Genthe** I. 424) trägt Frau Minne eine schöne Krone von Gold und Edelstein und mancher kleine Vogel sass darauf und darüber schwebte ein goldener Adler und es war Alles so künstlich gemacht, dass die Vögel alle sangen, wenn der Wind wehte. Das führt uns zu anderen mechanischen Spielereien über, die bestanden haben müssen, denn aus der Phantasie allein können die Poeten doch nicht Alles erfunden haben, sie mussten wirklich ähnliche Vorbilder vor Augen haben. Wie **Morolf** verkleidet zur Königin Salome kommt und mit ihr Schach spielt, stiess er einen goldenen Fingerring, den er über die See mitgebracht, an die Hand, darauf war mit grosser Kunst eine Nachtigall gearbeitet und die hub an und sang, dass es süss erhallte, die Königin sah den Ring so unverwandt an, dass Morolf ihr unterdessen einen Ritter und zwei Bauern stahl und so das Spiel gewann. (**Genthe** II. 35.) Im Schlosse des Heidenkönigs, zu dem **Wolfdietrich** kommt, steht eine Linde mit 72 Aesten und singenden goldenen Vögeln. Der Riese Metwin im **König**

jeglicher führte ein Horn von Golde in seiner Hand, in das sie mit grossem Schalle bliessen, indess sie mit der anderen Hand winkten, recht in der Weise: „Wohlauf ihr Todten alle!“ Nicht ferne davon stand das jüngste Gericht in Gussarbeit (H. 375. B. 100.); die Mahnung ward damit bezweckt, dass „je nach der Süsse geht das Sauren; darum soll man in Freuden immer gedenken an dasselbe Trauren.“ Im Fussboden waren Fische und Meerwunder eingelegt und ergraben, die fuhren recht, als ob sie wilde wären, auch überfingen Crystalle den Estrich, so dass es aussah, als wogte unten ein mit Eise bedeckter See, in welchem man durchscheinen sah, was von Fischen, Thieren und Meerwundern Streit und Sturmes viel geschahe.[1]) Von einem Bischof ward der Tempel geweiht. Der Dichter aber wäre nicht zufrieden, wenn ein solcher Tempel zum Preise der heil. Jungfrau gebaut würde; dann müsste er noch viel prächtiger sein und zum mindesten den Umfang einer Meile und fünfhundert Kapellen haben!

Der Plan zu diesem Bauwerk war sicherlich schon in Wolframs Titurel; Albrecht von Scharffenbergs zügellose Phantasie hat selben nur weiter ausgebildet und in den neuen, zeitgemässen Spitzbogenstyl übersetzt. Was Wolfram noch im byzantinisch-romanischen Styl dachte, ein gleichschenkeliges Kreuz in einer Rotunde mit Chören, die rund waren und gedreht, wie die alten Thürmchen und Thore in den mittelalterlichen Sigillen und Miniaturen, hat Albrecht bereits ganz gothisirt. Die grandiose Idee entstand aber nicht allein in der Seele eines Poeten, sondern wurde wirklich ausgeführt, freilich nicht so grossartig und in einem bescheidenen Maassstabe, desto mehr aber vielleicht im Sinne Wolframs. Aus den von S. Boisserée aufgefundenen Fragmenten geht

---

Orendel (v. d. Hagen 1844. S. X.) hat einen neunzehneckigen Helm, geschmückt mit vier goldenen Stangen, worauf Buchstaben eingegraben sind, darüber trägt er eine goldene Krone mit einer goldenen Linde, auf welcher, durch einen Blasebalg, Vögelein sangen und ein Rad mit Schellen erklang; unter der Linde lag ein Löwe, Drache, Bär, Eber und wilder Mann. Der Ursprung dieser Dinge erscheint aber immer im Orient. Der berühmte englische Reisende Montevilla, der (ein halbes Jahrhundert nach dem Venetianer Marco Polo) im J. 1322 von St. Alban ausfuhr und 1372 zu Lüttich starb, sah am Hofe des grossen Chan von Cathey etwas Aehnliches: da flogen Vöglein von Golde und sangen und ist das wunderlichste und schönste Spiel, das je gesehen ward; als Montevilla den Meister darum befragte, so erhielt er die Antwort: die Christen hätten nur ein Aug' und die Anderen sind Alle blind. Montevilla hätte aber doch gar gern „etlich tail von den sachen“ erfahren. „Do sprach der maister zu mir, daz ers verhaissen hiet dem got der nimmer stirbet, daz ers chainem mensche leret, es wär denn ainen seiner sun.“ Aus der von Michael Velser zu Augsburg 1409 gemachten Uebersetzung. Cod. germ. 332. Bl. 75.

[1]) In den Kirchen der romanischen Bauperiode fanden sich wirklich häufig dergleichen Estriche, wogegen schon der hl. Bernhard eiferte. Die Darstellung hängt mit der Volkstradition zusammen. Vgl. Rochholz Schweizersagen. I. 6.

hervor, dass Albrecht von Scharffenberg im Auftrage und mit Unterstützung Herzog Ludwig des Strengen den Titurel dichtete, und zwar nach Wolframs früherer Anlage. Davon musste sein Sohn, Kaiser Ludwig der Bayer noch wissen, wenigstens scheint ziemlich wahrscheinlich, dass Ludwig mit seinem Stift zu Etal nichts anderes im Sinne hatte, als eine Gralburg zu realisiren. [1])

Ludwig der Bayer hatte aus Italien ein unter ganz seltsamen Umständen erhaltenes Madonnenbild mitgebracht Das Volk erzählt heute noch, er habe es vom Himmel herab erhalten, ein Engel habe es ihm gebracht; Niemand kenne den Stoff, aus dem es gefertigt; nur von den Reinen und mit keiner schweren Sünde belasteten Menschen lasse es sich tragen und heben, noch jetzt werden damit vielfache Versuche gemacht, wie weit Einer im Stande der Gnade sich befinde. Das Bild wurde bald der Mittelpunkt einer Wallfahrt, dicke Mirakelbücher melden von den dort gespendeten Wundergaben, alle Krankheiten des Leibes und der Seele werden geheilt, welcherlei Presten Einer auch mit sich bringt, er wird nach einem andächtigen Gebete vor dem Bilde gesund. Das Alles aber sind auch die Eigenschaften des Grales.

Für das auf geheimnissvolle Weise vom Himmel herab erhaltene Geschenk suchte Kaiser Ludwig, wie König Titurel, eine Stelle; am Eingange seiner Lande, in einer noch ungelichteten Bergwildniss, wo einst einer seiner Vorfahren der Welfenherzog Ethiko in der Einsamkeit verschwunden sein sollte, suchte er die Stätte, die ihm, wie dem alten Titurel, im prophetischen Gesichte angesagt wird. Ein Engel führt den Titurel, beim Kaiser ist es sein weisendes Ross, das an der bezeichneten Stelle, im Quellenthal der Ammer, zu dreienmalen in die Kniee fällt. Und das Montsalvaz ist derselbe Berg des Heiles und der Rettung, wie das vom Kaiser ersonnene Ê-tal, das Thal des Gelöbnisses, der Verheissung und des neuen Bundes. Die Baugeschichte von Etal ist fast dieselbe, das Volk lagert dort in Zelten und der Kaiser errichtet den Bauleuten kleine Häuschen und über dreissig Jahre dauert der Bau. Aber der Kaiser wollte keinen Tempel mit 72 Chören, er hielt sich an die ältere Tradition Wolframs und war mit einer zwölfeckigen Rotunde zufrieden. Wie Montsalvaz so ist Etal auf Säulen gewölbt, die zopfige, vom guten Babenstuber[2]) in der Renaissance

[1]) Später machte Kaiser Karl IV. auf dem Karlstein in Böhmen einen ähnlichen Versuch.

[2]) Babenstuber Historia Etalensis. München 1694, deutsch von P. R. Haimlinger. München 1696.

davon gemachte Beschreibung zeigt uns den Graltempel in voller Blüthe, obwohl dieser Historiograph nicht mehr das ursprüngliche Werk ganz vor sich sah, da es im XVI. Jahrh. bereits argen Schaden erlitten hatte. An der Stelle des Kreuzbaues ist die Idee der Rotunde vorherrschend geblieben. Wie im Graltempel zu Montsalvaz so stand auch zu Etal ein Abbild im Kleinen inmitten des Tempels, es ist die Säule, in ihr der Altar mit dem Bilde der Gottesmutter als Mittelpunkt des Ganzen, von da aus verschneiden sich die Gewölbe über den Säulengängen und Pfeilern, an deren Fuss der alte „sitz mit meure“ als der von Babenstuber ausdrücklich genannte „braite Krantz oder Mauerbank“ umherläuft. Der Schmuck der Etalerkirche an „Zierathen, künstlichen Mäschen, erheblich Lauberen und Fruchtgehängen“ entspricht ganz der reichen Ausstattung des Titureltempels, selbst die Gitter nennt Babenstuber ausdrücklich, den Chor des Johannes und seiner Genossen: auch des Thurmes ist gedacht; die Lage aber ebenso rechte gegen Oriente, gegen Mittag liegt das Kloster und die Dormenter, gegen Westen aber ist die „Ausfahrt,“ das Portal und darüber die Orgel, die heute noch als etwas Einziges und Unvergleichliches im Rufe steht, mithin früher anders gewesen sein muss, da sie sich als ein ganz gewöhnliches Werk erweist, dem nur die gute Akustik zu Hilfe kommt. In dieses Kloster legt aber der Kaiser eine weltliche und geistliche Ritterschaft und gibt ihnen eine so seltsame Regel, dass die Geschichte aller Mönchsorden nichts Aehnliches aufzuweisen hat und dem Leser der alten herzigen Urkunde der Gedanke unwillkührlich aufsteigt, der Kaiser habe eine Gralritterschaft und Templeisen im Sinne gehabt. [1])

Wenden wir nun zur älteren Zeit wieder zurück, so treffen wir unter den ritterlichen Dichtern auf Wirnt von Grävenberg, der nicht nur als Nachbar Wolframs erscheint, sondern offenbar vom Parcivalsänger influenzirt, ein langes Epos vom Wigalois nach einem welschen Vorbild dichtete.

Auf dem Wege von Nürnberg nach Baireuth liegt auf einer Höhe bei Grävenberg die Burg des Ritters in Trümmern, der einst Wirnt von Grävenberg zubenannt war. [2]) In seiner Jugend lebte er zu

---

1) Der weitere Nachweis mit Plänen und Rissen in meiner Schrift: Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Etal. Ein Beitrag zur Kunst- und Sagengeschichte des Mittelalters. (Zur Begrüssung der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher in München.) München 1860.

2) Dieses Städtchen gehörte früher den gleichnamigen Grafen; kam im XV. Jahrh. durch Kauf an Nürnberg und erhielt durch Kaiser Karl IV. die Stadtgerechtigkeit. Der Markgraf Achilles eroberte 1449 das Schloss sowohl als das Städtchen, in welchem 500 Mann Nürnberger lagen. Er war der erste

Plassenburg am Hofe des Herzog Berthold zugenannt von Meran,[1]) der wegen seiner feinen Sitte berühmt war und in vielen mittelhochd. Dichtungen, wie im Wolfdietrich, König Rother u. s. w. als Herzog Berchtung oder Bechtung im Rufe der nobelsten Erziehungskunst stand. Bei seinem im Jahre 1204 erfolgten Tode war Wirnt selbst zugegen;[2]) der Eindruck muss ein für Wirnt unvergesslicher gewesen sein, denn später noch schilderte er in ergreifender Weise die Weheklage, die von edlen Frauen, Bertholds Töchtern und Schwestern, darüber erhoben wurde. Hier ohne Zweifel war es, dass Wirnt, wie der junge Parcival bei Gurnemanz, ritterliche Künste erlernte und jene feine Sitte gewann, die wohlthuend und ächt adelig an ihm hervorsticht. Er war eine ächt adelige Natur, sinnig und liebenswürdig, der gerne in Reflexionen sich erging und mit behaglicher Breite raisonnirte, dabei aber fest im Leben stand, sich elegant zu kleiden wusste und das Waidwerk, Spiel und die Ritterschaft übte, der er wie Segramors gerne und wäre es noch so weit gewesen, nachzog. Einen grossen Reiz auf seine poetische Gestaltungskraft muss Hartmann von der Aue geübt haben, dessgleichen auch Wolfram von Eschenbach, mit welchem er unzweifelhaft persönlich verkehrte.

Nun sagt er zwar selbst, dass sein fast 12,000 Verse umfassender Wigalois sein erstes „der Welt zur Minne" gedichtetes Werk sei; doch ist das keine Jugendarbeit, denn der überall sich kundgebende Ernst, die gereifte Erfahrung und Kenntniss des menschlichen Herzens und der Welt, das verständige und besonnene Urtheil ist offenbar das Resultat eines gereiften Lebens.[3]) Den Stoff zu seinem Gedicht hatte

welcher im Sturme die Mauern erstieg. Im Albertinischen Krieg 1552 litt es gleichfalls bedeutend und 1567 brannte es grösstentheils ab. 1630 plünderten es die Croaten aus und am 12. und 15. Sept. 1632 nahmen es die Wallenstein'schen Truppen ein und legten es vollends in Asche. In der Nähe befand sich früher auch eine Kapelle zum heil. Michael. Vgl. Heller Muggendorf und Umgebung. 1829. S. 75.

[1]) Dieser fabelhafte Herzogstitel der Grafen v. Andechs hat mit dem tirolischen Meran nichts gemein, sondern stammt von einer dalmatischen Landschaft Maronia, Marinia, Mirania, Merania (= Seeküste), welche jedoch dieses Grafengeschlecht nie in Wahrheit besass. Vgl. Leo Vorlesungen. 1861. III. 571 ff.

[2]) H. Haas in s. Abhandl. über die Nibelungen 1860. S. 31 lässt unseren Dichter am Hofe Berthold II. von Andechs und Plassenburg, welcher 1151 starb, aufwachsen, und zwar auf der Plassenburg. Dass Wirnt bei dem im J. 1204 (Haas hat gar 1806!) erfolgten Hinscheiden Berthold IV. gegenwärtig gewesen, erklärt er dann so, dass Wirnt ein Jugendgenosse desselben und mit dem Meran'schen Hause verwandt gewesen. Dass Haas den Grävenberger — für den Dichter der Nibelungen hält, ohne aber dafür einen Beweis beizubringen, haben wir bereits oben erwähnt. Es muss aber Berthold III. gewesen sein, denn Berthold IV. starb 1218!

[3]) Dr. Karl Roth (Beiträge I. 208) war so glücklich, in einer Urkunde vom

ihm ein welscher Knappe erzählt, er fasste ihn treu in's Gedächtniss und begann selben wieder zu „lîmen mit ganzen niuwen rîmen.“ Die Hauptereignisse wurden gewissenhaft wiedererzählt, so zwar, dass er sich bisweilen mit seinem Knappen stritt (v. 596), ob sich die Sache denn auch wirklich so verhalte; Nebenumstände und Nebenpersonen wie z. B. der Graf Hoyer von Mansfeld wurden besonderen Veranlassungen gemäss, eigens eingeflochten, Tracht und Farbe wurde einheimisch und ganz aus dem ihn umgebenden deutschen Leben genommen. Dass in der Erzählung ein mythischer Kern stecke, daran dachte Wirnt so wenig, wie der letzte Sänger der Nibelungen. [1]) So erhalten wir denn abermals ein frisches, lebensvolles Bild der damaligen Zeit nach allen Richtungen, von Sitte, Tracht und Ritterthum, worauf wir in der folgenden Nacherzählung des Gedichtes das besondere Augenmerk wenden wollen.

Eigenthümlich in der äusseren Technik des Dichters ist der dreifache Reim, mit welchem er längere Absätze zu schliessen pflegt; man könnte das vielleicht als den Vorläufer der Strophe ansehen, die späterhin für erzählende Gedichte mit besonderer Vorliebe gewählt wurde.

Wär' ich doch, beginnt der Dichter in der schönen Einleitung, so begabt, Alles nach Herzensdrang erzählen zu können, nun fehlen mir aber leider die Sprache (zunge) und der scharfe Sinn, dass ich der Rede nicht Meister bin die ich zu sprechen Willen habe; doch war ich von meinen jungen Tagen auf immer geflissen wie ich mit meiner Rede verdiente, dass die Weisen ihren Gruss mir sollten gewähren. — Bisher war seine Kunst verborgen, nun aber möchte er mit seiner Kunde den Leuten die schweren Stunden versüssen. Ich sag' Euch eine Märe, wie ich sie erhalten habe; zwar getrau' ich mir's nicht zur ganzen Wahrheit zu bringen, doch möcht' ich bedingen, dass ihr „durch iuwer hövischeit dem tihtaer des genâde seit, der ditze hât getihtet, mit rîmen wol berihtet, wan ditz ist sîn êrstez werk.“ Er hat, der Welt zur Minne, mühsam gestrebt mit ganzem Sinne dass er sich ihren Gruss gewinne!

Hierauf hebt er mit der Erzählung an und rollt gleich eine lebhafte Schilderung mittelalterlichen Burgenlebens auf. Der milde König

---

Jahre 1172 unseren Dichter als Zeugen aufzufinden. Pfeiffer hat aus inneren Gründen den Nachweis geliefert, dass der „Wigalois“ in die Jahre 1208—1210 falle. Nehmen wir nun an, dass Wirnt bei der erwähnten Zeugschaft 22 Jahre zählte (was sicherlich der Fall war), so wäre der Dichter im J. 1150 geboren und sein erstes Werk fiele (mit 1208) in das Alter von 58 Jahren.

[1]) Vgl. Menzel Lit. Blatt. 1847. S. 277 ff. wo die Sage auf die durch den Thierkreis wandelnde Sonne gedeutet ist.

Artus hatte eine Burg zu Karidol[1]) auf einem Plan, ein grosser Forst (foreis) stiess daran, in dem er gerne spazieren (baneken) ritt oder mit Hunden jagte. Durch den Wald floss ein Wasser, das auch die eine Seite der Burg berührte, darinnen sassen viele Fürsten und Gäste, die um Ehre stritten; mit grosser Reichheit, die gastlich zu Gebote stand, war sie berathen. Inmitten der Burg lag das Haus des Königs, in dem er nach alter Sitte die Gäste empfing; wohl tausend Ritter hatte er täglich zum Gesinde, von dem jeglicher so reich an Rossen und Gewanden, an Burgen und Landen war, dass ihm nichts gebrach. Dazu hatte er manchen Gast, den er mit allem Möglichen selbst versah (den er von sîner hant beriet), oft löste er den Recken sogar die Pfänder. Der Palas der Königin war von verschiedenfarbigem Marmelstein gebaut, roth, braun, blau (weitîn) und gelb; auch war er von laubigen Bäumen umgeben (sinewel beliewet umbe und umbe wol) und voll reicher Frauen; viele Mägde dienten ihr säuberlich, auch waren solche dabei, die sich auf Saitenspiel verstanden „daz hôrte man zallen stunden in den gewelben schellen, die kleinen hunde bellen, die rîgen (springende Wasser) vaste klingen, manegen vogel singen in den liewen[2]) (Lauben) überall, galander (Lerche) unde nahtegal jeglicher sîne stimme sanc;“ Langeweile hatten sie nie.

Nun pflag der König, wie wir bereits aus dem Parcival wissen,[3]) der Sitte, dass er Morgens nie zu Tische sass, ehe er eine Aventiure vernommen. Nun war es eines Tages gekommen, dass, obwohl sie bis nach Mittag gewartet hatten, doch keine Aventiure geschah. Das gab für das Ingesinde eine rechte Klage; wie sie an der Warte standen, ersahen sie endlich einen schönen Ritter antraben, der den Frauen unerkannt blieb; einen Speer führte er in seiner Hand, in Scharlach war er gekleidet, sein Pferd war roth; sein Haar grau (gemischet unde reit). Er ritt an die Mauer und bat die Königin, einen Gürtel anzunehmen und bis zum anderen Tage zu behalten, wolle sie selben aber nicht, so

[1]) Dieses Karidôl hält Benecke S. 630 für Carlisle in Cumberland, wo nach allgemeiner Sage Artus jede Pfingstenzeit auf das glänzendste Hof zu halten pflegte, wahrscheinlicher aber hat Wirnt selbes (wie im Iwein) in der Bretagne gedacht. Gewiss hat die ursprüngliche Erfindung (wenn sie aus Wales stammt) den König Artus auch in England wohnen lassen, aber Wirnt folgte offenbar einer französischen Bearbeitung, und wenn er seinen Helden von Caridoel nach Corentin reiten, oder den König Artus sein Hoflager in Nantasan halten lässt, so muss er sich die Residenz des Königs auf dem Festlande vorgestellt haben; dafür zeigen auch die übrigen französ. Ortsnamen.

[2]) liewen erklärt Benecke durch Lauben, Baudissin glaubt eine erhöhte Warte, Söller oder Erker annehmen zu dürfen. — Unser Volk nennt die jedes Landhaus noch umgebenden halboffenen Altanen gleichfalls Lauben.

[3]) Parc. 309. 5.

hole er ihn Morgens als ein Held durch Streit auf Leben und Tod zurück. So sprechend legte er den Gürtel auf den Speer, reichte der Fraue seine Gabe hinauf und kehrte wieder in den Wald zu seinem Knappen. Den Gürtel hatte die Königin; der Riemen war niender leer von Gesteine noch von Golde; als sie ihn umband, gewann sie stracks Stärke und Weisheit, verstand alle Sprachen, ihr Herz ward Freuden voll und jedes Spiel, das man begann, war ihr bekannt, gar keine Kunst gebrach ihr. Das muss wohl ein reicher König sein, dachte sie, ging von ihrem Erker und liess den Gâwein zu sich bitten, um ihm die Aventiure vorzulegen. Als er davon und wie es mit dem Gürtel stehe, vernommen hatte, that er wie die Weisen thun „eine wîle saz er swîgende,“ dann sprach er mit „bedâhtem muote: Fraue, das wäre ein boesez maere, wenn ihr den Gürtel, er mag noch so gut sein, nicht zurückgeben würdet; ihr dürft Eueren hohen Muth um kein Geschmeide oder Gut niederlassen, dazu seid ihr zu reich. Kommt der Ritter morgen, wie er versprochen hat, so muss er bestanden werden.“

Gâwein ging zum Gesinde und sagte ihnen die Geschichte; darüber wurden alle froh. Am anderen Morgen kam richtig der tugendhafte Gast, vollständig gewaffnet. Er ritt einen rothen Streithengst (ravit), der in schönen Sprüngen ging, sein Helmkleinod (zimier) war eine Krone, „ein grôz rubîn dar inne lac. diu krône lûhte als der tac von golde und von gesteine. sîn wâfenroc von borten was, ein samit grüene alsam ein gras was ze der banier gesniten;“ auf seinem Schilde lag ein goldener Aar auf lazurnem Grunde.[1]) So kam er zu der Mauer, wo er die Königin fand, sogleich band er seinen Helm ab und satzt ihn auf den Sattelbogen, an die Mauer leint' er seinen Speer und bat die edle Frau, die Gabe zu behalten; sie aber liess den Gürtel auf sein Knie niederfallen, er fing ihn mit der Hand. Als er die Frau zürnen sah, sprach er vernehmlich: „Wer da höfischen Streit sucht, der gewinne mit Mannheit den Gürtel von mir, dess hat er Ehre, soll ich nicht meinen Speer an der Porte hier zerbrechen.“ Darauf band er den Helm auf und ritt vermessentlich vor das Haus auf den Plan. Die von der Tafelrunde riefen aber einmüthig: „wâ nu schilt unde sper! harnasch unde ors her!“ Keye, der uns bereits bekannte Seneschal, war der erste, der den Schild zu Halse nahm, aber zornig kam er zurück, unter den Augen der Königin war er niedergestochen worden. Der nächste war Didones, dann Segramors, der tugendreiche Meljanz, kurz alle Ritter der Tafelrunde wurden abgesetzt und mancher Mann lag auf

[1]) der was von rôten golde gar
das ander von lâzûre (lapis lazuli).

dem Felde, der das sonst nicht gewohnt war, das grüne Gras war ganz mit Schilden bedeckt und die Rosse liefen ledig, als wäre da ein Gestüt (stuot); Mancher, der schön hinausgeritten war, wurde sogar hereingetragen. Der unbekannte Ritter kehrte zu seinem Knappen zurück und streifte sein Panzerhemd ab in den Schild (selbe schutter sîn îsengewant in den schilt). Frau Ginovêre aber und ihre Massenie hatten grosse Noth und Klage wie nie vordem. Da waffnete sich Herr Gâwein, sass auf sein „ors,“ nahm Schild und Speer, ritt durch das „bürgetor“ und stapfte sanfte hinaus, ihm war nicht „gâch.“ Die wachbaren Knappen melden dem rothen Ritter die unerwartete Ankunft, dieser rüstete sich und legte den Gürtel an, ohne dessen Kraft es ihm, wie dem Dichter bedäucht, wohl misslungen wäre. Nun erhalten wir eine ausführliche Schilderung eines ritterlichen Zweikampfes: Gespornt sprangen die Rosse zusammen, jeder hatte zum Ziel den Hals des Gegners unter dem Kinn erkoren (ir ietweder hêt erkorn den andern under daz kinnebein), da hub sich unter ihnen „ein harte schoeniu rîterschaft,“ Beiden barst der Schaft zu Stücken; nun mussten sie die Schwerter von den Seiten zücken „dô huop sich schoenez strîten“ zwischen ihnen beiden; wer sollte sie scheiden, wo Keiner sonst zugegen war? Sie stiegen ab (erbeizten) auf das Gras, um die Rosse zu schonen; beide hatten ganze Kraft und fochten meisterlich. Mir ist es leid zu sagen, dass Herrn Gawein es jemals übel ergangen, doch wäre ihm der Unglimpf (laster) nie geschehen ohne den Gürtel den jener trug; der Steine Kraft ihn niederschlug, davon der Gast den Sieg gewann. Der fing ihn und führte ihn in sein Zelt. Als er Sicherheit gegeben, ritten sie weiter durch den Wald. Bei König Artus aber glaubte man, Gawein wäre erschlagen, da Keiner zugesehen hatte.

Die Beiden ritten wohlgemuth von dannen und kamen in ein wildes Land; der Herre band den Gürtel ab, da er drohende Gefahr (freise) vor sich sah und sprach zu Gawein: „Herr und lieber Geselle, sehet ihr dieses Waldgefälle und die Steinwände? wir müssen hinanreiten; nehmt den Gürtel und behaltet ihn bis an Eueren Tod, er sichert Euch vor aller Noth, denn dass Ihr siegelos geworden, geschah durch seine Kraft. Ihr habt Euer ganzes Leben grosse Mannheit geübt und man hat Euch den Preis rechter Ritterschaft gegeben, nie aber glaubte ich, dass mir die Ehre durch meine Kraft zugefallen, denn das hat unzweifelhaft der Steine Kraft gethan; nun könnt Ihr alle Schrecken der Welt ohne Angst bestehen.“ Mit Treuen neigte sich der Held, dankte und schloss den Gürtel freudig um sein Eisengewand: „dô hêt ouch er zehant wol drîzec rîter manheit.“ Von da zogen sie den Berg hinab und kamen in blühendes, aber ganz unbewohntes Gartenland, sie ritten

bis an den dreizehnten Morgen, der sie in des Ritters eigenes Reich brachte. Da war die schönste und beste Burg, die man sehen mochte, eine weite Stadt lag vor dem Thor und tiefe Gräben davor, ein Baumgarten umgab das Haus, den ein fester Haag umfriedete. Der König hiess Herrn Gawein willkommen: „Dies Land ist mein vom Walde bis an das Meer.“ Am Burgthor standen edle Knappen, Ritter und Knechte, die sie nach Gebühr empfingen, geselliglich nahm der König Herrn Gawein an der Hand, man band ihm den Helm ab und führte ihn an gut Gemach. Abschüttete er sein Eisengewand, liess sich baden und in weisse Linnen (linwaete) kleiden. Eine Jungfrau nähte ihn in einen Pfellin-Rock, [1]) der mit Hermmpelz verbrämt (gefurrieret) war, einen gleichen Mantel legte er darüber. Nach der Mahlzeit führte ihn der König in die Kemenate zur Königin, dort sah er die allerschönste Maid, die unter allen, die damals lebten, nicht ihres gleichen hatte. Ihr Anzug ist bis in's Detail mit einer Sorgfalt beschrieben, die wohl vermuthen lässt, der Dichter habe solche Tracht selbst oft genug vor Augen gehabt. Sie trug einen weiten, aus rothen und grasgrünen Sammtstreifen zusammengesetzten und mit Gold gezierten Rock, der war gefurrieret mit viel grossem Fleiss, das Futter weisser Harm; meisterlich gefältelt (gerigen) zeigte sich das Hemd, von feinster weisser Seide mit goldenen Näten. Auch trug die Magd einen Gürtel, der war eine Borte von edlem Gesteine, aus grünem Smaragd war die Spange (rinke), wohl ergraben von Golde ein Aar darauf und mit Schmelzwerk zierlich eingelegt (mit gesmelze harte waehe), das Werk war gar kunstreich, die Schliessen bildeten wilde Thiere. Zwischendurch war der Gürtel mit Perlen und Edelstgestein bedeckt, nie, nur in Dichtergedanken (Dichtergebilde abgerechnet „geworht ane zungen“) sah ich so Kostbares! vornen leuchtete ein Rubin, der jedem mit seinem süssen Scheine sein Ungemach benahm. Einen weiten langen Mantel hatte die Magd umgelegt (gevangen), der war „genagelt wol mit golde“ und bezogen mit köstlichem Hermelin (vedere härmin), darin aus Fischhaut [2]) Mond und Sterne geschnitten waren, mit Hermelinschwänzen (herminzagel) war sie innen voll besteckt. Das Pelzwerk (vedere) aber deckte das allerbeste Siglat [3]) von der

[1]) Das Anziehen der Kleider war mit Einschnüren verbunden, wie bei den heutigen Schnürmiedern, so dass bei eiligem Ausziehen die Naht aufgerissen werden musste. Vgl. Weinhold S. 446 u. Benecke S. 440.

[2]) Diese blaue Fischhaut „schinat“ genannt, aus welcher mond- und sternförmige Stücke in den Hermelinpelz eingesetzt waren, wird als aus „Uberuc“ gebracht, angegeben. Nach Konrad (Trojan. Kr. 20210) lebte der Fisch in einem Flusse, der aus dem Paradiese kommt. Benecke S. 442.

[3]) „Siglât“ ein persisches Wort, das einen kostbaren Seidenstoff mit eingewebtem Golde bezeichnet; Gottfried braucht „pfelle“ und „siglât“ als gleich-

Welt. Auch waren die Häftel (tassel [1]) ohne Fehle, roth und gelb, ein mit heidnischer Kunst geschnittener Ametist und Jachant. Ein Zobel reichte ihr bis auf die Hand, der war schwarz und breit, grau und roth gemischt, wie noch manche Frau ihn trägt. Von ihrem „houbetloche" (da man beim Anziehen die Kleider über den Kopf warf. vgl. Weinhold S. 429) war Gott Amor meisterlich ausgeschnitten, recht als ob er lebte, einen goldenen Strahl hielt er in der rechten (zeswen) Hand, in der anderen die Fackel; das Werk war wunderfein aus einem nur bohnengrossen Karfunkelsteine geschnitten; Nachts warf er hellen Schein, tagüber glänzte er wie Gold; „dâ hafte si ir buosom mite nâch der Kärlinge site." Ein Schapel [2]) trug die Maget, das war blau und gelb, roth, braun und weiss; daran lag viel grosser Fleiss von Golde und Seide. Wer sie um ihre schöne Kleidung neiden wollte, der beginge eine Thorheit, „denn es bringt ja Keinem Schaden, was ich auf sie geladen von Seiden und von Borten und Gezierde — mit Worten! Ihre Zöpfe waren gebunden, mit Golde wohl bewunden bis an des Haares Ende, solch kaiserlich Gebände trug die reine Magd." Ihr Haar war fein und goldfarbig (goltvar unde reit); ihr Scheitel weiss und nicht zu breit. Eben und klar (lûter) war ihre Haut (vel) und im gehörigen Verhältniss gemischt (von rôsenvarwe wîze getempert), ihre Brauen braun und schmal, darneben hingen ihr rothgoldfarbige Löcklein herab. Wen sie gütlich mit ihren klaren lachenden Augen ansah, der vergass alles früheren Leides. Zur weiteren Frauenschönheit gehört auch die Schilderung ihrer Ohren: diese waren weiss, rund (sinwel) und kleine, wie von Elfenbeine vom Wunsch ersonnen, nach rechtem Maasse geschweift und hohl, am ganzen Leibe aber war sie so gethan, als hätte sich der Wunsch ganz in ihre Gewalt geneigt. [3]) Ihr Mund war so wohlgestalt

---

bedeutend, sie waren aber verschieden Benecke S. 703. Weinhold D. Frauen. S. 423.

[1]) „tassel" der Knopf, der in eine Schleife oder in einen Ring fasst und zum Zusammenhalten diente. Benecke S. 720 u. 442. Der „jâchant" ist ein rother Edelstein, vielleicht der Hyacinth.

[2]) Schapel ursprünglich wohl nichts als der Hut (Weinhold D. Fr. S. 462), und da dieser häufig bekränzt war, auch Blumenschapel, allmählig nannte man auch den Kranz oder das Krönlein alleine so. In der Mundart ist das Wort erhalten. So tragen im Bregenzerwald (cf. Oppermann. 1859. S. 12) die Jungfrauen noch bei Bittgängen, Hochzeiten und Taufen das „Schäpele," kleine Kronen, die oft über hundert Gulden kosten, da sie aus Filegränarbeit, von Silber, Gold, bei Reicheren wohl auch mit Halbedelsteinen oder ächten guten Steinen besetzt, bestehen.

[3]) Den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben, liebten die mhd. Dichter mit einem einzigen Worte, dessen Bedeutung sich nachher verengerte, auszudrücken, das war der Wunsch, der häufig auch personificirt erscheint, ebenso wie die Frau Aventiure und Frau Minne oder Frau Saelde. Vgl. Grimm Mythologie. S. 127 ff.

und minniglich, dass Einer, der in der Todesstunde ihn küssen dürfte, alle Noth vergässe. Ihre Zähne, eben und kleine, aus viel lauterem Beine waren zusammengestecket, ihr Mund hielt sie bedecket mit rosenfarbener Röte, auch war ihre Kehle rundlich und harmweiss, ein breiter Zobel ging darum, der nur zu wenig sehen liess. — Trügen mich nicht die Sinne, so musste unter ihrem Hemde die schönste „crêatiure“ der Welt sein; Frau Saelde[1]) hatte geschworen, immer bei ihr zu bleiben, wen diese zum Gesellen nimmt, der muss ohne Wandel sein. Sie war ohne Falsch, lauter wie ein Spiegelglas. Das nahm der Ritter an ihr wahr; er minnte sie ihrer grossen Schöne wegen von Herzen.

Der Wirth bat Herrn Gawein, ihm ritterliche Sicherheit zu leisten — und wie dieses geschehen war, trug er dieses schöne Mägdelein ihm kurz uud gut zu rechter Ehe an. Das setzte seiner Freude die Krone auf, ihm war der Tag ganz „osterlîch geschoenet;“[2]) sie aber nahm den schönen Mann gerne und vertrauensvoll, doch weinte sie, obwohl sie ihr Oheim zu trösten suchte — sie war nämlich des Königs Schwester Tochter. Da der Segen ward gethan, umfing er sie küssende, dann gingen sie schlafen; ihnen geschah vordem so liebe nie.

Das reine Weib wurde ihm lieb wie sein eigener Leib. So ruhte er nach seiner Fahrt. Auch das Ingesinde hatte an dem Gaste grosse Freude, weil er der Arbeit nie verdross womit er Einem gedienen mochte. Viel Ritterschaft gab es da; mit Hunden und Federspiel ritt der Gast; sein Name war tugendvoll und unvergleichbar zierte er so des Königs Land.

Nun befand sich auf der Veste des Königs ein aus Gold gegossenes Glücksrad,[3]) es stand mitten auf dem Saale und ging auf und nieder, daran waren Bilder, wie ein Mann geformt. Sanken die Einen mit dem Rade nieder, stiegen die Anderen wieder auf, so ging es um und um. Das hatte ein Pfaffe gemeistert. Es sinnbildete, wie es dem Wirthe nie an einem Dinge misseging, denn das Glück folgte ihm.

---

[1]) „saelde“ ist Gutes aller Art, womit ein Mensch gesegnet ist: als persönliches Wesen gedacht, die Geberin alles Guten, die Segensgöttin.

[2]) osterlich = wonniglich, der ostertac = der schönste wonnevollste Tag: daher oft bei den Minnesängern der schöne Ausdruck für die Geliebte: du meines Herzens Ostertag! du meiner Freuden Ostertag! — Ostern galt als das grösste Fest der Christenheit, so heisst jeder hohe, selige, fröhliche Tag ein Ostertag.

[3]) Das Glücksrad spielt nicht nur in alten Miniaturen, wie z. B. in den Illustrationen zu den Carmina burana, oder an mittelalterlichen Portalen als symbolisches Ornament, eine Rolle, auch die Dichter beziehen sich häufig darauf, z. B H. v. Rinkenberg (1291—1340), der ein Glücksrad mit 4 Bildern beschreibt. Vgl. v. d. Hagen MS. I. 340. Str. 13.

Ueber ein halbes Jahr war vergangen, da sehnte sich Gawein nach der Massenie seiner Tafelrunde. Er ging zu seinem Weibe und erbat sich Urlaub auf drei Tage von dannen zu fahren; er that die Lüge, weil er fürchtete sie zu sehr zu betrüben, wenn er ihr gestände, dass er auf länger fortwolle. Sie bat ihn mit Muttersorgen, seine Reise denn doch noch zu verschieben: „lieber herre mîn, belîbet hie, daz ist mîn rât. mîn dinc mir angestlîchen stât; daz seht ir. unde wizzet wol, daz ich grôzen kumber dol (Kummer trage) von mîner swaere die ich hân; herre, ir sult hie bestân unz ir beseht wiez mir ergê. ez kumt vil lîhte, daz ir ê niht wider komt, ichn sî genesen.“ Ihm war leider unbekannt, dass Niemand ohne des Königs Geleite in das Reich kommen konnte, hätte er das früher vernommen, ihm wär' es auf der Fahrt anders ergangen. So benahm er ihr die Angst, gelobte Minne und Treue, bat sie es Niemanden wissen zu lassen und versprach in kürzester Zeit zurückzukommen, küsste sie, sass auf sein Ross, nahm heimlich sein Eisengewand und ritt die Strasse gegen den Wald. Nun will ich Wunder sagen, denn was er erst ritt in 12 Tagen, dazu brauchte er jetzt ein halbes Jahr. — Zu Caridoel brachte seine Ankunft grosse Freude, die Maere davon flog von Haus zu Haus; er setzte sich zu den Frauen und erzählte ihnen Allerlei, doch nicht Alles; auch wollte er nicht turnieren wie früher, und hatte Sehnsucht nach seinem Weibe, ihn zwang der Minne Noth. Heimlich rief er seinem Knappen und stahl sich davon, doch ritt er wohl ein ganzes Jahr durch alle Lande, die vor den Bergen liegen — es blieb verlorne Arbeit, denn Niemand kann ohne den Gürtel in das Land kommen, diesen hatte er aber bei seiner Frau gelassen! Als er das erfuhr, ward sein Jammer gross; betrübt kehrte er zu Artus zurück — an dem Tage war es schon zwei Jahre, dass sein Weib genesen. Lassen wir den Ritter und sagen wie es dem Kinde erging. Die gute Mutter liess es keinen Tag von sich und pflag dasselbe selbst mit Liebe. In einem Jahre wuchs es mehr als ein anderes in zweien; man lehrte es spat und fruh Gewissen und Güte, auch war sein Gemüthe zu allen Tugenden feste, er that nie anders als das beste. So ging es bis in's zwölfte Jahr. Die besten Ritter unterwunden sich seiner da, lernten ihn reiten, gehen, mit Züchten sprechen und stehen. Gott gab ihm in seiner Jugend schönen Leib und ganze Tugend, die behielt er bis an sein Ende; Allen war er dienstwillig, wer Gabe an ihm suchte, dem reichte er. Hatten ihn die Ritter buhurdieren und stechen, die starken Speere zerbrechen, schirmen und schiessen lassen, dann nahmen ihn wieder die Frauen. Seiner Tugenden wegen gewann man ihn vor Allen lieb. Wohl ihm, dass er das verdienen kann, dass ihn die Welt gerne sieht und dass man ihn zu den Besten zählt. Nur das trübte

seine Tage, dass man von seinem Vater, von dem er so viel vernommen hatte, nicht wusste, ob er noch am Leben wäre; tugendlich begann er zu seiner edlen Mutter, die ihn aus der Taufe hatte erhoben und sprach: „Fraue, gebt mir Eueren Segen und Euere Huld! Gott wolle Euer pflegen und Euch bewahren! Ich will von hinnen fahren und in meiner Jugend erwerben, dass man mich mit Recht bass erkenne als einen anderen Mann, wie mein Vater hat gethan. Was soll mir mein starker Leib, wenn ich mich in diesem Lande verliege wie ein Weib? ich will den sehen, von dem mir immer Tugend und Mannheit gesagt ist. Das ist mein Vater, Herr Gâwein; ich will nicht wiederkommen, bis ich ihn gesehen habe, gönnt mir das, liebe Mutter, mir sagt eine feste Zuversicht (mîn gedinge), dass ich ihn wieder bringe, Gott gebe, dass es mir gelinge.“ —

Da seine Mutter, Frau Flôrîe, seinen Ernst rechte ersah, sprach sie: „Lieber Sohn, du weisst wohl, dass wir seiner zwanzig Jahre geharrt haben, daraus kannst du abnehmen, dass er wiedergekommen wäre, wenn er noch lebte; ich kannte seine Treue wohl, ganzer Treue war er voll. O wehe! dass ich ihn mir je zum Freunde erkor, weil ich ihn verlór so wunderlich, ich weiss nicht wie. Seines Gleichen war nie und wird nimmermehr geboren. Soll ich ihn also verloren haben, so muss ich immer Jammer und Noth leiden bis an meinen Tod. Herre Gott, der Jungfrau Kind! da Dir die Herzen offen sind und alle Willen aufgethan, Kaiser, Herre, reiner Christ! da Dir nichts verborgen ist und ohne Dich nichts werden mag, lass mich noch erleben den Tag, dass ich den sehe, den ich trage in meinem Herzen alle Tage mit Jammer und mit Klage.“ An ihren Gebärden zeigte es sich wohl, dass ihr Herr Gawein lieb war wie ihr eigener Leib. Sie bat den Sohn zu bleiben, der aber sprach: „Wie soll mein Name erkannt werden, wenn ich nicht in andere Lande reite, wie mein Vater that? Lasst ab mit Eueren Bitten, ich will verdienen der Besten Gruss und dass man mich erkennen muss oder ich verliere meinen Leib, davon bringt mich Niemand ab.“ — „Herr und lieber Sohn, sprach die Mutter, wenn ich dich nicht erwenden kann, so nimm diess Kleinod, behalt es bis an deinen Tod und sei sicher vor aller Noth. Das ist ein Gürtel, den mir dein Vater liess als er von mir ging und wieder kommen wollte, auf meine Seele befahl er mir, dass ich ihn dir gebe, wenn du erwachsen und von hinnen wolltest. Bewahre ihn aber so, dass ihn Niemand gewahrt.“ Heiss weinend gab sie ihn dar, er küsste sie und neigte sich vor ihr, nahm dann Urlaub und ritt davon.

Frau Flôrîe stand in grossem Jammer, wie die thun, denen grosses Herzeleid geschieht; ihr Kummer verhehlte sich nicht länger, da sie ihn

reiten sah. Mit grosser Klage sprach sie: „O weh! ich viel armes Weib! was soll mir Leib und Gut? Jugend und Schöne, Gewissen (Erfahrung) und alle Tugend? Ich habe den theuersten Mann verloren, den je ein Weib zum Freunde gewann und nun mein einzig Kind! Herr Gott! da Dir alle Dinge unterthan sind und ohne Dich nichts bestehen kann, so befehle ich um Deinen Tod heute in Deinen Segen mein Kind, dass Du seiner wolltest pflegen auf dieser Fahrt; beschirme ihn vor grosser Noth und sende ihn mir gesund wieder." Während dieser Klage ritt er nieder von dem Hause durch die Stådt; alles Volk erbat ihm Heil; das schuf ihm seine Trefflichkeit, denn er war erfahren und hilfebereit, den Schlichten schlicht und den Weisen klug.[1])

Der Jüngling aber wusste noch nicht, wohin er kehren sollte; während er in solchen Sorgen ritt, kam ihm auf dem Wege ein Garzun entgegengelaufen, dessen Gewand so genau beschrieben wird, dass die mittelalterlichen Costümiers und Trachtenjäger gleichfalls etwas daraus lernen könnten, wollten sie überhaupt solche Quellen benützen. Er trug einen Schapperun[2]) aus Fritschal gemacht, mit rothseidenem Zindel (zendale) war er gefurrieret, sein Hut mit Blumen und Laub geziert, so lief er in dem Staube. Von rothen Stoffen (rôten seites von der gran) trug er ein Röcklein, mit grossem Fleisse geschnüret (gebrîset), weisse Schuhe hatte er an den Händen, den Stab gebrauchte er nach Garzunen-Sitte um seinen Lauf zu fördern. Seine Hosen waren gut; zwei geschnürte Bundschuhe trug er. Da ihm der Ritter nahe kam, zog er ehrbar seinen Hut; der Junker grüsste und fragte, wessen Garzun er wäre? Er sprach: „Des allerbesten Herrn, der je ein Königreich hatte, des Königs von Britanien. Der hat mich nach Hispanien (Ispanje) um Ritter ausgesendet, denn der König von Engelland hat ein Turnei angenommen,[3]) nun sollen die Ritter vor sein Haus nach Karidôl kommen, da erwartet König Artus ihrer dreitausend; desshalb bin ich auf dem Wege (durch daz hân ich mich ûz erhaben)." Der Junker sprach: „Sage mir mehr, wie es an seinem Hofe steht?" — „Herr! an keinem Hofe besser, da ist grosse Ritterschaft und Alles in Ueberfülle, was man zu Freuden gehrt. Kommt Ihr dahin, so werdet ihr gewährt,

---

[1]) er was gewizzen unde guot
den tumpen tump, den wîsen fruot. (Ausgabe von Pfeiffer. 40, 26.)

[2]) Der Schapperun (schaprûn) ist ein kleiner Mantel mit einer Kaputze; Fritschal (fritschâle) ein kostbarer theuerer Stoff, der seiner gelben Farbe wegen beliebt war und meist aus Gent kam.

[3]) D. h. eine Heerfahrt gerüstet. Die Kriege zwischen Artus und den Sachsen sind wohl als historistische Wahrheit anzunehmen, sowie auch, dass die stammverwandten Völkerschaften auf dem festen Lande den Britten gegen ihre Feinde, die Sachsen, beistunden. Benecke S. 446.

was Ihr nur ersinnen mögt. Zweifelt nicht daran, denn ich weiss es wohl.“ Der Junker liess sich den Weg weisen und kam am neunten Tage an. Er ritt in den Hof von Karidol. Da sah er bei einer Linde, (die man so gerne in den Burgen pflegte) einen breiten, vierkantigen Stein liegen, rothe und gelbe Striemen durchzogen ihn, der andere Theil war blau und lauter wie Spiegelglas. So grosse Tugend war an dem Steine, dass kein falscher Mann die Hand daran bringen konnte. Der Gast aber ritt zu der Linde, haftete sein Pferd an einen Ast und setzte sich mitten auf den Stein — sein Herze war ohne Falsch und Bosheit. Wer je Untugend begangen, vermochte dem Steine nicht auf Klafterlänge zu nahen, sie fanden Alle Widerstand, so sie sich ihm nähern wollten. Noch nie war es geschehen, dass Jemand demselben näher gekommen wäre, ausser allein der König, der ohne Wandel war, selbst Gawein kam nicht weiter daran, als mit der Hand, denn er hatte es verwirkt, als er einst eine edle Magd wider ihren Willen zum Weinen und Schreien brachte.[1]) Solche Ungeschlachtheit hatte er von seiner Kindheit an bis zu seinem Tode nimmer begangen und doch konnte er nicht an den Stein.

Da man den Knappen auf dem Steine sah, gab's freilich eine Aventiure für den König Artus zu melden, augenblicklich sprang ein Ritter zum König und die Ritter eilten, das unerhörte Ereigniss (geschichte) zu sehen. Auch die Frauen kamen neugierig herzu. „Der ist es werth, dass wir ihn empfangen, sprach der König, was er von mir verlangt, das ist ihm gewährt und will er bei mir bleiben, so behalte ich ihn nach seinem Rechte.“ — Dem Jungherren aber war es unbekannt, wie es mit dem Steine beschaffen war. Als er den König kommen sah, erhob er sich mit edler Geberde;[2]) Artus hiess ihn willkommen, ebenso die Königin und die ganze Massenie, denn sie fanden an ihm nur Liebes und Gutes. Auf die Frage des Königs, wohin er wolle oder wer er wäre, erwiederte er: „Gwî von Gâlois ist mein Name, das Land ist beschlossen (unzugänglich) aus dem ich stamme, Euch habe ich zum Herrn erkoren, wenn Ihr mich zu behalten geruhet; mit meinem Dienste wollte ich erwerben, was ich verlange, ob ich der Ehren werth wäre hier Ritter zu werden. Aller Freuden Ueberkraft habe ich

[1]) Vielleicht auf die im Parcival (407, 2 ff.) erwähnte Aventiure anspielend, die zu Schampfenzon sich ereignet. — Gawans Leben ist aber nach dem Parcival ein anderes, denn bekanntlich heirathete er dort bald darauf die schöne Orgeluse.

[2]) sîn gebaerde diu was saeleclich:
die hende habet er für sich
vil harte gezogenlîche.

in kurzer Zeit an Euerem Hofe gefunden." Der König gewährte ihm die Bitte und befahl ihn an Herrn Gawein; die Beiden aber erkannten sich nicht.[1]) Herr Gawein unterwand sich mit seiner Lehre des Knaben, dess gewann er Frommen und Ehre: den Besten war er underthan, abwies er stets den falschen Mann, keinen Guten er zum Feind gewann. Dem König ward er „heimlich" und diente ihm täglich auf's beste: denen von der Tafelrunde war er Allen viel bereit, zu Turnieren ritt er mit ihnen und wo man Mannheit beging, da versäumte er sich nie, sondern war der vorderste an der Schaar, dass Alle ihn wahrnahmen. Seine Mannheit war wirklich gross, dazu genoss er das Glück, dass ihm viel selten misseging, denn er hatte Gott immer vor Augen, der die Seinen nie verlässt. Als der König seine grosse Tüchtigkeit erfuhr, freute er sich verwundert und gebot ein grosses Fest (hôchzît) da der Knappe das Schwert nahm. Er war der Ritterschaft wohl werth, die empfing er auch mit Freuden da. Die Königin sandte ihm dazu sechs Ritterkleider von Scharlach und Pfelle. Herr Gawein gab ihm ein gutes Streitross,[2]) der König liess ihm zwölf Knappen. Am Pfingsttage nahm der Knappe das Schwert in der Messe, die Pfaffen gaben ihm den Segen, dann gürtete sich der Degen ein Schwert um, wie nie ein Mann ein besseres gewann, das ihm seither aus grosser Noth half und das er bis an seinen Tod behielt, das hatte er auch von Gawein erhalten. Der milde König selbst reichte ihm den Schild und einen Schaft. Darauf hub sich grosse Ritterschaft und schönes Buhurdieren mit reichen Bannern an. So ward Herr Wîgâlois ein Mann mit Ritterschaft auf dem Plan, der König hatte an ihm wohlgethan.

Nach dem Buhurd erhub sich grosser Schall von allerlei Saitenspiel. Flöten und Tamburen tönten wider einander; der milde König führte den werthen Junker zur Tafelrunde und gab ihm nun der Tafler Recht und Stat, wie ihn die Massenie gebeten hatte; auch gab er ihm neuerdings zum Gesellen den allertheuersten Ritter — Herrn Gawein. Den Spielleuten gab man da Pferde, Silber und Gewand, alle wurden reich von den Gaben, lobten den Ritter und die Hochzeit und spielten um die Wette vor der Tafelrunde, man gab ihnen allen Wirthschaft und was sie brauchten in Fülle. Das dauerte 14 Tage nach Pfingsten, da nahmen die Gäste endlich Urlaub. König Artus liess aber vorher

---

[1]) Die schöne Stelle lautet S. 45, 13—16: „dô was under in zwein diu grôze triuwe unbekant, die kint ie ze vater vant: ir deweder erkant den andern dâ."

[2]) Vgl. Pfeiffer Das Ross im Altdeutschen. 1855. S. 3. „ravît" = Streitross. Das „pfert" ist meist den Frauen eigen, das „ors" (hros, ros, ors) ist des Ritters Streitross; doch hält fast keiner der mhd. Dichter, Wolfram vielleicht ausgenommen, diesen Unterschied fest.

in seinen Saal (muoshûs)[1]) allerlei „ungeschrôte“ Pfelle[2]) bringen und manches Stück Sammt, roth, grün, härmin und bunt, dazu gab er manches Pfund den Gästen und schöne Rosse. Es war eine Hochzeit, dass Alle froh wurden.

Nun ereignete sich bei der nächsten Sonnenwende, als der König noch bei Tische sass, dass eine reiche Magd mit einem Zwerglein hofelich auf einem blanken Pferde in den Saal ritt, wo die Ritter noch bei Essen und Trinken sassen. Das Gezwerge hub ein Lied so wonniglich an, dass Alle ihrer selbst vergassen; es stund hinter ihr auf dem Pferd und legte der Jungfrau beide Hände auf die Achseln. Diese hatte ein scharlachen Kappen[3]) an, auch war sie so wohlgethan, dass Alle sie lobten; ihr Haupt war ungebunden, ihre Zöpfe wohl mit Golde bewunden; Schleier (slahte) oder Gebände trug sie nicht.

Sie ist von ihrer Herrin abgesendet, von der berühmten Tafelrunde einen tapferen Ritter zu einem unerhörten Abenteuer zu erbitten. Sogleich trat Wigalois vor und verlangte dazu Urlaub, der ihm auch nach einigem Widerstreben bewilligt wird, die Jungfrau wurde über den Ritter aber so zornig, dass sie schweigend von dannen ritt, denn sie fürchtete, dass seine Kindheit so grosser Arbeit nicht gewachsen wäre. Indess brachten ihm die Knappen Ross, Harnisch und Speer, auch einen schönen, kohlschwarzen Schild, in dessen Mitte ein goldenes Rad erhaben war, auch trug er ein gleiches, wie er bei seinem Ohm in dem Saale gesehen hatte, auf seinem Helme, ein reiches Banner ward ihm an den Speer gebunden. Die Königin sandte ihm einen golddurchschlagenen Waffenrock, Gawein gibt ihm herzlichen Abschied mit guten Rathschlägen. So ritt er der Jungfrau nach, die ihn aber, selbst auf die Fürbitten des Zwergleins hin, noch nicht besser behandelt, denn ihr wäre Herr Gawein lieber gewesen.

Zuerst führt sie ihn zu einem Ritter, der mit gar wunderlicher Sitte Gäste empfängt, jeder muss vorerst mit dem Wirth auf dem Felde streiten, überwindet der Gast den Burgherrn, dann hat der Fremde die beste Aufnahme; sticht ihn aber der Wirth nieder, so muss der Gast nakt und bloss ohne seine Habseligkeiten scheiden. Das Haus war so nahe, dass man von ihm aus den Gast reiten sehen konnte, da wartete der Wirth nicht länger, liess sich seinen Harnisch bringen und sein

[1]) „muoshûs“ ein grosser, gewöhnlich ein besonderes Gebäude ausmachende Saal zum Speisen und anderen grossen Versammlungen.

[2]) schrôten (geschrôten) = zuschneiden.

[3]) Die „kappe“ ist ein weites Uebergewand mit Aermeln, besonders auf Reise von Frauen getragen. Vgl. Benecke S. 629. Weinhold S. 449 u. obe Parcival 669, 5.

.s mit einer „grôpiere“ bedeckt war, [1]) sprang darauf und die liefen mit Schild und Speer nach aus dem Burggraben, sie schon Alle reich zu werden. Der Gast band den Helm auf, sich von der Strasse gegen den Wirth und „liezen zuo einanswaz diu ros mohten gevarn“; der Junge stach seinen Speer, anderthalb Klafter lang den Gegner durchdrang; als er fiel, sein Gesinde; die Jungfrau aber trachtete mit dem Ritter kommen. Einem Wasser folgend hörten sie eine Nachtegal und gelangten in einen Wald. Dort schuf das Gezwerge der Gemach, indem er grünes Laub sammelte und ihr auf das :tete. Nach einer Weile erklang eine klägliche Stimme, als einer den Tod. Wigalois beschloss dem Schalle nachzureiten, t was wol halbiu hin und schein der mâne gegen dem tage.“ war rauh und enge, durch Dornen und Gedränge fuhr er wohl le; da sah er zwei starke Riesen bei einem Feuer sitzen, die ne Frau entführt und wollten ihren Willen mit ihr haben, der te sie mit beiden Armen an sich gedrückt; sie jammerte und rosse Klage. Sie war aus Artus' Hause zu Karidol geraubt, Ritter wussten dort nicht, wohin sich die Riesen gewendet ler ganze Hof trauerte darob. — Das Ungemach der Jungfrau Ritter an's Herz. [2]) —

l ouch dehein biderbe man	Es soll auch kein biderber Mann
;erne übersehen	Jemals mit Willen meiden,
ein schade mac geschehen	Wo irgend Schaden und Leiden
reinem wîbe	Einem reinen Weibe geschehen,
les mit sînem lîbe:	Mit aller Kraft ihr beizustehen.
nîn site und ouch mîn rât.	Das ist meine Sitte und mein Rath.
z diu werlde fröude hât	Denn was die Welt an Freuden hat
: uns von den wîben.	Das kommt uns von den Weiben.
te wir vertrîben	Wie sollten wir vertreiben
en naht und unser leit	Die langen Nächt' und unser Leid
it ir saelekheit?	Als durch ihre Lieblichkeit?
iude waere enwiht	Ja, ohne Weiber in der Welt
e wir der wîbe niht.	Wär' unsre Freude schlecht bestellt!
: ir genaedic wesen!	Gott woll' ihnen allzeit gnädig sein,
hten ân si niht genesen. —	Nie möchten wir ohne sie gedeih'n.
.hte der rîter guot:	Das bedachte der Ritter gut,
was ie vil wol gemuot,	Denn er trug stets gerechten Muth
biderbe gerne tuot.	Wie allzeit der Biderbe thut.

---

erc, croupière, die Decke über das Pferd, auch der Schwanzriemen am . Pfeiffer S. 21, 48.

ffer S. 57, 27 ff.

Er nahm sein Ross, erkor einen Riesen, der am Feuer sass und stach ihm den Speer durch's Herze, der Andere zerrte sich einen grossen Ast von einem Baume, so kamen sie hart an einander; der Riese trieb den Ritter damit in ein dickes Hag, es gab Schläge auf beiden Seiten; der Riese empfing der Wunden viel, so trieben sie des Todes Spiel bis der Tag aufging, da erhielt der Riese eine Wunde, die ihm seine Kraft benahm. Dess ward der Ritter siegehaft, in seine Gewalt musste er sich geben, dass er ihm das Leben lasse, darüber schwur er einen Eid die Magd ohne Leid dem König Artus nach Karidol wieder in's Haus zu bringen und dort zu bleiben, bis er nachkomme.

Zu den Zeiten war es noch Sitte, dass, wer einen Eid brach, von der Welt wie ein todsiecher und aussätziger Mann geflohen ward; man musste seine Bürgschaft, sei es Einem nun lieb oder leid, halten oder an Ehren todt liegen. „des waere ouch noch der werlde nôt!" — Die reine Magd hatte sich verweint und zerklagt, dass sie kaum noch leben mochte, doch ward ihr der Trost der Heimreise; den Todten liessen sie liegen; der Riese beklagte ohne massen seines lieben Gesellen Tod; endlich nahm der Riese Urlaub und fuhr mit der Jungfrau nach Britanien, wo an Artus Hofe die Massenie gar froh wurde und dem Ritter es treu gedachten. — Wigalois aber folgte weiter seiner immer noch zórnigen Führerin, was er auch Mannheit beging, sie wollte selbe nie preisen; er bat die Frau, auch diesen Tag mit ihr reiten zu dürfen, denn er pflog solche Zucht und Demuth, dass er nie wider ihren Willen zu einem Werke schritt, ehe er die Erlaubniss dazu von ihr erbeten. Auch unterstüzte ihn das Gezwerge. Nun lief gerade ein Hündlein (bräkelîn) ihnen in den Weg, wie es kaum ein schöneres gab, es glänzte überall, ein Ohr daran war fahl, das andere blutroth. Dess freute sich die Magd, der Ritter fing es ihr zu Gefallen und legte es auf ihr Kleid. Das war nach mittem Morgen. Während sie sorglos einem finsteren Tann entgegenritten, kam ein grosser Mann daraus hervor, kohlschwarzhaarig und jede Locke mit Seide und Gold bewunden; sein Rock war schwarz, von Blumen führte er einen Hut, in grünen Tymit[1]) war er gekleidet; einen mit Riemen wohl bewundenen Knüttel trug er an der Hand; ich wähne, er war mit Hunden in den Wald geritten. Zornig fuhr er die Jungfrau an, als er sein „hundelîn" ersah; er befahl dem Ritter den Hund niederzulassen und drohte, ihm den Leib ungesund zu machen. „Die Rede ziemte besser einem Weibe, versetzt Wigalois, ich wähne, er ist gar nicht Euer, und wir geben ihn

[1]) „tymit" ein Seidenstoff, im Tristan wird ein solcher von brauner Farbe genannt. Vgl. Weinhold S. 425.

se Rede und Drohen nicht." Da kehrte der Herr zornig, „swaz s mohte gevarn" über das breite Feld und kam bald wieder iet nachgalopiert (gewâlopieret). Sein Helm war mit einem n von Härmin geziert, Schnabel und Füsse golden, ebendasselbe n (wâfen) führte er. Der junge Ritter bemerkte sein Kommen, das Ross fester, sass gleich wieder auf, nahm es mit den Sporen am mit solcher Kraft an, dass er ihn mit dem Speere durchstach, haft des Gegners aber zerbrach, so dass Wigalois gar keinen n nahm. Befreit war das „hundelîn von der justiure," „Die n waren da noch selten, drum blieb er auf dem Felde liegen" ler Dichter mit einem Wolfram'schen Witz. Der Ritter heftete oss an einen Dorn; das wär' in diesen Zeiten verloren gewesen, ebten nur Wenige, die es nicht mitnähmen; auch den Harnisch man heute und dazu alle seine Habe. Das war damals gegen tte, wer das gethan, hätte seine Ehre verloren und nimmer zu schaft kommen dürfen. Würde das heute noch gelten, so bliebe ht stete alles ritterliche Recht. Wer nun kaum Knecht ist, will itter spielen, da müssen die Werthen der Bösen entgelten; drum man jetzt kaum andere als böse Gesellen. Gott müsse diejenigen , welche dem Schwert geben, der das ritterliche Leben nicht kann und der von seinem Geschlecht (künne) nicht dazu geboren as alte Recht haben wir verloren, das war ehedem gut, so sagt mit Falsch und Bosheit ist es nun leider niedergelegt. -- Welch Klagen in dieser Zeit!

Als er den Sieg nahm, wie es Helden geziemt, da ritt die gute mit ihrer Gesellschaft über Berg und Thal, wo mannig Stimme e. Hier sahen sie eine Jungfrau ganz alleine reiten. Damals war h gewöhnlich, dass eine Jungfrau, sie wäre arm oder reich, unolten und ohne Leides zu gewärtigen, reiten konnte,* wohin sie . Das war Sitte, wo man eine reiten sah, dass ihr Niemand s nachsprach; nun ist die Welt lügenhaft und Leute und Land Zucht. Wäre Eine auch noch so unbescholten, so gibt es doch hte Leute, die ihr Etwas anhingen.[1]) Jetzt mag eine Frau keinen t aus ihrem Hause thun, so reden sie ihr übel nach, wie ich fahren. Man gafft die Falschen an; wer die Leute verspotten dem lächeln wir zu. Weiss Gott, wir thäten besser, sie immer-

---

ine shahen ir doch ein kläpfelîn mit worten und mit vâre." Klapf bedeutet en Schall, der vom Schlage herrührt (Klapp, Klatsch) und daher figürlich en kleinen Schlag oder Stoss, den man der Ehre einer Frau beibringt. — eber das Reisen der deutschen Frauen vgl. Weinhold S. 395.

dar zu fliehen. Wer immer böse Maere sagt von den guten Weiben, der möge freudelos und jammervoll sein bis an sein Ende. „wan si sint âne wende der werlde ein vil süezez spil, got gebe in saelde und fröuden vil! des ich in iemer wünschen wil.“

Wie schon gesagt, so ritt die Magd allein mit grosser Klage. Ihr Pferd war gut, bis auf die Knie reichte seine blutrothe Mähne. Ihr Reitzeug war von Gold und Gesteine, ihr Rock von Pliat,[1]) von rothem Siglat hatte sie eine Kappe an, ihr schwanenweisser Mantel war mit Pelz gefurrieret und mit Zobel geziert, ihre geflochtenen Zöpfe „goltvar unde reit“ reichten bis auf den Sattel, darauf hatte sie einen Hut, breit und mit Pfauenfedern aufgeputzt. Ihr Herze war Jammers voll, sie klagte, weinte und schrie jämmerlich.

Wigalois wollte sich mit seiner Gefährtin, die ihm immer noch nicht zutraute, dass er die ungeheuere Aventiure bestehen könne, berathen, ob er die Jungfrau anreden solle, sie aber bemerkte ihm kurz, er könne nach seinem Belieben thun. Da liess er sein Rösslein in Sprüngen zu der Maid gehen, die unvergleichlich schön war, selbst ein Thor hätte darauf geschworen, dass sie von königlicher Abkunft (küneges künne). An ihrer reichen Watt zeigte sich, dass sie mit Armuth nichts zu thun hatte. Viel gezogentliche fragt' er nach ihrem Kummer. „Ich sah schon viele Ritter, versetzt sie darauf, denen mein Leid zu Herzen ging, die es mir aber doch nicht zu erwenden vermochten. Beiläufig drei Meilen von hier, trefft ihr viele Ritter, die dort (ich weiss nicht, ob ihr davon wisst) jeglicher mit seiner Freundin zusammengekommen sind. Der König von Irland hatte nämlich das schönste Pferd, das ich je sah, dahin geschickt und einen redekundigen Papagei (sitech, der wol sprach swaz er sprechen wolde), dieser sass in einem goldenen Hause, das mehr als tausend Pfund kostete. Das Werk war fein und meisterlich gemacht und hing am Sattelbogen. Ihr meint wohl, ich sage zu viel, aber es ist doch wahr. Die Sattelbogen waren von weissem Helfenbein, mit Gold und Gesteine gefüllt. Das Pferd hatte einen goldenen Zaum, was die Bügel sollten sein, das waren goldene mit grossem Fleisse gewirkte Borten; die Knöpfe waren aus weissen Perlen gemacht. Das Pferd selbst war weiss wie ein Schwan, sein linkes Ohr aber und die Mähne zinoberfarb, das rechte Ohr schwarz wie Kohle; ein schwarzer Streif lief den Rücken hinab bis auf den Schweif (zagel) der war fahl, lang und breit.

[1]) „plîât“ ein kostbarer Seidenstoff. Ein überaus herrlicher, in der grossen Indîa von einem Zwerge mit Zauberkünsten gewebter Pliat, aus dem der Rock und Mantel der Helena verfertigt war, wird von Konrad von Wirzburg im Trojan. Krieg beschrieben. — Ueber „siglât“ vgl. oben S. 246. Anm. 3.

Das zog man unter die Frauen, die in einen Ring stehen mussten, dahin hiess man die Ritter gehen und die Frauen betrachten, welche für die Schönste erklärt wurde, die sollte das Pferd haben, desshalb hatte der König von Irland selbes dahin geschickt. Als sie sich nun umgesehen hatten, erklärten sie mich als die Schönste unter ihnen und mir gebühre der Gewinn. Das freute mich. Man überantwortete mir das Pferd, den Sitech und was darauf lag, nebst einem alten Zwerge, der es pflag. Wie ich das nun zu mir nahm, kam ein grosser rother Ritter, der das schöne Pferd mir verbot, es mit Gewalt nahm und seiner Freundin gab. Das war allen Rittern leid; er aber pflag solcher Mannheit, dass ihn Niemand zu bestehen wagte, so zog er es unbestritten fort und ich ritt von hinnen: das ist mein Klage und thut mir weh. Der Sitech schrie jämmerlich wie mit Menschenverstand, als er vermerkte, dass ihn der rothe Ritter nahm, den schalt er und war ihm gram, er klagte um mich, das hörte ich wohl. Die Ritter aber bleiben noch bis morgen zusammen, dann scheiden sie sich. Herre Gott, mit Deiner Kraft richte mir nun mein Leid! (sprach die Magd) das sei Dir gesagt, weil Jeder seine Noth Dir klagt."

Wigalois will trotz dem Abmahnen der Jungfrau, die seiner Jugend wegen für ihn fürchtet, den Ritter bestehen, er fragt nach der Richtung des Weges und nun reiten alle Drei, das Zwerglein, die Magd und der Mann. Mit mancher guter Maere vertrieb er ihr den Gram und kürzte die Stunden; so kamen sie nahe, dass sie den Schall der Ritter vernahmen. Im Gefielde waren überall Gezelte (pavelûne) aufgeschlagen, hier sah man schöne Waffen tragen, dort turnierten Einige. Andere schermten,[1]) sie sahen buhurdieren, die Knappen justieren, tanzen, singen, schiessen und springen; aller Arten Ritterspiel gab es da in Fülle mit lustigem Lagerleben.

Wigalois liess sich von der Jungfrau weisen, wo der rothe Ritter lag. Mit Freuden that sie es und sprach: „Seht hin! da steht ein schönes Gezelt von roth und blauem Sammt und prächtig mit Gold geziert. Der Ritter ist reich, wie man an seiner Habe sieht. Was ich von ihm Leides habe, das ändere der liebe Gott! Nahe bei ihm steht meiner Niftel Zelt, die ist des Königs Tochter von Persia; bei ihr war ich, bei ihr wollen wir bleiben, die kann uns mit Freuden die Zeit vertreiben, denn das versteht sie und macht sich den Leuten be-

[1]) „schermen" schirmen, einen Angriff abwehren, im Fechten die Hiebe des Gegners mit dem Schilde auffangen, sich in dieser Kunst üben. — „justieren" für tjostieren.

liebt. Sie sieht uns gerne, das weiss ich wohl, denn ihr Herz ist Allen willfährig.“ Freudig ritten sie über den Plan, an schönen Zelten vorüber, die Kunde erhob sich, dass die Jungfrau gekommen, die widerrechtlich ihr Pferd verloren, auch wesshalb der Ritter dabei sei; überall liefen die Leute herzu, sie zu schauen. Das persische Königstöchterlein aber sass in ihrem Gezelt und liess sich von einer schönen Magd aus einem Buche die Maere vorlesen, wie Troja zerstört war, Aeneas sich von dannen stahl, wie ihn Frau Dido empfing und weiter, wie Euch oft schon gesagt ist. Indessen kam ihre Niftel an, da las man nicht weiter (daz maere man dô belîben lie); ihr Empfang war herzlich. Der Ritter wurde bewundert, der sich so mannhaft unterwunden. Die Frauen banden ihm alle Riemen auf, er schüttelte sein Eisengewand und den Schild auf das Gras. Auch bereitete man ihm nach seinem Willen schnell ein Bad,[1]) auch schöne Kleider von Pfelle und Rosate[2]) gab man ihm, denn die Frauen waren wohlberathen aus ihrem Lande gefahren, kannten keinen Mangel und ihre Milde war ohne Schande.

Sobald Wigalois' gekleidet war, sass er auf und ritt wo er den rothen Ritter fand; die Magd, welcher das Unrecht geschehen war, hielt er an der Hand, beide traten vor ihn in sein Gezelt, wo er vornehm auf einem reichen Polster (kulter) in „sîner âmîen schôze“ lag. Der Sitech aber stand vor ihm und sprach als er die Jungfrau sah: „Willkommen, liebe Frau mein! ich sollte rechtlich Euch gehören, mit Gewalt bin ich Euch benommen, wie das gekommen, das richte Gott, denn er stand immer zum Rechten.“ Das gab dem Ritter frischen Muth und Trost war stets in Nöthen gut; wie mannhaft auch ein Herze sei und hat es nicht guten Trost, es verzagt doch vielleicht. Wer aber seinen Kummer Einem klagt, der ihm nie Gutes gönnte oder ihn nicht getrösten kann, der dünkt mir kein weiser Mann. — Sie pflogen scharfe Wechselrede. Der Ritter trug rothen Bart und feuerfarbnes Haar; dazu bemerkt der Dichter gegen einen damals schon verbreiteten und heute noch umgehenden Aberglauben[3]):

---

[1]) Das Baden war im Mittelalter so beliebt, dass es selbst im offenen Lagerleben nicht entbehrt werden konnte und alle Anstalten dazu immer bereit waren; vgl. oben S. 33 bei Heinrich von Kempten und später unter Tanhauser.

[2]) „rôsât“ kostbarer Seidenstoff, vielleicht von der Farbe oder den eingewebten goldenen Rosen so genannt.

[3]) Vgl. oben S. 62, wo die erste Lehre, die Ruodlieb von dem afrikanischen Könige bekam, dahin lautet, sich vor Rothhaarigen in Acht zu nehmen. — Wirnt erhebt sich hier und später noch öfter gegen alle abergläubischen Volksmeinungen.

von den selben hoere ich sagen
daz si valschiu herze tragen.
des gelouben hân ich niht.
swie man den getriuwen siht,
in swelher varwe er schinet,
sîn herze sich doch pînet
ûf triuwe unde ûf güete.
ob ein valscher blüete
als ein rôse diu dâ stêt,
ûz im doch niwan valschez gêt,
swie sîn hâr ist getân:
ist et er ein getriuwer man,
diu varwe im niht geschaden kan.

Von sothanen hör' ich sagen
Dass sie falsche Herzen tragen:
Den Glauben aber heg' ich nicht.
Der Gute, wie man ihn auch ersicht,
Von welcher Farb' er möge sein,
Sein Herze strebt doch allein
Nach Treu' und echter Güte;
Und ob ein solcher blühte
Wie im Garten ein Rosenbeet,
Aus seinem Munde nie Böses geht;
Wie auch sein Haar sei ihm gethan,
Ist er sonst nur ein Biedermann
Die Farb' ihm nimmer schaden kann!

Der Graf war stolz und reich, an Mannheit glich ihm Keiner, schon Mancher hatte durch ihn seinen Leib verloren, von Mannesvelt war er geboren und Graf Hojir genannt. [1]) Um Ritterschaft war er weit in die Fremde gefahren. Ehren und Gut hatte er viel erworben. Zu Hispanien war er wohlbekannt, obgleich in Sachsen geboren; es war ihm „unmaere“ sich einen Tag daheim zu verliegen, weil mit Gemächlichkeit Niemand grosse Ehre erwerben mag. Von rechtswegen soll verderben, wer daheim sich verliegt und sich zu aller Zeit befleisst, dass seinem Leibe sanfte sei. Wer Ehren will erjagen, der muss sich Arbeit unterziehen: „ez wirt vil selten hirz erjeit mit slâfendem hunde; träges wolves munde geschiht von spîse selten guot.“[2]) Dagegen war er wohl auf der Hut; der Degen wähnte den Ritter zu überwinden; er hätte so grosse Ritterschaft nicht an ihm erwartet. Sie beschieden sich auf den

[1]) „Der tapferste und mannlichste Held seiner Zeit, hoch und stark von Leibe, von Muthe unverzagt und wie ein Leu beherzt,“ dabei aber auch hochfahrend, übermüthig und trotzig, war Graf Hoyer von Mannsfeld, der im J. 1115 in der blutigen Schlacht bei dem Welfesholze von dem Grafen Wipprecht von Groitsch erlegt wurde. Ihn hatten die Sachsen mehr gefürchtet als das ganze Heer des Kaisers und sein Tod war die Losung zu einem entscheidenden Siege. Lange noch lebte sein Andenken, mit Wundern ausgeschmückt, im Gedächtnisse des Volkes. Man erzählte von ihm, seine Mutter sei vor seiner Geburt gestorben, und er habe ohne fremde Hilfe sich zur Welt entwunden, daher sei sein Spruch gewesen: „Ich, Graf Hoyer, ungeborn, hab' noch keine Schlacht verlorn.“ Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts war unweit des Welfesholzes ein Stein zu sehen, in welchen Graf Hoyer vor der Schlacht, aus der er nicht mehr zurückkehrte, hineingriff, mit den Worten: „So wahr ich in diesen Stein, wie in einen Waitzenteig greife, so wahr will ich diese Schlacht gewinnen.“ Unser Dichter versetzte diesen sagenberühmten Recken mit poetischer Verherrlichung an den Hof des König Artus. Später nahm man das für baare Münze und setzte ihn als einen Ritter der Tafelrunde in den Mannsfeld'schen Stammbaum. Vgl. Benecke S. 451 u. W. Menzel Gesch. d. Deutschen. 1843. S. 277.

[2]) Vgl. dazu Winsbecke Str. 42 von der schlafenden Katze (vohe), der keine kluge Maus ins Maul läuft.

nächsten Morgen nach der Messe, dort den Handel auszukämpfen. Die Kunde von dem Ritter flog weitum und die Leute beteten, dass Gott seinen jungen Leib friste und behüte. Getrost ging ihm die Nacht hin. Des anderen Morgens waffnet ihn die Königin von Persia und viele Frauen in sein Eisengewand und führten ihn zu einer Messe „von den driu genenden“ d. h. den dreien Personen in der Gottheit, zu Ehren der heil. Trinität. Als die Messe gesungen ward, drängten sich die Ritter um ihn und trösteten ihn als einen Mann, dem die Welt Gutes gönnt. Drauf brachte man ihm sein mit einer „kovertiure“ bedecktes Ross. Manch reicher Segen ward ihm gegeben. Freudig sprang er auf das Ross, den Schild reichte ihm die Königin, den Speer die schöne Magd. Nun kam der Ritter gegen ihn; Alles war roth was er hatte. Auf seinem Schilde war der Tod viel gräulich gemalt. „wîchâ, herre, wîchâ!“ riefen die platzmachenden Garzunen alle die vor ihm liefen; sie waren gewohnt, dass er siege. Sie machten den Ring, die Ritter nahmen die Rosse mit den Sporen, mancher Speer wurde verloren in kurzer Zeit; der Rothe hatte zum erstenmale seines Gleichen gefunden. Dem jungen Ritter ward ein starkes Speer an die Hand gegeben, das kehrte er an den Weigand nach seines Vaters Lehre, er stach ihn also gewaltig von dem Pferde auf das Gras, dass ihm die Sprache verging. Das war ihm vordem nie geschehen.

Er sprang von dem Rosse, der Graf kam wieder zu Sinnen, sprang auf und lief ihn an. Das hätte er früher ändern können, als der noch lag; nun bekam er unnöthiger Weise desto mehr Schläge von ihm. Fast hätte er durch seine Nachsicht über sich den Tod verhängt, wie das Mancher thut, der aus hohen Muth seines Feindes schont, während der es ihm mit dem Tode lohnt, wenn er es vermag. Da ging es Schlag auf Schlag; Keiner blieb dem Anderen schuldig. Der Graf schlug den Ritter bis an des Kreises Ende. Da zerrissen die Frauen ihr Gebände vor Leide, ihr Jammer scholl über die Haide und die Magd betete laut zu Gott. Als der werthe Degen die Klage der Frauen hörte, begann er grimmig zu hauen, Schild und Eisen schlug er ihm aus der Hand und trieb ihn wieder durch den Kreis. Man sah das Blut von den starken Wunden niederfallen, so wurde er von dem jungen Ritter überwunden. Nur um das Versprechen sein Geheiss zu vollführen, liess er ihm das Leben: das Pferd müsse er wieder geben und den Sitech ohne Dank. Die Leute aber freuten sich, dass ihm Alles so wohl gelang. Mit grossem Schalle führte die Königin von Persia ihn zur Ruhe in ihr Gezelt, alle Ritter begleiteten ihn und freuten sich über des Rothen Fall. Dem Grafen aber trug er auf, mit seiner Freundin

zu Artus zu ziehen und dort auf ihn zu warten: Sagt nur, der Ritter mit dem Rade sende Euch. Auf die Bemerkung des Gefangenen, dass aber mancher Ritter ein Rad führe, nennt Wigalois ihm noch seinen ganzen Namen, worauf sie fröhlich auseinander schieden, nachdem Graf Hojir seine Freude auf das Wiedersehen aussprach und dass er das, was ihm hier begegnet sei, sich nicht als einen Makel anrechne.[1]) So schieden sich Alle da. Vergeblich bittet ihn die Königin von Persia und ihre schöne Niftel, der er zu ihrem Rechte verholfen, mit ihm zu ziehen; er schlägt es aus, da ja seine Ehre davon abhängt, das Aventeuer in Corentin zu bestehen. Die vornehme Maid bittet ihn, doch wenigstens das Pferd und Alles, was darauf lag, mit dem Sitech, anzunehmen, sie habe genug und brauche es nicht; da Wigalois zögerte, trieb sie das Ross mit Schlägen davon, nun musste er es haben, denn die Jungfrau nahm, es wäre ihm lieb oder leid, kurz Urlaub und ritt von dannen. Der Ritter aber schenkte Alles, Pferd, Zwerg und Papagei der Jungfrau, der er auch das Hundelin gewonnen hatte. Sie freute sich so reicher Gabe, zweifelte aber immer noch, ob die Kraft des jungen Ritters ausreichen werde.

Im Weiterreiten erzählt das Gezwerge ein schönes irisches Märchen; hiermit kürzt es ihnen den Tag, weil man mit guten Maeren und mit reinen Weiben die Zeit wohl vertreiben mag. Da zeigt sich in der Ferne ein Gezelt, es war hoch und weit, gelb und roth an einer Seite, an der anderen weiss und blau, ein „hirzgehürne" von Golde war darauf gesteckt, die Schnüre mit starken Keilen gestreckt, auch sah man in zwei Zeilen fünfzig Speere darum gesteckt. Auf dieses zogen sie los. Dem Herrn des Zeltes war darunter auf das Gras ein reicher Kulter mit zweierhande Pfellen gebettet; wie er die Gesellen anreiten sah, empfing er sie wohl. Als er vernommen, warum der Held auf so schwere Aventiure ausreite, will er ihm selbe aus Mitleid um seine Jugend streitig machen, er trägt ihm Zweikampf an und wer von Beiden siegt und nicht todt liegen bleibe, der ziehe frei nach Corentin. Das dünkte Herrn Wigalois gut und er dankte dem Wirthe; dieser gab dem Ritter die Hälfte seiner Speere, sein bestes Ross und sechs Knappen. Da es nun Essenszeit war, so gab ihm der Ritter Wirthschaft, darauf bettete man ihn unter das Gezelt auf Laub und Gras; manch guter Kulter ward auf das Laub gedeckt, darüber zog man weisse Leilachen; die Knappen hielten Wache die Nacht bis zum Tage;

[1]) „daz wir mit fröuden einander müezen sehen! swaz mir von iu ist geschehen des wil ich niht laster hân."

im nahen Walde sangen die Nachtegallen, dass es Einem das Herz erfreute.

Da „nâch sînem site, als er ie pflac“ der Tag nach der Nacht erschien, hatten die Knappen schon Sattel und Kovertiure auf die Pferde gelegt, Harnische, Schilde und Speere bereitet; die Herren begannen an ihrer Schlafstätte sich anzukleiden; darnach sprachen sie ihr Gebet und befahlen beide ihre Noth an Gott, denn ihrer Einem stand der Tod durch den Anderen bevor; dann liessen sie sich von ihren Knappen waffnen. Dem Eigenthümer des Zeltes aber wurde leid zu Muthe, er mochte jetzt der Ehre wegen nicht vom Streite abstehen, er ahnte den Tod. Er liess sich den Schild reichen, sass auf das Ross, die Knappen brachten ihm zwei Schäfte von Eibenholz (ywîn) mit starken Speeren; dann gingen die Ritter von einander, um ihren Puneiz zu machen und kehrten gegen einander wieder. Die Speere drückten sie nieder, durch die Schilde auf die Brust stachen sie so gewaltig, dass die Schäfte zerbrachen. Dann nahmen sie zwei andere Speere, denn sie hatten auf einander Ger, so senften kehrten sie zusammen, dass das Eisen von den Schäften brach, das Gold stäubte von den Schilden auf das Gras. An Beiden war ganze Kraft und Mannheit; keiner hatte noch so starke Ritterschaft geübt; in kurzer Zeit verstachen sie die Speere gar. Zuletzt reichte man ihnen zwei eschene Schäfte, weil leider Einer todt auf der Stelle bleiben sollte. Herr Wigalois bat den Ritter weiter in's Feld zu kehren, aber daran hatte dieser selbst schon gedacht. Als sie wieder zusammensprengten, hielt Gaweins Spross den Speer, wie es ihm der Vater gelehrt und er durchstach den Gegner, dass man ihn todt auf das Gras fallen sah. Grosse Klage erhub sich da über des Ritters Fall, und er war ihrer wohl werth, denn er hatte immer gestrebt, dass ihm der Ehren Krone noch werde für seine Arbeit — da hat ihn der Tod hingelegt, als er noch ofte thut. Er niedert manchen hohen Muth „unt zefuoret die rîcheit, diu lange zesamene ist geleit: er gît ouch ie nâch liebe leit.“ Wigalois beeidete die Knappen zum König Artus zu fahren und dort zu bleiben, bis er nachkomme. Sie nahmen ihres Herren Ross und Gewand und banden das auf die Pferde; den Todten liessen sie aber nicht auf der Walstatt liegen, Herr Wigalois bat sie, ihn zur Kirche zu bringen und seiner mit Almosen und Messen zu gedenken, was sie seiner Seele zu Troste thun könnten, das sollten sie sich fleissen. Ihm aber sollten sie nichts nachtragen (niht harte wizzen) um ihres lieben Herren Tod, es sei, wie sie selbst sahen, aus Noth geschehen. Das thaten sie wie er gebot.

Nach solchen Proben mag die Magd endlich sein Geleit vertragen; nun erzählt sie ihm auch die ungeheuere Maere, um die es sich handelt. Herr Rôaz von Glois, der dem Teufel für böse Zauberlist Leib und Leben verschrieb, hat den rechtmässigen König Korntin vertrieben und erschlagen; dessen Töchterlein, das damals erst drei Jahre alt war, ist unterdessen zur allerschönsten Jungfrau erwachsen und lebte mit ihrer Mutter Gamanje[1]) auf Schloss Königsberg; wer das Land Korntin wieder erobert, soll ihre Hand erhalten; mit der Schilderung jener Güte und Schönheit spornt die Magd den Ritter noch besser an. Die Botin hat sich bereits einen Plan ausgedacht, wie die Aventiure gelingen müsse: „Jeden Tag kommt nämlich vor die Burg ein sehr schönes Thier, an dâs „unser herre Krist sînen flîz geleit,“ das trägt auf seinem Haupte zwei schwarze Hörner und darein ist eine goldene Krone gewachsen, in seinem Munde hat es Hitze, dass Niemand ohne Schaden ihm nahen mag, viele fromme Ritter hat es schon in den Tod geleitet. Wollt ihr es bestehen, so merkt genau seine Spur. Abwärts vom Haupte ist es geschaffen wie ein Leopard (liebart). Es hat sich einen Weg erkoren, der nur mir bekannt ist, das ist ein Steig, der in das Land durch den Wald von Korntin geht, darauf müsst Ihr ihm folgen.“

Sie sprachen noch, da ersah er schon die schöne Burg vor sich liegen, auch kam, wie in Streitbegehr, ein Ritter hastig gegen ihn geritten; der hatte ein gutes Ross, einen weissen Halsberg und darüber einen grünen Wappenrock, auf dessen beide Seiten ein Rehbock von Sammt geschnitten war, sein reicher Helm war mit einem rothen Tuch (keln) darum sich ein weisser Härminstreif zog, überdeckt, oben war eine goldene Schüssel eingesteckt, daran man ihn als „truchsaeze“ erkennen sollte: grasgrüner Timit war an den Speer gebunden, einen neuen Schild führte er, darauf war das Thier gemalt, von dem ich Euch sagte, dass es ihn leiten sollte. Mit Lazur und Gold war es meisterlich gefüllt. Das war ihr Wappen zu Roymunt „ze tiusche Künegesberc.“ — Das war natürlich auch wieder ein ganz ausgezeichneter Ritter, so zwar, dass die Jungfrau ihrem Helden rathen will, ihn fahren zu lassen, denn es könnte ihm etwa misslingen. Da fährt aber Wigalois auf:

daz waere ein slac	... das wär' ein Schlag
aller mîner êren	Aller meiner Ehren,
und solde ich von im kêren,	Wollt' ich jetzt von ihm kehren;

[1]) Diese Gamanje ist noch unenträthselt: Benecke S. 585 hält sie für eine Frau von Amenes Hofe; Gervinus hält sie für Lariens Mutter Amene; Pfeiffer S. 328 will das Wort als eine Bezeichnung des weiblichen Hofstaats verstanden haben.

sît ich nâch rîterschefte var.	Denn all mein Wunsch ist nach Gefahren.
des himels keiser mich bevar!	Des Himmels Kaiser möge mich wahren;
ich wil benamen gein im dar.	Ich will bei Gott, gleich wider ihn fahren!

So kehrte er über die Haide. Beide Herren begannen die Schilde vor die Knie zu nehmen, neigten vor einander die Schäfte und stiessen mit grosser Kraft zusammen; sie verstachen beide also ritterlich ihren Speer, dass Niemand entscheiden konnte, wer den seinen besser verthan hätte. Der Truchsess aber schwenkte wieder zum Ritter, fing seinen Zaum sehr freundlich auf und hiess ihn willkommen, weil er in ihm nun den Ritter erkannte, den die Magd zu bringen ausgesendet war und der ihr bereits so schönen Gewinn erworben hatte. So zogen sie in die Burg; Ritter und Knechte, jeglicher nach seinem Rechte, empfingen den Ritter und die Magd, Alle freuten sich über ihn. Die edle Magd ging zu ihrer Fraue und rühmte die Tüchtigkeit ihres Helden, erzählte von ihrer Reise und rühmte alle Noth in der ihr Geselle gestritten, auch liess sie ihrer Frauen alle Kleinode sehen, die Herr Wigalois ihr gewann. Das Gezwerg brachte das Pferd und den Sitech und das Hündlein und da schätzte man „daz gereite“ und das Vogelhaus wohl auf tausend Pfund. Die Magd erhob des Ritters Preis, sie lobte ihn vor ihren Jungfrauen in allen Weisen, wie er Helme und Schilde zerhaue; das hörte die Wirthin gerne an und dankte (gnadete) der Jungfrau ob „der ängestlîchen arbeit,“ die sie auf der Fahrt erlitten.

Die Drei, die schöne Larîe, ihre Mutter und die Magd beriethen sich nun, wie man den Ritter empfange, dass er guten Willen gewinne. Vorerst mussten die Frauen ihre schönsten Kleider anlegen; der Truchsess führte den Ritter einstweilen in den Garten, wo er sein Eisengewand unter eine grüne Linde schüttete und sich kühlte und ruhte. Nerejâ (so hiess die Magd, welche den Ritter hergebracht hatte) trug reiches Gewand und schneeweisses Linnen her, das ihm die schöne Larîe zu Liebe sandte (sie hatte es aus Syrie weit über See erhalten); zu ihm sass sie auf den Klee. So kleidete sich der kühne Mann. Zwei Scharlachhosen strich er an die Beine. Wie stattlich strahlte er durch Geburt und Mannheit: „gewizzen unde saelekeit hèt got mit flîze an in geleit.“ — Als der Ritter nach Müh und Gefahr (arbeit) so minnigliche Gabe empfing, dankte er Gott und ging mit der Jungfrau vor die edle Königin, wo sie auf ihrem Saale sass. „ouwî, herre got!“ was er da schöne Frauen fand! Die waren prächtig gekleidet, jegliche nach

Rang und Geschlecht, fünfzig an der Zahl, doch verdienen nur zwanzig davon ganz besonderes Lob, die an Geburt und Gebahren, Schönheit und reicher Tracht so hervorragten, wie man jetzt also herrliche Fraucn unter keinem Gesinde mehr findet! Er begann umzuschauen, nahm ihrer aller rechte wahr und fand sie nach Wunsch wohlgestaltet; ihre Trefflichkeit (saelde) war mannigfalt an Leib und an „gewizzen, des besten si sich flizzen für einander alle dâ.“ Was man ihm aber von Frau Lariens Schönheit gesagt hatte, das war Alles wahr; Gott hatte seinen besten Fleiss an sie gelegt, „an lîbe unde an saelekheit diu reine für si alle was geliutert als ein spiegelglas. hie vand er sînes herzen bluot. beidiu lîp unde muot gab er ir tougenlîchen (heimlich) dâ.“ Frau Minne fing den Ritter und zog ihn in ihren Hag (hamît) gewaltiglich ohne Streit, dass er sich nicht mochte erwehren, er musste ihr sichern und schwören zu thun, was ihr däuchte gut. Zu Geisel musste er ihr den Willen (muot) geben und sein Herze, dass die Beiden mussten sein ihre Gefangene bis an ihren Tod. Was man ihm zu thun gebot für sie, das dünkte ihm Alles leicht, wie sehr ihm auch das Herze brach, da er die Schöne zum ersten sah.

Er, der sonst ein Heer in die Flucht schlug und manchen frommen Ritter fing, konnte sich der Frau Minne und ihrer Stärke nicht erwehren. Hie liess er seine Seele bei der wohlgethanen Maid, ihre grosse Schöne gewann ihn, dass er ihrer nie vergass, weil sie sein Herze so besass mit Jammer, wie ihm nie mehr von einem Weibe weher geschah. Dieser Macht war er ungewohnt, desto ärger war sie ihm. Die Königin ging ihm, ihre Tochter Larie an der Hand, entgegen, sie empfingen ihn, wie man liebe Freunde empfangen soll, darnach grüssten ihn die Frauen alle; grosse Freude, doch ohne Schall, hub sich da mit Züchten. Die Fraue hiess ihn sitzen und klagte ihm ihr Herzeleid. Wigalois ist bereit in den Tod zu reiten und die grössten Gefahren zu bestehen, da er schon von Nereja weiss, dass Land und Magd mit Mannheit zu erwerben sind: „daz tuot mir sanfte unde wol swaz leides mir dâ von geschiht.“ Die Fraue sprach: „Ich verläugne es nicht (ichn hils iuch niht) was ich zugesagt habe (gevestent): besiegt Ihr, wie ich zu Gott hoffe! den Heiden, so gebe ich sie Euch mit Mannen und Magen.“ Da wollte er gleich von dannen reiten ohne Säumniss, die Magd aber bat ihn, noch über Nacht zu bleiben. Das gab ihm Freude und Kraft, weil er die Schöne gerne sah. Mit grossen Züchten sprach er: „Ihr sollt gebieten über mich, denn was Ihr wollt, das thue ich (Pfeiffer S. 110, 26 ff.);

waeren mîn elliu rîche
sô daz ich keiser waere,
der êren ich enbaere
ê ich verlieze iwer gebot.
ir sult ez lâzen âne spot
daz ich iuch, frouwe, minne:
wand ir habt mîne sinne
gevangen und daz herze mîn:
diu müezen bî iu iemer sîn
mit triuwen biz an mînen tôt."

Ob mir als Kaiser unterthan
Alle Land' und Reiche wären,
Ich wollt' ihrer gern entbehren
Eh' ich verneint' Euer Gebot.
Ihr sollt mir's gönnen ohne Spott
Dass ich Euch, Fraue, minne;
Denn Ihr habt meine Sinne
Gefangen und das Herze mein:
Die müssen allzeit bei Euch sein
Bis zu des Lebens letztem Ziel."

Er fiel ihr mit erhobenen Händen zu Füssen und sprach: „Mein Leib muss sich nach Eueren Gnaden verenden, verliere ich den Leib auf dieser Fahrt, so thut es mir herzlich wohl, weil es für Euch geschieht." Er küsste der Maid den Fuss vor Freuden und ergab sich ihr. „Gott gebe Euch Hilfe und Rath," sprach die wohlgethane Magd, hiess den Ritter aufstehen und zeigte ihm mit den Augen, obwohl sie vor der Mutter schwieg, dass er ihr lieb sei, wie das Leben. Das pflegen noch die reinen Frauen, dass sie in die Herzen sehen und darinnen suchen und spähen durch des Mannes Augen. Hier folgt diese schöne Stelle über die Augensprache (S. 111):

wan swaz daz herze tougen
wider den friunt valsches hât,
daz ouge ez niemer verlât
ezn meldez mit dem blicke.
ez wenket harte dicke
an im ûf unde nider
und zucket sich vil gâhes wider.
ezn siht niht güetlîchen dar,
niwan daz ez neme war
ob iht ze merken an im sî.
dâ erkennet die valschen bî,
als ich mich versinnen kan:
swâ diu ougen einander an
lange sehent âne wanc,
daz der herze und ir gedanc
mit triuwen zuo einander stât;
swâ abe der blic sô schiere ergât
da enist niht ganzer triuwen bî,
ezn kome alsô daz ez sî
daz sîn die liute werden gewar:
so lâze er sîn sehen gar
ern blicke denn underwîlen dar.

Denn wo sich schlimme Tücke
Im Herzen hat versteckt,
Da wird's im Auge bald entdeckt;
Das lässt nicht ab und sagt es an,
Es winkt bei einem falschen Mann
Und zuckt die Augenlider
Viel hastig auf und nieder.
Solch' Auge nimmer freundlich lacht
Und hält vorsichtig Wacht
Ob nichts zu merken an ihm sei.
Den Bösen erkennt Ihr dabei;
Denn, wie ich's Euch versichern kann,
Wo die Augen einander an
Lange schauen ohne Wanken,
Da wisst, dass Herz und Gedanken
In Treu' einander entgegen drängt;
Wo aber das Auge scheu sich senkt
Da ist die Treue nicht vollkommen,
Es wäre denn also gekommen
Dass Lauscher in dem Wege steh'n,
Dann wagt es nimmer scharf zu späh'n,
Und nur verstohlen hin zu seh'n.
(v. 4269[illegible].)

So geschah denn süsses Spiel und Kurzweile von süsser Augenweide, dass Jedermann, und hatte er noch so grosses Leid, doch hätte genesen müssen. Darauf ward ihnen „geseit si solden ûf ezzen gân. den rîter hiez man ûf stân von der kurzwîle. ez dûhte in wol ein mîle dô er von ir ze tische gie. groezer êre enbôt man nie weder ê noch sît deheinem man, als im mit willen dà wart getân.“ Da sie fröhlich gegessen und dann noch zusammengesessen waren, gaben ihm die Frauen gute Nacht. So hatte der Tag ein Ende. In einem wonniglichen Saal ging Herr Wigalois schlafen; da sah er von der Burg zu thal eine Brunst in dem Walde; er forschte gleich, wo das sein möchte. Sie sprachen: „Das ist zu Korntin, da unser Herre nahm den Tod; da hört man Jammer und Noth die lange Nacht bis an den Tag; doch steht das Haus immer wieder unversehrt. Das Wehegeschrei dauert die ganze Nacht, tagsüber ist Alles still. Es ist uns eine Sorge, dass wir dem Dinge noch nicht auf die Spur kamen (dass wir noch nicht gesehen mochten, wo oder wie es geschieht), es spuckt schon an zehn Jahren und was Nachts verbrennt, steht Morgens doch unversehrt da. Ein breites Moos und ein See hat das Haus ganz umfangen, Niemand kam seither mehr dahin; auch geht nur ein Weg, der mit Steinwänden beschlossen und behütet ist, so dass, Jeder, der dahin kehrt, es schwer zu büssen hat, es sei denn, dass Einen das Thier leitet; wer nach der Aventiure fährt, den bringt es dahin. Der aber theile sein Gewinn mit wem er wolle (fügt der Aufschluss gebende Truchsess bei) ich will sein Geselle nimmer werden, ich weiss, wie es darum steht.“ Herr Wigalois vertraute aber auf Gott, bot Allen gute Nacht und ruhte bis zum Morgen; seines Rosses man mit Fleisse pflag, es ward da trefflich beschlagen; sein Eisengewand trug man in ein Fegefass (vegevaz), wo man es so fleissig fegte, dass es blank wurde wie Eis.

Frühe wecken den Ritter minnigliche Sorgen und Sehnsucht; dem heil. Geist zu Ehren liess er eine Messe singen und bat Gott durch die reine Magd um Sieg. Als das Amt gethan war und der Pfaffe gehen wollte, stund der Ritter und bat um den Segen „als wir zer noete hinte pflegen.“ Der Priester kam eilig wieder, mit grosser Inbrunst (jâmer) kniete er vor dem Altare mit Gebet. Wir erhalten hier eine nicht uninteressante genaue Beschreibung einer Schwertsegen-Ceremonie.[1]) Eine Reliquienkapsel (kefsen) nahm er von der Stätte voll von Heilig-

[1]) Vers 4390 ff. Pfeiffer S. 115. — Vgl. oben Parcival 254, 10. Ein Nachhall der alten Siegeswaffen, die ehedem Wuotan verlieh, was sich allgemach bis auf Freikugeln und Passauerkunst auswuchs, die besonders durch Kaspar Neithart 1611 in Blüthe kam.

thumes; von Elfenbein war die eine Hälfte, die andere aus Gold und Gesteine. Der Priester aber war gar ein würdiger Herr (âne meil und ledic aller bôsheit), sein Haar grau und roth, sein Bart lang und breit; reich war er gewandet, sein Pelz von feinem Grau, mit blauem Sammt stattlich bezogen und spannenbreit mit einem Zobel „gevideret"; er trug einen Mantel von Luchsfell, mit Siglat bedacht. Alle schwiegen; der junge Degen neigte sich und empfing den Segen mit Heilthum und mit Munde. Manches Auge wurde roth. Der Priester haftete um sein Schwert einen Zettel (strihte im umb sîn swert einen brief) der gab ihm festen Muth, der war für allen Zauber gut. Das dankte er ihm und befahl sich Gott. Darnach ward er durch einen Boten zum Imbiss gerufen, der jedoch für die bevorstehende Arbeit nicht sehr gross war; hierauf ging er zu den Frauen und nahm Abschied; sein festes Herz liess er bei der schönen Maid, ihr krankes Herze nahm er mit. Nun sagt mir, wie sein werde Rath der nie ein krankes Herze hat, wenn er zum Streite reiten soll? Da hilft die Minne zu aller Zeit.

Er neigte sich vor den Kinden, von Mann zu Mann. Nur ein Wunsch begleitete ihn, da er sich waffnete; Frau Larie sandte ihm eine Gabe, die sein Herz erfreute, das war eine Tasche von Pfelle, ein Brod lag darin, dass von Würzen so grosse Kraft hatte, dass Einen der Hunger verlässt, wie er es nur an den Mund bringt. Sieben Nächte hätte er in einem Walde zubringen können ohne andere Nahrung, wenn er davon nur ein wenig genoss; dafür sagte er der Geberin Herzensdank (gnâdet ir wol tûsent stunt). Nun kam ein Bote und sagte, wie das Thier vor die Burg gekommen wäre und gegen den Wald ginge. Herr Wigalois ritt balde mit schwerem Herzen vor das Thor und sah das Thier gegen den Wald fliehen. Da beschleunigte er die Fahrt; als er es erreichte, spielte das schöne Thier mit ihm wie ein Hund, aus Freude, dass er gekommen war; darauf eilten sie auf engen Wegen mehr den zwölf Meilen bis der Wald ein Ende hatte. Bei einem Fels kamen sie an das Burgthor, welches mit so tiefen Gräben umgeben war, dass die Stimme eines Menschen aus der Tiefe herauf nicht mehr gehört würde. Ueber mächtige Pfeiler ist eine Brücke geschlichtet; an den Pfeilern war ein Fallthor (slegetor) angeheftet, das liess der Pförtner (portenære) gleich nieder, als das Thier der Brücke zulief; dann ging er wieder ins Haus zurück, denn er kannte dessen Flammenhauch (sînen blâst sô grôzer hitze vol) gut; was es anhauchte, brannte gleich „als ein mies," Steine und Eisen wie Stroh. Dem Thiere ritt er nach in das Land Korntîn. Das war überall wohl gebaut, wie eine Hand; Weinwuchs lag auf Berg und Hügel. Hier sah er ein trauriges Turnei: in kurzer Weile wurden viele Speere verstochen, die starken Schilde zer-

brochen, sie jagten und wichen recht wie sie sollten und vergalten es dann flugs wieder mit Stichen und Schlägen. Zwischen zwei breiten Wegen begab sich das (was diu storîe). Der Ritter waren gerade hundert und drei. Man hörte da nur immer „we! we!“ von ihren krojiren.[1] Herrn Wigalois bedünkte, als ob es nicht rechte Leute wären, ihre Ritterschaft schien ihm verdächtig, ihre Wappen waren alle kohlschwarz und zinnoberrothe Feuer darein gemalt. Seine Mannheit und sein Sinn zwangen ihn, hier seiner lieben Amie Larie wegen einen Speer zu verthun; er begann also „zevalier“[2] zu schreien. Ein Ritter kam und Wigalois versticht einen Speer, aber Eisen und Schaft fingen gleich Feuer, auch hielt sein Pferd die Hitze nicht aus, sondern drängte weiter. „Herr Gott! gedachte Wigalois, wie steht es hier um diese Ritterschaft, dass Eisen und Schaft gar verbrennen! möchte doch wissen, was das für Leute sind und welches Leben sie führen.“[3] Die Unheimlichen erfreuten ihn nicht, er sah, Gott habe ihnen dieses Leben nur zur Busse gegeben und ritt seinem Thiere nach vor das Haus von Korntin. Das Land war reich, die Mauer glänzte wie Glas, lauter und reine von edlem Marmorsteine war sie gebaut; innen lag ein unbedeckter Palas von klaren Krystallen gewölbt, so dass man Alles sah, was darinnen war. Vor dem Thore lag ein Anger, darauf stand (dar ûf was gebelzet) ein Baum, von dessen süsser Blüthe reiner Duft (smac) ging. Dahin lief das Thier und verwandelte sich alsbald in Menschengestalt: Nun hatte es Zöpfe wie ein Weib, Leib und Kleid schienen sonnenlicht, sein Haupt war schön mit der Krone geziert die das Thier getragen. So Seltsames hatte Wigalois in seinem Leben noch nicht geschaut. Er erschrack und sprach: „Herr Gott! was soll das sein?“ Er wollte zu dem Manne hin, da ward der Anger durch eine unsichtbare Wand abgeschlossen und unerreichbar (beslozzen mit gotes tougen). Er mühte sich vergeblich dem Manne zu nahen. „Sag an, sprach er, ob Du ein Mensch bist und an Christus glaubst, und wie es um Dein Leben stehe, jetzt ist Dir wohl, aber Dir war wehe, wenn ich mich recht versinne. Gott hat Wunder an Dir gethan, erst warst Du ein Thier, nun bist Du ein Mann.“

Er antwortete: „Den Du mir genannt Den habe ich stets bekannt und glaube, dass Er der wahre Krist immer war und immer ist und

[1] „kroijiren“ nannte man das beim Zweikampf oder Turniere übliche Rufen.

[2] Schevalier, Cavalier.

[3] Es ist ein in der heutigen Volkssage noch wiederkehrender Zug, dass feurige Ritter miteinander streiten. Vgl. Birlinger u. Buck Volksthümliches aus Schwaben. 1861. I. 285.

dass ohne ihn nichts genesen mag. Ich habe leider seinen Schlag und Zorn verdient; meine arme Seele ist verloren, will Er mir nicht gnädig sein. Nur zu dieser Stunde habe ich täglich Ruhe; ich war Herr über dieses paradiesische Land, Leute und Gut waren mir unterthan, da gab mir Gott so guten Muth, dass ich die Armen hieher immer kommen liess, so viel ich ihrer fand, berieth ich sie eigenhändig mit Speise. Seit zehn Jahren kam ein Wurm in dieses Land, der es bis an das wilde Moos verwüstete; Mann und Ross trug er fort, von dem Gestank, der ihm aus dem Halse geht, verdürbe ein Heer; wer ihn besteht, der hat den Tod an der Hand. Dich hat Gott hergeschickt, dass Du uns erledigen sollst; dadurch erwirbst Du Dir den Sold, der Dich immer froh macht: meine Tochter Larie und das Land Korntin. Ja, um Dir noch mehr zu sagen (fährt er mit ganz dantesker Schilderung in seiner Erzählung weiter) die Ritterschaft, die Du eben an der Strasse gesehen, ist unvergleichlich reich an Qual, sie brennen immerdar in der Hölle Feuer. Ruhe ist ihnen selten. Sie wurden Alle bei mir erschlagen, als der ungetreue Mann mir Leben und Land abgewann. Rôaz von Gloys heisst er; viel edle Degen erlagen von seiner Hand, sie haben so gestritten, dass sie die Ehre verloren und den Tod von seiner Hand erhielten. Sein Haus liegt hier nahe. Wie kühn er auch sei, den Wurm durfte er doch nicht bestehen, obgleich er täglich den Schaden sehen musste, den er seinen Leuten that.“ Der schöne Mann brach von dem Baume eine Blüthe und gab sie dem Ritter, dann könne ihm der „boese smac“ nicht schaden; an dem Burgthor stecke eine Glävie,[1]) die ein Engel brachte, wider die schützt kein Horn, Stein noch Eisengewand. Im hintersten Indien ist „einer slahte stâl,“ der ist so hart, dass er den Stein rechte schneidet „als ein zein“;[2]) daher ist die „glävie“; sie steckt in der Steinwand; nimm sie, Held, und reite auf die Haide, da weidet der Wurm am Abend. Was sich dann

---

[1]) „glävie“ Lanze, wohl auch nur die angeschaftete stählerne Spitze s. o. S. 163.

[2]) Die Stelle lautet: in der innern Indîâ
dâ ist einer slâhte stâl,
daz hât von golde rôtiu mâl
und ist sô harte daz ez den stein
rehte snîdet als ein zein.

Ohne Zweifel ist das kein von Dichterphantasie geschaffenes Wunder, sondern man kannte im XIII. Jahrh. bereits den indischen Stahl, der schon bei Griechen und Römern in hohem Ansehen stand und durch den Levantischen Handel im Mittelalter nach Deutschland kam. Damals war die Kunst den Stahl so zu härten, dass er Stein und Eisen schneidet, bei uns noch unbekannt. Noch in der Mitte des XVI. Jahrh. machte es grosses Aufsehen, als der Grossherzog Cosmus (1555) die Kunst einer solchen Stahlhärtung auffand. Die „rôtiu mâl von golde“ sind wahrscheinlich nur Verzierungen. „als ein zein,“ es durchschneidet den Stein, als wenn er nur ein dünnes Stäbchen wäre.

Lebendiges zeigt, Leute oder Vieh, das trägt er hin. Niemand kann an Flucht denken, denn Alles ereilt das wilde Thier wie im Spiele. Mit keinem Geschosse ist es zu versehren; auch gibt es kein „gesmîde," das den Wurm verletzt, ausser der „glävie." Sonst liegt er in einem hohlen Steine, von wo ihn nichts verlockt. Gelingt es Dir auch, ihn zu erschlagen, so verlierst Du doch so viel Kraft dadurch, wie vordem nie; bedenke das wohl zuvor." — Nun erfährt auch Wigalois, dass der so gerühmte und leuchtende Held Gawein sein Vater sei. „Dir müsse Sälde und Ehre geschehen, sprach „diu sêle" weiter; nun aber beginnt die Zeit, dass ich bis morgen Früh in dem Hause brennen soll, ist die Zeit vorbei, so ist mir eine Stunde wohl; ich büsse schon ins zehnte Jahr, darnach bin ich meiner Sünden ledig. Du aber, Held, sollst in Deinem Gebete der viel armen Schaar gedenken, die vor mir in das Haus fährt und leider noch unerlöst ist. Du bist ihre Hülfe und ihr Trost und erhältst hohen Lohn, wenn Du den Heiden, dessen Leid ich lange mit Leide trug, besiegest. Gegen Treu und Glauben schlug er mich, als ich ihm meine Dienste bot, so kam ich in diese Noth und litt mein armer Leib den Tod."

Da kam die jämmerliche Schaar wieder angeritten, bei welcher er vorhin seinen Speer verstochen, sie stiegen Alle ab, als sie an den Anger kamen, nahmen den Speer auf die Achsel und zogen einer nach dem anderen in das schöne Burgthor ein. Wigalois aber nahm die „glävie," die in der Felsenwand, wie in einer Tanne haftete; der auf dem Anger aber ward wieder in Thiergestalt verwandelt und ging wieder in das Haus, das von seinem Hauche hellauf erbrannte.

Indem Wigalois weiter ritt, fand er eine Steige, die ihn an einen See brachte. Da schrie ein Weib jämmerlich um Hilfe, mit „gezartem gebende" lag sie auf dem Gras, rang ihre weissen Hände und zerraufte ihr Gewand und ihre Haare. Ihr Leib war, wo man ihn sah, wie Schnee (ir lîp was, swâ er blahte, alsam ein snê), ihre Brust aber mit Blut unterlaufen, sie hatte mit Schlagen und Raufen ihren Leib verdorben. So lag die Arme; der lichte Tag war ihr wie Nacht, sie hörte und sah nicht mehr vor Herzeleid. Der grosse Wurm Pfetân hat eben, als sie mit Federspiel ritten, ihren Mann geraubt, selbvierte trug er ihn hin mit den Rossen, als wäre es nichts. „Ich ritt zu beizen alleine voraus, so entkam ich dem Tod," erzählt die Arme. Wigalois folgt gleich der Spur nach, vorher nahm er jedoch aus der Tasche noch das Brod und das Blümelein, um sich durch Speise und Geruch zu stärken. Schon war es nahe der Nacht, er trabte einen Berg hinab, da hörte er schwere Aeste fallen, und die Bäume brachen, wo der Wurm hinschleifte; was er mit seinem Zagel begrief, brach er Alles nieder. Bald

sah der Kühne das ungefüge Vieh, den Wurm Pfetân „eislîchen“ gehen, solch ungeheuere „krêatiure“ war nie geschaut: Sein Haupt war unmassen gross, schwarz und rauh, der Schnabel klafterlang und ellenbreit, vorne zugespizt und schneidig, wie ein neugeschliffener Sperr. In seinem Rachen (giele) hatte er lange Zähne wie ein Schwein, überall breite hürnene Schuppen, vom Haupte hinab stund ihm ein scharfer Grat, wie das Krokodill hat, womit es die Schiffe spaltet (als der kokodrille hât dâ er die kiele kliubet mite). Der Wurm „hêt nâch wurmes site einen langen zagel,“ damit hielt er die vier geraubten Ritter, die kaum noch lebten. Mit drei Ringen hielt er sie, bis er sie essen wollte. Einen Kamm hatte er, wie ein Hahn, sein Bauch war grasgrün, die Augen roth, die Seiten gelb, rund war der Wurm wie eine Kerze, sein scharfer Grat war fahl, zwei Ohren trug er wie ein Maulthier, sein Athem aber stank mehr als lange in der Sonne liegendes Aas; dazu hatte er Greifenfüsse, aber rauh wie ein Bär und schöne Fittiche gleich Pfauengefieder. Sein Hals bog sich hernieder ins Gras, seine Gurgel[1]) war knorrig (knurren) gleich eines Steinbocks Horn.

Der Ritter betete zu Gott gegen den freisen Wurm, nahm mit beiden Händen die „glävie“ und stach den Schaft bis an die Hand dem Wurm ins Herz. Von seinem Brüllen erhallte der Wald, der Wurm schlug um sich, dass die Bäume barsten. Schnell wendete der Ritter sein Ross, der Wurm liess die Ritter los, kehrte ihm nach und hatte ihn bald „ervarn“; er zerrte ihm ab das Eisen, die Panzerringe „begunden rîsen als waere ez ein dürrez strô“; er nahm dem edlen Ritter Kraft und Sinn, drückte ihn, dass ihm das Blut aus Nase und Ohren sprang, dann warf er ihn wie einen Ball an den See hinab; Schild und Eisengewand waren an ihm zerdrückt, doch hielt er das Schwert noch fest. Der Tod hatte an sein Leben nahe gezückt, auch das schöne Ross lag bei ihm „zerzerret unde zebrochen.“

Die drei Ritter, die der Wurm eingeringelt hatte, waren erdrückt, der Mann jener Frau aber, die des Wigalois Erbarmen erregt hatte, lebte noch; als sie ihn wiederfand, lachten und weinten ihre Augen zu gleicher Zeit. Da ihre Burg nahe lag, so liess sie die Todten auf Rosse heben und dahin tragen. Aber der Ritter, der den Wurm erschlagen, ist nicht zu finden, die Gräfin Morâl (so hiess der Herre) versprach grosse Gabe d e m, der ihr Kunde bringe. Ein armes Weib, das mit ihren sechs hungernden Kindern am See fuhr und ein Mann, der ausging, Gras zu schneiden, finden den Ritter wie todt liegen und ziehen ihm seine Waffen ab, die Frau fand auch den herrlichen Gürtel, rollte

[1]) „drozze“ Drossel, Hals.

ısammen und steckte ihn heimlich zu sich; so „entnacten" sie ihn Da er noch einige Lebenszeichen gibt, so räth die Frau, ihn völlig lten, schleifte ihn an den See und wollte ihn ertränken, was der gerade noch verhinderte (S. 140, 9 ff.):

ouch noch ein übel wîp	Es ist ein böses Weibsbild eben
danne dehein man:	Viel schlimmer noch, als je ein Mann,
si niht bedenken kan	Weil sie nicht ermessen kann
r dar nâch künftic sî.	Ihrer ewigen Seele Gefahr.
leln wîp diu sint frî	Die edlen Frauen sind frei und baar
übels: daz weiz ich wol:	Von allem Uebel, das weiss ich wohl,
ıiu herze sint guotes vol.	Ihr Herz ist jeder Tugend voll,
ı, der daz verdienen kan	Und wohl dem der's verdienen kann
ı ein edeliu frouwe an	Dass eine reine Frau ihm gann,
güetlîchen siht.	Ihn auch nur freundlich anzuschau'n:
ıet er dâ anders niht,	Und erwürb' er von ihr nichts weiter, traun,
ut ez in doch verre baz	So ist er zehnmal mehr beglückt,
ob er verdienet daz,	Als hätte ihn mit Fleiss berückt
n ein unedele wîp	Ein schlechtes, verbuhltes Weib,
guot unde lîp.	Und böt' ihm Gut und Leib. —
si fröude wellent geben	Wem sie Freude wollen geben
ıac vil deste gerner leben.	Der mag viel selig allzeit leben.
n man die frouwen sol	Desshalb man die Frauen soll
ıâze haben wol:	Ohne Maass ehren und halten wohl,
daz gît vil süezen zol.	Ihr Lohn der gibt viel süssen Zoll.

Jnterdessen wird Wigalois doch gerettet. Graf Moral hatte mehrere n in der Nähe, auf einer derselben waren mehrere Jungfrauen im lscheine noch ausgegangen, die das Blinken des weissen Halsberges ondscheine wahrnahmen, und da man, wie allbekannt, über das er besser hört, so lauschte Eine von ihnen und gewahrte, wie das Weib den Ritter so „entnacte," dass kein Faden an ihm blieb; ər „schamte sich niht hâres grôz," denn er hörte und sah nicht. schöne Gestalt erweckt das Mitleid der Alten, sie giesst ihm Wasser ein, das war seine ganze Stärkung. Sorglich ihren Fang rgen, dass sie ihn unbemerkt zu ihrer mit Rohr und Reisig geən Hütte brächten, ruderten (fluzzen) sie leise ans Gestade und ı den Harmasch in ihr Gemach. Das ersah nahebei eine der n, ging nach und lugte durch den Zaun hinein, da sah sie den Helm, Schild und Eisengewand, eine Fackel leuchtete dazu; sie ;en den Fang für mehr als tausend Pfund an und hielten sich für ʒen. Ein bellender Hund vertrieb die lauschende Frau zu ihren elen, welche sie ausschalten, leise gingen sie zu ihrer Herrin ', welche den Verlust des mannhaften Ritters beklagte, morgen

solle das Landvolk mit dem Kreuz einen Lobgang durch den Wald halten, weil Gott sie von dem Teufel erlöste, mit allen Leuten wolle sie dann nach dem Ritter suchen. Sie beschrieb sein Pferd und die Rüstung genau, er habe einen weissen Halsberg und kostbaren Helm gehabt, auf dem sich mitten ein Rad befand, welches umlief, wenn er buhurdirte;[1]) feiner Zobel lag als Decke über den Helm und eine schmale goldene Leiste über den Augen, darunter leuchtete der Helm hell wie Glas; von Goldbrokat (genageltem pfelle) war sein Waffenrock, schwarz der Schild und ein goldenes Rad darauf, das hatte sich die Frau wohl gemerkt. „Er war sicherlich ein Ritter der Tafelrunde, von der ich einmal einen Ritter sah, der wohl hundert Speere zerbrach und zwölf fromme Ritter fing. Damals, als ich jenen Ritter sah, war ich noch ein Kind (erzählt die Fraue weiter) und das Stechen geschah vor meines Vaters Hause, der Ritter hiess Gawein; an seinem Schilde sah man ein goldenes Bild der Tafelrunde, darin war ein weisser Hirsch gemalt (von krîden) auf einem goldenen Berge. Das gleiche Wappen sah ich jetzt an dem Ritter, der nicht erschrack, für mich in den Tod zu reiten und ohne den Ihr, mein lieber Herre, todt läget.“ — Da erwog die schöne Magd, was sie gesehen, kniete vor ihrer Herrin nieder und erzählte alles. Die Frau beschloss gleich zu der bezeichneten Hütte zu gehen, die, wie das Frühere, so ausführlich geschildert wird, als hätte der Dichter ein selbst erlebtes Erreigniss vor Augen. Sie fanden den Mann am Feuer sitzen; bittere Armuth war bei ihm zu Hause; Armuth und Elend sind meist beisammen und nur die Freude hält es mit den Reichen.[2]) Da sass er und sann, wie er die goldene Zier heimlich verkaufen könne. Unterdessen kamen sie „für den glêt“ und verlangten Einlass bei seinem Leben. Das arme Weib erkannte ihre Herrin und öffnete erschrocken über so ungewohnten späten Besuch. Der Bauer warf sich auf die Erde, überantwortete den Raub und versprach sie zu dem Ritter zu führen. Freudig gab sie ihm dreissig Huoben zu eigen und liess ihn das beste Haus auswählen. So gewann der Arme frohen Muth, Heil und Segen. Nun beginnt der Dichter ein dialektisches Zweigespräch, wie sonst die Minnesänger, z. B. Ulrich von Lichtenstein, zwischen Herz und Verstand zu führen beliebten. Da fragt mich mein armer Verstand (kranker sin, des ich gar âne zwîvel bin):

[1]) Aehnliche Künstlichkeiten müssen wirklich bestanden haben, der Riese Melwin hat einen solchen Helm. Vgl. o. S 237 in der Beschreibung des Graltempels.

[2]) ez hêt diu grôze armuot
zuo im gehûset in dem glêt,
dâ selten fröude bî bestêt.
diu armuot mit jâmer lît:
diu rîcheit allez fröude gît.

Sag an, Wirnt, ist das wahr: mag Jemand ohne Gut der Welt genehm sein? Darauf erwidere ich meinem Zweifel: Gewiss, ja, so dünkt es mich. — Mit Verlaub (entriuwen) ich wähne anders. Was frommt Dir Leib und Muth, bist Du gar ohne Habe? — Nun höre, das will ich Dir sagen, wie ich mir die Gunst der Welt bejagen will (v. 5765 ff.):

„ich wil zuo den besten gèn
und wil mit mîner kunst begên
und mit mînen zühten daz
daz ich in gevalle baz
danne ein guoter rîcher man,
der deheiner slahte fuoge kan.“

„daz lâ sîn“ sprach der sin.
„sît ich dir sô nütze bin,
ich frum dich als ich beste kan:
dan gezwîvel niemer an.“
der rede wart ich harte frô
und behabte iedoch den strît alsô,
daz werder ist ein sinnic man
dem, der in erkennen kan,
danne ein man, der allen rat
âne ganze sinne hât.
die rede ir mich niht liegen lât! —

„Ich will zu den Besten dringen,
Und will mit meiner Kunst erzwingen
Und meiner Zucht und Sitte das:
Dass ich ihnen gefalle bass
Als ein schwerreicher Mann,
Dem Gott nicht Wort und Anmuth gan.“

— „Wohlan denn (sprach der Sinn)
Und wenn ich Dir so nütze bin,
Will ich Dir helfen wie ich kann.
Da zweifle ferner nimmer d'ran.“ —
Der Rede war ich herzlich froh
Und entschied die Frag' also:
Dass werther sei ein kluger Mann
Dem, der ihn erkennen kann
Als wer alle Schätze hat
Doch keinen Verstand und Rath;
Ihr aber, macht mein Wort zur That! —

Unterdessen hatte Wigalois sich aufgerichtet und an einen dürren Storren gelehnt, der arme Mann weiss selbst nicht mehr, wer er sei, zum Glück fand er die Tasche mit dem Brod und der Blüthe und nun erinnerte er sich an Larie mit lautem Jammer. Seine Klagen hört die edle Frau, welche unterdessen auf einem Schiffe ausgefahren war, den Ritter zu suchen; er barg sich mit Mies und Gras; sie zog sogleich ihren eigenen Pelzrock aus und führte den Ritter auf ihr Schloss, wo Alles hinzueilt, um den Helden zu sehen, der den Wurm erschlagen. Dort ward ihm gute Pflege und Gemach, dass er sein Siechthum überwand, doch hatte er nicht nur den Verlust seiner Waffen, sondern auch den seines unschätzbaren Gürtels zu beklagen, den ihm der Dichter wahrscheinlich desshalb nicht mehr zukommen lässt, um ihn auch überwinden und die darauf folgenden Siege des Helden im desto helleren Lichte seiner persönlichen Tapferkeit leuchten zu lassen.

Wie er nun einmal traurig dasass, den Kopf in die Hand gesenkt,[1]) gab ihm die Frau ein werthvolles Streitross (besser denne

[1]) daz siht ouch noch ein ieslîch man mit lihter kunst dem andern an daz sîn herze swaere treit, swenner in sîne hant leit daz houbet und ez geneiget hât.

hundert marc) und ein Eisengewand, das sehr berühmt war und eine eigene Geschichte hatte. Dreissig Jahre lang hatten die Zwerge daran geschmiedet, Könige hatten sich darum bekriegt, bis es in den Besitz des Grafen Moral kam, der es in einem eigenen Sack (sarbalc)[1]) aufbewahrte. Als Wigalois mit diesem sich waffnete, ward sein Herz wieder stark und unerschütterlich wie zuvor. Der Wirth band ihm eigenhändig den Helm mit dem goldenen Rade auf, an seinen Speer heftete man einen rothen Sammt, das bedeutete, dass er an diesem Tage in den Tod reite. Der Wirth wollte ihm auch einen Schild mit einer Greifenklaue geben, doch behielt Wigalois lieber den seinen bei, um als Ritter der Tafelrunde erkannt zu werden. Sein Waffenrock war freilich durchstochen und zerrissen, doch trug er ihn seiner Frau zu Ehren. Das süsse Weib heftete ihm weinend das Schwert um und bat Gott für ihn; glücklicher Weise hielt Wigalois nicht auf Aberglauben, denn die meisten Ritter wähnten Unglück zu haben, wenn sie das Schwert aus Frauenhänden erhielten.[2]) Wigalois hatte keinen „ungeloube“ weder im Hause noch auf dem Felde, es war ihm gleich, was ihm Morgens entgegenkam,[3]) oder wie oft eine Krähe schrie, wie viel Sperber (mûsaere) ihn umflogen, mit ähnlicher Bosheit und Aberglauben rauben wir uns nur die fröhliche Zuversicht (saelekheit). Wigalois bat den Wirth, die „glävie“ zu suchen und bis zu seiner Wiederkehr aufzubewahren, so ritt er auf einem blutrothen Ross (daz was in einer varwe gar rehte rôt als ein bluot) weiter in das Land „ze Glois,“ wo der Heide sass. Sein „gemüete“ fügte es, dass er die Strasse übersah und in einen Wald gerieth, wo viele gefällte Bäume und „ganze ronen“ lagen,[4]) dass er absteigen und sein Ross ziehen musste, dann setzte er auf einem Flosse über ein Wasser, worauf ihn aus einem hohlen Steine ein ungeheuerliches Weib anlief: sie war schwarz und rauh wie ein Bär, grosse Schöne und holde Gebärde war ihr theuer; ihr Haar lang und ungeflochten schwang sich ihr um Bug und Hüften; ihr Haupt war gross, flach ihre Nase, wie Kerzen flammten ihre Augen; ihre

---

[1]) sarbalc, der lederne Sack, worin der Harnisch aufbewahrt wurde. Vergl. Grimm Hildebrandslied. S. 10.

[2]) Weinhold Deutsche Frauen. S. 394.

[3]) „swaz im des morgens wider gie,“ ein bekannter Jägeraberglaube, der Reisende nimmt vom Begegnen mit Schafen oder Schweinen gute oder üble Vorbedeutung. Schon Bonifacius eiferte dagegen (Fehr Aberglaube des Mittelalters. 1857. S. 69), ebenso gegen die Beobachtung der Glücks- oder Unglücksvögel; die Krähen gelten in Tirol häufig als Hexen. Vgl. Alpenburg Mythen. S. 258. Zingerle Volksmeinungen. S. 47. – Der „mûsaere“ ist eine geringe Art der zur Jagd abgerichteten Vögel.

[4]) Die Nennung der Ronen weist auf den fränkischen Boden. Vgl. oben S. 170. Parc. 265, 17.

Brauen waren lang und grau, grosse Zähne, weiten Mund hatte sie und Hundsohren, die spannenbreit niederhingen. Ihr Rücken schien verkrümmt und auf dem Herzen trug sie einen Höcker (hover) wie ein Hut. Trüge Einer für sie hohen Muth, der hätte wohl nicht Frau „Enîten" gesehen, von der Herr Hartman (von der Aue) behauptet, sie sei (wie ihm sein Meister gesagt hat) die schönste Magd zu Karidol. Greifenklauen trug sie an allen Fingern; „rote und linde ballen[1]) die man an schoenen frouwen siht" hatte sie nicht „si wâren ir herte als einem bern." Wem sie ihre Minne gewähren wollte, das wäre ein saueres Kosen (sûrez trûten). Die wonnigliche Frau „Jeschûte" war ihr wenig gleich, die Parcival eines Tages überfiel, wie sie in ihrem Zelte schlief, der ihr Ring und Spange nahm und sie küsste an den rothen Mund, „als in lêrte diu muoter sîn."[2]) Die Beiden sahen sich gleich wie eine Biene (bin) einer „geiz"; diese war ungeheuer und Jeschûte wunderhold (sô was Jeschûten tiure swaz frouwen lîbe missezam). Dieses Lob, setzt der Dichter bei, gibt ihr wenigstens „her Wolfram

ein wîse man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes dach,
leien munt nie baz gesprach." (v. 6346.)

Das Weib däuchte ihm unsüsse. Krumme Füsse und starke Beine hatte sie, so war sie gestalt; „ein kurziu naht diu machet in alt, swer bî ir solde sîn gelegen: so süezer minne kunde si pflegen." Sie hiess die starke Rûel und war so „freislîchen snel," dass ihr kein Thier entrann. Ferôz hiess ihr Mann, den erschlug Flojir von Belamunt, indem er sich mit ihm in's Wasser stürzte. — Sie lief Herrn Wigalois an, ihre Stärke war wie ein Heer, dess versah sich der junge Ritter nicht, der es gar nicht der Mühe werth hielt, gegen das Weib sein Schwert zu führen; die Teufelin (tiuvelin) trug ihn fort wie einen Sack, dass ihm sprechen und regen verging; sie brach ihm das Schwert von der Seite, zog ihm das Eisengewand ab, band ihm mit einer Weide die Hände auf den Rücken und zerrte ihn an den Haaren über die Stämme. Im Begriffe ihn zu tödten, wieherte des Ritters Pferd, das erschreckte die Riesin, denn sie glaubte, der Wurm, der sie schon oft von ihrer Höhle versprengt hatte und den sie allein fürchtete, sei in der Nähe. Gott aber, zu Dem der Ritter in der Noth betete, verliess ihn nicht, die starke Weide „dâ er mite gebunden was nâch diebes site" löste sich, sein erster Griff war nach seinem Schwerte, das er nahe liegen

[1]) Weiche Erhöhung der Fingerspitzen, die als grosse Schönheit galten.
[2]) Vgl. oben S. 148 ff. Parc 131, 1 ff.

sah, er küsste es und begrüsste selbes ächt ritterlich mit feierlichen Worten.[1]) Dann ging er an den See, zog sein Ross auf den Floss und „schielt sich mit einem aste über daz breite wazzer hin,“ fand einen Steig und ritt weiter gegen Glois. Da stiess er auf einen Ritter mit sechzig starken Speeren, dessen Pferd mit einer grasgrünen und blutroten Sammtkovertiure bedeckt war, im Schildbuckel trug er eine goldene Blume auf silberweissem Grunde, als Wappen aber eine gleissende Säule, worauf ein Götzenbild (Machmet) sass, denn er war ein Heide. Auch trug derselbe Teufelsgeselle (tievels trût) eine Löwenhaut über den Halsberg und auf seinem Helme einen eigrossen Rubin; seine Gestalt war langarmig und kurzbeinig nach Zwergenart, doch stritt nicht leicht Jemand besser als er. Das war der König Karrîôz, seine Mutter war ein „wildez wîp,“ daher sein kurzer Leib so rauhhaarig und stark. Einem Manne war er wie ein Heer; Löwen fing und erschlug er mit blosser Hand. Karrioz leisirte[2]) dort zwischen den Speeren, das war ihm „vil ungemach,“ als er diesen Ritter sah so kühne (fräveliche) reiten; zornig nahm er den ersten Speer, der zunächst stack und wendete sich gegen Wigalois, der sich der Ritterschaft freute, kunstgerecht schlugen sie den Speer unter die Arme, die Rosse trugen sie kräftig zusammen, dass sie mit „rîcher tjost“ die Speere verthaten. Ohne ein Wort zu verlieren, nahmen sie den zweiten Speer, denn der Heide zürnte, dass ihn sein Kampfgenoss bestand; wieder splittern die Speere in der Luft (daz ir ietweders schaft gebrochen in die lüfte spranc) und die Rosse in die Knie sassen (die hahsen tâten nider); so verstachen sie die Speere, dass die Schilde kaum mehr zu brauchen waren, dennoch war ihr Muth unversehrt. Der Heide nahm einen stählernen Kolben, der ihm am Arme hing, in beide Hände und ritt gegen Wigalois, der keinen Tritt zurückwich, sondern das Schwert zog und auf den Rubin schlug, dass es Funken gab, ihm frommte, dass er zu Ross besser streiten konnte als der kurze Mann. So währte es bis an den Abend, da schlug Wigalois dem Zwerge eine tiefe Wunde durch den Stahlhut und stach ihn dann durch die Brust,

---

[1]) v. 6514 ff. ô wol mich, swert, daz ich dich hân! nu enist weder wîp noch man, der mich binde âne wer. ûf dînem knopfe ich des swer: die wîle ich swert tragen wil, ez sî in ernest ode in spil, daz ez niemer mêr geschiht, swâ mîn ouge iht des siht daz mînem lîbe geschaden mac, ichn slahe iedoch den êrsten slac dem, daz ungehiure sî. ditz was aller triuwen frî, ez hiet mir anders widersaget. ezn wirt hie nu nie mêr geklaget, sît ich mîn swert wider hân. — Eine ähnliche Schwertrede im Walther von Aquitanien. Vgl. Grimm Rechtsalterthümer. S. 165 u. 166.

[2]) „leisiren,“ die Bedeutung dieses der Reitkunst zugehörigen Wortes scheint zu sein mit verhängten Zügeln reiten, oder vom Pferde gebraucht, im vollen Laufe rennen.

dass er schreiend (mort und oymê) davon sprengte, von seiner Flucht wirbelte der Staub, in einem aus der Erde dringenden Nebelringe verschwand der Todtwunde. Wigalois war aber wie mit Pech überträuft, seine lichten Waffen waren schwarz und sein Ross wie ein Pechstein.

Weiterreitend auf der Strasse kam er an ein marmelsteinernes Thor, vor dem ein auf Säulen stehendes eisernes Rad umlief, das ein durch das faule Moor rinnendes Wasser umtrieb; doch ging es kräftig genug, um Niemanden durch das Thor zu lassen. Das hatte der Rôaz gemeistert und mit scharfen Schwertern und Kolben beschlagen. Vergeblich versuchte der Degen durchzukommen, das Rad behütete die Pforte; unterdessen rückte hinter ihm ein Nebel an, zwei Speerschäfte hoch, so dass sich Wigalois wie in einem Gefängniss (vancnüs) befand: vor ihm wirbelte das Rad, hinter ihm schwoll (stoup) der Nebel, der das grüne Laub välbte. Auf solche Weise war er gefangen; er stieg vom Pferde und rang die Hände; sitzend auf einem Steine, das Haupt in die Hand geschmiegt, den Zaum des Rosses am Arme, begann er zu schläfern, nachdem er noch Gott um Hülfe gebeten — und „der süezen meide kint“ half ihm: ein Wind schlug den Nebel in das Wasser nieder und das ward dadurch also dicke, dass ein Schaft darinnen stecken geblieben wäre, denn (S. 177):

gote ist niht zu swaere noch ze grôz siner kraft.	Nichts ist für Gottes Liebe Zu klein, noch Seiner Macht zu schwer.
Er hât in siner meisterschaft alle krêatiure böse unde tiure. die himel stênt in sinem gebot: aller dinge ist er got und diu oberiste krône. swer nâch sinem lône gedienet, der ist der Saelden kint. ze trôste sande er im den wint.	Er regiert das Heer Aller lebend'gen Creatur, Ob gering, ob edel von Natur. Die Himmel steh'n in seinem Gebot, Aller Dinge ist Er Gott Und allerhöchste Krone. Wer nach Seinem Lohne Gedienet, der ist des Heiles Kind, Zum Troste sandt' Er ihm den Wind.

Also stand das Rad stille. Wie aus schweren Träumen wachte Wigalois auf, das Ross schnaubte und scharrte, einen Laden nahm er, legte ihn in das Rad und zog das Pferd darüber. Als er drüben war, sagte er Gott viel grossen Dank, dann schwieg der Wind, der Nebel stieg zum Himmel, das Wasser floss wieder und trieb das Rad um. Während Wigalois sorgenvoll weiter ritt, lief ihn „ein fremdiu krêatiure“ an, die hatte ein Hundshaupt, lange Zähne, weiten Mund, tiefe flammende Augen, abwärts war die Gestalt wie ein Pferd, zwischen Gürtel und Haupt wie ein Mann geschaffen. Breite, steinharte Schuppen waren

ihr gewachsen, durch die kein Waffen schnitt „waz geschepfde ez waere, dazu kan ich iu niht gesagen.“ Einen grossen ehernen Hafen trug sie, aus dem sie ein künstliches Feuer warf, welches Bein, Eisen und Stein verbrannte und selbst wie Stroh noch im Wasser flammte. Diese Kreatur warf nun auf Wigalois Feuer, das Pferd brannte sogar, dass dessen Blut zur Erde rann. Wigalois bot gegen den Wurf den Schild, da entzündete sich „das bret“ und verbrannte ihm vor der Hand, ebenso sein Waffenkleid. Endlich gelang es ihm doch, dem Ungeheuer ein Bein abzuschlagen und eine tiefe Wunde zu versetzen, so dass der „vâlant“ heulend in den Nebel entfloh; mit dessen verlorenem Blute heilte der Held seine Wunden. — Man sieht, dass der Dichter an dem Ungeheuerlichen seine Freude hat, während Wolfram „der weise Mann von Eschenbach“ sparsam damit umging und von dieser Kost nur so viel bot, als ihm gerade für sein Werk zuträglich und erheblich schien. Das fühlte endlich auch Wirnt und staunt hier selbst über die ungeheuere Arbeit, die er seinen Helden vollbringen lassen muss.

Als darauf „der mône ûz den wolken steic und sîn schîn gar lûterwart“ sah der Degen das schöne Kastel von Glois vor sich. Zwei weite Thore von schwarzem Marmor waren an die Burg „gepfîlaeret,“ der andere Theil der Mauer war grasgrün und roth von Marmor und mit Golde „geparrieret,“ [1]) auch geglättet (geliutert) wie ein geschliffener Stein (âcstein). Im Mondlicht glänzte Alles wie Spiegelglas. Vor dem Thore stand eine grosse eherne Säule, wie man sie nirgends in der Welt findet als in Korinth, die war ganz lauter und regenbogenfärbig, dass man sich darinnen sehen konnte. Das muss man überhaupt den Heiden zu Korntin lassen, dass sie sich wohl auf die Kunst verstanden. Oben war ein Rubin eingefügt wie ein Hut, der wonniglichen Schein gab und wie ein Stern leuchtete. Diese Säule, die unter einer Linde stand, war von zwei grauen, über hundert Jahre alten Ritter behütet, die breite Bärte und bortendurchflochtene weisse Haare hatten, sie sassen auf einer Stufe (grêde), ihre Schilde waren am Thore aufgehängt. Mit ihnen entspinnt sich ein Streit, in dem der eine Ritter erschlagen wird, der andere aber ergibt sich und schliesst mit Wigalois treue Freundschaft, um ihn in die Burg zu bringen. Nach seinem Geheiss schlägt Wigalois den ehernen Ring an das Thor und es hallt durch die Burg, als ob die Welt in Feuer stünde; mit Zorn schloss man das Thor auf, so dass Wigalois in Erwartung der bösen Dinge ein Kreuz schlägt.

---

[1]) Ist durch kein deutsches Wort auszudrücken, der Sinn aber: durch Gegensetzung abstechend machen, sich „abheben“ lassen.

Die Mauer war innen golden und voll edlen Gesteines, eine liebliche Augenweide. Wigalois hatte kaum Zeit dieses zu bemerken, so zuckte ein Blitz, als sollte die Burg vergehen und es wurde so finster, dass man die Hand nicht mehr vor den Augen sah. Er wähnte sich dem Tode nahe, zog sein schönes Schwert und stellte sich wie ein Bär. Da kamen zwölf säuberliche Mägde hervor mit brennenden Kerzen, in bunten, sammtenen Gewanden (vil guotiu kleider heten si an von bunt und von samîte, an ietwederre sîte geteilet gel unde rôt); sie grüssten ihn nicht, stellten sich aber so auf, dass er sie sehen konnte und gingen dann in einen Palas; wie er ihnen nachfolgen wollte, sprang aus einer steinwurfweiten Pforte der Rôas heraus, vor ihm ging eine Wolke, in welcher, wie Alle mit Ausnahme des Wigalois sehen konnten, ein Teufel steckte, dem sich der Burgherr mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatte und der ihm dafür Tag und Nacht diente. Rôaz hoffte auf seines Teufels Beistand, der junge Mann aber war festgemacht (gewarnet) mit einem „briefe, dem im wart gestricket an sîner vart umbe sîn swert mit gebete und mit dem kriuze, daz er tete für sich, do er ze dem tor în gie.“ Wigalois hoffte sich leicht zu erwehren, doch verrechnete (überdâhte) er sich.

Das Thor wurde geschlossen. Wie ein Gigant schritt Rôaz in seinen Waffen einher, ein schreckliches Schwert führend (des ecke nâch dem tôde sneit) und einen Schild, daran ein Mann auf seinem Rücken genug zu tragen gehabt hätte, er wäre gerade recht gewesen um eine Brücke über einen Bach abzugeben; daran sah man von Lazur und Gold einen scheusslichen Drachen gemalt. Ueber die Brünne trug er einen weissen Halsberg von heidnischer Arbeit, von breiten Hornplatten gefügt (von breiten blechen hürnîn) und mit Edelsteinen bespickt. Sein Helm war von demselben indischen Stahle wie die „glävie“ (die in dem Drachen stecken blieb) und härter als Krystall; um den Helm ging eine zwei Finger breite goldene Leiste, darauf „mit gesmelze was în geleit ein adamas,“ ein goldener „tracke“ war darauf gemeistert, recht als ob er lebte und auf dem Helm sässe; seine „îsenhosen“ waren gut. Nach ihm kam sein Weib, Frau Japhîte, welcher von Mägden grosse gewundene Kerzen vorgetragen wurden; die Maide gingen zwei und zwei nebeneinander, über die Mäntel hingen ihre mit Borten und Seiden wohlbewundenen Zöpfe herab, sie mussten sehr schöne sein, denn der Dichter fügt bei: „swer von in solde lîden trûten unde minne, dem waeren sîne sinne wol getiuret dâ von.“ Neben je zweien ging „vil süeze videlnde“ ein Spielmann, von denen Keiner um einen Wink falsch die Griffe setzte (der deheiner dem andern nie einen grif übersach), zuletzt (ze aller jungist) folgte Japhîte unzweifelhaft die schönste von Allen. Sie

trug einen mit Pfelle überdeckten Zobel (den ihr Herr weit über die See gebracht und den Salamander im Feuer gesponnen hatten [1]) und eine goldene Krone; an ihr war Ehre und reine Sitte und nicht der geringste Mackel, nur dass sie nicht getauft war. Sie sass auf einem mit Polstern (betten) und Teppichen (tepechen) überdeckten hohen Sitze (brücke).

Rôaz gebot seinen Leuten, dass ihm Niemand mit Rath oder That beistehen dürfe, ginge es wie es ginge — das wär' auch heute noch gute Sitte. Die Beiden gerathen ganz gewaltig an einander; Rôaz trieb den jungen Helden mit grimmen Schwertschlägen hin und her, dass er vor Frau Japhiten in das Knie brach, der gedachte aber der schönen Larie und blieb dem Heiden nichts schuldig; er stach ihm eine Wunde in das Bein; sie trieben sich um, dass nichts mehr von den Schilden übrig blieb ausser den Riemen; so fochten sie die lange Nacht, ohne dass sich Jemand dazwischen legte und von ihren Helmen die Funken flogen. Wigalois nahm des Heiden wahr und spaltete (kloup) ihm Brünne und Eisengewand, durch die Brust schlug er ihm eine starke Wunde, dass er sich dem Tode musste ergeben. So endet sich das Leben der Welt, Freude, Gut und Ehre bleibt ihnen so wenig als mir des Kaisers Krone, nur wer nach Gottes Lohne in dieser Welt gedient hat, der fährt seliglich wenn an ihn die Zeit kommt, dass er nicht länger leben soll. Möge auch uns so geschehen!

Als Frau Japhite ihren Mann todt ersah, erkrachte ihr Herz wie ein dürrer Ast, sie zerriss ihr seidenes Gewand, warf sich über ihn und schrie so jämmerlich, dass es Jedermann erbarmen musste. Sie band ihm den Helm ab und drückte den Todten, der ganz zerhauen (verschrôten) und mit Blute beronnen war, mit ihren weissen Armen an sich, küsste ihn jämmerlich weinend und raufte sich die Haare aus (ir hâr si ûz der swarten brach): „Owê, Rôaz, vil lieber man, von dînem tôde bin ich tôt. du waere mîn herze und mîn lîp, ich dîn herze und dîn wîp. wir heten beidiu einen muot: swaz ich wolde daz duht dich guot: swaz du woldest, daz wolde ouch ich. nu hât der ganze wille sich von dînem tôde gescheiden zwischen uns beiden. sît dîn herze ie was mîn und aller mîn wille dîn, sô sol dîn tôt mîn tôt ouch sîn.“ So kehrte die Fraue, obwohl eine Heidin, doch ihre ganze Treue an ihn, wie sie

---

[1]) Vgl. oben Parc. 735, 21 f. — Die Salamander üben in einem hohlen brennenden Berge in Asia ihre Seidenkunst. Dem Wurme „Salamandrâ“ hat Gott ein wunderseltsames Leben im Feuer gegeben, wie wir in den „buochen“ lesen. Alles Andere aber verbrennt in dem Berge zu Pulver. (Wigalois v. 7440 ff.)

die Minne lehrte, denn „herzeliebe ist arbeit, ir ende bringet herzeleit;“ hier liegen Viere beisammen todt, zwei Seelen und zwei Körper. So fügt es die Minne: „diu twinget manic herze, ir ende ist jâmers smerze als ich iu hie bescheide; liep zergêt mit leide.“ O weh dir Tod! du bist ein Hagelschlag (hagel) und dein Stachel (zagel) ist viel bittere Reue; dein Schloss und dein Gebände beschliessen so, dass die Augen davon nass werden. — Der Dichter erzählt indess kurz das frühere Leben des Rôaz und verspricht mehr davon auf ein ander Mal.

Aber auch Wigalois lag wie todt, nur der alte Ritter, der vorerst an der Pforte sass und ihm Freundschaft angetragen hatte, stand ihm bei; er hiess Graf Adân. Dieser band ihm das Härsenier [1]) vom Haupte, da kam Wigalois wieder zum Leben. Die anwesenden Frauen erhuben über des Roaz Fall solche Klage, dass der Dichter selbe nur mit dem Jammer zu vergleichen weiss, den der Tod des edelen Fürsten von Meran erregte. [2]) So thaten damals „frouwen wolgetân, geborn von der höchsten art diu ie in der werlde wart,“ als hätte die liebe Sonne ihren Schein verloren. Ich weiss es nicht zu sagen, ob mein Herz nach so viel Gram je ganz gesunden mag. Da hörte ich manchen grossen Schlag von reiner Frauen Herzen „diu truogen jâmers smerzen umbe des edeln fürsten tôt.“ Ist seine Seele vielleicht in Noth, so erlöse sie (dâ nim si ûz) viel reiner Krist! „herre, nim dîner geschepfde war ê dan si verzwîvele gar! Got müeze im dort genaedic sîn! Nu wil ich an die rede mîn wider grîfen da ich die lie.“

Rôaz wurde augenblicklich vom Teufel geholt, der technische mittelhochdeutsche Ausdruck dafür ist: „zehant von der tievel schar verstoln;“ das schien auch dem Grafen Adân unheimlich, so dass er die Heidenschaft verfluchte und nach der Taufe begehrte (zem toufe wart dem grâven gâch). Besondere Aufmerksamkeit wird dem pompösen Begräbniss Japhîtens zugewendet. Man trug sie vor das Thor und legte sie in einen rothen Jâchant, der Sarg stand auf zwei ehernen Säulen,

[1]) daz haersenier, eine Bedeckung des Kopfes unter dem Helm; im Parcival häufig; „von ringen stark gesteppet ein hersenier der kunig fuert.“ Titurel XXV. 139.

[2]) Das war Herzog Berthold von Meran, der im Jahre 1204 verstarb. An seinem Hofe zu Plassenburg hatte Wirnt von Grävenberg wahrscheinlich Ritterdienst und feine Sitte gelernt. In ergreifender Weise schildert er den Schmerz dieser edlen Frauen „geboren von der höchsten Art;“ die eine der fürstlichen Töchter war Gertrud, die Königin von Ungarn (die Mutter der hl. Elisabeth), die zweite König Philipp Augusts von Frankreich vielgeliebte Gemahlin Agnes, die dritte die Herzogin Hedwig die Heilige von Breslau, Gemahlin Heinrich des Bärtigen und die vierte Mathilde Aebtissin von Kitzingen. Vgl. oben S. 241.

Gläser mit Balsam braunten dabei, Gahmuret konnte vor Bagdad nicht kostbarer bestattet worden sein.[1]) Um den Sarg lag ein grosser goldener Reif (vingerlîn) daran ein verschlungenes Händepaar als Zeichen der Treue (dar an was ir triuwe schîn, zwô hende nach der triuwe). Auf den Jâchant wurde mit goldenen Buchstaben ein „êpitâfîum gesmelzet," welches auf „heidensch und franzois" Kunde gab (man vant gebrievet) wie sie starb von Herzeleide. Auch stellte man ein goldenes Rauchfass darauf, darinnen immer wohlriechende „thymîâmatâ" brannten. Nach der Beisetzung (da diu bevilde wart getân) gingen die Frauen und das Gesinde zu Herrn Wigalois und ergaben sich in sein Gebot, zeigten ihm auch Alles, was von Silber und Gold vorhanden; das vertraute er dem Grafen Adân. Wigalois ging in eine Kemenate, liess sich die Wunden waschen und verbinden und speiste, nachdem er eine Weile vorher geschlafen, dann aber bestieg er ein Kastelan und ritt im Galopp (walap) und Carrière (rabîn), wobei er (wie Hartmann von der Aue in der Weingartner Handschrift abgebildet ist) die Schenkel lustig gegen die Mähne fliegen liess (die schenkel sîne ze rehte fliegen gein der man). So kehrte er wieder zur Burg zurück, wo ihm Graf Adân mit sechs Fidelären entgegen ging „die wolden im sine swaere mit ir videlen vertrîben. dô begunden si ez rîben (streichen) mit künsteclîchen griffen biz im was gar entsliffen (entwichen) diu swaere von dem herzen sîn." Doch sehnte er sich nur noch mehr nach seiner schönen Amie; also liess er sich wieder waffnen und ritt nach Iraphas zu dem Grafen Morale, von wo er gestern Morgens ausgefahren war: da war „michel fröude," Saitenspiel aller Arten, man hörte Posaunen und „blâsen nâch der heiden site. dâ sluogen unde wurfen die tambûre[2]) mit behendekheit," dass die ganze Burg wiederhallte. Die Frauen umarmen ihn und trugen ihn aus dem Gedränge empor. Boten gingen in alle Lande und entboten die Fürsten nach 6 Wochen zu erscheinen. Wigalois schrieb einen Brief an seine Amie, der „war besigelt under einem adamas in ein guldîn vingerlîn." Der Graf übernimmt selbst die Besorgung des Briefes und reitet desshalb mit 300 Mannen nach Roimunt. Als der Graf vor seines Herrn Amien, die schöne Larie kam, legte er den Mantel ab und übergab den Liebesbrief, der mit mittelalterlicher Zierlichkeit vom Dichter vielleicht selbst mal in zarten Liebessachen gewechselt wurde, er lautet folgender Massen (S. 224):

---

[1]) Vgl. Parc. 107 u. 108. Vgl. oben S. 241.

[2]) „der tambur" ein Instrument für rauschende Musik; es wurde tamburinartig emporgeworfen „man warf die tambur enbor mit slegen;" — „der tambur" heisst der ein solches Instrument schlägt.

in mînem leide,	Trost in meinem Leide,
Vunsches ougenweide	Des Wunsches Augenweide
und der Saelden spil.	Seid Ihr und der Sälde Ziel.
ebe ich iemer grüezen wil	Mit Lieb ich allzeit grüssen will
n minneclîchen lîp.	Euren minniglichen Leib.
ân iuch für elliu wîp	Ich hab' Euch über alle Weib'
t mir ze lône.	Erwählet mir zum Lohne;
fröuden krône	Meiner Freuden Krone
Larîe, daz sît ir.	Frau Larie, das seid Ihr.
met und empfâhet von mir	Nun kommt und empfah't von mir
krône und iuwer lant.	Euere Krone und Euer Land,
ât mîn saelde und mîn hant	Das hat mein Glück und meine Hand
get und diu gotes kraft.	Befreit und Gottes Kraft.
e und rehte geselleschaft	Treue und rechte Gesellenschaft
ist ich iu mit staetekeit.	Gelob' ich Euch mit Stetigkeit;
erze iu wâre minne treit:	Meine Lieb' ist echt für alle Zeit.
n als iuwer wille gert.	Ich bin, wie's Euer Wille begehrt:
sô biderbe und sô wert,	Dünk' ich Euch gut genug und werth,
met unde heilet mich.	So kommt und heilet mich;
gevangen bin ich,	Euer Gefangener hier bin ich;
ir ligent iwerin bant.	Mich hält umschlungen Euer Band.

Mehr hatte er nicht geschrieben — sie steckte das Gold an ihre . „Uf stuont diu maget, vil gezogenlîche neic sie des herren bot- und antwurt ir vil endehaft.“ „Genâde mînes herren!“ sprach er soll nicht länger Kummer tragen, ich gebe ihm Hilfe und Rath neinen Leib zum Lohne, hätte ich tausend Kronen, die sollten ihm han sein, er hat so viel um mich gethan, dass ich ihm gerne n will im Ernste und im Spiel, wie er wünschen mag. Was sein an mir suchet hat er gefunden; ich heile ihm seine Wunden und ihm solcher Minne Theil, dass sein Herz froh werden wird. Ich s sagen überlaut: Er war doch meines Herzens Traut; ich hatte ir zu Liebe erkoren, er war mir zum Troste geboren, wohl der r, die ihn gebar. Nach seinem Willen und um seine Liebe folge rohin er will. Wenn mein Mund je anders spricht, das ist nicht s Herzens Wort, denn das hat er bereits bei sich und das seine e bei mir. Derselbe Wechsel geschah bereits, als wir uns scheiden en.“ Sie weinte vor Freuden und zeigte in Wahrheit, wie lieb ihr eld war. Sie verlangte nach Korntin zu fahren und Alle stimmten denn sie hatten das Land seit 10 Jahren nicht mehr gesehen. ie Pferde und reiche Gewande wurden den Frauen zur Reise ge- t, die Saumthiere mit Kostbarkeiten beladen u. s. w. Die alte in (altfrouwe) Amênâ [1]) überliess die Burg ihrem Truchsess Azza-

---

a hier die Fürstin deutlich mit Namen genannt ist, Amênâ, so scheint

dac. Die Reise von Roimunt nach Joraphas will der Dichter nicht genau beschreiben, er sagt aber doch beiläufig genug davon: Voraus ritten die Köche, darauf der Garzun der Fraue, Namens Schandalec mit seinen Gesellen und Küchenknaben, die grosse Kräuel [1]) trugen. Nach ihnen trieb man die Säumer, darauf zog eine Schaar von Knappen die Rosse, ihnen folgte das Gesinde, darnach ritten die Frauen. Sie trugen Reisekappen von braunem Scharlach; mit Spass (mit schimpfe) und Lachen kürzten die Ritter sich die Fahrt; je zweien war eine Frau befohlen, der sie mit Fleisse pflagen. Alle waren heiter, zwei „busûne“ schwiegen selten, der Wiederhall erklang von Berg und Thal. Zuletzt ritt Frau Larie, welche „des Wunsches âventiure, der Saelden krêatiure und der fröuden kranz“ genannt wird. Ihr Gereite funkelte von Gold und Gesteine, einen Papagei trug man ihr nach. Sie ritt auch das schöne Pferd, das Wigalois auf dem Plane erstritten. Ihr zunächst ritt die Magd, die den Ritter gebracht und ihre Mutter, ihre Pferde werden von Rittern geführt; Graf Môrâl führte (zoumde) Frau Larien. Der schnelle Läufer (quec loufe) Schandalec war vorausgeeilt und sagte um gutes Botenbrod das Kommen der Jungfrau dem Ritter an, der ihr entgegenzieht. Ihr Antlitz blüht wie eine Rose, vor Freude wechselte Wigalois die Farbe wie er sie erblickt: „diu minne hêt sin herze versniten: ir wîplîch kiusche unde ir scham machte si rôt und dar nâch bleich; ir ganziu varwe ir entweich, dô si den helt bî ir sach.“ Ihre Wechselreden sind ausserordentlich zierlich und liebevoll verbindlich. Darauf ritten sie zur Burg, wo die Ritter zu buhurdieren begannen; die Schilde schallten und manchen Ritters Knie schwoll im Gedränge; die Strasse ward zu schmal von der edelen Ritterschaft. Manche Lanze ward gebrochen; hätten sie Harnische gehabt, es wäre wahrhaftig ein Turnei geworden,[2]) die Ritter tummelten ihre Rosse, ihre Schilde blieben wenig ganz. Dazu übten die Spielleute ihre Kunst und zwei Posaunen wurden „vil krefteclîchen“ vor dem Thor geblasen; grosse Freude fand man von dem Schalle. Wigalois aber vermied „durch sîne zuht der wâren minne fruht, daz er ir minne niene enpflac, noch bî der schoenen niene lac unz daz er si ze staete nam (bis er sie zur Ehe nahm).

---

das oben (Pfeiffer S. 105, 37) gebrauchte Gamanje kein Eigenname zu sein; vielleicht bedeutet es nur den weiblichen Hofstaat allein. (vgl. Pfeiffer S. 328.)

[1]) „der Kroul,“ Kräuel, eine grosse Gabel mit gebogenen Zinken.

[2]) Der Dichter bestätigt das ganz feierlich ironisch: „desn wirt iu dehein eit gestabet;“ den Eid staben ist der technische Ausdruck für den Begriff des vorgesagten, von dem Schwörenden nachzusprechenden Eides. Also wörtlich: darüber wird Euch nicht förmlich geschworen, oder freier: das glaubt Ihr mir wohl ohne Eid.

Zu dem festgesetzten Hoftage kamen die geladenen Fürsten alle: Rial, der König von Jeraphîn kam auf Elefanten (helfande), drei andere Fürsten kamen von Medârîe, in tiefer Trauer um ihres Herren Tod ritten sie auf elenden (kranken) Gäulen, trugen Haar und Bart „ungeschorn und ungetwagen," auch führten sie eine goldene Bahre im Schilde. Ferner kam mit grosser Herrlichkeit Frau Êlamîe gefahren, welcher Wigalois das Pferd wieder gewonnen hatte, sie hatte mit ihrer Gesellschaft das Frauenthum verschworen (ir wîpheit verkorn) und Männersitten (riterschaft) an sich genommen; sie hatte goldene Schellen an ihrem Reitzeug und eine Menge von Grafen und Herzogen im Gefolge; ihr Zelt war von Sammt, das hatte „ein starkiu olbende" [1]) hergetragen. Auch zwei asiatische Könige kamen, Zaradech und Panschafar, um ihr Schwesterlein, die schöne Japhîte zu holen, die sie leider schon todt und begraben fanden. Ob da Ritterschaft ward vermieden? wahrlich nein! sie trieben's noch besser denn anderswo; denn da ritt der Sälden Gespiel, die süsse Magd Larie „des Wunsches âmîe; âvoy, wie stolzlîchen sî reit!" Sie trug rothen Sammt, ihr Mund brannte wie ein kostbarer Rubin. Gott hatte sie der Welt gebracht, als Ihm in Freuden stand der Muth. Nie erschloss sich schönere Blüthe (gebluote), denn ihr lichtes Antlitz: Mein Herze kann's nicht erdenken, noch nach Gebühr mein Mund preisen. Als sie zum Hofe geritten kam, stritten zwei lichte Farben an ihr, Roth und schneeig Weiss, doch behielt die Röthe die Oberhand, denn es war Sommerszeit. Neben ihr ritt Herr Wigalois „der triuwen stam." Zwölf Tage dauerte die „wirtschaft" und die Anwesenheit der Fürsten, dann erst begann die Hochzeit. Die Zeit über behielt sie „ir kiusche alsô, daz diu nie besprochen wart." Bereits früher (v. 9247) rühmte der Dichter von seinem Helden und der Frau Larie: „der zweier kurtosîe sich ze dem Wunsche hêt geweten; si wâren niender ûz getreten: ir zuht stuont an der mâze zil, des wurden si geprîset vil." Der Sinn dieser im Hochdeutschen unübersetzbaren Stelle ist äusserst zierlich. „weten" heisst jochen, zu einem Dinge weten also: sich mit ihm unter ein Joch bringen, wie wir auch jetzt noch sagen „in einem Joche ziehen." Sonach wäre die Lösung: ihre Courtoisie kam dem Wunsch (Ideal) gleich, keines von Beiden hatte die Grenze des Rechten überschritten, ihre feine Zucht (Sitte) hielt immer das rechte Maass. Ein geistvoller Commentator, der um unsere alte Dichtung zuerst verdiente Benecke (S. 491) macht ausdrücklich aufmerksam, wie diese kleine Stelle ein überraschendes Licht auf die hohe Bildung des Dichters wirft. Wahre Höflichkeit, die sich selbst nichts

[1]) olphant = Elefant, olbende = Kameel.

vergibt, immer verbindlich erscheint und nie in fade Schmeichelei ausartet, setzt einen so feinen Sinn und solche vollendete Uebung voraus, dass sie allenthalben und zu allen Zeiten eine höchst seltene Erscheinung ist. War es der Hof des Herzogs von Meran, wo Wirnt diese Höfischheit kennen lernte, so war dieser Hof mehr als irgend einer „ze dem wunsche geweten!“

Bei der Hochzeit wurden dem Ritter die Waffen, in denen er so siegreich gekämpft hatte, vorgetragen, die Braut setzte ihm die Krone auf, er legte sein Ringlein in ihre Hand. Darnach hob sich grosser Freudenschall, die Truchsessen thaten unter Posaunenschall ihr Amt, die Tambure warfen ihr lärmendes Spiel, es gab eine ungeheuere „Wirthschaft.“ Nach Tisch gingen die Brautleute endlich in ihr Gemach und trieben das süsseste Spiel bis an den Tag. Am Morgen darauf sang man ihnen eine Messe, auf dem Wege dazu gab es ein so grosses Gedränge, dass die Kämmerer das neugierige Volk mit Schlägen zurücktreiben mussten, um nur Platz zu erhalten; ein Bischof predigte darauf mit so süssen Worten, dass der gute Graf Adan sich taufen liess, ebenso die Jungfrauen des Roaz.

Der Jubel aber steigt auf die Spitze, als plötzlich Gawein, den Wigalois heimlich geladen hatte, mit einem stattlichen Zuge erschien. Nun erst erkannten sie sich. Wigalois hatte seinen Brief mit einem Siegel geschlossen, welches Gawein von seiner Frauen her kannte; vor Freuden liefen ihnen die Zähren bis auf's Kleid, als Gawein dem Sohne von seiner Mutter erzählte. Gawein selbst staunt über die Schönheit Lariens, Alles was er bisher Schönes gesehen hat, das macht sie zu nichte; „ich han bisher den Ziegel für Glas angesehen, sagt Gawein, Du bist der wahre Edelstein sehnsüchtiger Minne; ich gönnte Dich Keinem lieber als dem, der Dich nun haben soll; Ihr habt meinen Rath und Beistand so lang ich lebe; ich zähle es mir zur grössten Gnade (gebe) von unseres Herrn Barmherzigkeit, dass er mir mein Herzeleid durch Euch Beide benommen hat.“ Frau Larie befliss sich mit Geberden und mit Worten, ihm ihre Freude zu beweisen, zärtlich bescheinte sie ihm, dass sie sein Töchterlein sein wolle, sie nannte ihn ihr Väterchen (vâterlîn). So wurden sie ein Herz und Sinn, die vordem in Drei geschieden waren.

Die Hochzeit währte mit Tanz, Spiel und Turnei schon zwölf Tage, da kam plötzlich ein Garzun in den Saal gelaufen, der sich die Haare raufte und jämmerlich geberdete, er hatte nur Schuhe und Hosen (niderwât) und sonst keine Kleider an, einen blutigen Speer brachte er, mit dem der König Amire von Lîbîâ vor Namûr und zwar durch Lîôn in einer Jostiure erschlagen worden war. Er rief wehe (wâfen)

über den grossen Mord und die Gewalt, die an seinem Herrn geschehen war. Der Erschlagene ist ein Verwandter von Frau Larien, worüber diese in Ohnmacht fällt.

Wigalois ladet Herrn Lion zum Kampfe; dem Garzun bot er Kleider, die derselbe aber nicht annahm, denn er wollte in Herzeleid leben bis Gottes Gericht über den Frevler ergangen wäre; also schied er wieder zu dem Todten, der noch auf dem Felde lag und nur durch seine beiden Windhunde (winde) vor Vögeln und Wild behütet wurde; sein Pferd war an den Ast einer Linde gebunden, sein Schild über ihn gelegt „nâch des landes gewonheit,“ das Schwert lag unter seinem Haupte; es war schon der siebente Tag, dass er erschlagen; die treuen Thiere waren bei ihrem Herrn verhungert. Die schöne Frau aber des Erschlagenen, Lîamêre mit Namen. schnitt sich die Zöpfe ab, der Regen floss ihr von den Augen über die Wangen, sie riss sich den goldschimmernden Sammt, den Hermelinpelz und alle ihre Kleider ab und fiel in so jämmerliche Tobsucht (tobeheit), dass man ihr Hüter geben musste. Was ihren schönen Leib umgab, biss sie ab, so trieb sie es sieben Tage, während welcher Zeit Lion ihr oftmals seine Hand anbot, dann starb sie.

Während Lion noch um sie klagte, kam der Bote von Korntin und nannte ihm die lange Reihe von Wigalois' Mannen und Lehensträgern, die alle mit ihm zu kämpfen begehrten.

Der Dichter aber, nachdem er noch lange das Lob und den Preis der treuen Minne erhoben, fasst sich kurz, daz der Maere nicht gar zu viel werde. Er gibt einen Feldzug, den die schöne Larie mitmachen darf; desshalb lässt ihr Wigalois ein „harte schoenez kastel“ mässig hoch und rund, auf einem Elefanten herrichten, das mit seidenen Tapeten und Pfellen ausgeputzt wird und in der Mitte ein seidenes Fliegennetz (mückennetze) hat; auch ein mit duftigem Balsam gefüllter Krystall hängt herab, der an Süsse „bisem und spicâ nardî“ übertraf; gegen Ungemüthe und jegliche Sucht half seine Salbe. Sie war besiegelt in einem Rubin, der in der Nacht leuchtet „diu salbe ist tiure und unbekant; man bringet si von des Alten lant vil verre ûz der heidenschaft;“ ihre Kraft erhält sie von solchen Wurzen, die man mit Golde aufwägt. Das Netz war gestickt und mit goldenen Schellen behängt; die Wände des Kastels (Gezeltes) waren mit Betten „umbe und umbe beleit, von rîchen pfellen gulter breit wâren dar ûf gestrecket,“ die Wände und das Haus mit Blumen bestreut; auch waren überall Fenster, dass der Tag durchscheinen konnte. Darinnen ritt Frau Larie mit ihren zwölf Mägden, die grünsammtene Kleider und weite Mäntel trugen und Blumenkränze auf den Häuptern hatten. „Diu gespil der Saelden“ trug ein

seidenes Hemde, weiss wie ein Schwan und Schuhe von guten Borten. Ihr Kleid war aus einem Pfelle „gelpfer danne ein gluot" geschnitten, Rock und Aermel lang, wohl bezogen „nâch der Franzoiser siten" und mit offenen Näthen, [1]) dazu trug sie einen Gürtel (riemen) von Iberne, der vom Schein der lichten Steine wiederstrahlte, in der Schliesse war ein Rubin und darauf ein Drache ergraben; ihr Fürspan, damit sie den Busen haftete, war gleichfalls ein Geschmeide mit Edelsteinen, zwei Löwen und einen Aar vorstellend. Vor den Frauen lagen vier Wurfzabel und Kurrier [2]) von Helfenbeine, denn damals spielten noch die Frauen mit edelem Gesteine und nicht mit Holz, wie heut zu Tage (v. 10585), auch hatten sie allerlei Kurzweile von Saitenspiel, worauf sich die Frauen verstanden. Vier Grafen hüteten das Kastel und hundert Ritter begleiteten den Elefanten, voraus aber zog das Heer des König Rial, der führte sechs Elefanten, die Thürme und Sturmhäuser trugen,[3]) ihnen folgten tausend Ritter und fünftausend Sarjanden [4]) mit Lanzen, Schilden (buckeler), Schwertern und Bogen. Mehr als zwanzig Fuder Speere führte man ihnen nach, Gabilot und Atiger [5]) trugen die Sarjande; die Nachhut bildeten treffliche Schützen mit starken Bogen, unter die Herr Wirnt selbst nicht hätte reiten mögen. Auch die Schatzkammer des Königs wurde von einem Helfant nachgetragen, dazu viele Hütten und Gezelte und die Kaufleute trieben starke Mäuler und Kamele vor sich her, die Speisen, Kostbarkeiten und theuere Gewande schleppten. So machten sie die Fahrt.

Als sie am zwölften Tage „nâch des boten widersagen" ankamen, wurde der König Amire gebalsamt in einem edlen Steine auf eine Säule gelegt, dass er über Stadt und Heer zu sehen war. Sie fanden ritterliche Wehr „al umbe und umbe" auf dem Graben, nach innen (einhalp) lag die Stadt am Meer. Eine starke Mauer umfing sie und ein tiefer Graben, durch den ein klares Wasser floss; Thürme, Sturmhäuser und Erker (türne, bercfrit, ärker) standen zahllos auf der Mauer, gutes Geschoss und Steine waren hinaufgetragen und Alles, was den Tod gibt:

---

[1]) Vgl. Weinhold Deutsche Frauen. S. 440 u. 446.

[2]) wurfzabel = Trictrac. kurrier, zum Brettspiel gehörig. Vgl. Benecke S. 639. Baudissin S. 338.

[3]) wîkhûs unde bercfrit; ersteres ein Blockhaus, letzteres ein Thurm mit Sturmglocken.

[4]) sarjant, scherge, sergent, Kriegsmann zu Fuss; bei der Belagerung reiten 200 Sarjanden auf 6 Helfen und schiessen blutige Zäher durch das Eisengewand; sie konnten weichen und stehen, mit Streite gegen den Feind gehen, also waren sie gelehrt.

[5]) gabilôt, ein kleiner Wurfspiess, aus Parcival als Kinderwaffe bekannt; atigêr (in der Stuttgarter HS. nattagêr) ein kurzer eiserner Wurfspiess; beides sind keine ritterlichen Waffen.

„pfeteraere unde grôze mangen[1]) mit grôzen blochen“ waren vorräthig, die man schnell niederfallen lassen konnte, wenn Jemand an der Mauer ging. — Die Belagerung wird sehr ausführlich beschrieben, vor jedes der acht Thore legt sich ein edler Herr mit einer anderen Abtheilung des Heeres; in gefahrloser Entfernung wird für Frau Larie und ihre Mägde ein grosses, kostbares Gezelt errichtet, das bei Regen durch einen ledernen Ueberzug geschützt werden konnte;[2]) auch war ein Markt aufgeschlagen, wo man Alles kaufen konnte, Speisen, Gewande und Schmuck, grosser Schall von „holler-blâsen“[3]) geschah, dazu hörte man fernen Glockenklang aus der Stadt. Die Belagerer schuhten ihre Eisenhosen an (ir îsenhosen schuohtens an), dann ging jeder Christenmensch, wie sich gebührt, die Messe zu hören.

Nach dieser Schilderung des rüstenden Lagerlebens kommt eine sehr lebendige Beschreibung einer mittelalterlichen Schlacht: Die Porten wurden aufgethan, aus jeder flog eine Fahne, fünfhundert streitbegierige Ritter folgten nach (v. 10931 ff.):

si heten alle geneiget ir sper.	Sie hielten Alle gesenkt den Speer.
man dorft niht ruofen „herâ! her!“	Man durfte nicht rufen: „Her! hieher!“
wan si kêrten gegen der schar	Denn sie stürmten auf die Schaar
dâ si der herre nâmen war.	Wo sie des Ernstes nahmen wahr.
die schilte druhten si an sich.	Die Schilde drückten sie an sich:
mit spern wart dâ manic stich	Mit Speeren ward da mancher Stich
gefrumet durch daz îsengewant	Gebohrt durch Eisengewand,
daz sîn daz herze dar under enpfant.	Dass das Herz ihn d'runter empfand.
die ûzern wâren gegen in komen	Die Belagerer waren herangekommen
und heten alle ir ors genomen	Und hatten scharf ihr Ross genommen
ze beiden sîten mit den sporn.	Von beiden Seiten mit den Sporn.
die helde treip der grimme zorn	Es trieb die Helden grimmer Zorn
ze dem strîte und mänlîchiu gir.	Zum Streit und tapfre Kampfesgier
durch helm und durch härsenier	Durch Helm und Härsenier
mit joste dâ maneger wart erslagen.	Ward Mancher da im Tjost erschlagen.
man sach die trunzûne ragen	Man sah die Schäfte ragen
durch die schilte alniuwe.	Durch Schilde, starke und neue;
sine brâchen niht ir triuwe:	Keiner brach die Treue,
beidenhalb was widerboten.	Jeder schlug ohn' Aufgebot.
man sach vil manegen helm roten	Viel mancher Held ward roth
von bluote de ê lûter was.	Von Blut, der erst noch glänzend was.
die ringe rirn als ein glas	Die Ringe rollten wie Glas

[1]) Werkzeuge, mit denen man grosse Steine schleudert.

[2]) „von leder ein huot hienc dâ bî der daz gezelt machte frî des regens, sô er nider gôz;“ eine ähnliche Vorrichtung auch im Parc. 129, 24. Vgl. o. S. 148.

[3]) „der holer“ ein pfeifenartiges Blasinstrument.

von stichen und von starken slegen.	Von Stichen und von harten Schlägen.
dâ lac vil manic werder degen	Da lag viel mancher werthe Degen
gehurtet unde geslagen nider,	Schwergetroffen darnieder
dem niemen mohte gehelfen wider.	Und erstand nicht wieder.
die innern entwîchen für diu tor.	Die Innern wichen zurück an's Thor:
dâ huob sich solich strîten vor	Da hub sich solches Kämpfen davor
daz daz bluot nider gôz	Dass sich in Strömen das Blut ergoss
und durch die wâfenröcke flôz.	Und durch die Wappenröcke floss.
mit slegen den andern niemen trouc.	Mit Schlägen Keiner den Anderen trog;
daz viur ûz den helmen slouc	Das Feuer aus den Helmen flog
gemischet mit bluote daz was rôt.	Gemischt mit Blute, das war roth;
sicherheit dâ niemen bôt.	Sicherheit da Keiner bot.
dâ was dehein gevaterschaft:	Da galt auch keine Freundschaft:
ez schiet niwan des tôdes kraft	Es schied allein des Todes Kraft
mit vil vîentlîchen slegen.	Mit viel feindlichen Schlägen.
allenthalben bî den wegen	Allenthalben an den Wegen
sach man die wunden tôunde ligen	Lagen die Wunden sterbend da
die des bluotes wâren ersigen,	Dem Verbluten nah,
und vil manegen tôten	Und Todter noch weit mehr,
der sêre was verschrôten.	Durchstochen und verhauen schwer.
mit diu hêt sich der sturm erhaben.	Zugleich erhuben sich die Stürme
die sarjande an den graben	Zum Graben liess man am Fuss der Thürme
mit antwerke giengen,	Die Dachgerüste bringen,
dar ûf si enpfiengen	Auf denen die Sarjande fingen
diu bloch, sô man diu vallen lie.	Die Blöche so man niederwarf.
daz geschôz als diu snîe gie	Wie Schneegesöber, so dicht und scharf
und die würfe under daz her.	Schoss man Steine auf das Heer:
dô mischten sich ir beider wer	Da mischte sich beiderseits die Wehr
über den graben unz daz mer.	Ueber den Graben bis an das Meer.

Die Elefanten mit Kriegsthürmen (wîkhus) drängten nach, die Sarjande spielten mit Geschossen und Steinen des Todes Spiel; ein ganzer Wald von Lanzen ward verschwendet. Selbst Frau Marîne reitet in den Streit und holt sich Gegner heraus, die sie besiegt und in Sicherheit nimmt, bis sie vom Herzog Golopêar aus Kriechen erschlagen wird, doch rächte sie der Graf Adân.

So dauerte es sechs Wochen lang; täglich hörte man neue Klagen: dort liegt Der wund und Jener erschlagen! Eines Morgens ritt Herr Lion aus und forderte Herrn Gawein zu einem Tjoste, er wähnte, ihn schon in der Hand zu haben. Bald gesellen sich andere Ritter dazu und ein allgemeiner Kampf entbrennt. Wigalois that Wunder der Tapferkeit, im Gedränge arbeitete er sich bis zu Gawein gerade in dem Augenblicke, als dieser Herrn Lion erschlug. Da floh das Heer in die Stadt,

die Sarjande drangen nach, grosser Schall erhub sich von der Flucht, die Fremden stürmten nach, die Strassen wurden enge, es gab ein tödtliches Gewühl. Wigalois erbot sich, die Bürger am Leben zu lassen, wenn sie sich ergeben wollten, da schwur ihm die ganze Stadt Treue; er gab ihr einen Hauptmann, der des Landes waltete und liess Geisel stellen. Das Herzogthum Namûr wurde dem Grafen Môrâl mit dem Zepter zu Lehen gegeben. Die Burger zahlten dreissigtausend Mark, davon erhielten die Fürsten so viel sie wollten; die Gefangenen wurden nach Belieben geschätzt, den Kranken aber gutes Gemach bereitet und ihre Wunden verbunden, auch Herr Gawein war unter denselben; Lion ward schön bestattet. Den König Amire trug man dahin, wo Frau Lîamêre in ihrem Sarge besiegelt lag, eine schwere goldene Krone wurde dabei aufgehängt und die Bürger mussten darüber eine Kapelle von Marmel erbauen. Wigalois gebot gutes Gericht uud Frieden bei Strafe des Weidenstranges (bî der wîde); dann kehrte er heim und entliess seine Helfer; mit Gold und Gesteine füllte man ihnen die Schilde.

Auf der Heimfahrt begegnete ihnen ein Garzun „des rock was gel unde brûn in einander geparrieret,“ auf dem Haupte trug er ein „bluomîn schapele“ und einen elfenbeinernen Stab in den Händen. Er brachte Herrn Wigalois die Trauerkunde, dass seiner Mutter aus Gram um die Flucht ihres Gatten und den Verlust ihres Sohnes ihr Herz gebrochen. In der Stadt zu Roidach hatte man sie vor zwölf Tagen begraben. Der Garzun übergab ihm ein Ringlein von ihr, darauf stand geschrieben: „owê, geselle (Gatte) und ouch mîn kint! von iu mîn varwe ist worden blint, mîn rôtez golt gar überzint.“ [1]) Diese Mäere störte alle Siegesfreude. Vater und Sohn ergehen sich in Klagen; Gawein gelobt ehelosen Stand und nur im Falle der Noth noch Waffen zu tragen. — Zwölf Tage darnach kamen sie nach Nantasan zu König Artus, wo sie icht ritterlich empfangen wurden; Frau Ginovêre bestieg mit ihren Frauen sogar den Helfant, um Frau Larie zu begrüssen, die durch hre Schönheit alle Herzen gewann. Aber Wigalois drängte weiter nach Korntin; doch gab ihm Gawein noch gute, goldene Lehren und kehrte larauf nach Nantes zurück.

Wigalois lebte mit seiner Frau noch viele Jahre in Freuden, sie gebar ihm einen Sohn, Namens Lîfort Gàwanides, dessen „wunderlîche geschihte“ jedoch dem Dichter zu „wilde, ze krump und ze swaere“ sind, um sie in ein Gedicht zu bringen, doch wäre „daz maere hôher sinne ein zil,“ ihr sollte sich ein „künstiger man“ annehmen, der „wildiu wort“ zähmen kann, denn „fremdiu maere und fremde namen

[1]) Figürlich für: meine Freude ist getrübt; verzinnt.

hât diu aventiure.“ Wer sie gerne dichten will, dem weise ich den Weg: aufgeschrieben besitzt sie ein Mann, der wohl von der wälschen Zunge in die deutsche zu dichten versteht; mich hat von ihr „verdrungen mîn krankiu kunst und mîn sin.“ So bin ich davon geschieden. Wie schwach aber meine Kunst auch sei, fände ich Einen, der mich dazu ermuthigte, ich möchte wohl wieder ein Ganzes leimen mit neuen Reimen. Doch — die Welt hat keine Freude mehr daran; ihr höchstes Leben steht mit Grimme: das ist Ritters Orden! Ich bin wohl irre geworden, dass der Welt Freude sinkt und ihre Ehre hinkt.

Ich will meine Maere vollenden, wie sie mich ein Knappe wissen liess und zu dichten gunnte. Nur von seinem Munde empfing ich die Aventiure, so entging mir wohl Manches. Doch will ich meine Sinne an eine andere Maere wenden, die besser von mir erreicht wird. Wigalois und sein Weib lebten in Reichheit und Ehren ohne alle Missewende schöne bis an ihr Ende. Ihr reines Leben verdiente hie, dass sie Gottes Gnade da empfingen, wo tausend Jahre sind wie ein Tag:

deheins herzen sin gemezzen mac	Kein menschlicher Geist ermessen mag
der fröude niht gelîche	Die Wonne, der Nichts gleich
diu ist in himelrîche.	Droben im Himmelreich!
dar uns ouch got gesende	Dahin uns auch Gott einst sende
ûz disem ellende!	Aus dieser Welt Elende!

hie hât daz buoch ein ende.

Ob unser Wirnt noch dazu gekommen sei, das Vorhaben, auf das er sich so innig freute, auszuführen und mit frischem Muthe und mit neuen Reimen eine zweite Maere zusammenzuleimen, ist wohl sehr in Frage zu stellen, wenigstens findet sich nirgends die leiseste Andeutung. Ja es scheint sogar, wie Pfeiffer scharfsinnig bemerkt, als ob er unterlassen habe, seinem Werke die letzte Feile zu geben.[1])

Von seinem weiteren Leben ist nichts mehr bekannt; eine Bamberger Urkunde vom Jahre 1217 bringt einen Namen, der vielleicht auf unseren Dichter schliessen lässt.[2]) Es ist eine Jahrtagstiftung des Bischof Ekebert, dabei stehen als Zeugen unter Anderen ein Otto von Phaphenhoven, Eberhart de Frensdorf, Ailbrecht, Wirt, Otto de Trupach u. s. w. Dieser Ailbrecht heisst in einer anderen Urkunde Ail-

[1]) Dagegen glaubt jedoch H. Haas (Nibel. S. 32) eine neue Conjectur wagen zu müssen, die dahin lautet, der Wigalois sei schon ums Jahr 1212 einer Umdichtung unterlegen; er bleibt aber auch dafür den Beweis schuldig.

[2]) Hormayr Beiträge zur Geschichte Tirols. Wien 1804. II. S. 296.

brecht de Zwernetz; also ist auch bei Wirt ein Gutsname vorauszusetzen und dass dieser Grävenberg gewesen sein möge, erhält dadurch eine besondere Wahrscheinlichkeit, dass der auf ihn folgende Zeuge, Otto de Trupach, der nächste Nachbar war, denn Ober-, Mittel- und Unter-Trupach liegen seitwärts links auf der Strasse von Grävenberg nach Betzenstein. [1])

Weiteres über den Dichter wissen wir nur noch aus einer Erzählung des Konrad von Wirzburg: „der werlde lôn," [2]) da sie unseren Wirnt zum Gegenstande hat. Sie ist offenbar erst nach seinem Tode gedichtet, denn der Ton lautet wie auf ein vollendetes Leben, auch könnte man abnehmen, dass Wirnt sehr alt geworden, obwohl gleich wieder (v. 146) von dem „jungelinc" die Rede ist. — Vernehmt ihr weltlichen Minnerlein — hebt Konrad an — wie es einem Ritter erging, der nach dem Lohne der Welt rang:

Sîn leben was sô vollebraht	Sein Leben war so vollbracht
daz sîn zem besten wart gedâht	Dass sein auf's beste ward gedacht
in allen tiutschen landen.	In allen deutschen Landen.
er hete sich vor schanden	Er hatte sich vor Schanden
alliu sîniu jâr behuot.	All' seine Zeit bewahrt.
er was hübisch unde fruot,	Gebildet war er und kluger Art,
schoene und aller tugende vol.	Schön und jeder Tugend voll.
swâ mite ein man zer werlte sol	Womit vor der Welt sich soll
bejagen hôher wirde prîs,	Ein Mann erjagen höchste Preise
daz kunde wol der herre wîs	Das konnte der Ritter in aller Weise
bedenken unde betrahten.	Klüglich wohl erachten.
man sach den vil geslahten	Man sah ihn stets nach Anmuth trachten
daz erweltiu kleider tragen.	Und auserwählte Kleider tragen:
birsen, beizen unde jagen	Birschen, beizen und jagen
kunde er wol und treip sîn vil.	Konnt' er und trieb dess viel.
schachzabel unde saitenspil	Schachzabel und Saitenspiel
daz was sîn kurzewile.	Das macht' ihm kurze Weile: —
waer über hundert mîle	Ja wär' ihm über tausend Meilen

[1]) Dazu kommt noch, dass es für den Bischof Eckebert, der im Kloster Michelsberg, oberhalb Bamberg, für seinen Vater Herzog Bertold von Meran und seine Schwester, seligen Gedächtnisses, die Königin Gertrud von Ungarn, einen Jahrtag stiftet, besonders wichtig sein musste, über seine spät erfüllte Pflicht (früher war er wegen Ermordung Kaiser Philipps verbannt) solche Zeugen auszusuchen, welche Diener seines Vaters und bei dessen Tode anwesend waren.

[2]) Docen in Aretins Beitr. 1806. II. St. S. 168 ff und Misc. I. 56 ff. Benecke S. LV—LXIV. v. d. Hagen Gesammtabenteuer und F. Sachse's schöne Abhandlung darüber. Berlin 1857. — Eine Handschrift vom J. 1284 auf der Münchner Bibliothek.

gezeiget im ein ritterschaft	Gesagt von einer Ritterschaft,
dâ waer der herre tugenthaft	Er wäre mit frischer Kraft
mit guotem willen hin geriten	Und gutem Willen hingeritten
und haete gerne dâ erstriten	Und hätte freudig da gestritten
nâch lobe ûf hôher minne solt.	Um Lob und edler Minne Sold.
er war den vrouwen alsô holt	Er war den Frauen also hold
die wol bescheiden wâren,	Dass er in seinen Jahren
daz er in sînen jâren	Solchen die wohlgezogen waren
mit lange wernder staete	Mit dauernder Treue froh
in sô gedienet haete,	Stets gedienet also
daz alliu saeldenhaften wîp	Dass alle wohlgesinnten
sînen wünneclîchen lîp	Frau'n von Herzen ihn minnten
lobten unde prîsten.	Und rühmten ihn mit höchsten Preisen. —
als uns diu buoch bewîsten	Wie uns die Bücher beweisen
und ich von im geschriben vant	Und ich von ihm geschrieben fand
sô was der herre genant	Ward der Ritter genannt
her Wirnt dâ von Grâvenberc.	Herr Wirnt von Grävenberg.

So hatte er „elliu sîniu jar wertlîchiu werch gewirchet und sin herze tobete“ nach der Minne. Nun sass der Gute eines Tages in seiner Kemenate und hatte sich die Zeit bis zum Abend mit einem Büchlein vertrieben, in dem viel süsse Rede über die Minne geschrieben stand, da erschien ihm plötzlich eine wunderschöne Frau, die noch herrlicher war als alle „gottinne,“ die weiland der Minne pflagen. Ihr Antlitz leuchtete spiegelklar, dass das ganze Gemach wiederstrahlte. Was man an schönen Frauen rühmt, das übertraf ihr Leib bei weitem. Auch war sie kostbar gekleidet, so dass gar Niemand solche Gewande bezahlen könnte, wenn sie auch feil wären. Der Ritter erschrack so heftig über diese Erscheinung, dass er die Farbe wechselte, auf sprang er und empfing sie so schöne er konnte: „Frouwe, sît got willekomen! swaz ich von wîben hân vernomen der übergulde sît ir gar!“ Darauf sprach die Frau mit Züchten: „Viel lieber Freund! Gott lohne Dir! Erschrick nicht so sehr vor mir, ich bin es, dieselbe Frau, der Du früher und jetzt noch gedient hast, um die Du Seele und Leib gewagt, weil Du mir so viele Jahre getreu gewesen, darum bin ich hergekommen, dass Du nach Herzenslust mich beschauest, wie schöne ich sei und vollkommen.“ Das bedünkte den edlen Herrn aber wunderlich, dass ihn die Fraue, die er nie gesehen hatte, ihren Dienstmann nannte, ihrer Schönheit willen erbietet er sich als Knecht bis auf den Tod ihr zu dienen und frägt nach ihrem Namen, ob er denselben vielleicht schon gehört habe. „Dass Du mir unterthänig bist, darfst Du Dich nicht schämen, entgegnet sie darauf, denn unter meiner Krone stehen Kaiser und Könige, Grafen, Freie und Herzoge haben mir ihr Knie gebogen

und mein Gebot geleistet, denn ausser Gott, der allein gewaltig über mir ist, fürchte ich Niemand. Die Welt bin ich geheissen; nun sei der lange begehrte Lohn gewährt, hie bin ich, nun schaue mich an!“ Da kehrt' sie ihm den Rücken zu — der war überall voll abscheulicher Schlangen, voll Kröten und Nattern, ihr Leib voll Blattern und Geschwüre, Fliegen und Ameisen zehrten daran, in's Fleisch hatten sich die Maden bis auf die Knochen eingefressen, unleidlicher Gestank brodelte von ihr, statt des reinen Kleides war hier nur schlechtes Aschentuch zu schauen, ihr lichter Schein war in Aas verkehrt. Dann zog sie von dannen. Der Ritter aber war wie umgewandelt, verliess Weib und Kinder, nahm das Kreuz auf sein Gewand, hub sich über das wilde Meer und half dem edlen Gottesheer gegen die Heidenschaft streiten. Das that er so fleissig sagt Konrad mit einer Walther'schen Wendung, dass, als ihm hier der Leib erstarb, seine Seele ihm dort genass. —

Verstehen wir die Sage recht, so hatte Wirnt offenbar schwere Erfahrungen in der Welt und an ihrer Treue gemacht, er musste furchtbar enttäuscht und aus seinem schönen freudigen Leben aufgeschreckt worden sein, dass er selbst Weib und Kinder liess und zum schweren Streite in's Elend (in die Fremde) fuhr. Conrad von Wirzburg aber hat mit dieser kleinen Erzählung, in der er einen inneren Vorgang oder ein äusseres Erlebniss des Dichters in poetischer Bildung verkleidete, ein Meisterwerk seiner Kunst geliefert; in warmen Zügen schildert er uns den noblen Dichter, so dass sein ganzes Bild mit seinen Freuden und Entsagungen in herzgewinnender Weise vor uns steht. — Die Historiker sind darin übereingekommen, dass, da der letzte Kreuzzug, den Wirnt mitgemacht haben kann, im Jahre 1228 anhub, demzufolge der Wigalois ungefähr in den Jahren 1210—1212 entstanden sein müsse. Dass er von seiner Kreuzesfahrt nicht mehr zurückgekehrt, scheint Konrad angedeutet zu haben; auch Rudolph von Ems, der seine Chronik freilich erst 1240 schrieb, gedenkt seiner als eines längst Verstorbenen. [1])

Der Wigalois aber musste sich einer grossen Theilnahme und Verbreitung erfreut haben, denn abgesehen von den verschiedenen Handschriften, die sich zu Köln, Stuttgart, in Mecklenburg,[2]) in der Schweiz

---

[1]) Spangenberg rühmt in s. Adelspiegel II. 197: „Bernhard von Grauenberg, so sonst auch Wirnicke vnd Wirnt genandt wird, ein gelahrter vnd belesener vom Adel, so viel Historien Reimweise beschrieben vnd vnter denselben auch das Gedicht von Herr Wiglois vom Rade vnd dem roten Grauen Hoiern zu Manssfeldt.“

[2]) Lisch in den Mecklenburg. Jahrb. VII. 225.

und in den Niederlanden fanden, fehlt es auch nicht an Zeugnissen, die des Dichters und seines Werkes lobend gedenken. Noch im XV. Jahrhundert, als die Sprache desselben schon unverständlich geworden war, machte sich ein Ungenannter darüber, das liebgewordene Buch in neue Form zu übertragen und schuf 1472 ein Volksbuch in Prosa daraus, das später oftmals gedruckt [1]) und auch in die „das Buch der Liebe“ [2]) betitelte Romansammlung aufgenommen wurde. Aus der Prosaübersetzung hatte unser braver Münchner Maler Ulrich Fütrer gegen das Ende des XV. Jahrh. einen neuen Auszug veranstaltet, den er dem zweiten Theile seiner im Versmaasse des Titurel geschriebenen Sammlung von Ritterbüchern einverleibte. [3]) Auch im Dänischen und Isländischen hatte der Wigalois im XVI. Jahrh. Eingang gefunden, sogar eine jüdisch-deutsche Travestie kam zu Stande, die Josel von Witzenhausen mit der ganzen Bravour eines Bänkelsängers verfasste. [4])

Im Jahre 1819 (Berlin bei Reimer) veranstaltete der als Lehrer Jacob Grimms bekannte und in seiner Zeit hochverdiente G. Fr. Benecke († 1844) die erste, namentlich durch ihre Erläuterungen werthvolle Ausgabe, worauf Franz Pfeiffer einen kritisch hergestellten Text (Dichtungen des deutschen Mittelalters. Leipzig, 1847. VI. B.) und W. Gf. von Baudissin (Leipzig 1848. bei Brockhaus) eine flüssige Uebertragung, von welcher unsere Leser hier manche Probe gefunden haben, folgen liessen.

Ueberblicken wir noch einmal das Gedicht, so stellt sich das Ganze klar als eine Copie des Parcival heraus, mit dessen Dichter unser Wirnt ebensowohl, wie mit dem Verfasser der Lehren des Winsbecke bekannt gewesen sein musste. Gawein spielt ganz die Rolle Gahmuret's, er geht eine Ehe ein und verlässt seine Frau aus Lust an Aventiure, wie Gahmuret auch mit Herzeloyde thut; der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn ist, wie dort der Parcival, hier der Wigalois, der Held der Fabel. Es gibt überall secundäre Naturen,

---

[1]) Augsburg 1493. Strassburg 1519. Frankfurt s. a. und 1561, 1586. Nürnberg 1653 und 1661. Vgl. Gödecke Grundriss. S. 116.

[2]) 1587. Neue Ausgabe Berlin 1778. II. B. — Neu bearbeitet von Simrock in dessen Volksbüchern. 1846. III. 419—496.

[3]) Docen Beiträge. IX. B.

[4]) Wann dieses Machwerk zum erstenmale gedruckt wurde, ist unbekannt, doch gedenkt desselben schon Wagenseil in s. „Belehrung der jüdisch-teutschen Red- und Schreibart“ (Königsberg 1699), von wo dasselbe in die „Erzählungen aus dem Heldensaal alter deutscher Nation“ (Danzig 1780) überging. Vgl. v. d. Hagen im Museum für altd. Lit 1809. I. 556 ff. — Auch eine spanische Bearbeitung des Wigalois existirt. Vgl. Benecke S. XXV.

die eine Anregung von aussen, eines Vorbildes, an das sie sich anlehnen können, bedürfen, um zur eigenen Productivität zu gelangen so auch Wirnt, der erst im reiferen Alter zur Poesie kam. Wie Wolfram sich gerne, wiewohl mässig, in Schilderung prächtiger Gewande und feiner Zucht ergeht, so hat Wirnt häufig Alles überboten und häuft, wie er selbst sagt, Niegesehenes auf seine Hauptpersonen. Die phantastischen Abenteuer Gawan's im Parcival überbot Wirnt mit einem ganzen Dutzend ähnlicher, nur noch mehr ungeheuerlicher Arbeiten, die Gawans Sprössling, im Style des Vaters zu vollbringen hatte. Die Gralbotin Kundrie ist ihm für seine Riesenfrau als Modell gesessen, auch den Rohas (Parcival 496, 15) bringt er wieder, aber in spuckhafter Gestalt. Nur eine schöne goldene leitende Idee hat er nicht, sein Epos ist ein tolles mittelalterliches Nebeneinander, wie bald auch die Maler die verschiedenartigsten Begebenheiten neben einander in ein Bild zu gruppieren beliebten; seine Aventiure ist nicht gebaut, sondern nur lose aneinander gereiht, dabei pocht er aber immer auf seinen Gewährsmann, den welschen Knappen, der vielleicht eine gut erfundene Figur ist. Auch in der äusseren Form nähert sich Wirnt seinem Vorbilde; wie Wolfram, freilich erst nachdem seine Dichtung weiter vorgeschritten war, ein bestimmtes Maass von dreissig Zeilen in einen Abschnitt fasst, so macht Wirnt gleichfalls eigenthümliche Abschnitte, die er jedesmal durch einen dreifachen künstlichen Reim beschliesst. — Es muss ein noch unentdeckter Verkehr mit den Beiden bestanden haben, Wolfram war für Wirnt von demselben Einfluss, wie der Wigaloisdichter auf den später zu besprechenden Winsbecke ausgeübt hat. Dass Wolfram übrigens des Wirnt nicht erwähnt, ist völlig klar, da Letzterer erst an sein Werk ging, als der Parcival schon vollendet war. —

An den Parcival oder an die von den Welschen ziemlich frivol behandelte Artussage lehnt sich ferner Heinrich von dem Türlin, der in seinem über 30,000 Verse umfassenden Werke „der âventiure krône“ den Chrestiens de Troyes zu Grunde legte.[1]) Das Gedicht muss etwa nach 1220 und vor 1242 entstanden sein. Scholl theilt Wackernagels Annahme, dass der Dichter aus Steyer war; dagegen hat Dr. Karl Roth den Namen (Heinricus apud portulam) in einer Urkunde des Reichsstifts Niedermünster zu Regensburg vom Jahre 1240 aufgefunden. Den Stoff holte sich der Verfasser aus der französischen

[1]) Diu crône, von Heinrich von dem türlin. herausgeg. von Scholl. Stuttgart 1852. XXVII. B. der Stuttgart. Publ. Zingerle in Pfeiffers Germania. V, 468 ff.

Quelle, in Form und Behandlung hatte er den Wigalois zum Muster genommen, doch kannte er auch Wolfram, Hartmann, Reinmar den Alten und Ditmar von Eist. Gervinus hat ein allzustrenges Urtheil darüber gefällt, doch ist die Fülle der Aventiuren zu übersättigend, als dass wir des Weiteren darauf eingehen können; was Heinrich von Gawan's Abenteuern erzählt, stimmt theilweise mit dem Parcival genau überein, auch geht Gawan den Gral zu suchen und findet ihn wirklich. In der Folge werden wir unserem Heinrich von dem Türlin noch einmal begegnen, da er einen Theil des Willehalm seiner wohlwollenden Behandlung unterzog. —

Die Sage vom Schwanenritter (die auch Konrad von Wirzburg bearbeitete) haben wir bereits früher erwähnt. Im Lohengrin,[1]) den nach Ettmüller (Handbuch S. 220) Heinrich Frauenlob verfasst haben soll, treten Heinrich I., Giselbrecht, Herzog von Lothringen und Bischof Ulrich von Augsburg auf, die als Zeitgenossen Lohengrins angegeben werden; das Gedicht schliesst mit einer kleinen deutschen Geschichte bis zum Tode Heinrich II. und der heil. Kunigunde. Auffallend ist (v. 7617) das Lob des Bayerlandes; vielleicht stand der Poet in Beziehung zu Herzog Heinrich von Niederbayern. (1253—90.)

Daran reihen wir eine Anzahl anderer Werke und Dichter, die sich entweder durch frühere Abschriften bei uns eingebürgert haben oder deren Verfasser mit mehr oder minder gesicherten Rechte Ansprüche auf Landsmannschaft erheben. Die goldene Geschichte von Mai und Beaflor[2]) ist uns in einer Handschrift vom Jahre 1284 erhalten; der Tandarius und Florbidel des steyerischen Plaier[3]) kam frühzeitig zu uns, ebenso der Daniel von Blumenthal des Strickers, der als Lehensmann des Klosters Reichersberg (1190) unsere Grenze in derselben Weise streift, wie er mit dem wirren Knäuel seiner Abenteuer die Artus- und Parcivalsage berührt. Ulrich von Zazikoven galt nach Wackernagels Urtheil, dem sich anfänglich noch Gödeke anschloss, für einen Bayer, bis ihn Pfeiffer (Germ. II.. 496) in den Thurgau bleibend verwies. Auch Konrad von Wirzburg wurde

[1]) Ausgabe von Görres 1813 und Rückert Leipzig 1858. (XXXVI. Bd. der Bibl. der ges. deut. Lit.) Letzterer setzt die Zeit seiner Entstehung zwischen 1276—90.

[2]) Herausgegeben im VII. B. der Dichtungen des deutschen Mittelalters. Leipzig 1848. Uebersetzt und erklärt von Joh. Wehrle. Freiburg 1856.

[3]) Pfeiffer (German. II. 500) sucht Plaiers Heimath im Salzburgischen; unter den Zeugen einer zu St. Zeno bei Reichenhall 1305 ausgestellten Urkunde erscheint „her Chunrat der Player“

für Basel in Anspruch genommen; Wackernagel [1]) fand nämlich in der „Spiegelgasse" zu Basel, wo der Dichter wohnte und am 31. August 1287 mit seiner Frau und zweien Töchtern an einem Tage gestorben sein soll, ein Haus, das den Namen Wirzburg führte; er schloss daraus, dass Konrad davon seinen Namen erhalten habe; das Haus trägt den Namen aber erst in einer späteren Urkunde, eine über die Todesjahrzahl des Dichters hinaufreichende Nachricht über dieses verhängnissvolle „domus quondam magistri Cunradi Wirzeburg" ist jedoch noch nicht aufgefunden. Sonach wäre es immer noch denkbar, dass der als vagus oder „gernder man" landflüchtig herumziehende Dichter von dieser Stadt wohl den Namen habe, indess seine Werke unter dem Protectorat fremder Bürger und wohlwollender Herren später entstanden. Da der Streit noch lange nicht ausgefochten und sub judice scheint, da Herr Denzinger mit weiteren Belegen nachzurücken gesonnen sein soll, [2]) so mag es Herr Wackernagel, der hier ohnehin schon genug Lücken und Fehler nachzuweisen haben wird, gleichfalls verzeihen, wenn Conrad obwohl ganz kurz unter den bayerischen Poeten in einer heutigen Literärgeschichte verzeichnet wird. Nach den alten Grenzen des Landes gehört er uns ohnehin auf keinen Fall an, auch sind seine Werke alle in der Fremde und auf die Bestellung anderer Leute entstanden, nur zwei Stoffe, vom Heinrich von Kempten und die schöne Novelle von Wirnt's Lebensende gehen uns ihrer heimathlichen Beziehungen wegen an; aber auch dazu will der Dichter seinen Stoff aus Büchern erhalten haben, wenn anders auf diese stereotype Redensart etwas zu geben ist. Herr Blicker von Steinach (1211—1228) mit seinem „Umbehang" gehört in die heutige Rheinpfalz. [3]) Dagegen wäre ein anderer Dichter Albrecht von Kemenaten vielleicht noch für uns zu gewinnen. Er gehört in das XIII. Jahrh.; von ihm sind nach Haupt (Zeitschrift VI., 520—29) das Eckenlied und der Sigenot, dazu auch der Goldemar; Haupt sah einen Schwaben oder Thurgauer in ihm, Stälin (II. 764) gibt ihm die Heimath zu Kaufbeuern, Zingerle fand eine solche Familie auch in Tirol, Bayern aber hat eine Unzahl von Ortschaften, die diesen Namen tragen und selbst das heutige „Nymphenburg" führte bis zur gloriosen Zopfzeit ehedem den ehrlichen Namen Kemenaten. [4]) Später erscheint ein Johann von Wirzburg, der als Nachahmer Gottfried's von Strassburg, in den Diensten des

[1]) In der Germania. III. 257 - 66 und dagegen H. Denzinger ebendas. IV. 113 – 115.

[2]) Derselbe starb indessen 1862.

[3]) Pfeiffer Zur deutschen Lit. Gesch. Stuttgart 1855. S. 5—28.

[4]) Oberb. Archiv. VI. 366.

Grafen Albrecht von Heyerloh (wahrscheinlich zu Esslingen) im J. 1314 eine Maer von „Wilhelm von Osterrîche“ vollendete, in welcher er das österreichische Fürstenhaus verherrlichte.[1]) Alle diese Dinge gehören jedoch grösstentheils gar nicht hieher, wir erwähnen sie nur, um einigen ängstlichen Gemüthern, die uns mit ihrer guten Meinung oft heillos in die Irre geführt haben, gerecht zu werden und selbe unseres unzweifelhaften Dankes zu versichern. —

Da unsere Vorfahren immer von dem ihnen zunächst liegenden Leben ihre Bilder nahmen, so machten sie auch aus der Minne entweder ein Kloster, in dem die Minnerlein in weltabgeschiedener Verschollenheit und Alles vergessender Innigkeit einander leben, oder sie machten einen Krieg daraus oder gar eine Burg,[2]) die von wackeren Rittern standhaft erstritten werden muss, noch lieber aber nahmen sie das Beispiel von der Jagd, was Hadamar von der Laber[3]) zu einem eigenen Gedicht in der künstlichen Titurelsprache ausgedehnt hat. Die grosse Anzahl der erhaltenen Hand- und Abschriften, die Ruhmredigkeit, mit der man im XV. Jahrh. und späterhin des Dichters gedachte und ihn sogar mit Wolfram gleichzustellen beliebte, zeigen von dem wiederhallenden Anklang, den dieses Opus geweckt und gefunden hatte. Der Umstand, dass Wiguläus Hund im Jahre 1575 auf dem früher den Laberern gehörigen Schloss Prunn (an der Altmühl) eine (nun in München befindliche) Handschrift des Nibelungenliedes fand, möchte auf den Sitz unseres Dichters schliessen lassen, dessen Familie jedoch weit verzweigt was, ebenso wie der Name Hadamâr, den wahrscheinlich immer die Erstgebornen derer von der Laber führten. Demnach ist der Versuch, den Dichter nach fester Jahrzahl und Persönlichkeit zu bestimmen, ziemlich schwierig. Ein Hadamar von der Laber vermählte sich 1294 mit Agnes, der Tochter des Ulrich von Abensberg; er könnte der Autor unseres Gedichtes sein, das in die ersten Jahrzehende des XIV. Jahrh. fällt. Sicherlich lebte er am Hofe Kaiser Ludwig des Bayer,[4]) in seinem Opus nennt er wenigstens den greisen Ludwig von der Teck, der mit dem Kaiser verkehrte und 1328 in einer kaiserlichen Urkunde erscheint, worin Lucca zu einem Fürstenthum erhoben wird.

---

[1]) Ettmüller Handbuch. S. 229. Wackernagel S. 107. Gödeke S. 74.

[2]) So z. B. die Minneburg des Meister Egen von Bamberg. (HS. in Wien und Heidelberg.)

[3]) Herausgegeben von Schmeller. XX. B der Publ. des literar. Vereins. Stuttgart 1850.

[5]) Ein Hadamar von der Laber war auch im Dienste Ludwig des Strengen, und unterschrieb mit Konradin die Stiftungsurkunde von Fürstenfeld und die Begabung Seligenthals. 1266.

Der Verdacht ist vielleicht nicht ungegründet, dass Hadamar ein leider für uns verlorenes, schönes, hohes und kunstvollendetes Vorbild genommen hatte, er verhält sich zu einem unbekannten früheren Dichter, wie Albrecht von Scharfenberg zu Wolfram. Eine so tautologische Phantastik, eine solch mühevoll sich hinwälzende Allegorie kommt nicht aus einem Gusse, entsteht nicht aus der Seele eines Menschen, und wenn er auch der verschrobenste Kauz wäre; so etwas ist nur durch ein Bessermachenwollen möglich, dem dann der breiteste Zopf im Nacken sitzt. Wir können mit einem vom Standpunkt des XIII. Jahrh. rückschauendem Beispiel kühnlich behaupten, dass Wolfram's Titurel, wie er mit grandioser Einfachheit in der Seele des Eschenbachers entstanden, ein romanischer Kirchenbau gewesen, der von der nachfolgenden Spitzbogenkunst durchbrochen und gothisirt wurde; da wimmelt Alles von Zierrathen, Knaufen und Knäufchen, von Laubwerk, ausgeladenen Ornamenten und gebogenen Fialen und gewundenen Thürmchen. Hadamar's Arbeit aber macht eher noch den Eindruck eines gothischen Domes der in gutgemeinter „Verschönerung" mit Renaissançestyl überkleistert wurde.

Albrecht von Scharffenberg und Hadamar von der Laber waren geistesverwandt und hatten sich im Leben sicherlich zusammengefunden, der eine stand vielleicht schon an der Grenze des Lebens, der andere im vollen Jugendmuthe, zwei ganz congeniale Geister und höchst tertiäre Naturen. Das Unglück will freilich, dass Hadamar's Dichtung in keiner gleichzeitigen Handschrift erhalten ist; die Kopisten haben wie zur Strafe eigenwillig Hand angelegt und so ist kaum eine Strophe in allen Handschriften dieselbe verblieben. Schmeller's Ausdauer versuchte eine Vulgata herzustellen und darnach gestaltet sich beiläufig folgender Inhalt: Eines Morgens reitet der Minnejäger aus, um sein Lieb zu finden, und folgt dabei einzig seinem Herzen, das ihn auf die Spur bringen soll. Ausser diesem personificirten Herzen sind mit ihm die von Knechten geführten Hunde: Gelücke, Lust, Liebe, Genade, Wille, Wunne, Trost, Stäte, Treue, Harre, neben welchem Rudel im weiteren Verlaufe noch allerlei andere ähnliche personificirte oder vielmehr canificirte Jagdgesellen sowohl guter als schlimmer Art eine Rolle spielen. Bei einem erfahrnen Waidmann, dem ersten der ihm begegnet, erholt er sich Raths über sein Beginnen. Das Herz findet eine Fährte; die Spur ist die eines hohen preiswürdigen Wildes. Demselben nahe gekommen, entrinnt aber dem Jäger das Herz und wird vom Wilde verwundet. Es zeigen sich Wölfe, d. h. Auflauerer und Angeber. Von seinen Hunden verlassen und weil das Pferd ein Eisen verloren, zu Fuss laufend, begegnet er einem zweiten Waidmann, einem ehrenhaften

Greise, mit dem ein langes Gespräch geführt wird, während Wille, Stäte und Treue, das wunde Herz voran, das edle Wild verfolgen, welches endlich mit Wunne und Fröude von unserem Jäger erreicht wird. Wie verzaubert steht er vor demselben und erdreistet sich nicht Enden auf es zu lassen. Da bringen die Wölfe alle Hunde zur Flucht, das Wild entrinnt „in des Herren Wildbann.“ Der blöde Jäger muss von der Fährte lassen. Sein Herz ist nur noch tiefer verwundet. Abermalige Begegnung mit einem dritten, einem in Sachen der Minne wenig blöden Waidmann, zu dem sich ein vierter gesellt. Bittere Klagen unseres Helden über das erfahrene Missgeschick, und dass er vor der Zeit ergrauen müsse, Klagen, in die sich gleichwohl die Hoffnung mischt, treues Ausharren werde das hohe Wild denn doch noch endlich gewinnen helfen.

Es scheint, der Dichter, der zum besten damaligen Adel gehörte, habe darinnen die Geschichte einer geheimen Liebe zu einer höher stehenden Person des Hofes verherrlicht, der Name der Gefeierten wäre aus den Anfangsbuchstaben der 689. Strophe als Katharina zu entziffern.

An diese Klage reiht sich ein in denselben Strophen abgefasstes Zwiegespräch: der Minnenden Zwist und Versöhnung, das auf eine befriedigende Lösung der waidmännischen Aventiure schliessen lässt. Auch dieses ist ganz chevaleresk und die Ehre der Frauen der das Ganze durchklingende Grundton. Das ist, wie schon Gervinus bemerkt hat, das Anziehende bei Hadamar, dass unter dem eintönigen Fluss des Ganzen bisweilen die überraschendsten Bilder und Gleichnisse auftauchen, eine ganz neue Art von Weiber-Achtung und Vergötterung; liebliche und gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat.

Daran schliesst sich noch ein drittes Gedicht: der Minne Falkner, darin die Geliebte als Edelfalke verherrlichet wird. Das Vorbild blieb nicht ohne Nachfolge; auch Suchenwirt versuchte sich im ähnlichen Genre und Wolfgang Sedelius zu Tegernsee schrieb 1545 eine geistliche Hirschjagd; man sieht, Hadamar war ein Vorläufer des Theuerdank, wenigstens ist was poetische Dinge betrifft, von Kaiser Ludwig IV. bis auf Maximilian I. den letzten Ritter, keine grosse Kluft. —

Neben den grossen epischen Romanen erscheint eine Anzahl kleinerer poetischer Erzählungen und gereimter Novellen, die sich entweder in eigenen Sammlungen, oder in Mischbänden, auch hie und da wie angehängte Codicille oder als selbstständige Büchlein erhalten haben. Die grösste Mannigfaltigkeit des Stoffes wird in ihnen

angetroffen, fast alle aber sind die sprechenden Zeugen einer sinkenden Kunst und noch mehr eines bereits faul gewordenen Lebens. Da eine Anzahl davon namenlos überkam, viele auch erst später das Indigenat bei uns erhielten, so ist die patriotische Frage dabei eine sehr schwierige.

Ruedeger der Hunthover, der um 1290 ein 1200 Verse langes Gedicht von dem Schlägel verfasste,[1]) ist für Bayern vindicirt worden. In vielen Städten und Märkten, auch in Franken[2]) und Schwaben, findet sich ein Schlägel aufgehängt und zwar zu gemischten Gebrauch für Männer und Frauen; es sind Städtewahrzeichen, die heut zu Tage einen sehr humoristischen Beigeschmack haben, früher aber sicherlich eine höhere und edlere Bedeutung, dass die Stadt dem Gotte Donar geweiht sei, aussprachen.[3]) Ein Hundshof[4]) findet sich in Franken bei Burgebrach, dessgleichen bei Mitterfels, bei Rain und in Niederbayern, wo nach Schöppners „Sagenbuch" die Schlegelgeschichte wiederkehrt. Ein Mann, der seinen Kindern zu frühe sein Vermögen übergeben hat und von diesen dafür elend behandelt wird, weiss sich dadurch bessere Pflege zu erwerben, dass er vorgibt, noch grosse Schätze zu besitzen; die nach seinem Tode geöffnete Kiste enthält jedoch nur einen Schlegel mit der Aufschrift: wer je so närrisch sei, dass er alle seine Habe den Kindern gibt, so dass er selber Noth leidet, dem soll man hiemit den Schädel einschlagen. Die Lehre geht dann nebenbei in allerlei Variationen auch auf die Ehemänner über.

Ein sehr altes in alten und neuen Sprachen oft erneutes Maere ist das vom Schneekind (des snêwes sun) das wir aus vielen Gründen für Bayern gleichfalls in Anspruch nehmen können. Denn abgesehen davon dass die Münchner Bibliothek eine Handschrift besitzt,[5]) so ist der älteste Dichter, der die Historie in deutsche Verse gebracht hat, der Strickers, der als Lehensmann des damals noch zu Bayern gehörigen Klosters Reichersberg erscheint; zuletzt hat sich derselbe Stoff

[1]) v. d. Hagen Gesammtabent. II. Nr. 49 u. dessen Minnesinger. IV. 615. — K. Roth (Beitr. II. 101) weist eine solche Ortschaft südöstlich von Regensburg urkundlich nach, ebenso den Namen des Dichters, der mit dem Verfasser der „Heidin" dieselbe Person zu sein scheint.

[2]) Die Sitte wurde polizeilich abgeschafft. Vgl. Journal von und für Franken. Nürnberg 1793. VI. 193.

[3]) J. Grimm in Haupt's Zeitschrift. V. 72 ff.

[4]) Der Ort muss früher ursprünglich Hunine-hof geheissen haben, das bedeutet Hof der Hüninge, d. h. der Kinder von Nachkommen eines Hun, d. h. eines Mannes, der Hun hiess oder ein „Hunne" war und von den grossen Heuschreckenzügen dieses Volkes im Lande sitzen geblieben war.

[5]) Darnach in v. d. Hagens Gesammtabent. Nr. 47.

auch als Volkserzählung erhalten,[1]) so dass wir sie mit gutem Gewissen hier erzählen dürfen. Ein Kaufmann fuhr nach Gewinn über Meer und kam in ein fernes Land, wo er so guten Kauf fand, dass er drei Jahre dort blieb und erst im Ende des vierten Jahres heimkam. Sein Weib empfing ihn minniglich, ein zweijähriges Kindlein ging aber mit ihr. Auf seine Frage, wem es gehöre, erzählte die Frau, wie sie voll sehnsüchtigen Verlangens nach ihrem Gemahl einst zur Winterszeit in ihr Gärtlein gegangen, da habe ihr nach einem Eiszapfen gelüstet, den habe sie gegessen und davon das Kindlein empfangen. Eine andere Variante lässt die Frau eine Schneeflocke mit dem gleichen Erfolg geniessen.[2]) Der Mann meint, es werde wohl so sein und übernimmt das Kind. Er lehrte den Knaben jagen mit Hunden und Habichten (hebechen) und allerlei Federspiel, dazu Schachzabel, artig (mit zühte) sprechen und schweigen, harfen, rotten und geigen und allerhand Saitenspiel und viele andere Kurzweile. Hierauf, nach zehn Jahren, ging er abermals zu Schiffe und nahm seinen Sohn Eiszapf mit sich. Er wurde in ein schönes Land verschlagen, wo er einem reichen Kaufmanne das Schneekind als Waare anbot und um dreihundert Mark verkaufte; damit fuhr er heim. Seine Hausfrau empfing ihn wieder minniglich, auf ihre Frage nach dem Kinde erzählt er, wie das Schneekind in dem heissen Lande, unter der sengenden Sonne wunderbarlicher Weise zerschmolzen. So ward eines falschen Weibes List billig überboten.

Dem Strickers werden ferner noch einige gereimte Novellen zugeschrieben, wie der Richter und Teufel und der nackte König;[3]) ein ächter Schwank aus dem Volksleben aber ist „Sente Mertînes naht.“[4]) Er gibt ein prachtvolles Bild, wie die Martinsgans ehedem gefeiert wurde. Der vielbesungene Braten, worüber nebenbei bemerkt, auch tüchtige Predigten existiren,[5]) war ehedem ein Wuotansvogel und blutete bei den grossen Julschmäusen; die Sitte blieb an dem herkömmlichen Tage haften und ging so auf den heiligen Bischof über, der sich dieses Attribut gefallen lassen musste, obwohl dieses Thier in seinem Leben gar keine Rolle spielte.[6]) Unsere Vorfahren

[1]) Um Miltenberg am Maine vgl. Schmeller Mundarten S. 449.
[2]) Die befruchtende Kraft des Schnees spielt in vielen Sagen eine Rolle. Vgl. Hocker Stammsagen. 1857. S. 67.
[3]) v. d. Hagen Nro. 69 u. 71. Erstere auch als Volkserzählung erhalten, vgl. Schmeller Mundarten. S. 447.
[4]) Hagen II. S. 457—62. 214 Verse.
[5]) J. Gräter 1588. 4° u. M. de Fabris: eine schöne Nutzliche Predig, warumb, wie und was gestalt wir S. Martins Gans essen sollen. Thierhaupten 1595 4°.
[6]) J. W. Wolf Beitr. zur deut. Mythol. I. 47 ff. Menzel Symbolik. II. 112 ff.

waren eben mit einer zähen, historischen Anhänglichkeit ausgerüstet, namentlich bei allen denjenigen Dingen, die wie Essen und Trinken den Leib und die Seele zusammenhalten. Wie ernstlich selbst noch das spätere Mittelalter darin zu Werk ging, zeigt der altbayerische Martinsgansgesang unseres Orlando di Lasso,[1]) eine meisterhafte Composition, die in weinseliger Behaglichkeit etwas angetrunken durch die Tonarten schwankt, aber im Bewusstsein der grossen Bedeutung dieses Tages sich anständig auf den Füssen zu halten strebt und mit humoristischer Feierlichkeit einen Choral anhebt, der denselben heiteren Eindruck hervorruft, wie das Kyriesingen in der Wiener-Meerfahrt. Der von Orlando überlieferte Text trägt jedenfalls ein älteres Martinslied in sich: „das ist St. Martins Vögelein, dem können wir nit feind sein. Lass umegan in Gottes Nam! Trinken wir gut Wein und Bier auf die gsotten Gans, auf die braten Gans, auf die junge Gans, dass sie uns nit schaden mag!“ — Strickers Erzählung versetzt uns in eine reiche obderennsische Bauernstube, wo der Maier mit seinem Gesind in der Martinsnacht schlemmt und sie so viel guten Weines trinken, dass alle von Sinnen kommen. Das benützten schlaue Diebe, brachen ein Loch in seinen Stall und der Verwegenste schlüpfte hinein. Da fingen aber die Hofhunde (hofwarte) zorniglichen an und bullen, dass der Wirth es hörte, ein Licht nahm und zum Stalle ging. Der Dieb konnte nicht entrinnen, warf rasch sein Gewand ab, so dass er nakt dastand, als der Wirth eintrat, und so machte er über ihn und seine Rinder mehr als zwanzigmal das Kreuz und murmelte dazu wie seinen Segen. Er winkte dann dem Wirth näher, sagte ihm, er sei St. Martin und segne sein Gut zur Vergeltung des Weines, welchen er am Martinsfeste gespendet habe. Zugleich habe er (der Heilige) seine Rinder gegen eindringende Diebe behütet und wolle fürder all seine Habe bewahren, drum möge der Wirth getrost sein Fest fortsetzen. Der trunkene Bauer weinte vor Freuden, pries sich glücklich, dass der Heilige ihn so gewürdiget habe, löschte das Licht und ging wieder ins Haus. Hier verkündete er die Erscheinung und forderte Alle auf, in honorem Sancti Martini fürder zu trinken: er würde selbst seinen Hühnern schenken, wenn sie Wein trinken könnten. Sein Weib musste einen alten Käs auftragen, damit der Wein desto besser hinabging und man trank auf sein und seines Weibes Leibes und Seelenheil und vor allen „dem guoten sant Mertîne ze liebe unt ze minnen“ so viel, bis Alle sinnlos lagen. Unterdessen trieb der Dieb alle Ochsen und manche Kühe hinweg. Als der Wirth seinen Rausch verschlafen und am

[1]) † 3. Juni 1594.

Morgen in den Stall ging, fand er ihn leer und klagte seinem Gesinde, dass Martinus alle Rinder genommen habe; er wolle ihm nun keinen Becher mehr schenken; er heulte und alle seine Kinder mit ihm. Sein Weib aber schalt ihn selber ein Rind, dass er den Heiligen gesehen zu haben wähnte. So hatte er Schaden und Schande, beklagte jedoch mehr jenen als diese.

Die ehemalige, aus dem XIV. Jahrh. stammende Regensburger Handschrift, welche, nachdem sie früher gerade noch rechtzeitig copirt worden war, darauf im Jahre 1809 verbrannte, [1]) enthielt in 554 Versen eine Märe von Aristoteles und Phyllis, [2]) die später (1551) auch Hans Sachs in eine muthwillige „comedi" gebracht hat. „Künik Filippus, der in Kriechen was gesezzen" liess seinen Sohn Alexander durch den weisesten Meister Aristoteles erziehen und gab beiden mit ihrem Gesinde ein besonderes Haus mit einem schönen Garten; da lehrte der Meister dem jungen Knaben „die buochstaben A B c d e e e," das ging ganz gut, bis Alexander die schöne Phyllis, eine Jungfrau der Königin, ersah, da entbrannte er in Gluth und sein „lernen was verirret gar"; in tausend Jahren bezwang die Minne nie so eines Mannes Herze, er tobete nach ihr; die Schöne erwiederte seine Liebe und so fanden sich die Geliebten in Freundschaft und Treue bald in dem Baumgarten. Das vermerkte jedoch der Meister, strafte den Jungen mit Schlägen und Worten und hütete ihn auf's beste; doch half Alles nicht, denn ihre Herzen schwebten „in vröuden gar hohe alsam ein adel ar." Nun ging Aristoteles zu dem Könige und klagt' ihm die Märe; der König drohte dem Fräulein mit Strafe, die wohlgethane Phyllis aber betheuerte ihre Unschuld, die auch von der Königin anerkannt wurde; so begnügte man sich, die beiden Liebenden scharf zu beobachten und auseinander zu halten. Alexander sass zornig und „brummende als ein ber" an der Schule, die leidvolle Phyllis jedoch, schön wie die lichte Sonne, sann auf Rache. Sie ging in ihre Kemenate, legte ein „sîdîn swenzelîn" an ihren zarten Leib und über diese Schleppen einen blanken Hermelinpelz, „sazte uf ir houbet einen zirkel von golde, der was smal, geweht mit hôhem sinne, die besten gimmen lagen zwischen dem gesteine"; darauf beschaute sie sich in ihrem Spiegelglas und als sie nichts mehr zu bessern fand, stieg die Schelmin leise frühmorgens mit ihren schneeweissen Füssen in den Baumgarten hinab „ûfreht gelîch dem sperwaere und gestrîchet als ein pâpegân" und liess ihre Augelein umbe gehen wie ein Falke auf

---

[1]) Vgl. v. d. Hagen Ges. Abent. III. 780.
[2]) Ebendas. I. S. 21—35.

dem Aste, hub ihr seiden Kleidchen (swenzelîn) wohl bis über die blanken Kniee, um Blumen darein zu lesen und am Brunnen im thauigen Gras herumzupatschen. Das gewahrte kaum der alte Herr Magister, als er auch schon wie ein Gimpel an der Leimruthe hing; die Schöne aber sprang noch lustiger unter den Blüthen umher, warf dem alten Herrn wohl eine Handvoll Blumen in sein Fensterchen, so dass das weise Meisterlein sich nicht mehr verwusste und ihr zwanzig Mark Goldes bot, könnt' er eine Nacht mit ihr verträumen. Nun wusste sie wohl, wie er an ihr einen Affen gefressen hatte (daz er an si vereffet was), versagte ihm also ihr Magdtum, wenn er sich einen Sattel, der in der Nähe hing, auflegen, mit ihrem Gürtel sich aufzäumen und so von ihr durch den Garten reiten liesse. Nur ist es von jeher so gewesen, dass Weiberlist über die grösste Weisheit siegte; ihr zärtliches Schmeicheln, Singen, Tanzen und Springen brachte mit Weinen und Lachen den alten Gauch so weit, dass er sich von der Minne satteln, zäumen und reiten liess: die Reizende sass auf ihm, einen blühenden Rosenzweig in der Hand und sang ein süsses Minnelied, während der graue Tattel auf allen Vieren durch den Garten trabte; dann sprang sie ab, verhöhnte ihn weidlich, dass seine hundert Jahre wieder zu sieben geworden und wünschte ihn zum Teufel, indess sie fröhlich von dannen lief. Das Alles aber hatte die Königin mit ihren Jungfrauen von der Zinne aus gesehen, so ward die grosse Schmach dem Könige und dem ganzen Hofe kund und erscholl überall. Also packte der weise Mann, dem Schimpf und Spotte zu entfliehen, nach einer Woche seine Bücher, Kleider und Habe und fuhr bei Nacht heimlich auf einem Schifflein davon nach einer Insel, da blieb er, machte ein grosses Buch und schrieb daran von den Listen der schönen, ungetreuen Weiber. Manchem haben sie schon Leib und Leben verkehrt, wer sich an sie hing. Ich bin, schliesst der Dichter, „des komen über ein, daz dâ vür niht gehelfen kan, wan daz ein iegelîch wîse man, der gerne âne vreisen sî, sî ir gesellesçhefte vrî und vliehe verre von in dan; wan anders niht gehelfen kan.“ — Das Histörchen blieb übrigens das ganze Mittelalter hindurch bei uns und unseren Nachbarn sehr lebendig [1]) und wurde sogar gerne in Plastik und in Malerei ausgeführt; man sah dergleichen Darstellungen auf Tischtüchern, auf der Steinplatte eines Tisches und noch in den Kupferstichen des XV. Jahrh.

Eine Wirzburger Handschrift, die sich in die Münchner Bibliothek gerettet hat, enthält eine süddeutsche Dorfgeschichte: „daz bloch“

---

[1]) So spielt z. B. Hugo von Montfort öfters darauf an. Ein Fastnachtspiel darüber bei Keller Nro. 128.

(der Block, truncus), die v. d. Hagen unter dem Titel: Ehestand, Tod und Hochzeit in seine Sammlung aufgenommen hat. Es behandelt die Zähmung eines bösen Bauern, der mit seiner guten Frau in Unfrieden lebte, sie raufte und schlug, dass sie mal wie todt liegen blieb. Eine Nachbarin, welche den ganzen folgenden Handel anstiftet, geht ihm auf das Feld nach und erzählt ihm, dass seine Frau gestorben; vergnügt darüber gibt er ihr reichlichen Botenlohn und will nicht eher nach Hause, als bis sie begraben. An ihrer Stelle wird nun wirklich ein angekleideter Block begraben, die Frau aber heimlich zu der Nachbarin gebracht, wo sie durch gute Pflege bald wieder ihre frühere Schönheit und Jugend erhält, so dass sie dem vermeintlichen Wittwer nach fünf Wochen, als er bereits daran denkt, eine neue Hochzeit zu halten, zugeführt werden kann. Er bemerkt anfänglich die Täuschung nicht und lebt glücklich mit ihr, und auch dann noch, als ihm der ganze Hergang enthüllt wird. Das Gedicht ist weder absonderlich witzig, noch geistvoll durchgeführt, wozu schon die Spitze fehlt, weil der rustikale Kerl gar keine Reue empfindet.

Ein ähnliches culturhistorisches Spectakelstück ist die heilsame Maere „wie ein man sîn wîp bat, daz si nâch sînem tôde âne man waere;" die aber, ebenso wie eine andere Anzahl kleiner poetischer Erzählungen keinen Anspruch erheben kann, hier berücksichtigt zu werden, denn ihre Entstehung ist nicht an Bayern geknüpft und der einzige Umstand, dass sie später mit Wirzburger Handschriften nach München kamen, ist doch bei namenlosen Sächelchen zu weitläufig.

Dagegen darf die Historie „von den ledigen wîben" nicht übergangen werden. Der Dichter nennt sich Hermann Fressant von Augsburg und seine 776 Verse lange Reimerei sein „erstes Gedicht," das er übrigens nur nach einer älteren Vorlage breiter ausgesponnen hat.[1]) Interessanter ist es, das heute noch gangbare Kindermärchen von den drei Wünschen (drî wunsche) in früherer Fassung zu sehen[2]): Ein Mann klagte seinem Weibe bitterlich ihrer beider Armuth, da er doch nicht wisse, wie er sich gegen Gott versündigt habe; auch sie ist sich keiner Schuld bewusst, so beschliessen sie Gott recht ernstlich Tag und Nacht zu bitten, sie reich und glücklich zu machen. Und das thaten sie so lange, bis Gott den Engel des Mannes herabsandte, der ihn belehrte, er müsse nicht um Gut bitten, weil er dergleichen ohnediess erhalten hätte, wenn es ihm beschieden und zu-

[1]) Erhalten in einer handschriftlichen Sammlung von 1447, Hagen Nro. 35.
[2]) Hagen II. 253—59. 238 Verse.

träglich wäre. Da der Mann aber auf seiner Bitte bestand, so bemerkt ihm der Engel dagegen, dass der Mensch dann selbst die Schuld tragen müsse, wenn er das unverdiente Glück wieder verliere. Er gab ihm drei Wünsche, die unfehlbar erfüllt würden, und der Mann ging überglücklich heim, sich mit seinem Weibe zu berathen. Er schlug vor: einen grossen Berg Goldes, mit einer festen hohen Mauer umher gegen das Vieh; oder einen Schrein, der immer voll bliebe, wie viel man daraus auch nehme. Das Weib bat ihn zuvor um einen der drei Wünsche und als er ihr gewährt war, wünschte sie sich ein so schönes Kleid, wie es noch niemals eine Frau auf der Welt getragen habe: und auf der Stelle war sie damit bekleidet. Drob schalt sie der Mann, dass sie nur an sich gedacht habe, während sie doch zugleich alle anderen Frauen hätte bekleiden können und verwünschte ihr das Kleid in den Leib, damit sie satt davon würde. Auch dieser Wunsch ward erfüllt: das Kleid fuhr dem Weibe sogleich in den Leib und that ihr so wehe, dass sie fürchterlich schrie. Die Bauern liefen alle herbei und das Weib klagte ihnen, dass ihr Mann es ihr angethan habe. Da drohten sie ihm und zückten Messer und Schwert, wenn er sein Weib nicht wieder erlöse. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie durch den dritten und letzten Wunsch von ihrer Qual zu befreien. So waren die drei Wünsche schmählich verbracht und beide überwiesen, dass sie kein Gut verdienten. Doch gab man dem Manne die meiste Schuld und er ward so der Leute Spott, dass er Gott um den Tod bat und auch vor Leid verdarb und starb. Der Dichter aber beschliesst mit der Betrachtung: es gebe dreierlei Thoren (die tôren sint drîer slahte): solche, die weder wissen, noch können (die niht sinne hânt gewunnen, din enwizzen, noch enkunnen); solche, die nicht wissen wollen (die andern wellent wizzen niht); und solche, die wohl wissen und können, jedoch das Uebelste thun und nur nach Gut und Freude trachten, ohne der Seele zu gedenken (swaz vröude er hât, swie rîch er ist, und ist der heilige Krist sîn vriunt niht alters eine, sô hilft ez allez kleine, swaz er vriunde und guotes hât, swenne er vriunde und guot lât, ist im diu sêle danne ungenesen, sô ist er ie ein tôr' gewesen. Swer die sêle niht ernert, der ist ein tôre, swie er vert. Ezn' hât nie man wîsen muot, wan, der Gotes willen tuot).

Von dem hochmüthigen Bauernstolze, der auch einmal Ritter spielen möchte und dieses Leben von der elendesten Seite des Stegreifs und Buschkleppers fasst, zeugt der Helmbrecht des Wernher, der sich selbst einen herumgartenden Zugvogel (gartenaere) nennt.[1]) Das Ge-

[1]) Die fast 2000 Verse umfassende Dichtung ist herausgegeben nach der Am-

dicht, welches später in Oesterreich umgearbeitet wurde, fällt bald nach Nitharts[1]) Zeit; es ist eine Dorfgeschichte im engsten Sinne des Wortes, mit grauser Wahrheit und einer beinahe ganz volksliedermässigen Behandlung. Der Inhalt folgt hier ausführlicher, denn der Verlauf spielt ganz auf fränkischen oder bayerischen Boden und wurde erst später in Oesterreich, wo die „Gäuhünere“ schon längst ihr Unwesen trieben, neuerdings localisirt.

Eines Bauern Sohn, Namens Helmbrecht trug lang fliegendes rothes Haar und darauf eine Haube, die ein ausgesprungenes Nönnlein überaus künstlich mit Bildern benäht hatte, denn mitten darauf befanden sich Sittiche und Tauben und andere Vogele, als ob sie aus dem Spessart (spehthart) flögen, auf der einen Seite ersah man die Belagerung von Troja und wie Aeneas in den Kielen entrann, auf der linken standen König Karl, Roland, Turpin und Olivier im Kampfe gegen die Heiden, zwischen den Ohren sah man wie Frau Helkens Söhne vor Ravenna (Raben) durch Herrn Witig erschlagen wurden und den Diether von Berne. Verbrämt war die Haube mit der Darstellung eines ritterlichen Tanzes: zwischen je zwei Frauen ging ein Ritter, der sie an den Händen führte, ebenso zwischen je zwei Maiden ging ein Knabe an ihren Händen, daneben standen die Fiedler.[2]) Helmbrechts Schwester, Gotelint, hatte der Nunnen, die „durch ir hübscheit ûz ir zelle was entrunnen“ dafür eine Kuh, und die Mutter Käse und Eier die Fülle gegeben. Gotelint gab ihrem Bruder auch so feines weisses Linnen, dass wohl sieben Weber davongelaufen waren, ehe es fertig ward; die Mutter gab ihm gleichfalls so guten Zeug, wie nie ein „snîdaere“ verschnitten hatte, nebst dem feinsten Schafspelz, dazu ein Kettenwams (keten wambis), ein Schwert, einen Gürtel (gnippe)[3]) und eine Tasche. Dazu braucht er noch einen Oberrock (warkus) und die in den Jungen vergaffte Mutter kauft gleich das feinste blaue Tuch dazu: darauf stunden am Rücken

---

braser HS. von Bergmann im 85. B. der Wiener Jahrbücher, 1839, dann in Haupt's Zeitschrift. IV. 318—85 u. bei Hagen III 282—335.

[1]) Also bald nach 1234 und vor 1250 noch in die Lebzeiten Kaiser Friedrich II.

[2]) „ie zwischen zwein frowen stuont, als si noch bî tanze tuont, ein ritter an ir hende: dort an enem ende ie zwischen zwein meiden gie ein knabe ir hende vie. dâ stuonden videlaere bî.“ Es ist dieselbe Tanzsitte, wie sie Wolfram von Eschenbach beschreibt und wie sie auch auf den ältesten Fresken des Schlosses Runkelstein abgebildet ist, eine Tour de mains, die mit den langschnäbeligen Schuhen sehr feierlich gegangen wird. Vergl. oben S. 208 Anm. 1.

[3]) Dieses Wort ist ein Beleg, wie wenig unsere Sprachwissenschaft in solchen Dingen vermag und einig ist. Hagen gibt „gnipe“ mit Gürtel, Haupt denkt sich einen Dolch darunter und Grimm meint, es gehöre zur Tasche und müsste eine Knipptasche sein, ein Täschel, das sich schliesst, zuknippt.

vom Nacken bis zum Gürtel, dicht aneinander goldene Knöpflein und ebenso waren vorn am Koller (gollier) vom Kinn bis zur Schnalle (rinken) silberweisse Knöpfel genäht; so war er nun der Allervornehmste zwischen Hohenstein und Haldenberg.[1]) Sein Busen war mit drei Krystallknöpfen geschlossen, auch war der Gauch ganz mit „knöpfelînen" übersaet, die gelb, braun, grün, blau, roth, schwarz und weiss schimmerten, so dass beim Tanze die Weiber und Mägde ihn minniglich ansahen. Da wo der Aermel am Mieder hängt (da der ermel an daz muoder gât) war er mit Schellen behangen, die wenn er an dem Reihen sprang, den Weibern in die Ohren klangen. Lebte nur noch Herr Nîthart, er könnte Euch alles das viel besser sagen.[2]) Manches Huhn und manches Ei wurde noch verkauft, bis sie ihm Hosen und feine Stiefel von Korduan[3]) anschafften. So will der Gauch an den Hof; vergebens mahnt ihn sein Vater an der Erde zu bleiben, vergeblich bietet er ihm des Nachbar reiches Töchterlein zum Weibe, der übermüthige Junge besteht auf seinem Vorhaben, und so kauft ihm endlich der nachgiebige Alte, nachdem seine Schilderung des Hoflebens in den Wind geredet, einen theueren Hengst; doch rathet er ihm sorglich seine Haube und Locken zu hüten, er fürchte ihn zuletzt am Stabe, von einem Knaben geführt, wieder zu sehen: lieber möge er daheim Wasser trinken, als für Raub Wein kaufen; lieber österreichisches Klamirre (klamirre),[4]) Brei und Roggen mit Haber gemischt essen, als dem Wirthe für eine Henne oder Gans ein geraubtes Rind oder Pferd geben und fremde Fische speisen. Der Sohn hiess den Vater Wasser trinken, Geislitze (gîslizze)[5]) und Haberbrod essen: er ver-

---

[1]) „Hôhenstein" ist von Karajan (bei Haupt IV. 319) als die fränkische, an der Pegnitz, nordöstlich von Nürnberg gelegene Burg, nachgewiesen, die im XIII. Jahrhundert zur Advocatie der Staufer gehörte und die Konradin am 24. Oktober 1266 zu Augsburg an Herzog Ludwig von Bayern verkaufte. „Haldenberc" aber liegt am Lech, zwischen Lichtenberg und Landsberg, das (nach dem Geograph. statist. topogr. Lexicon von Bayern. Ulm 1796. II. 191) zum Bisthum Augsburg, Rentamt München und Pflegegericht Landsberg gehörte; es lag auf einem ansehnlichen Berg am Lech, war drei Stock hoch und mit einem Thurme versehen, von wo die Aussicht besonders gegen den Fluss berühmt war; es hatte doppelte Ringmauern und wurde später von den bayerischen Herzogen bei der Reigerbeize oder bei den auf dem nachbarlichen Lechfeld abgehaltenen Lustlagern, besucht. Auch trieb sich Kaiser Maximilian gerne hier herum auf der Enten- und Falkenjagd. Im Mittelalter führte ein berühmtes bayerisches Adelsgeschlecht von diesem Schlosse den Namen. – Der Sinn dieser Stelle also ist: Selten hat ein Bauer von Norden bis Süden, hoch oben von Franken bis hinab an das Ende des Lechfeldes, an sein Gewand solchen Fleiss gewendet.

[2]) Nithart eiferte immer gegen dieses sich adelig gebehrdenwollen der Bauern, die langes Haar, ritterliche Waffen und höfische Kleider trugen.

[3]) „spargolzen." Nithart: spurgalzen (MS. III. 278.)

[4]) u. 5) v. d. Hagen III. B. S. LXXVIII glaubt beide Worte aus dem Slavischen erklären zu müssen, auch M. Haupt weiss nichts damit anzufangen.

lange Wein, Hühner und Semmeln. Das römische Taufbuch sage (man list ze Rôme an der phaht) ein Kind nehme des Pathen (toten) Tugend an; so habe er von seinem Pathen, einem edlen Ritter, den hochvertigen Sinn angenommen. Umsonst erhebt der Vater einen rechtschaffenen Mann niederer Geburt über ein Königskind ohne Ehre und Tugend; im fremden Lande würde jener auch für edelgeboren gelten: darum, wolle er edel sein, möge er auch edel thun. Der Sohn gibt ihm recht und will desshalb fort. Der Vater aber schalt, dass er das Böse für das Beste wähle und fragte ihn noch, wer besser lebe, Der, den Alle segnen, oder Der, dem sie fluchen. Als der Sohn richtig darauf antwortet, heisst ihn der Vater eben desshalb beim Pfluge bleiben, so fromme er Armen und Reichen, der Landbau kröne den König. Der Gauch aber spottet der Predigt, die wohl ein Heer über's Meer (zur Kreuzfahrt) treiben möchte,[1]) wie es ihm aber auch ergehe, seine weisse Hand komme nimmer an den Pflug. Noch einmal warnt den Ungerathenen der Vater, welcher träumte: wie der Sohn zwei Lichter in der Hand hielt, welche durch das ganze Land leuchteten; wie ihm früher von einem Manne geträumt, den er heute als Blinden sah; wie der Sohn ihm mit einem Stelzfusse und einem Armstummel erschienen; wie er hoch über einen Wald geflogen, ihm aber ein Fittich abgeschnitten wurde; endlich, wie er an einem Baume anderthalb Klafter hoch über dem Grase schwebte und über seinem Haupte rechts ein Rabe und links eine Krähe ihm das struppichte Haar strählten. Der Sohn ritt aber unbeirrt durch's Gatter davon. Nun könnte man lange davon erzählen, wie's ihm erging. Er kam auf eine Burg, deren Wirth stets in Händeln lag und desshalb gern streitbare Männer behielt; Helmbrecht trat in sein Gesinde und ward im Rauben bald so geschickt, dass er Alles in seinen Sack stiess, selbst was ein Anderer hätte liegen lassen; er liess dem Manne nicht eines Löffels werth, er nahm Wamms und Schwert, Mantel und Rock, Kühe, Rinder und Kälber und dem Weibe den Rock und selbst das Hemd (pfeit) vom Leibe. So floss sein Schifflein das erste Jahr nach Wunsche; von jedem Gewinne ward ihm der beste Theil. Da sehnt er sich nach seinen Magen, nimmt Urlaub und fährt nach seinem väterlichen Heim.

Hier laufen ihm die Dienstboten entgegen und heissen den „Junkherr“ Gott willkommen; vornehm dankt der nun fremdländisch-sprechende Wicht, der seine Muttersprache verlernt zu haben vorgibt, den lieben „kindekîn“; die Umarmung der Schwester erwiedert er mit

[1]) Dieser Spott bezieht sich auf die vielbesprochene Kreuzfahrt Kaiser Friedrich II. (1228.)

„grâtiâ vester,“ begrüsst den Vater romanisch: „Dêû sal“ (Gott helf!) und die Mutter gar „beheimisch“ mit „dobra ytrâ!“ (guten Morgen). Verwundert sehen die Aeltern einander an, die Mutter meint, er sei ein Böhme (Bêheim) oder Wende (Wint) geworden, der Vater hält ihn für einen „Walch,“ die Schwester aber glaubt, er könne seines Lateins wegen wohl gar ein Pfaffe geworden sein, während der Knecht ihn des „kindekîn“ wegen für einen Sachsen oder Brabanten halten möchte. Helmbrecht aber kauderwelscht weiter: „ey was sakent ir gebûrekîn und jenez gunêrte wîf? mîn parit, mînen klâren lîf sol dehein gebûrik man zwâre nimmer grîpen an.“ Darüber erschrack der Vater, (der ihn erst gebeten hatte, ihm doch deutsch zu sagen, ob er wirklich sein Sohn sei, er wollte ihm gerne selbst dafür sein Pferd wischen) und erbot ihm gebratene Hühner, wenn er wirklich sein Sohn wäre: wo nicht, so möge er gen Böheim oder Windisch Land fahren, auch dem Pfaffen gebe er nur sein Gebühr; und hätte er Fische die Fülle, doch gäbe er sie nimmer einem Sachsen oder Brabanter, und ein Welscher könne bei ihm nur verzehren, was er mitbringe, er habe weder Meth noch Wein: drum möge der Junker bei den Herren bleiben. Nun war es schon spät: der Knabe bedachte, dass kein Wirth in der Nähe sei — also gab er sich als „sun und kneht“ zu erkennen, der Vater verlangt aber als Wahrzeichen noch die Namen seiner vier Ochsen und erst wie Helmbrecht die merkwürdigen Namen „Uwer, Raeme, Erge und Sunne“ herzuzählen vermag, hiess ihm der Vater Thür und Thor öffnen und erbot ihm alles im Hause. Das Pferd wurde abgesattelt (sîn phärt wart enphettet) und der Bursche besser behandelt, als es weiss Gott! sonst dem Dichter begegnete. Die Mutter hiess die Tochter laufen und ein Polster und weiches Kissen herbeizuholen, dass sie ihm am warmen Ofen unter den Arm legten, wo er gemächlich wartete, bis das Essen bereit war. Und nun trugen sie ihm auf! die erste Tracht war: „ein vil kleine gesniten Krût, dâ bî lac ein guot fleisch,“ dann kam fetter Käse, eine feiste Gans, gross wie eine Trappe, am Spiesse gebraten, ferner ein gebratenes und gesottenes Huhn und anderes, was ein Herr gerne nähme auf der Jagd. Hätte der Vater Wein gehabt, der hätte getrunken werden müssen, so verwies er aber auf seinen klaren Quell, dem nur der zu „Wankhûsen“[1]) zu vergleichen sei. Ueber Tisch fragt er nach des Sohnes Lebensweise bei Hofe und erzählte im schönen Gegensatze und redselig, zuvor sein eigenes Jugend-

[1]) Der Ort Wanghausen liegt in dem früher zu Bayern gehörigen Innviertel, wo unser Poet vielleicht dieselbe Erfahrung wie Walther von der Vogelweide zu Tegernsee gemacht hatte und in seinen Erwartungen als fahrender Mann enttäuscht worden war.

leben, wie der Grossvater, Meier Helmbrecht, ihn mit Eiern und Käse nach Hofe geschickt und er dort hofeliche und freudige Ritter, nicht solche Schälke wie jetzo, gefunden, welche den Frauen dienten mit Buhurdieren, dann mit hochfertigem Gesange an den Tanz traten, zu welchem ein Spielmann mit seiner Geige anhub; da stunden auf die Frauen und die Ritter gingen ihnen entgegen und nahmen sie bei der Hand, das gab wonnigliche Augenweide von Frauen und Ritterschaft. Dann kam Einer und las vom (Herzog) Ernst,[1]) oder jeder that sonst, was er mochte, schoss mit dem Bogen oder jagte und pirschte. Die Treulosen und Schmeichler aber wurden nicht bei Hofe gelitten. Nun erzähle Du aber, wie es jetzt steht. Das will ich herzlich gerne thun, sagt Helmbrecht, der Sohn, nun heisst es am Hofe der Herren: „trinkâ, herre, trinkâ, trinc! trinc daz uz, sô trinke ich daz. wie möht uns immer werden baz?“ (wie könnt' uns wohler sein!) Nicht mehr bei schönen Frauen, sondern beim feilen Weine sieht man die Herren, ihr Sinnen vom Abend bis zum Morgen steht nur darauf, dass er nicht ausgehe und gut sei und ihre Minne heisst nun: „Viel süsse Schenkin (lîtgebinne), füll uns den Humpen (maser), nur ein Affe oder ein Narr nimmt für guten Wein ein Weib.“ Lügen und Trügen ist Hofsitte, Ehrabschneider (swer den man mit guoter rede versnîden kan) und Lästerzungen (swer schiltet schalclîche) gelten für tugendhaft; die alte Sitte ist im Bann, Weibern und Männern ein Spott und verabscheut wie der Henker (als ein hâhaere). — Da klagt der Vater: Wehe, dass die alten Turnei nun so verschlagen! ehedem galt der Turnierruf (kroyieren): „heyâ, ritter, wîs et frô!“ nun kroyiert man durch den Tag: „Jage, jage! stich, stich! schlag! stümmele den! schlag' jenem den Fuss, diesen die Hand ab! henke jenen! nimm' von diesem Reichen hundert Pfund Lösegeld!“ — Dem vom weiten Ritte Ermüdeten breitet die Schwester in Ermanglung der Leilachen ein „niwewaschen hemde“ über das Bette, wo er bis in den hellen Morgen hinein (unz ez hôhe wart betaget) schlief. Darauf vertheilte er seine vornehmen Geschenke, die er vom Hofe mitgebracht hatte, dem Vater gab er — einen Wetzstein, eine Sense (segense), Hacke und Beil, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen; Gotelinde erhielt ein seiden Gebände (Kopfputz) und eine Borte, die er einem Kramer abgejagt, dem Knechte gab er Riemenschuhe und der Dirne (frîwîb) ein Haupttuch mit rothen Bändeln, die sie gerade brauchen konnte. Ob er die Sache geraubt oder gestohlen —. verhehle ich ungern, sagt der Dichter.

---

[1]) Das alte Volksbuch von Herzog Ernst. Vgl. oben S. 88 ff.

Sieben ganzer Tage blieb der Knappe da, die ihm, da er nicht langfingerte, wie ein Jahr däuchten. Wie er sich beurlauben will, mahnt ihn der Vater zu bleiben und die Hofweise zu lassen; er sei lieber ein Bauer, als ein armer Hofmann, der keine Grundsteuer (huobegelt) hat und immer auf Leib und Leben reiten muss mit der fröhlichen Aussicht, dass ihn die Feinde fangen, stümmeln und höhen. Der Sohn aber dankt für die Bewirthung; weil er eine Woche lang keinen Wein getrunken, habe er den Gürtel schon um drei Löcher enger geschnallt (des gürte ich drîer loche an der gürtel mîn hinhinder); er muss sich wieder mit Rindfleisch mästen: Ein Reicher, den er einst über seines Goten (Pathen) Saat reiten gesehen, der müsse das nun mit Rindern, Schafen und Schweinen büssen, ein Anderer hat es ihm auch zu Leid gethan, dass er Brod zu Krapfen gegessen, ein Anderer hat beim Mahle sitzend den Gürtel niedergelassen, und wieder Einer gar den Schaum vom Biere aus dem Becher geblasen: Das könne er Alles leider nicht ungerochen lassen und wenn ein Bischof sich bittend in's Mittel legte, zum mindesten koste es Hof und Rinder. — Unser Held gehört zu der gefürchteten und verrufenen Bauernschaft, die Edelhöfe und Burgen niederwarfen, und mit Feuer, Brand und Mord raubten und brandschatzten, ein übermüthiges Treiben, das auch der Strickers in der „Maere von den Gäuhühnern,“ [1]) gezeichnet hat.

Der Vater wünscht noch zu wissen, wie seine Gesellen und Lehrmeister heissen; sie haben wie die Landsknechte in den Passionsspielen, ganz famose Namen, die damals wirklich üblich waren und wogegen schon Bruder Berthold von Regensburg (1225) eiferte, wie Lämmerschlind (Lemberslint) und Schlickenwieder (Slichenwider), bei ihnen ist er zur Lehre gegangen; seine Schulmeister sind Höllensack (Hellesac) und Rütteldenschrein (Rütelschrîn), Kühefrass (Küefrâz) und Mischenkelch (Müschenkelch), sein Geselle heisst Wolfsgaume (Wolfesguome), der selbst seinen nächsten Verwandten und wär' es im Februar, keinen Faden am Leibe liesse, sein lieber Freund Wolfsdrüssel öffnet alle Schlösser und Eisenhalten ohne Schlüssel, dazu kommt noch Herr Wolfsdarm, der seinen ehrenwerthen Namen selbst von der (Zigeuner-) Herzogin Nônarre Narrîe erhielt, weil er nie Stehlens satt wird, und so geneigt ist zum Bösen, wie die Krähe

[1]) Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. Wien 1859 u. in s. Germania VI. 457 ff. Unter dem tropologischen Ausdruck „Gäuhühner“ sind die Bauern gemeint (das Gäu ist im Gegensatze vom Gebirg und Stadt das ebene flache Land); sie heissen spöttweise so von den im Mittelalter üblichen Zinshühnern, die sie zu Lichtmess und Michaeli entrichten mussten, wie in Schwaben die Vasnachthühner gereicht werden mussten. Diese Hühner, meint der Strickers, seien ungesund und schwer zu verdauen und kommen theuer zu stehen! —

zur Saat. Nun möchte der überraschte Vater auch den Spitznamen seines wohlgezogenen Kindes wissen und siehe, der Knabe nennt sich mit stolzem Bewusstsein Schlindsgau (Slintezgeu), der Bauern Schreck; er drücke ihnen die Augen aus, haue ihnen den Rücken, binde sie in einen Ameisenstock, zwicke ihnen mit Zangen den Bart aus, reisse ihnen die Schwarte aus, zermalme ihnen die Glieder, hänge sie an den Flechsen (sparrâdern) auf und nehme alle ihre Habe: ihrer zwanzig und mehr könnten nicht gegen zehn solche Gesellen bestehen. Der Vater warnt und mahnt an die Schergen, Helmbrecht droht aber, nicht mehr das väterliche Heim vor seinen Gesellen zu frieden, zugleich eröffnet er, dass er seine Schwester Gotlind seinem Freunde Lämmerschlind versprochen habe, der ihr zur Morgengabe drei in einem Berge (tobel) versteckte schwere Säcke biete, einer voll feinen Linnens, die Elle wohl fünfzehn Kreuzer werth, im anderen liegen Schleier, Röckel und Hemden und im dritten allerlei kostbare Stoffe, wie „Fritschâl, Brûnât,“ Scharlach, Pelze und Zobel. Das Alles verscherze ihr der Vater, wenn sie eines widerwärtigen Bauern Weib werde. Und das tugendliche Kind verläugnet ihre Eltern, wirft ihnen eheliche Untreue vor und bittet ihren Bruder, ihr den Lämmerschlind zu verschaffen, dann sause ihre Pfanne, sei ihr Wein gelesen, ihr Bier gebraut, ihr Korn gemalen und ihr Schrein gefüllt; auch bringe sie ihm alles, was ein starkes Weib haben soll. Heimlich verspricht die edle Gotlind, die auch von edlem Geblüt stammen will, zu entfliehen und dieser gelobt, ihr einen Boten zu senden und ihre Hochzeit so auszurichten, dass Wämmser und Röcke dabei ihr zu Ehren verschenkt würden.

Nun ward wieder manche Wittwe und Waise beraubt, damit Lämmerschlind und Gotelint auf dem Brautstuhle sässen (den briutestuol besâzen). Speise und Trank ward von weit und breit zusammengebracht, so dass die Hochzeit des König Artus und der Frau Ginevra, wovon Heinrich von dem Türlin in „der aventiure krône“ erzählt, eitel Wind dagegen war. Gotelind wird entboten und findet sich ein, der Bräutigam geht ihr entgegen und heisst sie als Frau Gotelint willkommen, freundliche Blicke gehen hin und her, und Lemberslint schoss seinen Bolz mit gefügen Worten gegen Gotelinde, die das ihrem Liebsten galt aus weiblichem Munde so gut sie konnte. Mit nibelungenhafter Feierlichkeit stellt ein kundiger Greis das Paar in den Ring und fragt Jedes dreimal, ob sie sich wollten, dann gab er sie zusammen, worauf alle sungen und der Bräutigam seiner Gesponsin auf den Fuss trat. Das Hochzeitmal ist ganz feierlich gerüstet, die einzelnen Kumpane haben die fürstlichen Aemter übernommen, Schlindsgau ist Marschalk, Schlickenwieder Schenke, Höllensack ist Truchsess, der d

Gästen die Sitze anweist, Rüttelschrein Kämmerer, Kühfrass der Küchenmeister brachte Gesotten und Gebraten, Müschenkelch gab das Brod, und die Uebrigen machten ihren schönen Namen Ehre und leerten Schüssel und Becher, als wenn es der Wind hinwegwehte und der Hund nichts mehr zu nagen fand. Es bewährt sich der Spruch, dass der Mensch gierig schlinge, wenn ihm das Ende nahe. Bange Ahnungen überschleichen die Braut als ob Unheil drohe, es graut ihr, schon bereut sie die Eltern verlassen zu haben und fürchtet die Strafe ihres Frevels.

Als sie noch eine Weile gesessen und die Spielleute von der Braut und dem Bräutigam ihre Gabe empfingen, nahte der Richter selbfünfte und überwand die zehne; wer in den Ofen nicht entrann, schlof unter die Bank, sie fuhren drängend durcheinander und wer nicht entfloh, den zog der Schergenknecht bei den Haaren hervor, denn der kühnste Dieb, der sonst wohl mit Dreien fertig würde, kann sich eines Schergen nicht erwehren, und wäre der sogar lahm; so wurden sie gebunden, der Braut wurde das Kleid abgerissen, man fand sie nachmals übel zugerichtet hinter einem Zaune. — Die bösen Gesellen wurden zum hängen verurtheilt und mussten ihre (gestohlene) Bürde zum Richtplatz führen. Lämmerschlind hatte zur Bräutigams Ehre nur zwei Rindshäute am Halse, sein Schwager trug deren drei. Fürsprecher wurden ihnen nicht gegeben. Neun wurden gehängt, dem Helmbrecht aber die Augen ausgestochen, eine Hand und ein Fuss abgehaut: So wurde Vater und Mutter gerochen. Wehklagend geht der Blinde an einer Wegscheide von Gotelinden, und ein Stab und ein Knecht leitete ihn nach dem Hause des Vaters, der ihn spöttisch mit „dêû sal, her blindeken!“ begrüsste, ihn nach Welschland ziehen hiess, ihm Brod versagte und durch einen Freimann mit Schlägen austreiben zu lassen drohte. Vergeblich fleht er, ihn im Hause herumkriechen zu lassen und ihn zu erhalten, weil die Landleute ihm so gram wären, dass sie ihn umbrächten; der Vater verhöhnte ihn, hält ihm seine prahlerischen Reden vor und das mit seiner Ausrüstung vergeudete Geld, er erinnerte ihn an die erfüllten drei Träume, deren auch der vierte folge, hiess die Thür verriegeln und trieb mit Schlägen den Knecht des Blinden, um den, der es nicht werth wäre von der Sonne beschienen zu werden (der sunnen haz) hinwegzuführen. Die Mutter gab jedoch ihrem Kinde ein Brod in die Hand und damit musste der Blinde weiter hinken. Ueberall, wo er hinkam, verhöhnten ihn die Bauern: „hâhâ, diep Helmbrecht! hetest dû gebouwen, sô züge man nû niht blinden dich!“ —

So litt er ein Jahr lang Noth. Endlich kam er unter Bauern, die er früher ausgezogen hatte, sie rächen sich nun: hiessen ihn mit Schlägen seine Haube wahren, was der Scherge ihm davon übrig gelassen hatte, das lag nun in kleinen Stücken am Boden, die zerfetzten Vogelbilder, [1]) zugleich mit seinen ausgerauften Locken, so dass er ganz kahl dastand. Dann liessen sie ihm seine Beichte sprechen. gaben ihm Brosamen zum Schutze gegen das Höllenfeuer [2]) und hingen ihn an einen Baum. So bewährte sich der letzte Traum des Vaters. Hiemit sei jedes selbstherrische Kind gewarnt. Auf den Strassen und Wegen ward die Wagenfahrt gefriedet als Helmbrecht an der Weide hing. Gibt es noch junge „Helmbrechtel,“ die kommen auch an die Weide. „Swer iu ditze maere lese, bittet daz im got genaedic wese unde dem tihtaere, Wernher dem gartenaere.“ —

Ein 1440 Verse umfassendes Büchlein mit dem Titel Irregang und Girregar hat ein sonst nicht bekannter Dichter Rüdiger von Münerstadt am Röngebirge (also ein Nachbar und Landsmann unseres später aufgeführten Heldenbuchsängers Kaspar) gemacht. [3]) Der für die Sittengeschichte sehr bedeutsame Inhalt ist hier nicht nacherzählbar, man glaubt kaum, welch gaukelhafter Unsinn durch Beschwörungen, Messungen und allerlei abergläubische Betrügereien mit Dummköpfen getrieben wurde. Derselbe Poet hat in einer anderen Maere mit meistersängerischer Breitmauligkeit und handwerksmässig trockenen Humor als Meister Irregang seine Kunstfertigkeiten der Reihe nach aufgezählt, die uns ein vollkommenes Bild eines fahrenden Ritters und Spielmannes gewähren: Ich kann „sagen unde singen, loufen und springen,“ bei allen Teidingen gut fürsprechen, einen Wein kosten, ein Hazard (hashart) auf einem Brett gewinnen und verlieren, Meth aus Honig machen, schöne Tischlacken wirken; ich bin der Bücher kundig (wîse) besser, als mein Meister, ich „kan mit einer schaer wol die pfelle gesnîden,“ zweien Gesellen ihren Gewinn theilen, Wunden mit Salben heilen, Wagen bauen und ein Schwert schmieden, welches Kaiser Friedrich sicherlich mit Ehren führte; der Dichter kann ferner (wie Hartmann von Starkenberg in der Pariser Handschrift abgebildet ist) ritterliche Schmiedekünste: einen Hut machen, einen Schild bemalen, einen Ritter rüsten (wol gerwen), in Harnasch reiten, stechen, streiten

[1]) „sô breit als ein phenninc beleip ir niht beinander. siteche und galander, sparwaere und türteltûben, die genâten ûf der hûben, wurden gestreut ûf den wec. hie lac ein loc, dort ein flec der hûben und des hâres“ u. s w.

[2]) „einer begunde brechen ein brosemen von der erden; dem vil gar unwerden gap er si zeiner stiuwer für daz hellefiuwer.

[3]) Ges. Abent. Nro. 55.

und turnieren, Schachzabel und Brettspiel; ich kann Jedem gute Antwort geben, ferner schneiden und weben, eine Wiese mähen, einen Acker säen, ein Rind anjochen, Teig kneten, einen Faden zwirnen und „uz einer dirnen ein vrouwen wol machen"; mit einem Hunde Hasen jagen, ein Hörnlein blasen, einen Wald fällen, ein Heer siegreich machen (also auch Passauerkunst!), Mühlsteine und Kampräder laufend machen, Häuser bauen, Pfeninge schlagen, Glocken giessen, Armbrust schiessen, kurz er ist ein Factotum — aber eben weil er Alles könne, so hat der Kaiser ihm „harpfen, videln unde rote" verboten, denn er würde überall nur Unheil bringen, weil er Irregang heisse. So geht er als ein hofelicher Knabe von einem Lande zum anderen und suche durch Mancherlei seinen Unterhalt.

Es ist das sprechendste aber zugleich traurigste Bild eines armen Fahrenden und sein Spruch ein Vorläufer des tautologischen Unsinns der Hut-Künstler, Feuerfresser und Nadelspeier, die bereits auf unseren Jahrmärkten zur Seltenheit werden. Die schöne hohe noble Zeit des höfischen Singens ist weit überholt, das ritterliche Leben ist alltäglich geworden und die feine Minne in ordinäre Sinnlichkeit und nackte Gemeinheit übergegangen, die nun die bürgerliche Verführung und bäuerische Gewaltthat für sich in Anspruch nimmt. Daher auch eine gute Anzahl widerlicher Pfaffenstreiche und Cochonerien, alle fett ausgemalt und mit stickender Behaglichkeit überzuckert, die wir um so lieber übergehen, weil die Dichtkunst daran wirklich keinen Antheil hat.

Viel poetischer sind dagegen die romantischen Sagen von der Frauen Treue; von solchen, die selbe ihrem Gatten gehalten oder gebrochen, die fälschlich angeklagt und ungerecht verurtheilt wurden und im Bewusstsein ihrer Unschuld die schwere Strafe geduldig ertragen bis ihr erlittenes Unrecht doch an den Tag kam, oder von solchen Frauen, die wie St. Kunegund zu Bamberg, ihr Recht mit wunderwürdigen Gotteszeichen beglaubigten. Andere Sagen gehen: wie Frauen hinter dem Rücken ihres Gatten gesündigt, oder den ihre Buhlerei verschmähenden Ritter verläumdend um's Leben brachten — wie gerade die deutsche Kaisersage davon beinahe bis zum Eckel überfliesst. Aber auch weisse Schatten tauchen auf, wie jener der reinen Maria von Brabant, die unter dem strengen Ludwig unschuldig verblutete.

Ein schöner Preisgesang zur Ehre der Frauen ist die Historie von den beiden Kaufleuten, die ein Ruprecht von Wirzburg,[1]) zwar nach einem französischen Vorbilde aber mit deutscher Innigkeit gemacht haben soll. Der sonst nicht bekannte Dichter ersucht als

[1]) Hagen Ges. Abent. Nro. 68. 946 Verse.

„thörichter Knabe“ Eingangs um Nachsicht mit seinem „Büchlein,“ dessen Sprache und Reimweise, namentlich mit dem dreireimigen Schluss der Absätze, an das XIII. Jahrh. erinnert. Diese Erzählung findet sich übrigens wie eine über die ganze Erde verbreitete Pflanze, fast bei allen Völkern, nur dass ihr Wachsthum und ihre Blüthe, je nach den Himmelstrichen, bisweilen buntfarbig und üppig, bisweilen eintöniger und nüchterner hervortritt. Sie geht tief in's heimathliche Morgenland und nach Indien zurück; wie sie dort mit der heimischen Göttersage verwachsen ist, so hat selbst im christlichen Abendlande noch die römisch-keltische und griechische Mythologie an ihr gehaftet.

Dagegen verhalten sich die Schwänke der folgenden Zeit wie die Produkte eines Schnurranten oder Meister Irregangs; manche haben den guten Namen Conrads von Wirzburg irrthümlich überkommen, weil ihr Verfasser in Wirzburg gewesen sein musste, dazu obendrein Kuonrat und zwar der arme Kuonrât, der seines Zeichens ein Fiedler war und nach Wagenseils Bericht gar Geiger oder nach Anderen Jäger hiess. Die eine 480 Verse umfassende Reimerei trägt den Titel alten Weibes List[1]) und erweist sich als ein eckelhaftes Machwerk, wie eine Kupplerin ihren Seckel zu füllen weiss, indem sie den Domprobst Heinrich von Rotenstein in die Netze einer Frau zu locken sucht; zum Glück wird der geistliche Herr durch dringende Amtsgeschäfte am Stelldichein verhindert, die Alte, aber, um die Dame nicht vergeblich bestellt zu haben, packt den nächsten besten Mann von der Gasse auf und erwischt den Gemahl jener Donna, der von der schnellgefassten Gemahlin nun mit Backenstreichen empfangen wird, wobei die Schuldige ihre Rolle, als habe sie seine Treue nur auf die Probe stellen wollen, sehr unverschämt zu Ende spielt. Das Ganze ist widerlich und gemein, ebenso wie die halbe Birn,[2]) die gleichfalls unserem zweiten Konrad zugeschrieben bleiben mag, obwohl v. d. Hagen keinen Zweifel hatte, sie dem „berühmten Konrad von Wirzburg“ zu unterschieben. Die von Keller 1855 herausgegebenen Erzählungen[3]) enthalten aus den altdeutschen Handschriften zu Ulm, Wirzburg, Nürnberg, Regensburg und München Alles Hiehergehörige, dazu manchen Namen von zweifelhaftem Werthe, z. B. den eines Laydniz Fröschel und Hanns Ramminger, auch ein Heinrich Kaufringer hat vom Jahre 1464 dergleichen hinterlassen, und der berühmte Albrecht von Eib († 1485) in seinem Ehebüchlein, aus

[1]) Hagen I. 193—205. Auch dramatisch behandelt von Jacob Ayrer.
[2]) Ebendas. I. 211—24. 510 Verse.
[3]) XXXV. B. der Bibl. des lit. Vereins in Stuttgart.

welchem theilweise Göthe den Stoff zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ entlehnte.[1]) — Der Gürtel (borte) des Dieterich von Glaz, eines vermuthlich mährischen Dichters[2]) wird hier nur genannt, weil ihn ein Herr Konrad von Oettingen, der daran besonders Gefallen gefunden haben musste, im Jahre 1478 zu Augsburg abschrieb. —

Bald nach Erfindung des Buchdruckes und der Feuerwehr, gleichzeitig im geheimen Bunde mit der allgemeinen Ausbreitung der klassischen Literatur, als neue Wege nach neuen Welten gebahnt wurden und die Reformation den mittelalterlichen Glauben zusammenwarf, war die Ritterzeit und die ritterliche Dichtung abgethan.

---

[1]) Albrecht von Eib war beider Rechte Doctor, Archidiakon zu Wirzburg und Domherr zu Bamberg und Eichstedt. Vgl. v. d. Hagens Germania. IX. 247 ff.

[2]) Hagen Ges. Abent. Nro XX.

D.

Heiligensage und Legenden.

Ebenso lebendig wie die Lieder von lobebären Helden und Recken, von gewaltigen Heerfahrten und Waffenthaten klangen, ebenso erzählte die Tradition von den ersten Boten, welche die Lehre des süssen Krist den Heiden überbrachten. An den früheren Cultusstätten, die sie gestürzt, liess das Volk ihr Andenken leben, allgemach mischten sich die Erinnerungen und der alte Gott und der neue Heilige gingen oft seltsam in einander über, hatten ja auch sie Ungeheueres vollbracht und nicht selten Drachen und Lintwürme erschlagen![1]) Solch eine wahrhaft heldenhafte Gestalt war St. Severin, dessen Herkunft in Dunkel gehüllt, dessen ganzes Leben aber eine Kette von auffälligen, überraschenden Erscheinungen bildet. Er hatte dem Herulerhäuptling Odoaker seinen künftigen Ruhm vorhergesagt, als der hochgewachsene Recke gebeugt, um nicht an die Decke der Zelle zu stossen, bei ihm eingetreten; von weit und breit strömten ihm die Kranken zu, Hohe und Geringe, und rühmten geheilt auf dem Heimwege seine Wunderkraft, die selbst noch aus dem Grabe leuchtend und erwärmend drang, dass die Siechen und Krüppel genassen, was Wunders also wenn dem, der den Menschen in's Herz sah und ihre Gedanken im voraus wusste, wenn dem die Thiere gehorchten, die Vögel die Hölzer zum Bau schleppten und Bären seinen Bündel trugen? Das Volk gibt ihm heute noch den Drachen zur Seite, den er erschlug, es erzählte damals wie heute, dass der Heilige die Heuschrecken bannte, wie er bewirkte, als ein anderer Elias, dass die Kerzen der Christen sich von selbst entzündeten und wie über dem Betenden eine Lichtsäule schwebte. Weniger weiss das Volk von St. Rupert zu erzählen, der noch alljährlich bei der grossen Wintersonnenwende den heil. Nikolaus[2])

---

[1]) So St. Severin, St. Mang, Pirmin u. v. A.

[2]) Ein handschriftliches Bruchstück einer gereimten mittelhochdeutschen Legende [illegible] dieses Heiligen aus Nürnberg in Pfeiffers Germania. IV. 241 ff.

begleitet! An St. Emeram, der so schmählich zu Helfendorf gemartelt wurde, zeigt ein Gottesgericht seine Unschuld, und sein Leichenschiff läuft die Isar hinab und rann dann stromaufwärts von selbst gen Regensburg.[1]) St. Erhard soll trockenen Fusses über die Isar gegangen sein, im Gotteshause zu Frauenberg bei Landshut Christenlehre und Predigt gehalten, auch eine Brodweihe hinterlassen haben, welche bis auf den heutigen Tag an seinem Feste vorgenommen und das Brod wider alle Krankheiten ausgetheilt wird.[2]) St. Korbinian hat eine Linde gepflanzt, die jetzt zu den fünf grössten Bäumen in Deutschland gehört und von neun Männern kaum umspannt werden kann, an das Leben dieses Baumes soll Freisings Schicksal geknüpft sein.[3]) Ebenso geht seltsame Rede von St. Pirmin und dem grossen Apostel Bonifacius, von St. Virgilius zu Passau, von Sidonius, Walto, Wilibald und Wunibald u. s. w. Besonders beachtenswerth sind die Thiere, welche als Symbole die Heiligen begleiten, sie sind auch eine Art Heraldik, ein geistliches Heerzeichen und nicht selten aus vorchristlicher Zeit herübergeholt. Eigene Aufmerksamkeit wäre auch den Klostersagen zu schenken; die Stifter der meisten Münster, z. B. zu Beuern und Tegern, werden als Riesen geschildert und abgemalt, und die an den genannten Orten oder zu Grafrath verwahrten Gebeine zeigen, dass sie wirklich hochgewachsene Recken von übermenschlicher Grösse gewesen sein müssen.

Auch von vielen sagenhaften Töchtern und Frauen Karl des Grossen und seiner Nachfolger erzählt die Legende, so von einer hl. Hildegard, welche eine Nachbildung der schönen Legende der hl. Crescentia scheint, St. Amalberga wird in Beziehung zu dem Kaiser gebracht die Fusstritte der frommen Gertrudis sieht man noch in den Wellen des Mains;[4]) auch Richardis die zweite Gemahlin des dicken Karl gehört hieher.[5]) Aus Frankreich kam die Klausnerin Edigna[6]) zu uns, die zu Puech in einer Linde lebte und heute noch im guten Andenken des Volkes lebt, wie St. Afra, Walburga, Mechtild von Diessen, St. Notburg, Kunegund und vor Allen die räthselhafte St. Kümmerniss, die noch jetzt aller Erklärung spottet und keinem Hagiographen die Schleier alle gelüftet hat. Dazu ist auch St. Alto

---

[1]) Panzer I. 220—23. Menzel Symbol. I. 299. Quitzmann S. 60.
[2]) Panzer I. 119. Wiesend Topographie. 1858. S. 237.
[3]) Sighart Von München nach Landshut. 1859. S. 50.
[4]) Herrlein Sagen des Spessart. S. 113.
[5]) † 18. Sept. 896. Vgl. Grimm Rechtsalterthümer S. 912 u. Klemm Frauen, 1856. III. 257. Bavaria I. 309.
[6]) † 1109. Panzer I. 61. II. 49. Wolf Beitr. I. 170.

nicht zu vergessen, aus dessen Schädel das dankbare Volk noch alljährlich seine Minne trinkt, ebenso wie die Hirnschaale des hl. Sebastian zu Ebersberg und des St. Vitalis zu Kloster Au oder des St. Humbert in Franken zu ächten, urgermanischen Reminiscenzen dienen müssen. Ungeheueres Ansehen geniesst St. Leonhard, der als eherner „Würdinger" das Heidenwerfen an sich verüben lassen muss, dazu St. Onuphrius und Christoph, welch letzterer schon öfters bei Feuersgefahr seiner Stadt München persönlich zu Hilfe kam, sodann der liebe heil. Heinrich und St. Sebald, der mit Eiszapfen zu heizen im Stande war. Das Volk erzählt Vieles und oft unendlich Schönes und Rührendes von seinen lieben Heiligen Gottes; die Kirche hat nie einen Glaubensartikel daraus gemacht, sondern hierin Jedem seinen beliebigen Antheil frei gelassen, wir berichten nur, was früher gesagt und gesungen wurde und sich bis heute vererbt hat. Man wird vielleicht daraus einen Vorwurf erheben, dass wir im Leben der Heiligen auch Poesie gefunden, als wenn gerade die Kirche und der mit ihr zusammenhängende Glaube von den Philistern praedestinirt sein sollte, nur dürren Rationalism zu bieten. Das Volksleben enthält heute noch eine reichere Fülle von Poesie, als alle unsere staubigen Bibliotheken verwahren.

Halten wir jedoch nach den in irgend eine künstlerische Form gebrachten Denkmälern Umschau, so ist das durch Albertus (nach Berno von Reichenau) in deutsche Reime gebrachte Leben des hl. Ulrich namentlich für die Zeit seiner Entstehung (im letzten Drittel des XII. Jahrhunderts) von hoher Bedeutung.[1] Hier haben wir einen der wenigen auf uns gekommenen früheren Versuche in der vaterländischen Kunst, welche die folgenden grossen Dichter erst zur vollen Blüthe brachten. Es ist ein behutsames Anschmiegen an das lateinische Vorbild ersichtlich, mit ängstlicher Vorsicht hält der Dichter sich von allen weiteren Umblicken zurück und nur bisweilen wagt er zu Füssen des Heiligen, auf dem starren Goldgrund, einige Pinselstriche der Poesie, einigen grünen Rasen mit schüchternen Blumen anzubringen. Der Dichter, der die Verdeutschung auf Bitten seiner frommen Nonnen machte, war wohl ein Benedictiner des Klosters St. Afra zu Augsburg, das mit Bildern ausgezierte Büchlein ist vielleicht des Verfassers eigenes Hand- und Prachtexemplar, das zu einer Verehrung bestimmt war.[2]

[1] Herausgegeben von Schmeller. München 1844.

[2] Nach der Vermuthung des Dr. Karl Roth (Beitr. I. 39) jedoch müsste da[illegible] eine Klosterfrau geschrieben haben; doch hat Roth die HS. nie gese[illegible] und zieht seinen Schluss nur aus den Fehlern der Schreibung.

Das Gedicht ist durch die freie Bewegung der Sprache und durch die immerhin anerkennenswerthe Leichtigkeit des Vortrages lieblich und anziehend; es erzählt, wie das Kindlein auf den Rath eines Pilgrims, der im gastfreien elterlichen Hause [1]) herbergte, entwöhnt ward, wie dem Knaben durch die inclusa (bezlozzen klosenaerin) Wiborada (Wîbrât) seine Zukunft vorausgesagt wurde und dass er in einer Stadt, die an einem zwei Lande theilenden Wasser liegt, Bischof werden solle. Seine Rede ist, wie der Dichter mit einer ritterlichen Figur gibt „gezieret und mit wîsheit wol gezimieret;“ wenn er als Bischof müde war, ruhte er nicht auf Federbetten, sondern er suchte „stuollachen oder teppiche,“ darauf hielt er dann ein „slâfelîn.“ Während er Messe las erschien einst, wie das Volk heute noch zu Augsburg erzählt, Gottes Hand sichtbar und segnete das Opfer. Die Lechfeldschlacht, wie die Ritter mit Schwertern streiten und die Geschosse regendick an die Schilde fliegen, electrisirt den Dichter ein wenig, da sitzt der Heilige „ûf ein ors, schiltes und helmes er virgaz,“ nur eine Stole legte er sich an, so fuhr er wie Josua in den Streit. Von der selbständigen Dichterkraft des Uebersetzers zeugen nur die Verse der Einleitung und des nicht unerheblichen Epilogs.

Solche Heilige, die mit ritterlicher Gewalt in die Feinde sprengten, die das Waffenhandwerk trieben und sich auf Tjost und Hofischheit verstanden, brauchte das Mittelalter und die Zeit der Kreuzzüge. Dafür durften sie aller sentimentalen Frömmigkeit entbehren, wenn sie nur schneidige Recken waren, konnten sogar ein wenig da und dort über die Schnur hauen, aber Ritter mussten sie sein. Ein sehr lehrreiches Beispiel ist der Willehalm des Wolfram von Eschenbach, an dem wirklich von Heiligkeit gar nichts zu verspüren, er ist nebenbei ein Frauenräuber, der seine Geliebte entführt hat. Haben ja auch König Oswald und König Orendel dasselbe gethan und den Preis ihrer Mannheit dadurch nur getheuert!

Betrachten wir demnach dieses seltsame Gedicht, das wohl einige Ausführlichkeit verträgt, da es noch nicht völlig übersetzt wurde und sich seither meist einer ächt stiefmütterlichen Behandlung erfreute. Wolfram beginnt mit einer kurzen Einleitung, in der er Gott und den Heiligen, zu deren Ehren er ja sein Werk anhebe, um Hilfe und Kraft bittet; dabei bemerkt er auch, dass er dem Landgraf Hermann von

---

[1]) Ulrich stammt aus dem Geschlechte der Grafen von Kyburg und wurde zu Dillingen 890 geboren. Vgl. (Mittermayr) Sagenbuch, 1849, S. 75, wo gleichfalls aus dem Jugendleben Ulrichs eine Sage berichtet wird.

Thüringen den Stoff dazu verdanke. Nehmt, was ich euch biete, willig an, lasst die Aventüre an den heimischen Herd (in hûs ze fiure) und behandelt sie gut als Gast.

I. Graf Heinrich von Narbôn hatte sieben Söhne, die er aber einem Pflegekinde zu Liebe, alle von Burgen und Hufen verstiess und an den Hof des Kaiser Karl sandte, dass sie dort auf hohen ritterlichen Preis dienten. Der erste hiess Wilhelm (Gwillâms), der andere Bertrams, der klare süsse Buovùn war der dritte Sohn, Heinrich hiess der vierte, Arnalt, Bernart und Gybert. Was sie an Leid erduldet und an Freude genossen, das bleibe hier ungesagt, wir wenden uns nur zu Willehalm. Wie sich dieser des Dienens unterzog, manch hochherziges Gemüth mit Freuden erfüllte und wie er in der Folge Arabellen erwarb, das setzt der Dichter als bekannt voraus. Arabêl war nämlich eine Heidin, die Willehalm ihrem Manne entführt hatte; sie liess sich taufen und wurde von da an Gyburc genannt. — Ihr früherer Gemahl, König Tybalt von Arabien, beklagte jedoch sehr den Verlust ihrer Minne. Um sie zu rächen, zog er mit einem grossen Heere nach Frankreich. Dieses führte König Terramêr (Arabellens Vater) an, auch begleiteten ihn sein Bruder der Perserkönig Arofel mit seinen zehn Söhnen; ferner Tybalt, sein Schwager, dann der König Halzebier und viele andere dienstbare Fürsten und Herren aus dem weiten Afrika und Asien, mit zahlreichen Schiffen und vielen Tausenden zu Ross und zu Fuss. Nachdem sie gelandet, schlugen sie weithin über Berg und Thal ein grosses prächtiges Lager auf den Ebenen von Alitschanz, sie flehten zu ihren Göttern Mahmet und Tervigant, ihnen die an Tybalt geschehene Schmach rächen zu helfen und es begann ein Kampf, dass selbst ein steinhartes [1]) Herz davon erzittert wäre. Aber auch Willehalm hatte seine Streiter gesammelt; da kamen mit ihren Mannen und Söldnern Witschart, und Gêrart von Blavî, der Pfalzgraf Bertram, der klare Jüngling Vivîans, des „marcgrâven swester kint“ Myle, ferner Jozeranz und Hûwesen von Meilanz und viele Andere. Es war ein Heer von „zweinzec tûsent Mann,“ das sich bei Orange zusammenfand, von Provenzalen, Burgundern und eigentlichen Franzosen (der rehten Franzoys). In Angesicht des Feindes, der mit glänzenden Banieren unter seidenen und kostbaren Zelten lag, hält

[1]) Die Stelle 12, 16: „ein herze daz von flinse ime donre gewahsen“ ist noch mehr als steinhart, dass selbst ein Herz aus einem „Donnerkeile“ sich dessen hätte erbarmen müssen. Man hielt die Meteorsteine oder „Teufelsfinger“ für Kiesel, die mit dem Blitze niederfahren und von ihm erzeugt würden.

der „maregrave“ Willehalm eine standhafte Christenrede an seine Helden. Posaunenschall von Seite der Heiden verkündet den beginnenden Kampf, ihr Schlachtgeschrei ist Tervigant, der Getauften Ruf dagegen ist Monschoy.[1]) Und es beginnt die Schlacht:

19,	
Hie der stich, dort der slac;	Hier der Stich und dort der Schlag!
jener saz, dirre lac.	Jener sass und dieser lag!
die ze bêder sît dâ tohten	Die beiderseits zum Streite mochten
gein strît, die wârn geflohten	Taugen da, sind nun verflochten
in ein ander sêre.	In einer anderen Beschwerde:
dô gienc ez an die rêre	Denn an ein Stürzen ging es nun
von den orsen ûf die erden.	Von den Rossen auf die Erde.
heiden der werden	Bald sah man manche Hundert ruh'n
lac dâ manec hundert tôt.	Der werthen Helden am Boden todt.
die getouften dolten nôt,	Es hatten die Getauften Noth
ê si die schar durhbrâchen.	Die Schaaren zu durchbrechen.
die heiden sich des râchen	Die Heiden säumten nicht, zu rächen
manlîch und unverzagt,	Muthig sich und unverzagt,
daz ez mit jâmer wart beklagt	Dass es mit Jammer ward geklagt
von den gotes soldieren.	Von den Gottessöldnern. — Wollt' ich nun
sold ich si zimieren	Den prächt'gen Aufzug kund Euch thun
von rîcher kost, als si riten,	Von denen, wie sie da ritten,
die mit den getouften striten.	Die mit den Getauften stritten:
sô mües ich nennen mangiu lant,	So müsst' ich nennen manches Land,
tiure phelle drûz gesant	Aus dem von Frauen durch Minne
von wîben durh minne	Mit kunstgebildetem Sinne
mit spaehlîchem sinne.	Kostbare Stoffe sind dargesandt.
die heiden heten kursît,	Die Heiden trugen Ueberkleid,
als noch manec friundin gît	Wie manche Freundin zum Schmuck noch heut
durch gezierde ir amîse.	Es dem Geliebten pflegt zu schenken.
nâch dem êweclîchem prîse	Doch an den ew'gen Preis nur denken
die getouften strebten:	Die Getauften in ihrem Streben,
die wîle daz si lebten,	Die Heiden Schaden erkauften
20,	
Die heiden schaden dolten	Von jenen bei ihrem Leben;
und die getouften holten	Doch holten auch die Getauften
flust unde kummer.	Sich Kummer und Verlust genug. —
man gesach den liehten summer	Nie mit so reichem Farbenschmuck
in sô maneger varwe nie,	(Wie viel an seltner Farbenpracht
swie vil der meie uns brâhte ie	Der Mai auch jemals uns gebracht)
fremder bluomen underscheit:	Sah man den Sommer licht verbreitet!
manec storje dort gebluemet reit,	Geblümt dort mancher Haufe reitet

[1]) Mon joie, der eigentliche Feldruf der franz. Könige war: mon joie St. Denys.

gelîch gevar der heide.
nu gedenke ich mir leide,
sol ir got Trevigant
si ze helle hân benant.
si mohten under hundert man
einen kûme zîser hân:
des wart ir lieht anschouwen
ungefuoge verhouwen.
si wârn ir lebens milte:
swâ mans âne schilte
traf, dâ spürte man diu swert
sô, daz manec heiden wert
dâ der orse teppech wart.
mit swerten was vil ungespart
ir hôh gebende snêvar:
drunde âne harnasch gar
war dâ manec edel houbet,
daz mit tôde wart betoubet.
ouch frumten si mit kiulen
durh die helme alsölhe biulen,
dês unter der getouften diet
vil maneger von dem leben schiet.

An Farbe gleich der bunten Haide.
Ich denke d'ran mit Leide,
Wie um ihren Glauben an Tervigant
Sie werden zur Hölle hingesandt!
Unter hundert Mann oder mehr
Ist kaum einer in Eisenwehr;
Da ward ihr glänzendes Anschauen
Gar ungefüge zerhauen.
Freigebig waren sie mit dem Leben!
Wo man sie ohne Schilderheben
Traf, da spürte die Degenschneide
Man so, dass mancher tapfre Heide
Zum Fussteppich den Rossen ward.
Mit Schwertern ward da nicht gespart
Ihr hoher schneefarbiger Turban;
Darunter manches edle Haupt
Ward seinem harnischlosen Mann
Zum Tode betäubet da geraubt.
Doch schlugen auch sie mit Keulen
Durch die Helme solche Beulen,
Dass viele von den getauften Schaaren
Mussten das Leben lassen fahren.

Zuerst fällt durch Willehalm der Sohn des Kator (fîz Kator) Pynel, dagegen fährt Terramêr auf seinem Ross Brahâne Wilhelms Schwestersohn Myle nieder; Halzebiers Heer liess mehr Baniere wehen, als eine Barke tragen könnte. Mit neuen Schaaren eilt Nöupatris, König von Oraste Gentesîn in den Kampf; gegen diesen wendet sich Vivîanz, Wilhelms anderer Schwestersohn, den die Königin Gyburc erzogen und dessen Herz sich nie schied von durchlauchtigem Preise. Auf sein Banier war ein Amor gestickt (gesniten). Er schlug den Nöupatris durch den gekrönten Helm, so dass er des Lebens vergass; mancher Held ward durchstochen „daz imz geweide ûz der tjost übern satel hienc.“ Die Heiden stürzen zur Rache, andere christliche Fürsten zur Hilfe herbei; genug Franzoysaere erwurben da „des lîbes tôt, der sêle vride,“ aber auch die Heiden fielen; als Terramêr den Tod des Nöupatris erfährt, ruft er neue Schaaren herbei mit Tybalt, Ehmereiz und Arofel von Persyâ, der Dichter sagt da ausdrücklich, die Puppe seines Töchterlein [1]) sei bei weitem nicht so schön wie die Wappenröcke und Pfelle, die hier in der Sonne erglänzten. Es scholl von Pauken und Tamburen, von Posaunen, Floytieren und von Speergekrach! In Terramêrs Heere befindet sich der König Margot von Pozzidant, das

[1]) 33, 24: mîner tohter tocke
ist unnâch sô schoene.

sô nahe am Ende der Welt liegt, dass Niemand weiter anzubauen vermag (dâ nieman fürbaz bûwes pfliget) und wo der Tagessterne so nahe aufgeht, dass man ihn mit den Händen erreichen zu können glaubt. Margot hatte auch den König Gorhant mit hergeführt, dessen Land am Ganges (Ganjas) liegt, wo das Volk gehürnt und ohne menschliche Stimme ist, ihr Ton gleicht dem der Leithunde und einer Kälbermutter; sie streiten mit „stählînen kolben“ zu Fuss, und doch sind die hürnenen Leute so schnell, dass sie dem Wilde und den Rossen gut folgen können. Wilhelms Helm war ze Tôtel geworkt, sein Schwert hiess Schoyûsė, sein Pferd Pusât; die getoufte Diet empfing den Feind, wer von den Christen starb, gewann das ewige Leben (der sêle sigenunft). Vom Tosen der Posaunen, den Pauken und Tamburen und dem heidnischen Schlachtruf erhub sich so grosser Schall, dass (nach der mittelalterlichen Meinung, und wie Wolfram schon im Parcival als Gleichniss gebraucht hat) neugeborne Löwen davon zum Leben hätten erwachen müssen, die todt geboren, erst durch das Gebrüll ihres Vaters zum Leben erweckt werden.[1]) Wie die lichte Sonne einen Nebeltag durchschneidet, so „durhliuhteclîch“ stritt Willehalm, der mit seinem guten Schwerte das Gedränge lichtete und dünne machte, wo es enge war. Vivians hörte ein Getöse, als ob das Meer in seinen Grundtiefen erbebte, als das Heer Gorhands kam. Als ob ihn der Wind führte, stürmt er hinein, der „phallenzgrâve“ Bertram ihm nach mit dem Schlachtruf Munschoy. Ihnen wirft sich Terramêr und Halzibier entgegen; Vivîans aber erschlägt sieben Heidenkönige; da streckt ihn Halzibier der clâre (mit reidbrûnem hâre und spannenbreit zwischen den Brauen,[2]) mit den Kräften von sechs Männern) darnieder und führt acht christliche Fürsten, Bertram und Gaudîn, Gaudiers und Kiblîn, Hûnas und Gêrart, Sansôn und Witschart, die mit dem Markgrafen verwandt schienen, aus der Schlacht gefangen fort, um sich ihrer zur Auswechslung gegen Arabelle zu bedienen. Der Kampf geht über dem Leibe des Vivians fort; der Held kommt erst später, nachdem sich das Getümmel nach einer andern Seite hin verzogen, wieder zu sich, findet sein wundes Ross, hebt sich kräftelos, doch ohne seinen Schild zu vergessen, hinauf und ritt zu einer beschatteten Quelle, die ihm ein Engel zeigte; nur so lange wünscht er noch zu leben, bis er seinen Oheim gesehen und dieser ihm sage, ob er seine Zucht je gebrochen, weil so schwere Unthat über ihn erging. Der lichte Engel Kerubîn tröstet ihn zwar,

---

[1]) 40, 5: es möhten lewen welf genesen, der geburt mit tôde ie muose wesen: daz leben in gît ir vater galm.

[2]) Eine allgemein beliebte Hyperbel zur Bezeichnung der reckenhaften Stärke. Vgl. v. d. Hagen König Orendel. 1844. S. XIV.

doch sinkt Vivians wie todt darnieder. Unterdessen ging die Schlacht fort. Nicht ohne Kummer sieht Willehalm das grosse Leichenfeld, auf dem so viele von seinen Magen liegen: „freude und hôher muot, spricht er, ir beidiu sîget mir ze tal, wie wênec mîn ist an der zal! sint mîne mâge tôt belegen, mit wem sol ich nu freude pflegen? dar zuo mîn ellenthafte man. sô grôzen schaden nie gewan dehein fürste mîn genôz. nu stên ich freude und helfe blôz. Selbst dem Kaiser Karl, fährt er fort, wäre solch ein Verlust zu gross und der meine wird von dem nicht überwogen, den er zu Runzevâle erlitt; ey Gyburc, süeziu Künigin, wie schweren Zins gibt nun mein Herz für deine Minne! denn ich bin „mit jâmers last vast überladen!“ Mit „Monschoy!“ kehrten die Getauften wieder in den Feind: „als durch die dicken mûre brichet der bickel und zimberman den zwickel bliwet durch den herten nagel,“ so fuhr das Schwert Schoyûs mit Hagelschlägen unter die Ungläubigen; nachdem Willehalm noch viele von ihnen niedergemacht, reitet er jedoch über das Gebirge davon.

II. Auf der Höhe hielt der Markgraf sein Ross an (er enthielt dem orse) und sah „hin wider dez lant ûfe unde nider:“ Berg und Thal um Alyschanz war mit zahlloser Heidenschaft überdeckt und die Baniere schienen wie ein grosser Wald, und die Rotten zogen hin und her. Sein Zorn entbrannte über die Unzahl der Sarrazîn; es galt nach Oransche zu eilen, ehe es die Heiden etwa einnehmen. Sein braunes Haar war plötzlich weiss eingesprengt, als hätte es darauf geschneit. Wie er nun an den Steinwänden sein Pferd den Abhang gegen das Wasser Larkant hinabführt, findet er plötzlich den Schild des werthen Vivianz, ganz zerschlagen von Wurfgeschossen (hâtschen), Keulen, Bogen und Schwertern, der Markgraf erkannte ihn nur mehr an den Borten, und als er darauf den Jüngling selbst am Boden fand, brach er mit nazzen ougen in Klagen aus: „mîn herze muoz die jâmers suht ân freude erzenîe tragen. Wäre ich doch mit dir erschlagen, so hätte ich Ruhe; warum verschlingst du mich nicht, Erde! dass ich bald dir gleich werde, der ich von dir stamme! Tod! nimm hin den Theil von mir; könnte ich schleichen (sliefen) wie der Fuchs, dass nie beschiene mich der Tag! Was Freude in meinem Herzen lag, das ist todt hinausgefahren. Tod! warum willst du meiner noch sparen? ich lebe noch, doch bin ich todt!“ Vor Jammer liess ihn all seine Kraft, er sank vom Rosse. Als er nach einer Weile wieder zu sich kam (bî einer wîle er sich verran) erhub er neuen Jammer, kniete sich über Vivians, band ihm den verhouwen helm ab und legte das wunde Haupt in seinen Schooss: „Seit Adams Zeiten (sît Adâmes rippe wart gemachet ze einer

magt) bist Du ein Bild aller Tugend. Solche Süsse lag an Deinem Leibe, dass des breiten Meeres Salzgeschmack zuckersüss sein müsste, wenn man nur einen Zehen von Dir hineingeworfen.[1]) Wehe! wie ein Vogel sîn vogelîn ammet unde brüetet, so hat Dich die Königin Gyburc erzogen; nun wird das sorgsame Weib nach Dir mit Jammer betrogen." Während er lange noch so klagte,[2]) erseufzte und streckte sich der Wunde plötzlich in seiner Todesnoth und als er die Augen aufschlug, erkannte er seinen Oheim, wie es ihm der Engel verheissen hatte. Die erste Frage des Markgrafen ist, ob er Beistand gehabt und gebeichtet (spraech du bîhte) habe, dass er vor Gott (für die Trinität) freudig treten könne, und ob er das Brod habe daz alle suntage in Francrîche gewîhet wirt, das der Priester mit Gotteskraft segnet und daz guot ist für der sêle tôt. Ein Abt von St. Germân, fährt Willehalm fort, gab es mir jüngst, in mîner taschen ichz hie hân; empfange es zu Deiner Seele Heil. Vivianz bittet ihn um Gottes Leichnam, indem er sich demüthig mit dem guten Schächer vergleicht; nach der Kommunion verschied er und ein süsser Duft, wie wenn lignum alôê im Feuer brennt, entstund als Leib und Seele sich trennten.

Willehalm wollte die Leiche des geliebten Schwestersohnes auf dem Rosse mit sich nehmen, bald aber wurde er von unbekannten Männern angerannt, er legte also den Todten nieder, vertheidigte sich bis es ihm gelang, sich den Verfolgern durch die Büsche zu entziehen; so kehrte er zu Vivians zurück, verbrachte weinend die Nacht bei ihm und setzte am folgenden Morgen seinen Weg fort, leider ohne den Todten mit sich nehmen zu können. Die Heere hatten Frieden gemacht und die Gesunden hatten mit Todten und Verwundeten genug zu thun; sorgfältig spähten die Heiden, ob sie unter den Gefallenen nicht noch lebende Christen fänden, um sie umzubringen. Da Willehalm durch das feindliche Lager musste, so ritten fünfzehn Könige gegen ihn, Ehmereiz von Todjerne, Gyburgs eigener Sohn, voran um den ersten Tjost zu thun. Fünfzehn Speere wurden auf den Markgrafen verstochen, der sein gutes Schwert Schoiûse den Königen wacker um die Helme klingen liess, so dass ihrer sieben erlagen, die Uebrigen aber die Flucht ergriffen. Darauf rückten Nugruns von Liwes, der König Tenebruns und

---

[1]) 62, 11: sölh süeze an dîme lîbe lac:
des breiten mers salzes smac
müese al zukermaezig sîn,
der dîn ein zêhen würfe drîn.

[2]) „mit jâmer er sus panste. dô heschte unde ranste der wunde lîp in sîner schôz." pensen = denken, sprechen; hischen, hëschen = schluchzen, niesen; reusen, räuspern, sich strecken. Vgl. Parc. 581, 4.

Arofel von Persyâ gegen Willehalm, sie waren prachtvoll geschmückt, so dass der Dichter seines Lehrers von Veldecke gedenkt, [1]) der sie besser hätte beschreiben können. Wie Schmiede auf den Amboss, so schlugen sich die Helden; zuerst fällt der König Tenebruns; am heftigsten wird der Kampf mit Arofel; ihm brachen von der hurteclîchen vart die Riemen, so dass die Panzerhose (diu îserhose) am Gürtel (lendenier) aufging und das Bein bloss wurde; Willehalm hieb ihm den „blanken dichschenkel" ab, so dass er vom Pferde stürzte. Vergebens bot er dreissig Elefanten (helfande), die er zu Alexandrien hatte, er versprach so viel Gold, als sie nur tragen könnten, nach Pâris zu schicken, allein der Markgraf dachte an Vivianzes und seiner Freunde Tod und erschlug ihn, nahm seine reichen Waffen, um so verkleidet sicher durch die Feinde zu kommen, auch das Ross Volantîn des Gefallenen nahm er, weil sein Pferd Puzzât schwer verwundet war, das ihm jedoch noch immer freiwillig folgte. So erreichte der Unverzagte Oransche, das bereits umlagert war; zwar erkannte man ihn unter den Heiden, wesshalb es noch einen schweren Kampf galt, dann aber kam er doch glücklich unter die Mauern, wo ihn Steven, der Kapelan, der ob der Pforte stand, ersah und Lärm gegen ihn erhob; erst nach hartem Widerstande von Seite seiner eigenen Leute führen sie ihn misstrauisch vor seine Gemahlin, die ihn jedoch gleich nachdem er den Helm abgelegt [2]) an seiner Narbe, die er im Dienste Kaiser Karls erhalten, erkennt und mit Freuden begrüsst, doch erregte der Verlust des Vivianz und der übrigen Todten grosse Klage.

Unterdessen rückte Terramêr bereits vor die Stadt, es sah aus, als kämen alle Bäume des Spessart (Spehtshart) mit Fahnen (mit zendâl behangen) angerückt und Oransche ward umlegt, als ob ein wochenlanger Regen nichts als Ritter herniedergegossen hätte (als ob ein wochen langer regen niht wan rîter güzze nider).

Nachdem Gyburc die Wunden Willehalms mit einer (auch schon im Parcival erwähnten) Salbe aus gelâsûrtem dictam, Weinessig (vînæger) und Bohnenblüthe verbunden und der Held in ihren Armen ausgeruht hatte, machte sich Willehalm verkappt in der Heidenrüstung Arofels wieder durch das feindliche Heer hinaus, um seiner bedrängten Stadt auswärtige Hilfe zu verschaffen.

---

[1]) 76, 24.

[2]) 92, 12: der helm und diu goufe wart ûf gestrict und ab gezogn. goufe *ist* die unter dem Helm getragene Beckenhaube, an der auch das Panzerhemd eingehängt wurde.

III. Fünf Tage lang ziehen neue Schaaren vor Oransche zusammen; Terramêr, ärgerlich über die Verluste und dass er die Stadt noch nicht habe, liess der Gyburc in der Nacht drei Dinge entbieten: sie in das Meer zu versenken mit einem schweren Stein an der Kehle, „oder daz ir fleisch unde ir bein ze pulver wurden gar verbrant," oder dass sie Tybald eigenhändig an einen Ast hängen wolle. Sie aber dankt dem Vater für so ungastliche Anmuthung; so wird die Belagerung weiter geführt und die wohlbekannten Vorrichtungen, um eine Stadt zu stürmen, vorgeschoben: „drîboc und mangen, ebenhoeh ûf siulen langen, igel, katzen und pfetraere." Gyburc wehrt sich wacker dagegen und lässt sogar die Todten mit Helm und Schild auf die Zinnen stellen, um ihre Mannschaft dem Feinde gegenüber zahlreicher erscheinen zu lassen.

Unterdessen eilt Willehalm nach Orleans (Orlens), wo er mit den Bürgern, die ihn für einen Kaufmann halten und Zoll von ihm erheben wollten, in gefährlichen Streit geräth, zum Glück entrinnt er dem Handel und findet seinen Bruder Arnalt, der ihm Hilfe verspricht und ihn nach Munlêûn reiten heisst, wo ein grosser Hoftag des Königs angesagt ist und Willehalm seine Eltern und Brüder finden werde. Nachdem Willehalm in einem Kloster bei Mönchen übernachtet, ritt er nach Munlêûn, wo bereits Franzosen und Engländer, Burgunden, Fläminge und Brabanter lagen; doch empfing ihn, weil man ihn nicht kannte, keiner nach höfischen Sitten, so dass er sich allein unter einen Oelbaum und eine Linde setzte, und den Helm und die Rüstung selbst abband; doch sahen Alle nach ihm ob seinen fremdländischen Pfellen und dem heidnischen Gereite. Seine Schwester allein erkennt ihn vom Fenster aus und theilt das ihrem Gemahl, dem König Ludwig in missliebiger Weise mit: „Glaub' gar, das ist mein Bruder Willehalm, sagt die Gute, der den Franzosen einen jämmerlichen Handel angestiftet hat; nun will er gewiss ein neues Heer gegen die Heiden werben; macht die Thüre zu und haltet sie fest, wenn er auch klopft." So that man denn auch und Willehalm „der trûric man," musste selbst sein Ross halten. Da näherte sich ihm ein Kaufmann, Namens Wîmâr, und lud ihn höchst verbindlich zu sich. Willehalm, eingedenk der Noth seiner Gemahlin, verschmäht die kostbaren Polster und Kissen und verlangt sich auf Gras und Klee zu „walgen als ein rint." Der Wirth liess sieden und braten, ein Pfau ward aufgesetzt mit den auserlesensten Brühen (salsen), ein Kapaun, Fasan, in Gallert die Lampreten (in galreiden die lamprîden), Willehalm aber nimmt nichts davon, denn er hat gelobt, nur Wasser und Brod zu geniessen, bis er seiner Gemahlin Hilfe gebracht. Der Wirth reicht ihm nun hartes Weissbrod [1]) und den Trank

[1]) hertiu wastel. Vgl. Parc. 622, 10.

der Nachtigall, davon ihr süsser Schall werther ist, dann ob sie Wein von Botzen tränke. Der Markgrafe legte sich in das Gras, kann aber vor Zorn über die elende Aufnahme am königlichen Hofe nicht schlafen und beschliesst, es ihnen tüchtig einzutränken; am Morgen rüstet er sich und reitet auf seinem Pferd Volatîn aus der gastlichen Herberge des Kaufmanns, der unterdessen schon bei Hofe die Kunde verbreitet hat, wer der Ritter sei; daher wird Willehalm bei seiner Ankunft daselbst neugierig empfangen und mit Freundschaftsbezeugungen umdrängt. Er sagt ihnen tüchtig seine Meinung über ihr unhöfisches Benehmen; auch der König und die Königin beobachten ihn heimlich, sie wünschten ihn lieber nach Kânach oder Assim, oder in die Hitze zu Alamansurâ, lieber wüssten sie ihn eingefròren in Scandinâvîâ oder gar auf der Insel Palake im Lebermeer. Unterdessen kam sein Vater Heimrich mit seiner Gemahlin Irmschart von Paveie nebst grossen Gesinde und siebentausend Rittern und wurden schön empfangen; da gedachte Willehalm, es zu wagen, trat vor den König, mahnte ihn an den Segen, den Gott ihm gewährt und an die Hilfe, durch die er ihm die römische Königskrone verschafft; sieben Jahre habe er gestritten, ohne Vater, Mutter oder Brüder gesehen zu haben. Da sprangen seine vier Brüder Bertram, Buos von Kumarzî, Schilbert und Bernart auf und umfingen ihn, und der König erkennt dankbar, was Willehalm an ihm gethan habe und bietet Lohn und Lehen dafür, nur Willehalms Schwester, die Königin, bricht in Schmähungen aus und erzürnt Willehalm so, dass er ihr die Krone vom Haupte brach und zur Erde in Trümmer schlug, sie bei den Zöpfen ergriff und ihr das Haupt abgeschlagen hätte, wäre ihre Mutter Irmenschart nicht dazwischen gedrungen; so gelingt es ihr, in die Kemenate zu entfliehen, wo sie sich erst hinter dem starken eisernen Riegel sicher fühlt. König Ludwig (Lôys) wäre lieber zu Etampes oder Pâris oder zu Orleans (Orlens) gewesen, gerner denne dâ bî im! Willehalm erzählt seinen Eltern das Elend zu Oransche, drei starke „karrâsche (vierräderige Wagen) unde ein wagen möhtenz wazzer niht getragen, daz von der rîter ougen viel;“ Heimrich selbst vermag sich kaum aufrecht zu halten. Alle sagen ihm Hilfe zu, indess es dem schönen Töchterlein des Königs, Namens Alyze gelingt, den zornigen Oheim zu besänftigen und mit seiner Schwester zu versöhnen; selbst Irmenschart, Willehalms Mutter, will Harnisch tragen und mit Schwertern hauen.

IV. Obwohl künec Lôys wegen der seiner Frau widerfahrenen Misshandlung sehr zürnte, so gelang es doch, ihn zu versöhnen, wozu die Königin, die nun ihr Unrecht einsah, selbst am meisten beitrug; so sagt er denn endlich Hilfe zu und gibt, während die Schaaren sich

sammeln, ein prächtiges Fest, wobei Willehalm freilich immer nur Brod und Wasser geniesst, dabei aber unbegreiflicher Weise zehn Tage lang aushält, indess wie er wohl weiss, seine geliebte Gyburc in ihrer Stadt aufs dringendste belagert wird.

Während Willehalm eines Abends mit der schönen Alyze am Fenster sass und die Jungen unten zu zweien und vieren im Tjostieren sich übten, „hie mit poynder rîten, dort mit pûschen strîten,“ auch mit Springen, Speerschiessen und Wettlaufen sich tummelten, und grosses Geschrei und Lärmen unter den Knechten war, nahm Willehalm eines Knappen wahr, der mit der Kraft von sechs Männern begabt, einen grossen „zuber wazzers vol“ allein trug; er versah Küchendienste und war so stark, dass er eine Last, die drei Mäuler getragen hätten, zwischen den Händen wie ein Kissen (küsselîn) trug; sein Haar und dünnes Gewand hatten Küchenfarbe. Er hätte in jeder Beziehung, nach seiner Abstammung wie nach seinem Werthe, eine bessere Behandlung verdient; aber das Gold, sagt der Dichter sehr schön, erweist sich erst als ächt, wenn es, auch in einem Pfule, nicht rostet und der Grânât jâchant zeigt gerade dadurch seine Kostbarkeit, dass er, selbst in schwarzen Russ geworfen, sein schönes Roth nicht verliert. Solch durch Noth verdeckte Tugend pflag auch der küchenrussige Rennewart. Wisst ihr, wie der Adelaar seine Jungen erprobt (versichert sîniu kleinen kint)? Sind sie den Schaalen entschlüpft, so sucht er das Beste heraus, nimmt es sanft zwischen den Klauen und hält es gegen die Sonne; sieht es nicht in dieselbe, so lässt er das verzagte aus dem Neste fallen. So macht er es auch mit allen andern und wenn es tausend wären; welches dann mit beiden Augen fest in die Sonne sieht, das erkennt er als das seine an. Rennewart, der starke Mann, war wohl in des Aaren Nest erzogen, nicht daraus geworfen, sondern herabgeflogen und auf einen dürren Ast gekommen. Wie er nun so durch's Gedränge ging, geschah ein Stoss, der den Zuber umstiess; geduldig füllte er ihn abermals. Wie er aber von denen zu Ross und zu Fuss wieder ward „vil gehardieret unt alsô gepungieret, daz sîn voller zuber swaere wart aber wazzers laere:“ da packte der Starke einen Knappen und warf ihn an eine Steinsäule, dass derselbe, als wär' er durchfault von dem Wurfe gar zersprang. Nun erhob sich darüber grosses Gedräng, bald flohen Alle vor ihm und liessen ihn alleine. Der König, der auch zugesehen, erzählt hierauf, wie er den Burschen, der eigentlich edler Abkunft ist, schon als Kind von Kaufleuten erhalten, die ihn im Perserlande gekauft und über die See gebracht hatten, wie der Kerl aber seither nicht dazu gebracht werden konnte, dass er sich taufen liesse oder das Christenthum angenommen hätte. Der Markgrafe bittet sich

den Kerl aus und der König gewährt ihm endlich auf besondere Verwendung Alyzens. Willehalm liess ihn kommen und sprach ihn erst französisch, dann, da er darauf nicht antwortet, auf heidnisch an, denn er hatte während seiner Gefangenschaft in Arabien die chaldäische Sprache gelernt. Das verstand der Kauz wohl. Ich bin aus Meckâ, sagte er, wo Muhameds heiliger Leib noch in den Lüften schwebt, hätte er mir von dieser unwürdigen Behandlung geholfen, dann wäre ich nicht an seiner Hilfe verzagt, nun will ich wohl zu dem Krist halten, dem auch du unterthänig bist. Seit ich hieher verkauft wurde, habe ich smaehlîch arbeit geduldet: der König selbst wollte mich bekehren, aber die Taufe war nicht nach meinem Geschmack (nu ist mir der touf niht geslaht). So lebt' ich hier anders, als bei meinem reichen Vater; ich schäme mich so elend zu leben. Den Markgrafen freute es, dass der junge unverzagete und noch bartlose Mann trotz einem alsô smaehlîchem leben noch nach Zucht und Würdigkeit strebte und nahm den Sarrazîn in Dienst. Irmenschart übergab die ganze Ausrüstung zur Heerfahrt einem Juden von Narbôn; Rennewart bekam gute Gewande und eine mit starken stählernen Spangen wohlbeschlagene Stange. Nach den zehn Tagen erhub sich Heimrîches Sohn wohl ausgestattet mit seinem Heer, nur des Markgrafen junger starker sarjant war übel daran, sie hatten ihm in der Küche noch sein Gewand und Haar besengt, den Schimpf rächt er mit Riesen-Humor, stach mit der Stange durch die Kessel, zerbrach die Häfen, kaum dass der Küchenmeister seinem Zorne entrann. Die Stange verräumten sie ihm, während er in der Nacht schlief: also stiess er mit den Füssen die Thüren ein und erschlug den Küchenmeister bis er seine Stange fand, die er freudig „als ein swankele gerten“ von Hand zu Hand warf, indess er, wie vor Hunden ein wildes Thier, von den Soldaten sprang. König Ludwig (Roys Lôys) blieb zurück, empfahl aber dem Heer den von seinem Vater stammenden Schlachtruf Munschoy auf das Beste. Der junge Rennewart beurlaubte sich bei dem Könige und der Königin, dann ging er in den Baumgarten zu der schönen Alyze, die theilnahmvoll das Ungemach beklagte, das er von ihrem Vater erlitten hatte und ihn bat, ihrem Vater zu verzeihen; das Mägdlein steht auf und lässt sich von ihm zum Abschiede küssen, und Rennewart neigte sich vor ihr und den anderen Frauen.

Unterdessen machte in der sorclîchen Zeit, wo Gyburc selbst oft Waffen trug (dicke wâpen truoc) ihr Vater öfters Versuche, sie wieder zu gewinnen. Es setzte während eines Waffenstillstandes (in eime fride) scharfe Reden ab, in denen Gyburc mit seltenem Verständniss ihr Christenthum wacker den heidnischen Ansichten gegenüber verthei-

digte. Der V. Gesang ist ein gut Stück mit solchen Religionsdisputen eingeleitet. Doch herrscht in ihrer unerschütterlichen Beharrlichkeit eine wohlthuende Milde, sie oder vielmehr der Dichter, kann nicht glauben, dass alle Heiden des Teufels sein sollten. Der wilde Tybalt drohte, nur Ehmerenz wehrte ihm ab, Terramêr aber warb heute mit Flehen und morgen mit Drohungen „gein sîner lieben tohter;“ doch vermocht' er sie nicht zu überlisten und sie hielt Oransche. Der Leichengeruch ist unerträglich (der smac von tôten was dâ grôz, unt sus von manegen âsen.) Auch hatte Oransche viele Breschen (viel der mâsen) erlitten mit Würfen von „den mangen und von den drîbocken.“ Sie spielten wahrlich nicht mit Token. Die Heiden beschliessen noch einen nächtlichen Sturm zu wagen und dann sich vorläufig zur Erholung zurückzuziehen. Mit vereinter Kraft brechen sie auf die Stadt los, es gelingt Feuer zu legen. Unterdessen rückt Willehalm mit seinem Heere heran und erblickt die herzbrechende Not schon von weitem, „der himel unt daz mer beidiu wâren fiuric var.“ Mit Rennewart und anderen Erlesenen eilt er voraus um mit einer Buhurt an die Heiden zu kommen. Er begrüsst seine Gyburc, die wacker von der Mauer streitet, in heidnischer Sprache, die Freude macht sie ohnmächtig, dann liess sie ihn durch das Thor herein. Unterdessen merkten die Heiden die Ankunft des Herrn, und zogen sich gegen das Meer zurück, indess das römische Heer vor der Stadt ein grosses Lager schlägt, das ausführlich geschildert wird. Nun konnte Gyburc auch den Waffenrock von ihrem harnaschrammigen Leibe legen, ihre Jungfrauen dürfen ihre besten Kleider anziehen und sich feitieren; Teppiche, Kissen und Polster wurden in den Pallas gebreitet und die Gäste wohl gepflegt. Doch beklagte man auch die gegenseitigen Verluste an Verwandten und Freunden, und Gyburc weint helle Thränen, wird aber mit einer freudenreicheren Zukunft getröstet. Es sind lange, kunstreiche Reden und Zwiegespräche, die jedoch mehr ermüden als fesseln.

VI. Des Markgrafen Gelübde, nur Brod und Wasser zu nehmen, bis er Gyburc aus der Noth erlöst, ist vorüber, er ass und trank nun „vil gerne swaz man für in truoc.“ Grosses Aufsehen bei den Burgunden, Bretonen, Flämen und Engeländern, den Brabantern und Franzosen erregte sein kluger Knappe Rennewart, der „sîn ungefüegez rîs in der hende als einen trunzûn“ (wie einen Lanzensplitter) trug; er hatte seine schwere Stange an einen Marmorpfeiler gelehnt und schaute so wild drein, dass Jedermann ihn fürchtete, seine Haut (vel) war besweizet und voll Staub, und doch glänzte er wie die „touwic spitzic rôse“ wenn „sich ir rûher balc her dan klûbt: ein teil ist des noch dran, wirt er

vor roste immer vrî, der heide glanz wont im ouch bî.“ Seit er von Munleûn geschieden, sprosste ihm der Bart, zwar zählte er noch nicht so viele Jahre um auf einen Bart Anspruch zu machen,[1]) Alyzens Kuss hatte dazu beigetragen. Er leuchtete durch den Waffenschmutz (rost) so glänzend, wie der junge Parcival, da ihn Karnahkarnanz in dem Walde fand, mit dem er auch das noch gemein hatte, dass er gleichfalls noch nicht „nâch arde arzogn“ und um die „edelkeit“ betrogen war. Gyburc gesteht „mîn herze giht etswes ûf in, dar umbe ich dicke siufzic bin sît hiute morgen daz i'n sach.“ Sie ahnt, dass er mit ihr verwandt sei, „ich muoz im antlützes jehen als eteslîch mîn geslähte hât. mîn herze mich des niht erlât, ichn sî im holt, ichn weiz durch waz.“ Nachdem er auf Willehalms Geheiss sich gewaschen, darf er sich an der Tafel zu den Füssen der Königin setzen, und Rennewart setzte sich mit Züchten und wurde roth über den guten Platz. Obwohl die Königin höher sass, so ragte er doch über sie hinaus, es schien, als ob die Beiden Abdrücke von einem Siegel wären (als op si bêde waeren ûf ein insigel gedrucket), sie sahen sich zum Verwechseln gleich (man ersaehe den man wol für daz wîp), hätte er nicht ein Bärtchen (gran) gehabt. Mit „môraz, wîn und clârete“ pflag man seiner gar wohl, auch stopfte er sich wacker die Backen.[2]) Unterdessen rückten und hoben die Knappen an seiner Stangen, bis sie dröhnend niederstürzte; da sprang Rennewart, vom ungewohnten Weine erhitzt, auf, packte seine Waffe und schlug damit nach Einem, „daz dez fiwer ûz der siule spranc hôhe ûf gein dem dache.“ Entsetzt drängten sich die Knappen nach der Thüre, schlugen die Tischlachen zusammen und sprangen hinaus. Nachdem der Markgrafe noch zu seinen Leuten hinausgeritten, um selbst nachzusehen, dass sie nicht über Mangel zu klagen hätten, ging er auch mit Gyburc zur Ruhestatt, wo er und die Königin solcher Minne pflagen, dass vergolten ward beiderseitig, was ihnen der Streit auf Alischanz an Magen und Mannen hatte geschadet. Selbst die Spenden des Grales hätten die grossen Verluste nicht aufzuwiegen vermocht. Wie aber Gyburc „mit kiuscher güete sô nâhe an sîne brust sich want,“ da war sie es, die er zu Entgelt erkos für Alles, was er je verlor. Ihre Minne thut ihm solche Hilfe, dass des Markgrafen trauriger Muth mit Freuden durchwirkt (undersnitn) war. So weit sind von ihm die Sorgen entritten, dass sie kein Speer erreichen könnte.

---

[1]) 271: Ern hete der jâr doch niht sô vil, diu reichent gein des bartes zil: Alyzen kus het in gequelt.

[2]) 275: Er verschoup alsô der wangen want mit spîse, dier vor im dâ vant, dazz drîn niht dorfte snîen.

280,	
nâch trùrn sol freude etswenne komn.	Nach Trauer soll Freud' einmal wiederkehren;
sô hât diu freude an sich genomn	So sah man auch die Freude bewähren
einen vil kekanten site,	Einen altbekannten Brauch,
der man und wîben volget mite:	Dem Männer und Frauen folgen auch. —
wan jâmr ist unser urhap	Beim Ursprung man uns Jammer gab;
mit jâmer kom wir in daz grap.	Mit Jammer geh'n wir in das Grab.
ine weiz wie jenez leben ergêt:	Ich weiss nicht, wie jenes Leben geht;
alsus diss lebens orden stêt.	So dieses Lebens Regel steht.
diz maer bî freuden selten ist.	Die Sorge selten bei Freuden weilt;
ich müeste haben guoten list,	Viel feiner Witz musste mir zugetheilt
swenne ich freude drinne funde,	Sein, dass ich Freuden d'rin finden könne;
swie wol ich nu guotes gunde	Wiewohl ich alles Gute gönne
den die mir niht hânt getân	Denen, die mir es nicht gethan
und mir niht tuont: die sint erlân	Und auch jetzt nicht thun. — Ich will's ihnen schenken,
von mir kumberlîcher tât.	Und der bösen Thaten nicht mehr gedenken. —
ein wîser man gap mir den rât:	Gerathen hat mir ein weiser Mann:
daz ich pflaege, swenne ich möhte,	Dass ich in meinem Gemüthe
sölher güet diu mir getöhte	Mich befleissige solcher Güte,
81,	
ùzerhalp der valschen wîse:	Die sich fern hält von falscher Weise;
des möht ich komen ze prîse.	Dadurch könnt' ich kommen zu Preise.
Dar an ouch niemen sol verzagen,	Es muss auch Niemand gleich verzagen,
er enmüze freude und angest tragen.	Wenn neben Freud' er auch Angst soll tragen.
swer zaller zît mit freuden vert,	Wer in Freuden schwebt zu allen Stunden,
dem wart nie gemach beschert.	Hat nie behagliches Glück empfunden.
jâ sol diu manlîch arbeit	Ja, es muss die mannliche Arbeit
werben liep unde leit.	Zu beiden führen, zu Lieb und Leid.
die zwêne gesellecliche site	Die beiden sind auch in Geselligkeit
ouch der wâren wîpheit volgent mite,	Verbunden mit wahrer Weiblichkeit,
sit daz man freude ie trùrens jach	So wie man stets von der Freude sprach:
zeinem esterîche und zeime dach,	Sie sei der Trauer Estrich und Dach,
nebn, hinden, für, zen wenden.	Daneben, dahinter, davor und wandringsum.
grôz trùrn sol niemen schenden:	Niemand vergeh in Trauer d'rum!

wan hât si's iemen noch erwert,	Denn hat sie so recht ihn mitgenommen,
bî sîner freude ez nâhe vert.	So ist er der Freude am nächsten gekommen.

So pflag der Markgraf Kurzweile und sein Heer lag auch schöne und hatte gut Gemach. Rennewart trieb sich den ganzen Tag geschäftig mit Laufen und Springen bis zur Vesperzeit, doch war er nicht so ungefüge wie zu Munlêûn, beim Anbruch der Nacht suchte er die Küche und legte sich schlafen, als lindez wanküsselîn nahm er die harte Stange unter das Haupt. Ich wähne, sagt der Dichter, dass seiner Schwester Sohn Poydjus, der König von Vrîende, besser gebettet war, wenn er schlafen wollte, als hier sein Oheim. Wer doch die rechte Märe wüsste, wie das edle Kind von Ammenbrust verstolen wart und von Reichthum in Armuth kam. Das Kindel kauften Kaufleute, von ihnen hörte er, dass sein Vater von neun Reichen die Krone trug, in Nord und Süd, in Ost und Westen seien ihm die höchsten Sarrazîn unterthan, zwei seiner Schwestern trügen Kronen, und zehn Brüder von ihm herrschten über Lande. Die Kaufleute lehrten ihm franzoys und brachten ihn dem römischen König (dem der roemscher krône pflac). Solche Klarheit lag an dem Kinde, dass man in Wahrheit nie ein schöner Antlitz gesehen seit dem Tage, an welchem Anfortas durch die Frage genass. Die Kaufleute aber drohten dem Kinde, Niemanden zu sagen, woher er stamme. Anfangs hielt ihn der künec Lôys sehr gut, man gab ihn der schönen Magd Alyze zum Gespiel, wovon die stille Neigung sich erhob, die bis an ihren Tod währte. Da er sich aber gegen die Taufe wehrte, „dô muos er von der êre Alyzen gesellekeit varn, und mit smaehen werken ringen.“ Der Knappe trug seinem Vater und seinen Magen Hass, dass sie ihn nicht lösten, aber sie wussten ja nicht, wohin er gekommen war. So verloren viele seiner hohen Magen durch ihn selbst das Leben, da seine Hand viele Siege der Christenheit errang. Doch that ihm Alyzens Minne wohl, sie wird ihn im Kampfe zu Heldenthaten begeistern.

Den Köchen war angesagt, eine grosse Mahlzeit zu bereiten und viele Kessel hingen desshalb über starke Feuer. Da nahm der Küchenmeister einen glühenden Brand und versengte dem schlafenden Rennewart den Flaum, so dass ihm auch ein Theil des Mundes verbrannte. Seine Bosheit warb ihm aber Unheil; der, dem er so seinen Schlaf verstörte, band ihn wie ein Schaf an allen Vieren und warf ihn unter einen Kessel in den Rost, dass er des Lebens da ward erlöst. Wenn „hêr Vogelweid von brâten sanc,“ sagt Wolfram mit schauerlichem Witz

anspielend auf das schneidige Spottlied Walthers („wir suln den kochen râten etc.“ Lachmann S. 17), so war hier ein Braten gar dick und lang, und seine Frau, zu der er so holdes Herze trug, hätte daran sicherlich genug. Mit Angst flohen die anderen Köche, „si vorhtn, diu zeche gienge an sie, dort vlôh ein koch, der ander hie. si luogeten durch die want dar.în“ und hörten wie der junge Rennewart um seinen Bart klagte: „Nun wähnte ich armer Mann frei von Banden zu sein, seit mich der römische König verschenkte! wüsste mein Herr, wie es mir ginge, er würde mich beklagen. Meinen Bart haben sie mir angezündet, den die auf meinen Mund gesäet hat, die mir Mitgift (stiure) auf diese Fahrt mit Kusse gab. „den selben bart hât ûz mîme kinne noh mêr gezogn ir minne, dan mîner kurzen zîte jâr, oder die schlechte Behandlung ihres Vaters (oder dan der smaehlîche vâr des mich ir vater wente). „Ich getrûwe ir wol, si sente um mich, ze swelher zît si sach daz der künc sîn zuht an mir zebrach, und ich spehte die gelegeheit der rîterlîchen arbeit in turneyn unde in strîten, dar ich lief ze mangen zîten, wie man ein ors mit künste rite, gein wîben gebâren ouch die site. swenn ich was bî werdeclîcher won, dâ sluoc man mich mit staben von. Diss landes hêrre ist geschant, daz mich sîn koch sô hât verbrant,“ dazu sind auch in mir des kräftigen Terramêrers Kinder gehöhnt, von denen zehn in weiten Reichen Krone tragen;[1]) wie würden diese mein Elend rächen! Mich würde der König von Cordes beschützen, dem Hap und Suntîn, Gorgozâne und Lumpîn, Poy und Tenabrî unterthan sind.“

Als es tagen begann und die Sonne durch die Wolken brach, ritten die Fürsten auf und man sang ihnen Messe, aber das Essen war nicht bereit. Der Markgrafe klagte über Rennewarts Missgeschick und sandte die Königin, seinen Zorn zu besänftigen. Sie ging selbst zur Küche, führte ihn in eine Kemenate, „dâ snîdaere nâten maneger slahte wâpenkleit“ und bot ihm bessere Kleider an; dann fragt sie ihn nach seiner Herkunft, lässt ihn zu sich sitzen und schlägt einen Theil ihres Mantels um ihn — eine so hohe Gunst, dass der „arme bätschelier“ die hohe Frau bittet, das zu lassen, was selbst für einen Ritter viel zu gnädig wäre. Da sie sagt, sie thue das um ihres gemeinsamen Gottes Willen, so erklärt sich Rennewart als ein Sarrazîn, er sprach: „mir sint drî got erkant, der heilige Tervigant, Mahumet unde Apolle.“ Seufzend darüber fragt Gyburc nach seinen Eltern und Geschwistern, er aber erinnert sich nur seiner Schwester, mit welcher Gyburc in ihrer Jugend Aehnlichkeit gehabt haben müsse; er ahnt, dass sie einen Vater

[1]) Die Namen dieser seiner Brüder sind Fâbors, Utreiz, Mâlarz, Malatras, Gloriax, Babsigweiz, Carriax, Matreiz, Merabjax und Morgôanz.

gehabt. Gyburc fragt ihn, ob er dem Markgrafen beistehen wolle und der Knappe verspricht es um so lieber, da es ihn absonderlich gelüstet, sich an den Heiden zu rächen. So bekömmt er nun kostbare Waffen und ein herrliches Schwert, so breit und stark, wie es zu Nördlingen¹) keine Flaschschwinge (dehsschît) gibt, doch ist ihm seine Stange lieber, da das Schwert „sîner grôzen kraft ze ringe“ däucht. Gyburc, daz clâre wîp, waffnete ihn mit ihren Jungfrauen, die den Unbändigen dann in ihre Gesellekeit nahmen und die Zeit zu kürzen begannen.

Darauf spricht der Markgrafe die Fürsten, Grafen und Rottenmeister an und der alte Heimrich verspricht nun seinem Sohne dafür zu entgelten, dass er ihn früher zurückgesetzt habe, dessgleichen geloben seine Brüder ihm beizustehen. Darauf stund auch Gyburc, durch welche ja die ganze Noth geschah, auf und sprach mit Züchten, sie verlangt dass der Tod des jungen Vivianz gerächt werde, dabei aber nimmt sie die Heiden nach Möglichkeit in Schutz, denn der erste Mann, den Gott gemacht habe, sei ein Heide gewesen, auch Elias und Enoch, dessgleichen Nôê „der in der arken genas,“ auch Job hiess ein Heide und sogar die drei Könige Kaspar, Melchîor und Balthasâr; daraus ist zu erkennen, dass nicht alle Heiden des Teufels wären (zer flust sint), alle Kinder seit Eva's Zeit wären überhaupt als Heiden zu betrachten und selbst das getaufte Weib trägt heute noch einen Heiden, bis das Kind die Taufe empfangen, nur die Juden begehen ihre Taufe mit einem Schnitte. So waren wir alle Heiden ehedem; dem Frommen aber thut es weh, wenn von dem Vater die Kinder zu den Verdammten gezählt werden. Wer je rehte erbarmekeit truoc erbarme sich über sie. Was nun Euch auch die Heiden gethan haben, so bedenkt doch, dass Gott selbst denen verzieh, die seinen Leib getödtet haben. So gibt Er seinen Kindern Lohn, wenn sie auch Seiner vergessen!

309,

sîn erbarmede rîchiu minne	Seiner erbarmenden reichen Liebe entfliessen
elliu wunder gar besliuzet,	Alle Wunder sonder Maassen;
des triwe niht verdriuzet,	Seine Treue kann es nicht verdriessen
sine trage die helfecliche hant	Zu helfen mit hilfreicher Hand,
diu bêde wazzer unde lant	Die beides, Wasser und auch Land
vil künsteclîch alrêrst entwarf,	Zuerst mit weiser Hand entwarf
und des al diu crêatiure bedarf	Dess alle Kreatur bedarf,
die der himel umbesweifet hât.	Die der Himmel umkreiset.
diu selbe [hant] die plâneten lât	Dieselbe Hand den Planeten weiset

¹) 295, 16. Lesearten: Nördeling, Nördling, Nordelinge, Nordelingen, Nordlingen. dehs schit, deskeschit, dechscheit, decke schit.

ir poynder vollen gâhen
bêdiu verre und nâhen.
swie si nimmer ûf gehaldent,
si warment unde kaldent:
etswenne'z is si schaffent:
dar nâch si boume saffent,
sô diu erde ir gevidere rêrt
unde si der meie lêrt
ir mûze alsus volrecken,
nâch den rîfen bluomen stecken.

Die Bahnen an, in Fernen und Nähen
Den vorgeschriebenen Lauf zu gehen.
Wie unaufhaltsam ihren Kreis
Sie vollenden, gibt ihre Kraft
Wärm' und Kälte; sie schaffen das Eis,
Sie giessen in den Baum den Saft,
Und Blumen nach dem Reife spenden,
Wenn die Erde ihr Gefieder schlägt,
Um ihre Mause zu vollenden,
Sie dieser, von dem Mai erregt.

310.

Ich diene der künsteclîchen hant
für den heiden got Tervigant:
ir kraft hât mich von Mahumeten
unders toufes zil gebeten.
des trag ich mîner mâge hâz;
und der getouften umbe daz:
durh menneschlîcher minne gît
si waenent daz ich fuogte disen strît.
dêswâr ich liez ouch minne dort,
und grôzer rîcheit manegen hort,
und schoeniu kint, bî einem man,
an dem ich niht geprüeven kan
daz er kein untât ie begienc,
sîd ich krôn von im enpfienc,
Tybalt von Arâbî
ist vor aller untaete vrî:
ich trag al ein die schulde,
durh des hoehsten gotes hulde,
ein teil ouch durh den markîs,
der bejaget hât sô manegen prîs.
ey Willalm, rehter punjûr,
daz dir mîn minne ie wart sô sûr!
waz werder diet ûz erkorn
in dîme dienste hânt verlorn
ir lîp genendeclîche!
der arme und der rîche,

Ich diene der Einen, der kunstreichen Hand,
Statt dem Heidengotte Tervigant;
Ihre Kraft hiess durch der Taufe Segen
Mich ab den Glauben Mahoms legen.
Desshalb trag' ich den Hass der Meinen.
Doch den Getauften will es scheinen,
Als ob durch menschlicher Minne Begier
Ich diesen Streit entflammet hier.
Wahr ist's, ich liess auch Minne dort,
Und grossen Reichthums manchen Hort,
Und schöne Kinder bei einem Mann,
Dem nimmer ich beweisen kann,
Dass Unthat er an mir beging,
Seit ich von ihm die Kron' empfing.
Tibald von Arabien sei
Von aller Unthat gesprochen frei.
Ich trag' allein die Schuld
Durch des höchsten Gottes Huld,
Und theils auch durch den Marquis gezwungen,
Der so manchen Preis sich hat errungen.
Weh, Wilhelm, rechter bon jour, weh mir,
Da meine Liebe so verderblich Dir!
Wie werthe Männer auserkoren
Haben ihr edles Leben verloren
In Deinem Dienst. — Ihr Reich' und Arme,
O glaubt es, dass mit tiefstem Harme

nu geloubt daz iwerr mâge flust	Eurer lieben Verwandten Verlust
mir sendet jâmer in die brust:	Beschwert jammervoll meine Brust.
für wâr min vreude ist mit in tôt.“	Fürwahr, meine Freud' ist mit ihnen todt!“

Die Thränen brachen ihr aus den Augen; Gybert, Willehalms Bruder, sprang auf und umarmte die Königin. Darauf gingen die Fürsten zur Tafel, dabei auch Rennewart mit seiner Stange erschien; mancher Fürst suchte selbe zu heben, allein nur Willehalm bringt sie bis an's Knie empor; Rennewart aber regierte sie wie ein Besenreis (sumerlate). Darauf wurden die Gezelte abgenommen und das Heer gerottieret, das ganze Feld erglänzte von Bannern. Gyburc sieht mit ihren Jungfrauen vom Fenster aus dem Abzuge nach.

VII. Rennewart interessirte sich sehr zu sehen, wie dieser den Schild zu Halse nahm, ein Anderer den Helm aufband, und wie Posten (wartman) und Vorhut (sundrrotte) nach dem Feinde gesandt wurden. Als „si wârn wol raste lanc gevarn“ traf Rennewart den Markîs, der verwundert nach der Stange fragt; Rennewart schämte sich und es bedäuchte ihn grosse Unehre, dass er selbe wie das Essen über dem Gegaffe vergessen hatte; sogleich will er sich auf die „widerreis“ machen, selbe zu holen. Der Markîs aber sendet einen Boten darnach und die Stange kam auf einem Karren mit der Nachhut.

Sie lagerten die Nacht über, am Morgen zündeten sie die Herberge an;[1] Rennewart, der fleissig herumläuft, um Alles zum Heerzug gehörige zu beschauen, vergisst abermal seine Stange; das nimmt er beinahe für eine Warnung, gegen die Seinen nicht zu kämpfen, doch bleibt er der schönen Alyze willen dem Markgrafen getreu. Als er endlich unter den verbrannten Trümmern seine Stange findet, war sie wohl „swarz als ein ander brant,“ aber nun auch „vestr und zaeher.“ Der Markgrafe spricht noch einmal seine Fürsten und Leute an, von denen in Angesicht des Feindes ein Theil schwankend wird, sie möchten lieber daheim in Turneyn den Preis behalten, als sich hier den feindlichen Pfeilen aussetzen. Willehalm wehrt diesen Hilfsvölkern des römischen König Lôys den Abzug nicht, die anderen aber redet er ernstlich an:

322,

„den endelôsen pris	„Den ewigen Preis
werbent die nu dà sin belibn.	Erhalten, die hier treu geblieben:
dine werdent nimmer vertribn	Diese werden nimmer vertrieben

[1] 318, 21: dâ die hütten von loube mit rôre und von schoube (Stroh) wârn verbrunn und begunden brinnen.

von der durchslagenen zeswen hant,	Von der durchbohrten rechten Hand,
diu für diu helleclîchen pfant	Die für das höllische Pfand
ame kriuce ir bluot durh uns vergôz.	Am Kreuz ihr Blut um uns vergoss.
die selben hant noch nie verdrôz,	Dieselbe Hand noch nie verdross,
swerz mit einvaltem dienst erholt,	Dem Lohn zu geben in Ewigkeit,
si teilt den endelôsen solt.	Der Dienst in Einfalt ihr geweiht.
die belibene sint zer saelde erwelt.	Die Verbliebenen sind zum Heil erwählt!
swer die schalen vor hin dan schelt,	Wer von der Frucht die Schaale schält
der siht alrêste den kernen.	Der sieht erst ihren Kern.
noch hiute sule wir lernen	Erfahren werden wir noch heut
wie diu gotes zeswe uns lônes gieht.	Wie die Gottes-Rechte Lohn uns beut.
dehein sterne ist sô lieht,	Es ist so licht kein Stern,
ern fürbe sich etswenne.	Dass er mitunter nicht trübe sei.
enruocht, lât sîn: waz denne,	Vertraut! Vergesst! — Was ist dabei,
sint uns die hârslihtaere entriten?	Dass diese Haarspalter von dannen geritten?
sint diu wîp dâ heime in rehten siten,	Sind die Frauen daheim von rechten Sitten
si teilnt in drumbe sölhen haz,	So spenden sie d'rob ihnen solches Hassen,
daz in stüende hie belîben baz.	Dass besser die Flucht sie hätten gelassen.
wir muogen hie sünde büezen	Wir wollen hier die Sünde büssen
und behalten werder wîbe grüezen."	Und behalten werther Frauen Grüssen."

Unterdessen waren die Flüchtlinge bis in die Enge von Petit-Pont gekommen, als Rennewart ihnen begegnete und so zornig auf sie eindrang, dass ihrer gleich fünfundvierzig todt lagen, denn er sparte seine Stange wenig; sie sehen ihr Unrecht ein und lassen sich von ihm zurückführen. Der Markgrafe redet sie ernst an: auch Petrus, des „himels portonoys," habe den Herrn dreimal verläugnet und dann doch tapfer vertheidigt, so sollten auch sie nun Mannheit beweisen. Er gab ihnen wieder ihre Fahnen. Rennewart ist ihr Führer und sein Name ihr Heergeschrei.

Nun trägt uns der Dichter in das heidnische Heerlager, das sich in neun Schaaren unter den betreffenden Anführern ordnet; auch hier gibt es viele Reden und Gegenreden. Terramêr wird feierlich und höchst ceremoniell von seinen Königen gerüstet (356, 1 — 357, 12), die Heiden spotten des „zouberaere Jêsus;" König Kalopeiz liess allein

achthundert Posaunen blasen. Es beginnt die Schlacht, deren Schilderung, ein unvergleichliches Meisterwerk, den ganzen VIII. Gesang in Anspruch nimmt. Alle die Schaaren und Anführer, und diese wieder mit ihren Rüstungen, Rossen und Waffen werden genau und mit malerischem Detail beschrieben; kühne Bilder erheben das Ganze zu einem höchst bewegten Leben, so heisst es z. B. (373, 21 ff.): das war ein Handel mit Borgen und Kaufen; „etslîches wâge was so snel, daz sin sancte nidr unz in den tôt.“ Die Bogen schnatterten wie die Störche im Nest. Hurtâ! wie nun der Streit begann, und mit Tjostiure die Splitter (trunzûne) in die Luft spritzten! die Schwerter klangen durch die Helme, genug guter Rüstungen und kostbarer Stoffe [1]) wurden durchhauen. Solcher Streit geschah allhier, dass selbst Alles „swaz man von Etzeln ie gesprach und ouch von Ermenrîche“ unvergleichlich ist mit dem Tage ûf Alischanz. Wie in einer Presse sind die Christen und Heiden an einander: „daz was ein wîter nôtstal, mit swerten verrigelet, manec lebn wart dâ übersigelet mit des tôdes hantveste“ (391, 24). Wenn man den Rhein und die Rhone vierzehn Tage lang schwellte und dann die Dämme wegnähme, sagt der Dichter (in dem IX. Gesang, in welchem die Schilderung der Schlacht weiter geht), so gäbe es kein so grosses Wasser, wie Terramêr die Christen umfluthet, die jedoch wohl zur Wehr waren; die einzelnen Kämpfe werden ausführlich beschrieben. Rennewart allein sluoc werder künege fünf aus Zorn, weil Terramêr den Grafen Milôn von Nivers niedergerannt, so zwingt er einen Theil von Halzebier's Schaaren zu den Schiffen an das Meer zurück, die von Nubiern gehütet waren; nun tönt von den Schiffen auch der Schlachtruf Munschoye, denn der pfallenzgrâve Bertram, der früher mit seinen Genossen gefangen ward, lag in denselben. Rennewart sprang an Bord und stürzte Manchen hinab, brach die Dielen, zwang die „von Nubîant diu bant, armîsen und îsenhalten) aufzuschliessen und befreite die Gefangenen: Bertram und Gêrart, Hûwes unde Witschart, Sansôn und Gaudîn, Hûwas von Sanctes und Gibelîn. Ehe diese Harnasch gewannen, verlosch manchem Sarrazen sein Lebenslicht. Bald hatten sie Waffen, nur fehlten ihnen noch die Pferde, die Rennewart unklug darniederschlug und erst auf Bertrams Rath verschonte; so wurden sie auch beritten; „lantgrâf von Dürngen Herman het in ouch lîthe ein ors gegebn,“ das pflag er sein Leben lang, zumal bei so grossem Streite, wenn der Begehrende bei Zeiten kam. Rennewart wär allenthalben und kam überall zu Hilfe. Schon war die Reichsfahne, die Iwân von Rheims

---

[1]) z. B. 403, 23: man sah dâ wunder gogelen von tieren und von vogelen ûf manegen helme veste, boum, zwî, unde ir este mit koste geflôrieret u. s. w.

(Roems) trug, in Gefahr, als Rennewart auf die Ungläubigen eindrang, diese wehrten sich aber so, als ob die Ritter vom Himmel fielen,[1]) an ihrer Spitze der alte künec Purrel von Nubîant, dessen „bart grâwer was dan der tuft.“ Er war wunderlîche gewâpent. Sein halsperc und schilt waren aus der grasgrünen Haut des Wurmes Neitûn gemacht, die härter ist als Adamas; sein Helm, den kein Schlag noch Stich durchdringt, ist aus der regenbogenfärbigen Schwarte des Wurmes Muntunzel gemacht; es waren kunstgerechte Leute, die solche Bewaffnung workten, wie man sie auf dem Sande selten findet.[2]) Grosser Schade geschah von ihm und seinen Leuten, sie hauten sich eine breite Strasse durch die Getauften, Rennewart sprang in den Ring und schlug gegen den König einen „alsô starken swanc,“ dass die Stange an der undurchdringlichen Rüstung zersprang und die Trümmer in die Luft splitterten; doch lag der König unversunnen und das Blut rann ihm aus den Ohren und der Nase. Mit der Faust schlug sich Rennewart weiter, „sîns edelen swertes er vergaz in der scheiden an der sîten.“ Den König trug man auf einem Schilde aus dem Getümmel. Mit Jammer sieht Terramêr die Noth und wirft sich nun mit seinen Mannen mitten in den Kampf; ihm begegnen der Markgrafe Willehalm selbst, seine Brüder und der Vater Heimrîch. Terramêr schlug den Markgrafen durch den Helm, aber auch Willehalm macht ihn wund, so dass er auf sein Schiff (tragamunt) gebracht werden muss. Die Schlacht ist entschieden; die Heiden lösen sich in wilde Flucht nach ihren Schiffen auf. Das Schlachtfeld bot einen traurigen Anblick: „dâ was gewunnen und verlorn; etslîche heten vreude erkorn: sô heten die andern jâmers hort. daz was der site hie unt dort an den selben zîten ime her an allen sîten. swen dâ leben liez der tôt, swie grôz wart anders dâ des nôt, der hete sich selben funden. ieslîcher sînen kunden suochte ûf dem wal und ûf der slâ (auf dem Wege). sô vant der sînen vater dâ, sô vant der sînen bruoder hie: sô vant der herre sînen man. mêr vindet der wol suochen kan, denn der suochens sich bewigt und durch sîn trâcheit stille ligt.“ Die Armen wurden reich, Jeder konnte nach Belieben nehmen, Jeder fand mehr als er erwartete; auch fanden sich kostbare Leckerbissen und Speisen aus den fernsten Landen, die mit ihren „sundernamen“ nicht aufzuzählen sind, auch mancherlei Getränke von „kostenlîcher ahte:

[1]) 425, 10: die getouften rîter wânden daz dâ snîten rîter ûzem luft.

[2]) 426, 28: ez wâren spaehe liute, die worhten sölhe sarwât, der man ûf dem Sande wênic hât. Der Sand heisst die ganze Gegend von Neumarkt, Roth, Pleienfeld, Weissenburg und um Nürnberg. Auch Bruder Wernher sagt ûf den sant ze Nürnberg, der Marner kennt Nürenberg und den sant. Aber auch Sigfrid reitet ze Wormse ûf den sant. Nib. 72 und Haupt Neidhart. S. XL.

môraz, wîn, sinôpel, Kipper und Vinepôpel; geleschet nâch der hitze wart dâ maneger, daz sîn witze niht gein Salomône wac. etslîcher tranc daz gar sîn leit mit liebe nam ein ende. Die de wirtschaft dâ besâzen, den was almeistic lâzen zer âdr od sus zem verhe. vant man dâ rede twerhe, diu wart smorgens lîhte sleht." Alles fand gut Gemach und war zufrieden und Mancher, der eine grosse Wunde hatte, achtete selbe doch kaum für Bremsenstich (als einer brâmen kraz). Am folgenden Morgen wurde „diu reine kristenlîche diet," die auf dem Felde das Leben verloren, begraben und die Edelen auf Bahren gelegt und reich balsamirt, um in ihre Heimath gebracht zu werden.

Erst auf dem Rückzuge wird Rennewart vermisst. Willehalm ist ganz untröstlich und geberdet sich „nâch wîbes siten," kaum dass ihn Bernart von Brabant zu trösten vermag; überall wird nach Rennewart gesucht, allein er ist nicht unter den Todten, vermuthlich war er bei der Verfolgung bis an die Schiffe, gefangen genommen und in seine Heimath zurückgebracht worden, wenn er nicht etwa in den Wellen ertrank. — (Erst bei Ulrich von Türheim, der Wolframs Werk besser zu machen glaubte, kommt unser Held wieder zum Vorschein und heirathet auch seine schöne Alyze.) Man hatte fünfundzwanzig heidnische Fürsten zu Gefangenen gemacht, der Markgraf nahm von ihnen Sicherheit, auch gab er die Erlaubniss, die hohen gefallenen Heiden schön aufzuheben, dass kein Wolf oder Rabe ihnen schade, sie mit Balsam wohl zu „berâten und zu arômâten und küneclîche zu bâren." Der König Matribleiz nahm sie mit sich. So wurde das Provenzâlen Land von den Heiden geräumt.

Der Willehalm ist, „was das Formelle betrifft, das feinste Werk unseres Dichters, wenn es auch unsere Theilnahme nicht so sehr zu fesseln vermag, als seine anderen Epen." [1]) Was aber den inneren Gehalt betrifft, so steht er weit unter dem Parcival. Alle dem Sagenkreise Karl d. Gr. angehörigen Dichtungen, wie das Rolandslied und die Historie von den Haimonskindern sind ungeheuerlich und roh. Wie empörend ist z. B. im Willehalm das ungeheuere Elend, das der Heilige durch die Entführung seiner Frau, die selbst nicht mehr jung gewesen sein kann, über sein Land und seine Mannen bringt, wie unerträglich die Misshandlung, die Willehalm seiner Schwester angedeihen lässt. Während Parcival und sein weltliches Ebenbild Gawan voll ritterlicher Zucht und Höfischkeit erscheinen und die Schläge, die jener zuchtlose Senneschal einer Frau versetzt, den jungen Parcival zu

[1]) Ettmüller Handbuch. S. 197.

persönlicher Rache reizen: prügelt hier der heilige Held seine spöttische Schwester und bleibt dann zehn Tage, obwohl mit steten Fasten, bei den Ritterfesten, indess seine eigene Stadt und seine innigstgeliebte Gattin die schwerste Belagerung auszuhalten hat. Und Rennewart, der eulenspiegelmässige Riese und Hofnarr, der heimliche Prinz und Spassmacher! das Alles zeigt deutlich die Flegeljahre des Frankenvolkes, die zwar schon verrauscht waren, deren Macht aber immer noch so nachhaltend und gross blieb, dass selbst ein so feinfühlender Dichter wie Wolfram, sich nicht davon frei halten konnte.

Desto näher lag der Stoff für die kleineren Geister, auf die er eine reizende Anziehungskraft ausüben musste. Den ersten Theil der französischen Quelle, den Wolfram absichtlich wegliess, die Entführung Arabelens, ihre Taufe und Vermählung mit Willehalm bearbeitete Ulrich von dem Türlin,[1] indess beinahe gleichzeitig Herr Ulrich von Türheim[2]) den „Rennewart" breit schlug und zu einem eigenen Opus verhämmerte. Die beiden Ulriche, jedenfalls zwei ganz congeniale Schöngeister und Verseschmiede hatten früher öfter das Unglück, mit einander verwechselt oder gar in eine Person zusammengeworfen zu werden. Nun weiss man genau, dass der erstgenannte die „Milde" des König Ottokar von Böhmen (1253—1278) genoss, indess der andere, ein aufrichtiger Schwabe aus Ober-Thürheim bei Wertingen und ein armer Ritter seinen Unterhalt von dem leichtsinnigen Könige Heinrich VII. (dem Staufer) bezog, dessen liebste Gesellschaft aus Jägern, Falknern, Spassmachern und ähnlichen Gesellen à la Rennewart bestand. Als nun Heinrich im Jahre 1235 verhaftet, abgesetzt und nach Apulien abgeführt ward und endlich gar in der Gefangenschaft starb (1242), da war unser Ulrich zwar bis zum Tode betrübt, tröstete sich aber bald wieder, als er mit anderen mildthätigen Herren bekannt wurde. Denn Otto der Bogner,[3]) ein Augsburger Bürger, brachte ihm aus der Abtei St. Denis ein französisches Werk über Willehalm, das er gleich zu bearbeiten begann (1242), nachdem er schon früher ein glücklicher Weise verlorenes Buch Clies gedichtet und sogar am Tristan gestümpert hatte. Ulrich war, als er den Rennewart begann, schon bejahrt, doch dichtete er noch „eines guten Weibes willen"; die dadurch verherrlichte Dame war wahrscheinlich Adelheid

[1]) 1252-1278. Von ihm auch „der âventiure krône" cf. oben S. 301.

[2]) In Augsburger Urkunden 1236—1246 nachgewiesen.

[3]) Dieser Otto der Bogenaere, von dem Ulrich sagt „er sitzet ze Ougspurc in der stat" ist als Zeuge in einer Urkunde des Bischof Siboto von Augsburg im J. 1237 genannt und kommt später, im J. 1246, noch einmal vor. Lachmann S. XLI.

von Erringen, welche ihren Gatten Chuonrat von Erringen, der Ulrich's bester Freund war, im Jahre 1231 durch den Tod verlor. Wohl merkte der Poet bisweilen seine Weitschweifigkeit und legte dann die Arbeit weg, besann sich aber bald wieder eines besseren und nahm seine „Dichtung" wieder auf, die uns aus Ironie des Schicksals weder ganz noch ächt überkommen sollte. Wir haben nur eine verfälschte, spätere Abschrift, welche ein sprachkundiger Mann, ostfränkischer Abkunft, etwa ein Mönch zu Heilsbronn, zwischen 1280 und 1300 anfertigte und das ostfränkische Idiom vorherrschen liess. [1] —

Wolframs Willehalm muss unter seinen Zeitgenossen grosses Ansehen genossen haben. Nach einem Fragment in der Münchner Bibliothek zu schliessen, wurde schon im XIII. Jahrh. der Versuch gemacht, selben in's Lateinische zu übersetzen. Wie der Parcival auf den Wirnt, so wirkte der Willehalm auf einen anderen, den bayerischen Herzogen zu Landshut nahe. stehenden Dichter, der statt des fremdländischen Heiligen einen ächt vaterländischen Namen zur Verherrlichung gewann.

Bei unseren mittelalterlichen Vorfahren stand St. Georg absonderlich in Ansehen. Dazu verhalf ihm die dankbare Reminiscenz an den ehedem göttlichen Wuotan, der unstreitig unter der Gestalt des christlichen Heiligen noch geraume Zeit seine Verehrung in Anspruch nahm. Als St. Emeram an den bojarischen Hof nach Regensburg kam (649—652) fand er bereits einen Altar, [2] welchen sein Vorgänger St. Rupert, zu Ehren dieses englischen Ritters und zwar an der Stelle eines früher dem Drachentödter Apollo gehörigen Tempels errichtet hatte. Hier siedelte sich Emeram in seiner aus Weiden geflochtenen Betzelle an und bald erhob sich eine Krypta darüber, die zu den ältesten Bauresten des Bayerlandes gehört. [3] Damit hing auch ein unter Bischof Erhard (c. 680) aufgeblühtes Frauenklösterlein zusammen, das vor dem Ablaufe des ersten Jahrtausends durch die verwittwete Herzogin Judith von Bayern zu einem freiadeligen Stifte sich entwickelte.

Wie ehedem der schlachtenlenkende Gott, so ritt St. Jörg in ritterlicher Rüstung und erlegte vom Pferde herab den Drachen; wie ehedem diese Begebenheit im Tempel zu Delphi ihre mimische Darstellung fand, so ward auch die christliche Legende dramatisirt und bis auf unsere

---

[1]) Ausgabe der Regensburger Fragmente durch Dr. Karl Roth. 1836. Die Fragmente, welche F. A. Reuss zu Kitzingen fand (Von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im heil. Lande. Kitzingen 1839) scheinen gleichfalls zur Rennewart-Literatur zu gehören.

[2]) Mausol. St. Emeram. S. 14.

[3]) Panzer Beitr. I. S. 122 u. Quitzmann heidnische Religion der Baiwaren. 1860. S. 148.

Tage im Volksleben erhalten.[1]) Die unüberwindlich machende Brünne des Gottes ging buchstäblich in das gegen Wunden schützende Sieghemd und das festmachende Georgenhemd über, ebenso wie die Macht, seinen Kriegern gutes, schönes Wetter zu senden, die ehedem zu Wuotans wohlthätigen Spenden gehörte.[2]) Meist erschien er auf weissem Ross in den christlichen Heerhaufen und jagte ganze Geschwader der Ungläubigen davon, so ward er im Kreuzzuge vom J. 1190 unter der bayerischen Reiterei bei Philomene gesehen und vom Grafen von Helfenstein allsogleich erkannt. An den häufig vorkommenden „Schimmelcapellen" war aussen das Pferd des Heiligen angemalt, das bevorstehende Kriegsfährlichkeiten nicht selten durch nächtliches Gewieher vorausverkündete. Ludwig von Thüringen hatte das St. Jörgenpanier unmittelbar vom Himmel herab erhalten, das fortan das Heerzeichen der Reichsritterschaft wurde,[3]) dem Grafen von Pappenheim gab der Heilige sogar den Daumen aus der Hand (vgl. oben S. 35), der dann zu Kaisheim aufbewahrt wurde, zu Bamberg zeigte man das vom Himmel gefallene Schwert dieses Heiligen,[4]) zu München aber ward von den frommen Herzogen im Jahre 1496 eine „Bruderschaft" aufgerichtet[5]) und noch zur Zeit des dreissigjährigen Krieges und weiter herab galt die Meinung, dass Jeder, der einen (Mannsfeld'schen) Thaler mit dem Bilde des „hl. Rottmaister" bei sich trage, vor allen feindlichen Anfällen ledig sei.[6])

Bei so bewandten Umständen konnte es nicht fehlen, dass die Poesie sich dieses Gegenstandes bemächtigte, zumal da eine grosse Anzahl prosaischer Legenden existirte, die ein höchst phantastisches Material hinlänglich in sich trugen und nur der dichterischen Gestaltung zu warten schienen. Diese ward ihnen durch unseren wackeren Reinbot von Durne der unmittelbar im Auftrag des Herzog Otto des Erlauchten und dessen Gemahlin das Werk begann und in 6000 gut gezählten Versen glücklich vollendete.[7]).

---

[1]) Das Weitere hierüber in der folgenden Geschichte des Drama.

[2]) Vgl. Wolf Beitr. I. 54.

[3]) Vgl. M. Ziegelbauer histor. Nachricht von der St. Georgenfahne, so vor Zeiten der deutsche Adel in Religions- und Reichs-Kriegen geführet hat. Wien 1735 bei J. A. Schmidt Buchhändler aus Nürnberg.

[4]) Keysslers Reisen. III. B. S. 1365.

[5]) Gesetze und Regeln, Ablass und Gebeth der hl. Bruderschaft des St. Georg etc. München bei Lucas Straub. 1690. 12°.

[6]) F. Sterzinger: Versuch den Aberglauben zu stürzen. München 1785. Anhang Nro. 193.

[7]) Handschriften zu München, in Wien vom J. 1376, zu Zürich aus dem XV Jahrh. und viele Bruchstücke. Anzeiger: IV. 186. Eine Auflösung daraus in Prosa in

Vom Leben des Dichters weiss man wenig. Sein Geburtsort ist nach Pfeiffers Vermuthung [1]) das in der Nähe von Straubing befindliche Schloss Wildthurn an der Isar.[2]) Er nennt sich einen Schreiber und Dichter des Herzog Otto (1231—53) der zu Landshut Hof hielt und den Sängern, unter ihnen vornehmlich dem Tanhauser, gastliches Gelass und Herberge bot. Der Name Reinbot's erscheint einmal in einer Straubinger Urkunde vom Jahre 1240, und Ort, Jahr und die Beziehung auf den Herzog stellen ausser allen Zweifel, dass dieser Reinbot mit unserem Dichter ein und dieselbe Person sei. Von der seinem Aufenthaltsort zunächst liegenden Scenerie nennt er einmal den Chiemsee (v. 1717), das Kloster von Geisenfeld (v. 5296) und den Markt Werd, mit dem weder, wie Hoffmann von Fallersleben glaubte, die Leopoldstadt bei Wien, noch nach Schmeller's Vermuthung das Städtchen Donauwörth gemeint sein kann, sondern einfach der alte Marktflecken Wert (Wörth) an der Donau, zwischen Regensburg und Straubing, der in Urkunden des XII. bis XIV. Jahrh. häufig vorkommt und zum ganzen Gesichtskreis Reinbot's am besten passt. Er begann sein Werk noch vor der Mitte des XIII. Jahrh. und zwar nach einer bisher vergeblich gesuchten lateinischen oder französischen Quelle, wobei er sich die Behandlungsweise des Heinrich von Veldecke und Hartmann's von der Aue, die somit wohl am Hofe zu Landshut fleissig gelesen waren, vorzüglich aber Wolfram's grossartige Manier zum Muster nahm. Er ahmt, so weit es seine Selbstständigkeit und Fähigkeit erlauben, alle Eigenheiten des Eschenbachers nach und der „Willehalm" ist ebenso mustergültig und einflussreich für Reinbot, wie der „Parcival" auf Wirnt von Grävenberg wirkte.

Reinbot beginnt damit, dass er erzählt, wie der werthe Herzog und sein viel reines Weib, die hohe edle Fürstin (die beide ihren Sinn auf würdigliches Leben gesetzt haben und nach ewiglichem Lohne streben) dem Dichter den Auftrag geben, ein Buch in deutscher Sprache von dem lieben Herren St. Georgen zuzurichten. So ist ihm denn Otto sein Landgraf von Thüringen, wie Wolfram von jenem den Willehalm, so habe er für seinen Herrn nun dieses Buch vorgenommen, das er

---

dem durch A. Koberger 1488 zu Nürnberg gedruckten Leben der lieben Heiligen Gottes. Sommertheil. Bl. 6—11. — Bereits im J. 1749 kündete Justus Möser in Osnabrück eine commentirte Herausgabe dieses Gedichtes an, die jedoch unterblieb; der erste Druck geschah durch v. d. Hagen Deutsche Gedichte des Mittelalters. 1808. I. B. Nro. 5. recensirt von Docen in Schellings allgem. Zeitschrift. 1813. S. 216—31. Eine neue Ausgabe hat Franz Pfeiffer schon lange vorbereitet.

[1]) Neue Jenaer Lit. Ztg. 1842. S. 1002.

[2]) Dürn bei Sinsheim. (Dr. K. Roth.)

gerne besser geziert und etwas herausgeputzt hätte, aber die Herzogin habe ihm aufgetragen, bei der Wahrheit zu bleiben und nichts mit Lügen zu gefloryren! Vielleicht geht das Buch dann über alle deutsche Lande, von Tirol bis Bremen und von Presburg bis Metz. Desshalb und dass er es recht gut machen möge zu Ehren des hohen Heiligen, ruft der Dichter seine Hilfe an.

Nun musste die Herzogin ihren Mann wohl kennen, weil sie es für nöthig fand, ihn ernstlich zu mahnen, mit der Wahrheit nicht gar zu sparsam umzugehen, das heisst, seine eigene Phantasie hübsch im Zaume und frei von Zuthaten, an der Quelle zu halten, sie wusste vielleicht, dass doch genug noch mit unterlaufen werde. Und hierin hat der Herre Reinbot sein Möglichstes gethan. Wie die Maler des XIV. und XV. Jahrhunderts die lieben Heiligen Gottes, gleichsam um sie für ihr armseliges Leben auf dieser Welt zu entschädigen, meist in prächtigen Gewanden, schimmernd von Gold und edlem Gesteine, darstellten, so schilderten denn auch die Poeten des XIII. und XIV. Jahrh. mit verschwenderischer Freigebigkeit ihre heiligen Helden und staffirten sie aus ganz im mittelalterlichen Gewande der sie umgebenden Sitte. Eben dadurch gewinnen diese Dichtungen und Bilder heut zu Tage für uns einen so heiteren Reiz und eine lebenswarme Anziehung, weil das damalige Leben, freilich mit poetischer Freiheit potenzirt, so wahr und kräftig daraus spricht. In diesem Style ist natürlich St. Georgus ein reicher Markgrafe in Palästina, dem es so gut geht, dass ihm selbst die eigenen Brüder nachrühmen, er sei zu höchst auf des Glückes Rad [1]) gekommen, möchte er auch lange darauf sich halten und das Rad ihm immer stille stehen! (v. 193). Wie wilde Falken auf kleine Vögelein so stürzte er sich mit seinen beiden Brüdern auf die Saracenen (die hier der Dichter mit einem ächt mittelalterlichen Anachronismus in das III. Jahrh. versetzt und immer mit Heiden und Götzenanbetern zusammenwirft) und zwang auf drei Tagweiten die Heiden sich taufen zn lassen, darauf trennen sie sich, zwei Brüder, Theodorus und Demetrius fahren zu dem Spaniol, Georgius aber nach Cappadocien; das geschah im Jahre neunzig und zweihundert nach Christus, um die

---

[1]) Es ist das ein in der Dichtung wie in der Kunst damals häufig angewendetes Bild. Ein Glücksrad mit vier Bildern beschreibt Johannes von Ringgenberg, v. d. Hagen, MS. I. 340. Str. 13; in die Carmina burana ist ein solches gemalt, eine grosse Rolle spielt es auch als Skulpturwerk an mittelalterlichen Domen; vgl. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift VI. 134 u. W. Menzel d. Dicht. I. 184 ff. Ein Glücksrad schildert auch Meister Sigeher vergl. Hagen. MS. II 363. Nro. IV. Str. 1. — Bruder Wernher gebraucht denselben Ausdruck wie Reinbot: Hagen III. 16. Str. 22: „nû sizzet er ûf gelükkes rade.“

Zeit, als Marcellus ein Pabst hiess,[1]) dass Georjus eine Unzahl Sarracin bei den Griechen erschlug, so dass der Salneckere um Hülfe in's lateinische Land sandte (wo Diocleciauus und Maximian Könige waren) gegen den Ritter, der für die Freunde sanft wie ein Lämmelein, aber scharf wie ein Eber gegen die Heiden sei; er schlägt Löwen und Bären, grosse Drachen und Lintworme (v. 466), wie Wolkenbruch stürmt er einher. Die beiden Könige rüsten nun eine Heerfahrt gegen den Helden, der Ruf davon kommt auch nach Spanien, wo die Brüder Georgs mit grossen Schätzen beschenkt, sich gleich verabschieden, um ihrem Bruder zur Hülfe zu eilen. Wie sie ihn nach langer Seefahrt und dreitägigem Ritt nach fünfjähriger Trennung zu Melle treffen, fand ein Umfahen statt, dass wahrhaftig Herr Heinrich von Veldeckyn, Wolfram und der von Aue zu schwach wären, um die Freude recht zu schildern, wie sie dort ergie (695)! Georjus aber besteht darauf, an den Hof des König Dacian zu fahren und dort für Christus seinen Glauben zu bezeugen, vergeblich mahnen ihn die Brüder ab, er schenkt ihnen seine Lande und scheidet von ihnen, indem er bloss sechzig reich bekleidete Ritter mit sich nimmt.

Mit ganz altdeutscher Pracht und Herrlichkeit erscheint er an Dacians Hofe (1495 ff.). Posaunen, Schirmellen, helle Hörner, Flöten, Tamburen und Saitenspiel lässt er sich vorausmusiciren, so dass sein Aufzug mit siebzig reichgeschmückten Rossen grosses Gaffen macht, er hat ein Gezelt, wie es der Dichter nie zu Wörth gesehen (1553) und Gahmuret vor Zazamang nicht einmal besser hatte, auch goldene Köpfe (Pokale) und Schalen hatte er, in denen er dem König, der selbst zum Empfange des Unbekannten hinausgeht, den Trank bietet (1565); acht Tage lang wird Alles von dem Helden bewirthet, der seinen Namen jedoch verschweigt. Darnach liess er die Seinen heimfahren und das Gezelt seinen Brüdern bringen, er behielt nur seinen Schreiber und einen Knappen bei sich, dazu je das zehente Ross und Harnisch, Schilt und Schwert. Am nächsten Morgen geht der stolze Jüngling ganz alleine an des Königs Ring, wohin durch öffentlichen Aufruf Alle zur Marter entboten wurden, die an Maria und Jesus hielten, Mantel und Wappenrock wirft er weg, nur den Schild behält er bei, der ein rothes Kreuz auf weissem Felde zeigt und mit zweihundert Rubinen, jeder in der Grösse eines halben Eies, geschmückt ist, so tritt er in den Kreis, bekennt sich freudig als einen Christenmann und fordert Alle, sei's zu Rosse oder zu Fuss, gewappnet oder bloss, die gegen Jesus und Maria sind. Wie nun der König Dacian darauf erwiedert, das sei eine Rede,

[1]) Marcellinus 296—304.

die der Markis Geori von Pallastin nicht „hochwirdiger“ thun könnte, bekennt auch der Held seinen Namen, da umarmt ihn der König und bietet sich selbst ihm zum Kämmerer an, wenn er den Christenglauben liesse; aber da könnte man leichter den Chiemsee auf den Setten leiten[1]) (1717), ehe Daciau seinen Mahomet und Georjus seinen Gott liessen. Da die süsse Rede ihn nicht dazu brachte, dem Gott Apollo zu opfern, liess der König den Marggrafen fahen, in einen Thurm legen und mit starken Riemen krumm binden. Dem Gefangenen aber erscheint der süsse Jesus tröstend und ein Glanz ging aus heller als die Sonne, dass Alle glaubten, der Thurm brenne, so dass der Kaiser, der teuflische Zauberei vermeinte, St. Georjen gleich wieder holen und nachdem er ihn mit Stecken hatte schlagen lassen, was dem Heiligen wie ein linder Thau bedäuchte, in ein armes Haus führen liess, wo selbst die Katzen und Mäuse nichts zu beissen gefunden hätten (1885).[2]) „Der, so mit fünf Broden ein ganzes Heer gespeiset hat, dass man noch in Körben davon trug, der den Daniel speiste, wird mich nicht Hungers sterben lassen,“ versetzt Georg. — In diesem Hause war kürzlich der Mann gestorben, das Weib hatte weder Fleisch noch Milch oder Brod, an Meth, Wein, Fische oder Wildpret gebrach es gänzlich, Aloeholz ward wohl nie verbrannt;[3]) die Frau fürchtete sich vor Georjus, weil ein so minniglicher Schein von ihm ausging, wie von einem Engel. Sie hat zwei Götter, den Herkules und Apollo; Georjus bedeutet ihr desshalb, dass es ihr füglich schlecht gehe, weil sie nicht den rechten Gott habe, diese beiden können ihr nichts geben. Durch einen Engel belehrt, umfasst Georjus nun des Firstes Säule (den Tragbalken des Hauses) mit den Armen und augenblicklich wandelt sie sich in einen zwölf Ellen langen, breitästigen, blühenden Baum (wie ihn seither und früher kein Mai noch bekleidet hat) obgleich draussen der Wald falbe stand und Winter war. Und kaum hat der Held Gott dafür gedankt, so steht auch eine Tafel da, mit einer weissen Twele überspreitet und herrlichem Essen besetzt, wozu er die erstaunte Frau einladet, Fasanen, Fische und süsse Brühe,[4]) Wein, Syropel und Meth kamen dazu vom Baume herab und das Obst und das Brod hatten solche Art, dass sie nach Allem schmeckten, was man sich erdenken mochte; dazu trug die Frau noch mehr von dem Tische als da war. Wie nun Georjus ihr krankes Kind gesegnet und gesundet hat, da verkündet sie die Freuden-

---

[1]) Docen liest Jeten, ein Jettenbach ist bei Kraiburg, ein Jettenberg bei Reichenhall.

[2]) Vgl. Parc. 185, 2.

[3]) Vgl. Parc. 230, 11.

[4]) v. 2088: morat; für môraz?

maere in der Stadt und das zuströmende Volk sieht überrascht den im Schnee grünenden Baum in dem die Vögelein singen. Auch Dacian mit der Kaiserin und noch sieben anderen Königen, von denen jeder eine besondere Sprache hatte, laufen herzu, um das Wunder anzuschauen, so dass um den Stuhl zu Aachen nie ein solch Gedränge war, wie hier um St. Georien (2175). Der König Dacian sieht natürlich auch hierin nur Zauberei und verspricht dem Georjus mehr unterthan zu machen, als alle deutschen Lande, wenn er sich bekehren und dem Apollo opferen wolle, und Georjus verspricht dieses wirklich für den nächsten Morgen. Der Kaiser ist desshalb so entzückt, dass er den Fuss des Markgrafen küsst und dessen Entschluss in der ganzen Stadt ausschreien lässt; Georjus ist so fröhlich, dass ihm das Herz erkracht; die Königin führt ihn mit ihrer viel blanken Hand in ihre Kemenate, wo eine Jungfrau Apollos Preis zu einer welschen, d. h. dreisaitigen Fiedel sang; weder früher noch später geschah einem Ritter so hohe Ehre, die Kaiserin setzte sich zu ihm nieder, nach französischer Sitte (2487), eine klare Jungfrau goss ihm wie ein Knappe das Waschwasser über die Hände und die Schwester der Kaiserin selbst schenkt ihm knieend den Wein in einem Kopf von Rubin. Nach dem Essen begehrt die Kaiserin das Nähere über Juden, Heiden und Christen zu wissen und nun gibt ihr Georjus Kunde von dem hohen König Altissimus, der Alpha et O ist und dessen Wunder er ihr in einem an die Räthsel des Wartburgkrieges grenzenden Gleichniss vorlegt, auf dessen Wiedergabe wir hier der Länge wegen (v. 2530—2666) verzichten müssen, das aber in seiner mystischen Auslegung und Deutung die Kaiserin für das Christenthum so weit gewinnt, dass sie am anderen Tage die Taufe erhält, indess Georjus den Heidengott zu schanden machte. Auf des Markgrafen Geheiss ist sogar ein kleines Kind im Stande, das Götzenbild mit einer Ruthe vor die Versammlung zu treiben, wo der innewohnende Dämon für den wahren Gott Zeugniss geben muss und die Bildsäule in Stücke zersprengt.

Nun ergehen eine Unzahl von Quälereien und Torturen über den Markis, aus denen er immer wieder unverletzt hervorgeht und dadurch neue Schaaren für das Christenthum gewinnt. Auch die Kaiserin besteht entsetzliche Martern, die jedoch Gott durch St. Georjus immer wieder heilt, bis ihr endlich das Haupt abgeschlagen wird, nachdem sie zuvor dem Palastinäer noch vorausgesagt, er werde erst nach siebenthalb Jahren sein Leben verlieren.

Nun hiess ihn der Kaiser in vier Stücke zersägen und in einen tiefen Pfuhl werfen, aber ein Cherubim und der heil. Michael brachte die reine Seele wieder zu dem Leichnam und der Markgrafe ist wieder

da, viel schöner als vorher, leuchtend wie ein Engel (v. 4739), und so schön, dass eine Nonne von Geisenfeld, [1]) wenn sie ihn gesehen hätte, vergessen haben würde, zur Mette zu gehen. Er wirkt in der Folgezeit eine erstaunliche Menge von Wundern und gewinnt ganze Massen zum Christenthum. Sodann lässt Dacian nach einem grossen Ochsen ein Bild giessen (5620), das innen voll scharfer Pfeile war, darein wurde Georjus gelegt und von einem hohen Berge zu Thal gerollt; als das Bild herabgekommen war, zersprang es und er ging daraus hervor, wie St. Sebastian ganz mit Pfeilen bestossen, die er jedoch abschüttelte (ausbrach), ohne dass ihm ein Leid davon geschah. Darauf gab ein Herr, Namens Athanasius, den Rath, dem Heiligen die Nägel, in denen der Zauber stecke, [2]) abschlagen und Dornen hineinstossen zu lassen, gibt ihm das nicht Todes Lohn, so wolle er sich taufen lassen. Es geschah, aber Georjus hatte keine Schmerzen, die Dornen fielen heraus und die Nägel waren wie vorher klar und lauter und Athanasius liess sich taufen. So gewann er noch Unzählige für den Christenglauben, hohe Herren und Könige; nur Dacian bleibt ein halsstarriger Heide, der dem Heiligen endlich nach siebenjähriger Marter das Haupt abschlagen lässt. Um kurz zu sein, so war von den Tagen seit Christus Geburt kein „mertelaere“ so gross als Sente Georjen von Pallastin. Georg bat für den, der ihn enthauptete, zuvor noch um Verzeihung, dass auch ihm die Seligkeit werde. Den Dacian aber, der Pharaonis Bruder, der Hölle Luder und Gaukelspiel gescholten wird, verbrannte ein starkes Feuer; des Marggrafen Seele empfing der Engelfürst Michael und führte sie fröhlich „in des Himmels Saal“ (6089).

Das ist der Inhalt dieses Gedichtes, an dem dieselbe naive Innigkeit zu bewundern ist, mit der bald darauf die Maler ihre Heiligen abschilderten, auch muss die poetische Tiefe des Christenthums anerkannt werden, wie es Georg gegenüber der Kaiserin enthüllt, trefflich sind die ritterlichen Kriegsscenen und grässlich die gehäuften Marterstücke erzählt. Zwar ist der Stoff wenig fruchtbar, der Dichter liess sogar jene Legende vom Drachenstich, die dem Ganzen erst einen ächt

---

[1]) v. 5297: „eyn nonne von Gisilfelt.“ Geisenfeld, Markt zwischen Ingolstadt und Landshut, an der Jlm; wo sich ein Benedictiner-Frauenkloster befand.

[2]) Der Dichter hat dem römischen Heiden die urgermanische Ansicht von dem mit Fingernägeln möglichen Zauber unterlegt, man schrieb Runen auf die Nägel zu allerlei Zweck; Zauberrunen stehen auf dem Nagel der Norne. Vgl. Simrock 1, 171. Noch Geiler von Keisersberg eiferte gegen das Beschreiben und Beschauen der Fingernägel. Vergl. Rochholz Kinderspiel. S. 107. Mit einem Fingernagel wird der Teufel überlistet. Alpenburg Mythen. S. 282.

volksthümlichen Reiz gibt, hinweg, vielleicht durch die ernste Mahnung der Herzogin, das Werk nicht auf eigene Faust zu gefloriren, und behielt nur eine leise Andeutung.[1]) Reinbots ganzes Gedicht besteht grösstentheils aus langathmigen Wechselreden. Demungeachtet ist, wie schon Docen herausfühlte, der Styl durchgängig gross gehalten und nicht ohne poetischen Aufwand, zuweilen hat das Werk den Schwang einer Hymne; lyrische Stellen sind nicht selten, so bildet z. B. die oben mitgetheilte Erscheinung des Heiligen in der Hütte der armen Frau, wo er bewirkt, dass die dürre Säule zum grünen, fruchtreichen Baume erblüht, eine liebliche Idylle; fast einzig in ihrer Art ist die Klage seines Bruders über Georgs Entschluss, sich der Wuth Diocletians hinzugeben (v. 729—853), sie ist ganz im tragischen Sinne gedichtet.

Die schöne Legende von St. Silvester, die Konrod von Wirzburg für einen Herrn Luitolt von Rötenlein fertigte, wagen wir nicht für Bayern in Anspruch zu nehmen, ebenso ist sein Gedicht von St. Alexius für zwei Baslerbürger Johannes von Bermeswill und Heinrich Iselin bearbeitet; dagegen haben wir die lateinischen Quellen in Prosa-Handschriften aus Regensburg und Schäftlarn und andere poetische Bearbeitungen z. B. ein 148 lateinische Hexameter haltendes Bruchstück aus St. Ulrich in Augsburg aus dem XIV. Jahrh.;[2]) ein deutsches Gedicht in 1100 Versen gleichen Inhalts besass der Pfarrer Andreas Hirn zu Erlbach bei Regensburg in einer seitdem wie es scheint verschollenen Handschrift,[3]) eine weitere Bearbeitung, die des Schweizer Jörg Zobel (von St. Gallen) ist in einer Münchner Handschrift vom J. 1455 erhalten, welcher sich eine andere vom Augsburger Jörg Breining aus dem Jahre 1488 anschliesst.[4]) Das rührende Bild lebenslänglicher Märtyrergeduld, welche der Heilige (von reichen Eltern geboren, von einer lieblichen Braut scheidend, in freiwillig übernommener Erniedrigung unter den härtesten Lebensentbehrungen und noch herberen Seelenschmerzen) bis zum Tode erlitt, der ihm die Fülle der ewigen Freuden erschloss, ergriff mit seiner ächt poetischen Wirkung die alte und neue Zeit. Auch Göthe wies auf den rein dichterischen, edel-menschlichen Gehalt der Legende hin, aus der bald ein Volksbuch und ein Volkslied wurde. Ich war höchlich überrascht, als eines Abends mein lieber Freund, der Historienmaler Andreas Mayer ein in wenigen

---

[1]) v. 466. — Die Christen zu Beirut zeigen heut zu Tage noch die Höhle und den Platz, wo der Drache gehaust und der Kampf stattgefunden haben soll.

[2]) Massmann Alexius. S. 29 u. 176—79.

[3]) Gräter Iduna und Hermode. 1812. Nro. 14.

[4]) Görres Meisterlieder. 1817. S. 294—310.

Tönen bestehendes Lied anhub und zwar in der seltsamen, zitterigen Weise, wie er sie einst als Hüterbub von einem zahnlosen alten Mütterlein auf den Bergen seines heimathlichen Allgäu gelernt hatte. Alexius war bereits im XII. Jahrh. ein Volksheiliger geworden, längst vor der Canonisation durch die Kirche; nach der Anschauung des Mittelalters schützte das Bild dieses Heiligen die Inwohner eines Hauses gegen Gewitter, Donner und Wassernoth; solche Holzschnitte, die an den Thüren angeklebt wurden, sind aus der Zeit von 1443 noch erhalten. In Bayern wurden ihm auch Kirchen geweiht, so befand sich z. B. neben dem alten Leprosenhause zu Neustift bei Freising eine dem heil. Alexius geweihte Kirche. Erst im Jahre 1697 wurde sein Sterbetag als kirchlicher Feiertag festgesetzt.[1])

Eine gleichwirkende Anziehungskraft übte das schöne Buch von Barlaam und Josaphat, welches Rudolf von Ems bearbeitete (1220—1223), die Münchner Handschrift ist vom Jahre 1248; die beste Handschrift seines Wilhelm von Orlens stammt aus dem Kloster Schönthal bei Waldmünchen. Die seltsame und höchst phantastische Geschichte von St. Oswald ist in Bayern, noch mehr aber im benachbarten Tirol eingebürgert; die Legende von St. Fridolin hat Pfeiffer (in Hagens Germania IX., 207 ff.) mitgetheilt; die Fragmente einer Dichtung des XIV. Jahrh. über den heil. Antonius, und zwar in bayerischer Mundart, wurden zu Regensburg abgelöst,[2]) ein Jörg Zobel hat 1455 ein Leben des heil. Eustachius geschrieben. —

Wir sind der bereits in der Einleitung angedeuteten religiösen Dichtung noch einige in diesen Zeitraum gehörige Andeutungen schuldig. Von dem Bischof Gunther von Bamberg (1057—65) wissen wir, dass er durch einen seiner „phaphen," Namens Ezzo ein „gutes Lied" machen liess, das von solcher Wirkung gewesen sein soll, dass Viele, nachdem sie dasselbe gelesen, der Welt entsagten und in ein Kloster gingen. Von diesem Kanonikus Ezzo heisst es ferner in der Biographie des Bischof Altmann von Passau, er habe an der 1065 von Gunther veranstalteten Wallfahrt ins gelobte Land Theil genommen und auf der Reise eine „cantilenam de miraculis Christi" in deutscher Sprache geschrieben.[3]) Gleichfalls unter den poetischen Bestrebungen

[1]) Die lateinische Kirche verehrt den Heiligen am 17. Juli, die Griechen am 17. März, als an welchem Tage seine Gebeine durch Pabst Innocenz I. in ein anderes Grab gelegt worden sein sollen. Conrad von Wirzburg versetzt seine Beerdigung auf den 17. September.

[2]) Im Anhang zu Roth Bruchstücke der Kaiserchronik. S. 61—66.

[3]) Diemer Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrh. 1849. S. 319 ff.

dieser früheren Zeit verdient die Uebersetzung des hohen Liedes genannt zu werden, die Williram unternahm. Er war von Geburt ein Franke, bildete sich unter Lanfrancus, kam als Scholastikus nach Bamberg und starb als Abt des Klosters Ebersberg († 5. Mai 1085) nachdem er diese Stelle seit 1048, also 37 Jahre lang ruhmvoll bekleidet hatte.[1]) Williram hatte zuerst eine Ahnung des tieferen poetischen Sinnes, der in dem Salomonischen Preisgesange der Liebe liegt, er übersetzte ihn also in Prosa und gab eine Auslegung in deutscher Sprache dazu,[2]) welch letztere bald wieder in lateinische Hexameter und auch in das Niederdeutsche überging.[3]) Seine Auslegung ist von einer mystischen Einfalt getragen, die kein Bestreben kennt, als in die Geheimnisse der Gottheit hineinzuschauen und die Finsterniss der Seele aus dem ewigen Lichtquell zu erhellen. —

Hier ist es nun an der Stelle des Marien Cultes und der daraus erblühten Dichtung Erwähnung zu thun. Der Mariencult hatte bei den Deutschen eine bereits ältere, sittlich nationale Grundlage in der Ehre, die unsere Vorfahren mehr als alle anderen alten Völker den Frauen zuerkannt haben.[4]) Wurde die Jungfräulichkeit schon von unseren heidnischen Vorfahren als etwas Heiliges erkannt (daher die strengen Gesetze, welche sie bewahrten, daher der weitverbreitete Glaube, nach welchem einer reinen Jungfrau selbst das Unmögliche möglich sein sollte), so erhielt dieser schöne Zug ältester Zeit eine ganz neue Stütze im Christenthum, welches die wunderbare Lehre brachte von der jungfräulichen Gottesmutter, die, wie Walther singt, „Den gebar, der sie schuf"; „ihr Vater war ihr Kinde," das in der Krippe ruhte, „jung als Mensch, als Gott so alt." Dieses hochheilige Wesen, welches menschlich zugleich und göttlich, die schmerzenreichste auf Erden und die allerseligste Auserwählte zugleich war, die als schwaches Weib den Allmächtigen trug, ward als Born der Gnade aufgefasst und gefeiert als die ewige Minne, deren Süsse nie endet, als die lebendige Mittlerin und Fürsprecherin zwischen ihrem Sohne und der sündigen Welt.

Der Madonnencult in Bayern ist so alt, wie das Christenthum selbst, ihr zu Ehren wurden die älteste Kapelle zu Freising und jene heute noch so berühmte zu Altötting geweiht. Die einmüthigen

---

[1]) Paulhuber Gesch. von Ebersberg. 1847. S. 355 ff.

[2]) Lit. Angabe in Weckherlin's Beiträgen. 1811. S. 37 ff. Hagen's German. IV. 153. V. 143. Gödeke Grundriss. S. 13

[3]) Zuerst gedruckt zu Leyden. 1598. Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben. 1827.

[4]) Vgl. desshalb Weinhold Die deutschen Frauen im Mittelalter. Wien 1851. S. 162 ff. Menzel Deut. Dichtung. I. 258 ff.

Nachrichten über diese Wallfahrt lauten:[1]) Altötting soll dereinst eine Stadt gewesen sein, in welcher, an der Stelle der heutigen Kapelle ein den sieben Planeten geweihter Heidentempel gestanden; die Bauart und Gestalt desselben scheint dieser Meinung einen Grad von Glaubwürdigkeit zu geben, indem selbe eine achteckige Rotunde bildet und innen mit sieben gewölbten, in den Mauern umlaufenden Vertiefungen versehen ist, in welchen die sieben Planeten ihren Sitz gehabt haben sollen, indess die achte Wand als Portal offen blieb. St. Rupert habe die Götterbilder hinausgeworfen, den Tempel zu unserer lieben Frauen Ehre geweiht und im Jahre 696 das heute noch ersichtliche Gnadenbild aufgestellt. Die Kapelle wurde 912 ausgebrannt und erst 1053 durch Heinrich den III. wieder hergestellt, offenbar in ihrer früheren Gestalt, wobei der alte Grund und Unterbau ganz derselbe blieb. Aus dieser Zeit stammt das schöne romanische Portal; später mit der Aufnahme der Wallfahrt wurde das Langhaus hinzugefügt. Ist es ein Zufall, dass hier immerdar sieben grosse „ewige“ Lampen brannten? Man hat die Zahl auf die Sacramente bezogen; wohl. Aber diese ewigen Lichter brennen vor dem Madonnenbilde und dieses ist schwarz.[2]) Dass dieses nicht vom Rauch und Qualm seine schwarze Patina erhalten habe, darüber waltet kein Zweifel, da sich auch anderwärts solche schwarze Madonnen finden; die Kunsthistoriker nahmen desshalb den Ausweg und fanden die Erklärung „im hohen Liede,“ wo die schöne Freundin ob ihrer Ebenholzfarbe in schwelgerischen Bildern gepriesen wird. Das Problem ist aber dadurch noch lange nicht gelöst. St. Rupert hatte sicherlich keine Zeit, den schwerköpfigen Heiden Vorlesungen über das hohe Lied zu geben und kunstsymbolische Exegesen und mystische Deuteleien im gelehrten Kathederton zu halten oder zu schreiben; es schien sogar rathsam, die gesunden Barbaren mit dem Preisgesang der glühenden Liebe nicht bekannt zu machen, da es ja die Glaubensboten überall darauf abgesehen hatten, den in dieser Beziehung nur allzu naturwüchsig und vollsäftig ausgebildeten Germanen ihre Sinnlichkeit etwas zu zügeln und möglichst einzugränzen. Das ging aber am schwersten, sie nahmen ohnehin noch genug mit in das Christenthum hinüber und bürgerten es zuversichtlich ein. Es muss also ein ganz anderer Grund dafür gesprochen haben, mit der Farbe des Bildes etwas anzudeuten, was zu dem früheren Heiden selbstverständlich sprach. Wie, wenn hier früher das schwarze Bild der Erdgöttin

---

[1]) Vgl. Kopolt Gesch. von Altötting. 1815. S. 8.

[2]) Auch zu Teising ist eine „schwarze Maria.“ Vgl. Kurze Geschichte der sel. Jungfrau Maria zu Teising. Landshut 1827.

gestanden hätte? Die Heidenapostel änderten an den alten Cultusstätten oft nur sehr wenig. Setzten sie ja auch den heil. Martin, wie er reitend mit dem Schwerte den Mantel theilt an die Stelle Wuotans, der ja auch reitend gedacht, dessen Wahrzeichen der Mantel war und der des Schwertes mächtig sein musste.[1]) Und der Heide, in dessen Tempel das Bild des Heiligen an die Stelle des alten Gottes gesetzt wurde, fand unmöglich einen grossen Anstoss an der Veränderung, zumal wenn ihm bedeutet wurde, dass das Frühere nur der prophetische Vorläufer für die in der Fülle der Zeiten eingetroffene Verheissung sei. So setzte auch St. Rupert mit feinem Takte an die Stelle der früheren Göttin das Bild der jungfräulichen Gottesmutter, liess ihr aber die alte Farbe ihres Prototyps, mit der zugleich alle früheren Gnaden in potenzirten Spenden anf den gläubigen Verehrer übergingen. Daher kommt es denn auch, dass an solchen Wallfahrtsorten Vieles mit unterläuft, was mit dem reinen Sinne des Christenthumes unverträglich scheint, aber älter als das Christenthum ist und so mit der ächt menschlichen Natur verwachsen, dass es davon nicht mehr getrennt werden kann.

Eine weitere Analogie finden wir in unseren Volkserzählungen von den Wanderungen der Himmlischen auf der Erde, namentlich aber in den Legenden von unserer lieben Frau, die voll thauduftiger Schönheit glänzen[2]) und Grimms Wort bewahrheiten, dass keine andere Poesie dergleichen aufzuweisen habe. So findet sich unsere liebe Frau wie Freyja auf der Wanderung, theilt mit Wuotan das Kleid, steht bei der Geburt wie eine Norne dem Kinde begabend zur Seite und vermittelt den Ehesegen, hilft in Armuth und Elend, belohnt reichlich und straft milde, wohnt dann gleich den Göttern wieder im Berge oder mit ihrem Bilde im Baume oder in ihrer goldenen Himmelsburg.

Sehr schön und treffend sagt Schönwerth bei dieser Gelegenheit: „Waren die heidnischen Germanen in ihrer Naturfrische und unverderbten Jugendkraft von der Vorsehung berufen, die Träger des Christenthums und der christlichen Weltordnung zu werden, so waren sie anderseits durch die hohe Achtung, in der bei ihnen das Weib stand, geneigt gemacht, Alles, was ihr Gottesbewusstsein des Anmuthigen und Huldvollen darbot, auf die göttliche Mutter und Jungfrau zu übertragen."

---

[1]) Der schöne Nachweis in J. W. Wolf's Beiträgen. I. 38 ff.

[2]) Man vergleiche z. B. die wahren Perlen von Poesie, die Schönwerth aus der Oberpfalz III. 311—23 beigebracht hat.

Der Marien-Cult aber erhielt seine eigentliche Blüthe mit den Kreuzzügen und der Entwicklung der ritterlichen Kunstpoesie. Es ist die minnigliche Courtoisie des Mönchslebens und der Klosterregel. Wie erst das heitere, fröhliche, reiche Treiben der damaligen Ritterwelt, die bunte Pracht des französischen Südens mit lebhaften, glühenden Farben, in Heerfahrten und Kriegszügen an uns vorübergeeilt ist, voll Saitenspieles und Gesanges: so gehen ihnen die Legenden und kirchlichen Sagen zur Seite, eingezogen wie demüthige Wallbrüder, mit Muschelhut und Pilgerstab, einsam und allein im leisen Gebete, mit dem freiwillig armen Leben, allen Freuden der Welt gerne entsagend.

Der Presbyter Botho des Benedictinerkloster Prieflingen bei Regensburg hatte bereits im XII. Jahrhundert ein liber de miraculis St. Mariae, eine ganze Sammlung von Marien-Legenden gedichtet; bedeutender ist jedoch die „Mariade“ des angeblichen Wernher „von Tegernsee,“ ein Poem, das früher einfach „driu liet von der maget“ hiess, bis dessen erster Herausgeber, der tapfere Oetter (1802) entsprechend der Klopstockschen „Messiade“ den pompöseren Titel erfand und zugleich den Unsinn in die gelehrte Welt brachte, dass der Verfasser Wernher „von Tegernsee“ geheissen habe.[1]

Der gute, seither fälschlicher Weise immer von Tegernsee zugenannte Wernher, wurde als ein Universal-Genie betrachtet und Günthner in seiner Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern und nach ihm Kugler in einer eigenen Dissertation und zum Ueberflusse noch in einer sentimentalen Novelle, haben ihm alles Mögliche, was damals im Kloster geleistet wurde, zugeschrieben. Er soll nicht nur eine Anleitung zur geistlichen Poesie (rhythmomachia), ein lateinisches Schauspiel, eine ebenfalls lateinische Frühlingssequenz, einige deutsche Lieder und weiss Gott was noch Alles geschrieben haben, weiter sagten sie von ihm, er sei in den verschiedensten Autoren gründlich belesen gewesen, die Peutinger'sche Tafel sei sein Werk, dazu machten sie ihn zum Maler und zierlichen Briefschreiber, er habe vorzügliche Dintenrecepte gewusst, eine nette Hand geschrieben, und für die Bereicherung der Klosterbibliothek gesorgt. Ja noch mehr wusste man von ihm zu fabeln: auch ein sehr feinfühliger Staatsmann wäre er gewesen, dabei ein wenig lüderlicher Natur, was man ihm als Poeten zu gute halten müsse, überdiess in der Liebe weder unerfahren noch ganz unglücklich; und wie dann das Alter kommt, da resignirt er sich

[1]) Des Priesters Wernher driu liet von der maget. Nach einer Wiener Handschrift mit den Lesarten der übrigen, herausgeg. von Julius Feifalik. Wien 1860 bei Gerold XXX u. 198 S. 8°.

einen Winkel des Klostergartens mit allerlei wohlriechenden und officinellen Kräutern zu bepflanzen,[1]) bis er 1197 stirbt.

Die ganze Verwirrung kommt daher, dass drei Männer dieses Namens im Kloster Tegernsee lebten. Der eine war als Künstler (Anaglypha) berühmt in Verzierungen mit Gold und Silber, dessgleichen auch als Glasmaler (er lebte von 1068—1091), ein zweiter versah die Stelle eines thesaurarius und camerarius († 1199), ein dritter endlich hat sich als diaconus und scholasticus in verschiedenen codicibus eingeschrieben († 1197). Diesem letzteren schob man nun grossmüthig nicht nur den interessanten Tegernseer Briefcodex mit Allem, was er enthält zu, sondern man bezog auch alle Andeutungen in den Briefen jener Handschrift, die vielleicht bis auf die Liebesbriefe, nur als stylistische Uebungen zu betrachten sind, auf ihn und construirte sich daraus seine vermeintliche Lebensgeschichte. So wurde Wernher der Dichter des berühmten Osterspieles von der Ankunft des Antichrist,[2]) der lateinischen Frühlingssequenz und zugleich der deutschen Verse, welche in die Liebesbriefe jener Handschrift mit eingeflochten sind. Zum Ueberflusse wollte Docen (der im Vers 1140 das wort „êwangeliste" mit „êwangelier" verwechselte und selbes statt auf Matthäus auf unseren Dichter beziehend, mit diaconus übersetzte!) in einem Bruchstück des Marienlebens (welches er für Wernher's ursprüngliches Werk und für seine eigene Hand hielt) und in dem genannten Epistolarcodex ein und dieselbe Hand erkennen.

Wernher war, wie er in seiner „Mariade," die man füglicher die „driu liet von der maget" nennen sollte, selbst sagt, kein Mitglied eines Klosters, sondern ein Weltpriester (v. 1136 und 4812); über die Entstehung seines Werkes erzählt er (v. 4809 ff.), dass ein Freund, Namens Manigolt, ihn gastlich beherbergt und nicht eher aus seinem Hause entlassen habe, bis das Gedicht, zu dem er ihm überdiess auch den Stoff geliefert, vollendet war. Dass der Dichter ein Bayer war, ist durch Reim und Sprache gewiss, dass aber das Gedicht im Kloster zu Tegernsee entstanden sein solle, ist kaum glaublich, ja sogar unmöglich, selbst wenn Wernhers Freund der dortige Abt Manigolt war. Dieser, aus dem schwäbischen Hause der Grafen von Bergen stammend und der Bruder des Bischof Dietbot von Passau (1172—1190), wurde 1183 Abt zu Kremsmünster, sodann 1189 Abt zu Tegernsee und darauf 1206 Bischof von Passau, wo er auch am 9. Juni (11. Mai) 1215

---

[1]) Freyberg. S. 290.

[2]) Vgl. den späteren Excurs darüber in der Geschichte des Drama.

starb. Wernher dichtete aber sein Werk im Jahre 1172[1]) und konnte sonach um diese Zeit nichts mit Tegernsee zu schaffen haben; wahrscheinlich kam das Gedicht bloss durch seinen edelmüthigen Beschützer später in das genannte Kloster. Vielleicht gibt der Umstand einen Fingerzeig, dass in einer Passauer Urkunde des Bischof Dietbald vom Jahre 1173 ein capellanus Wernherus unter den Zeugen erscheint. Auch die Bilderhandschrift des Marienlebens in Berlin kann nicht vom Dichter stammen, da der Text bereits verdorben ist, die Miniaturen aber gar nicht zu Wernhers Gedicht verfertigt, sondern einem anderen entnommen zu sein scheinen, weil die auf den Bildern angebrachten Verse durchaus nicht dem Gedichte angehören. —

Wernher arbeitete nach jenem dem Matthäus fälschlich zugeschriebenen Evangelium de nativitate Mariae, er nahm daraus das Thatsächliche der Erzählung, das er künstlerisch gruppirte, weiter ausmalte und ausdeutete. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist vor allem die Erbauung seiner Leser: sein Werk ist eine „rede," ein „buoch," das er „sagen und schrîben" will, es ist zum Lesen bestimmt, man soll es abschreiben und weiter senden;[2]) er fügt an die Erzählung immer die geistliche Auslegung (diu bezeichenunge) wie in der Predigt, er denkt sich dabei seine Leser, besonders die Frauen, als Hörer dieser Predigt[3]) und spricht sie ganz im Tone einer solchen an mit „mîniu kint, ir liebe alle sant;" vorzügliches Gewicht legt er vor Allem auf die Wahrheit dessen, was er erzählt und daher kommen dann die

[1]) In Folge einer unrichtigen Berechnung wurde früher das Jahr 1173 häufig angegeben; Wernher sagt (v. 4862 ff.), er habe seine Lieder gedichtet, als Kaiser Friedrich I. gegen Polen zog. Diesen Zug setzte man auf 1173, während er in der That in's Jahr 1172 fällt; so stimmt diese Bemerkung Wernhers genau zu den unmittelbar vorangehenden Zeilen, wo er das 13. Jahr nach dem Ausbruche des Schisma (1159, also 1172) als das Jahr der Abfassung seines Gedichtes angibt. Auf dasselbe Jahr führt eine andere Stelle (v. 4866 f.), welche nur in der am wenigsten verdorbenen HS. (im Archive des deutschen Ordens zu Wien) steht und in welcher der Dichter die Vollendung seines Werkes in das zweiundzwanzigste Regierungsjahr Friedrichs I. (erwählt 1150) setzt. Ueberdiess nennt Wernher das Jahr 1172 ausdrücklich in einer durch den Reim gesicherten Stelle (v. 4809), welche zwar in der Berliner HS. fehlt, aber doch auch in den Fragmenten erhalten ist, die Mone zu St. Peter im Schwarzwalde auf einer aus Nürnberg stammenden HS. fand. Vgl. Feifalik S. XXIII.

[2]) Dass dieses auch fleissig geschah und wie sehr man es in Ehren hielt, beweisen die in wohlmeinender Weise verschönerten und mit Bildern ausgestatteten Abschriften; Feifalik citirt auch ein altböhmisches Marienleben, das so auffallende Uebereinstimmungen mit Wernhers Dichtung zeigt, dass es nach diesem gearbeitet sein muss.

[3]) Im Mittelalter kam es auch vor, dass gereimte Legenden auf der Kanzel gelesen wurden: vielleicht ein Nachklang jener Practik der alten Heidenapostel, die oft gezwungen waren, die Märe vom Evangelium zu singen, um die starrköpfigen Heiden zu gewinnen.

Drohungen gegen die Verächter dieses Buches und die Verheissungen und Versprechungen für jene, welche es in Ehren halten.[1]) Daneben ist auch auf die Unterhaltung sein Augenmerk gerichtet, er will ein Epos, ein geistliches Epos (diu geistlîchen liet) dichten, er will wirklich „sagen unde singen," desswegen nennt er auch jeden der drei Theile seiner „rede" ein „liet," und daher kommt auch der Titel, den Wernher seinem ganzen Werke gibt, indem er es „driu liet von der maget" (v. 4870) und „driu liet von unser vrouwen" benennt.

Der Dichter ist sich seines Zweckes nicht allein wohl bewusst, er hat auch einen klaren Plan für die künstlerische Anordnung des Stoffes; das erste Lied (v. 1—1124) berichtet von den Eltern der Jungfrau; hier ist er noch steif und ohne absonderliche Eigenthümlichkeit; er hält sich so treu an seine Quelle, dass kaum einige deutsche Züge zum Vorschein kommen z. B. wie Anna auf einem Berge vor dem Burgthore auf ihren Gemahl Joachim wartet, der mit seiner Schaar über Feld geht (v. 870). Der Dichter erwarmt erst allgemach im zweiten Liede beim Jugendleben der heil. Jungfrau. Dreijährig und ohne sich umzusehen, geht Maria zum Tempel, wo auch Töchter von Königen und Herzogen erzogen wurden (v. 1474); keine Frau kann so viel Leinwand und Seiden weben, wie das Kind spielend vollbrachte. Jeden Morgen bis zum Imbiss betet sie, dann half sie den Frauen wenn sie an ihr Werk sassen bis zur None, dann las sie vor dem Altar den Psalter bis zur Vesper; Gabriel brachte ihr täglich das Himmelsbrod, alle Speise aber gab sie den Armen. Hätte der Dichter auch „eine zunge diu sam ein wâfen chlunge," so könnte er doch nicht sagen, wie herrlich die Magd sich entfaltete. Ein vornehmer Herr will sie für seinen Sohn gewinnen und bietet ihren Genossinen Silber und rothes Gold und edel Gesteine, wenn sie das Kind seinem Sohne geneigt machen könnten. Nun dringt auch der „pyschof" auf ihre Vermählung, ihre Weigerung soll ein Gottesgericht entscheiden. Alle Unverheiratheten werden vor den Tempel entboten, sie erscheinen „mit pfellînen wat und rîchlich gezieret, igelîcher mit sînem geverten. si brâhten alle gerten." Dabei erschien auch durch den Befehl gezwungen „ein grîser man, Jôsêp genant: der was ein witewaere alt unde swaere, bloede sînes lîbes, der gerte niht wîbes. der brâhte ein chleinez gertelîn durich die gehorsam sîn." Am „frîthof" warten sie auf das Ordal. Wie Joseph die aufgeblühte Gerte empfängt, hebt sich eine Taube „ein vil wünneclîcher

[1]) So heisst es z. B. v. 2545 dass in keinem Hause, wo die hl. Jungfrau und dieses ihr Lobgedicht in Ehren gehalten werde, je ein krummes oder blindes Kind zur Welt komme, noch eine Seele ewiglich verloren gehen könne.

vogel“ davon in die Höhe; der zitternde Mann (pideminde man) muss sich auf eine Krügge lehnen, so bittet er den Bischof ihn seines Alters ruhig geniessen zu lassen; vergeblich schlägt er einen seiner Söhne vor und verspricht dem „magedîne“ dann Mahlschatz (mahelschatz) zu geben. Maria aber wird ächt deutsch in den Ring geführt, da steht (wie der Dichter mit reizender Einfachheit sagt) das Mägdelein wie auf der grünen Wiese eine Blume, die aus einem Dorn leuchtet, Zähren fallen ihr „von den wangen ûf die wât“ und die Worte der schönen Lilie (lilye) sind gar inniglich beweglich (v. 1823—64). Joseph, der obgleich hochbejahrt, doch seines Geschäftes wegen noch weit reiten und fahren (v. 1886) muss, übergibt die Magd fünf zuverlässigen Frauen[1]) zu Hut, Wart und Pflege, mit ihnen geht sie nach Josephs Herberge zu Câphernâum, das am Meere gelegen. Joseph ist ein Schiffzimmermann, er versteht „schef und galîen“ wohl zu bereiten.[2]) — Die „templi pontifices“ bedachten indess, warum die sechs Magedin also müssig sein sollten und sandten „den edelen wîben purpur unde sîden; varbe maniger hande si in ouch dar sanden zuo dem chirchgeruste, sô sî werches geluste, daz si des begunden sô si beste chunden. die priester sanden ouch dar wol gepursten har (Flachs), daz sî den spünnen ze der chirchen gezierde unt wünne. dô wart ir strît grôz; die vrouwen wurfen ir lôz, welihen purper unt die sîden under in solden belîben, ûf swelich daz lôz quaeme, daz sî daz beste naeme, unde dar an worhte: den rûhen har si vorhten. Dô geviel daz lôz ûf daz kint, von dem alle vrouwen sint gezieret unde gesegenôt, daz ir sîden grüene unde rôt in ir handen beliben. alsô sach man sî gesigen, daz diu ander schar muoste spinnen den har. daz beleip niht âne nît. daz verweiz in der engel sît, daz si dehein unminne hêten gên der küniginne, wan sî von rehter schulde hête gotes hulde.“ (v. 2022.) Unnachahmlich zart ist die Verkündigung des Engels, die in Nazareth geschieht, das, wie im Heljand, als Burg gedacht ist. Das Mägdelein ist unwissend wie ein Kind und begreift in holder Unschuld nicht die ungeheuere Grösse dessen, was der Engel ihr verkündet, der voll unaussprechlicher Ehrfurcht sie belehrt. Man glaubt ganz ein altes Bild vor sich zu sehen, wie es die späteren guten Meister gemalt haben. Dann folgt der Besuch bei der „niftel Elyzabêth,“ die auch auf einem Berge sass; eine scharfe Strasse mit harten Steinen führt dahin; Maria „kuste die hûsvrouwen mit lachinden ougen unt mit lûter minne. die mit der küniginne wâren dar gegangen,

---

[1]) Maria darf sich selbe auswählen, sie heissen Rachêl, Rebekâ, Sephorâ, Abigêâ und Sûsanne.

[2]) v. 1956 und 2598: er lehrte „sîne iunger zimbern grôze kiele daz si niht zevielen.“

die wurden ouch wol enpfangen." Das dritte Lied (v. 2579—4912) erzählt die Bosheit der Juden, als ihnen die göttliche Maere von dem Horte, den Maria trug, bekannt ward, schon freuen sie sich das Paar zu steinigen, wenn das Gottesgericht ergangen: siebenmal wird Joseph, nachdem er das gesegnete Wasser (aquâ zelôtipîê oder aquâ potaciônis v. 2889 und 2929) getrunken, um den Altar geführt, aber er bleibt gesund und ebenso besteht die wunderbare Jungfrau das Ordal zum Staunen der Judenleute. Darauf wird das Ausschreiben des Augustus erzählt und wie alle „fiwersmide spieze unde sper versluogen" damit ein „chreftiger fride" bleibe in allen Reichen; die Reise nach Bethlehem wird erzählt und wie dort in einem Steine (in einer Höhle) der Gottessohn zur Welt kommt. Arme Leute, die „grôze kolben unde bogen" tragen und des Viehes pflegen, erfahren zuerst die Gnadenbotschaft; sieben grosse Zeichen geschehen an diesem Tage (in Christî nativitâte). Acht Tage darauf liess sich der kleine Krist „besnîden" und darum sollen wir „twingen unde zamen des lîbes gelust in sînem namen." Eine gar schöne Episode bildet die Ankunft der heil. drei Könige: In derselben Zeit waren in der Gegend von „Kaldêâ drîe edele künige ûf einem tagedinge" um gütiglich unter einander die Grenzen ihrer Reiche auszumachen: „dô kom der gôtes sterne mit micheler chrefte" und die Könige verstanden „daz in der schepfaere dâ mit gekundet waere. zuo der verte was in gâch. dromedârios si gewunnen, die helde sich ûf swungen; daz zeichen (wîstuom v. 3928) fuor in allez vor," und gab ihnen durch die breite Welt das Geleite. Bei ihrer Ankunft zu Jerusalem erzählen die „mâgî" dem Herodes, wie dass sie um „daz kindel" heimzusuchen ferne hergefahren vom Ende der Welt (wir sîn gevarn verren, dâ diu werlt hât ende). Sie finden darauf das Kind und bringen ihm mit Lobe und Gesange ihre Opfergaben, die auch symbolisch gedeutet werden: „der eine truok in der hant ein goltmesse[1]) wol gebrant; dâ mit bedûte er die kraft unt sîn hôhe hêrschaft. der ander gab den wîrouch, für unsern herren kniet er ouch; dâ mite uns kunt wart, daz er waere ein êwart. der dritte hin für gâhte, mirren er dem kinde brâhte; dâ bezeiget er mite sînen tôt, wan ê was site, swâ man tôten begruob, daz man die mirren dar truog. dâ mit si sîne gûete, sînen gewalt, sîn diemüete habent wol beslozzen, das habent si wol genozzen."

Der Dichter fügt seiner Erzählung, ganz im Predigertone, allemal gleich eine Auslegung hinzu, ebenso wie wir die Deutung der Evangelien bei Bruoder Berhtold von Regensburg sehen. Maria opfert beim

[1]) messe ein unbekanntes Gewicht oder goltmasse = Goldklumpen.

Kirchgang eine grosse Kerze und zwei Turteltauben, das bedeutet: „ez sulen unser sinne sam die kerzen brinnen in geistlîchem fiure und unser sêle ze stiure sule wir wesen alle sam diu tûbe âne galle; sô wirt uns gegeben daz êwige leben, daz wir danne beschouwen âne ende mit der vrouwen.“ — Ganz ausführlich ist der Kindermord geschildert. Wie die Maere geflogen kam, dass Herodes von den Königen betrogen, begann er vor Leide wie wüthig zu schreien, er liess ihnen nachreiten und alle Kinder „swaz mannes bilde hete“ um Bethlehem tödten. Joseph aber, von einem Engel geleitet, entfloh mit der Mutter und dem Kinde „verre in Êgyptum under die heidenische diet.“ Herodes aber „der tumbe hiez dô rennen umbe, die sînen wüetrîche hiez er grimmeclîche diu degenkint verliesen, swâ si möhten kiesen die bî zweien iâren von ir muoter komen wâren, a bymâtû et infrâ. — Die boten sich ûf swungen, in die purch si drungen diu Bettlehêm was genant; si taeten freise bekant mit grimmegem hazze. si liefen in die gazzen, diu swert si enbarten (entblössten), den herten tôt si garten: si ruktens bî den vahsen (Haaren) diu kint ungewahsen, diu houpt si in abe sluogen. — si liefen ze wette von bette ze bette, von fiure ze fiure in der purkmûre in selben ze schanden, si truogen an ir handen diu pluotegen wâfen, rehte alsam ze den schâfen die wolfe zuo springent unz sî si nider bringent: alsô tobeten die diebe ir herren ze liebe.“ — Arme und Reiche wurden erschlagen: „si gedâhten an des küniges wort, mit flîze stiften si daz mort; si zukten sî ze fluste den müetren ab der bruste, si polten an die wente die füeze und ouch die hente. — dô weinten vil genôte die müeter die daz sâhen, si begunden sich roufen unt slahen. des sint si nû gesellen des tiefels in der helle.“ Herodes aber begann so zu siechen „daz ûf den petteziechen swebte pluot unde wark (Eiter); diu suht sich niht verbark diu im den lîp schutte.“ Es stank der unwerthe Mann an allen seinen Gliedern, „mit den nagelen zarte er sîne hût; die wîsen arzâte kunden im niht gerâten mit wurzen noch mit salben; er prach sich allenthalben ûzen unde innen“ endlich brach er in Tobsucht aus und erfiel sich von einem Wendelsteine.[1]) So fuhr er in die Hölle, wo er ewiglich brennen muss. — Von nun an eilt der Dichter flüchtig durch das ganze Leben Jesu. Der grosse Gegensatz von Sünde und Erlösung, Teufel und Gott, ein Ringen und Kämpfen der weltgebietenden Mächte bildet den Hintergrund, von dem sich die magdliche Gestalt Mariens voll Demuth und Liebreiz wie eine zarte Idylle abhebt. Möchte „daz heilige magedîn unser forspreche“ sein (v. 4790 ff.) „nû geruoche

[1]) Wendelstein = Schnecke, turris in quam per circuitum ascenditur, Wendeltreppe.

si unser potschaft bringen für die gotes chraft; der sî niht verzîhet, wan er sî hât gewîhet und gesegent ob allen wîben mit sîn selbes lîbe. wir sitzen oder stên, in ir helfe sul wir gên, wir trinchen oder ezzen, wir sulen ir niht vergezzen, wir slâfen oder wachen wir sulen an allen sachen die hôhen unt die reinen flêgen unde meinen, daz si in dem himilrîche den engeln uns gelîche, daz wir sî loben dâ in eternum et ultra." Zum Schluss erzählt Wernher, wie er dazu gekommen sei, diese drei Lieder zu dichten, was wir bereits Eingangs erwähnt haben, er legt uns die Liebe zu Gott noch warm an's Herz und beschliesst mit unnachahmlicher Fröhlichkeit:

„nû ruofet in inrechlîchen an,
swanne sîn muoter in an uns man,
daz er uns ellenden
sîne helfe geruoche senden
unt sîne engelische schar,
diu uns leite unde bewar
und uns bringe an die stat
ubi cum pâtre rêgnat
et spiritû paraclitô,
daz unser stimme vil frô
müeze singen immer mê
Glôriâ tibi dominê!"

Das Urtheil Menzel's ist ganz treffend, wenn er sagt (I. 270): „Das Gedicht hat noch eine gewisse Schlichtheit und Strenge, es ist noch nicht so durchsüsst und blumenreich wie die späteren." Man sieht deutlich, es ist noch nicht lange her, dass die Sprache von der Alliteration sich losgerissen, und es ist hier der muthige und glückliche Versuch, sich ausserhalb der Kirchenlatein-Sprache auf eigene Füsse zu stellen. Die Form und namentlich der Reim, der noch die Unvollkommenheiten des XII. Jahrh. zeigt und sich manchmal mit blosser Assonanz zufrieden gibt, haben sich noch nicht zur Feinheit der höfischen Metrik durchgerungen. Das Werk ist trotz der Ueberarbeitung unserer höchsten Anerkennung und Bewunderung würdig, es ist ein kunstvoll angelegtes, wohlgegliedertes und durchdachtes Ganze. Die Erzählung ist, wie Feifalik (dem wir die eingehendste Untersuchung über dieses Gedicht und eine treffliche Textausgabe verdanken) bemerkt, einfach und klar, voll naiven Glaubens und voll inniger Hingebung an das Geschehene; obwohl wir uns in einer ganz wunderbaren Welt, unter lauter ausserordentlichen Begebenheiten befinden, so erscheint uns doch alles ganz naturgemäss und wahrhaftig, denn der Dichter weiss mit

massvollem Takte seine Wundergeschichten zu wählen und sie mit kindlicher Gläubigkeit vorzutragen: So unterscheidet er sich auf das vortheilhafteste von den späteren Dichtern mit ihrem unleidlichen Schwulste und mit ihren stammelnden Liebkosungen der Jungfrau, mit ihren gehäuften wunderbaren und wunderlichen Begebenheiten und scholastischen Erörterungen.

Ein merkwürdiges Seitenstück dazu bildet das Marienleben des Bruder Philipp, welcher in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. in der steyrischen Karthause Seiz[1]) lebte und dichtete. Auch dieses ist, nach den Handschriften zu schliessen, schon frühe bei uns in Bayern bekannt und viel gelesen worden.[2]) Die Münchner Bibliothek allein besitzt sechs Handschriften davon, ein dem XV. Jahrh. angehöriges Bruchstück zeigt von einer HS., die vielleicht in der bei Augsburg gelegenen Karthause Buxheim geschrieben wurde.

Beide Werke, das des Kartheuser Philipp und jenes Wernher's, sind zwar der heil. Jungfrau bestimmt, allein Bruder Philipp berichtet ihre völlige Lebensgeschichte bis zu ihrer so rührend geschilderten Himmelfahrt, da Wernhers Plan nur bis an die Geburt des Heilandes reicht; die Erzählung des bethelehemischen Kindermordes war bloss durch die Erscheinung der Magier motiviert, bei der Flucht und dem Aufenthalt in Aegypten werden keine von den vielen Wundern und Zeichen, die Philipp hat, berührt; statt ihrer werden am Schlusse des Gedichts nur noch die Erscheinungen erzählt, die bei der Geburt des Heilands sich zutrugen. Das zeigt unstreitig von Wernhers Einsicht; die Reise der heil. drei Könige und der Kindermord schliessen sich am nächsten an Christi Geburt an, die Begebenheiten auf der Flucht gehören schon mehr seinem Wandel auf Erden an, der von Wernhers Plan ausgeschlossen war. Bei Philipp stellt das Ganze eine gleichmässig fortgehende Erzählung dar, die ihre Unterscheidungszeichen gewissermassen nur in Rubriken hat, Wernher eignet sich mehr zu einem Panegyriker, vielmal tritt er aus der Erzählung in bewundernde Lobpreisung heraus; ja sein Gedicht zeigt sogar eine mehr künstleri-

---

[1]) Sie ist die älteste Karthause in Deutschland und schon 1163 gegründet.

[2]) Aretin Beitr. 1806. 7 St. S. 66 ff. Roth Dichtungen des deut. Mittelalters 1845. S. 149. Ausgabe von Rückert im 34. B. der Bibl. der deut. Nat. Lit. Quedlinburg 1858. übersetzt von W. Sommer. Münster 1859. Dass Bruder Philipp ein Steyrer war, lässt sich nicht beweisen, er dichtete hier bloss, seine Heimath war wahrscheinlich in Mittel- oder Nordostdeutschland; er widmete seine Arbeit den Deutschen Herren in Preussen. Vgl. K. Weinhold Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark. 1857. VII. S. 181. Philipp arbeitete nach der vita B. Mariae virginis et Salvatoris metrica. Vgl. Massmann Heidelberger Jahrb. 1824. S. 1184.

sche Bildung, als das Philipp'sche, es ist in drei Lieder abgetheilt, hat einen lebhafteren Schwung und eine glänzendere Sprache, doch ist Philipp in seiner einfachen Darstellung ebenso anschaulich, man erkennt leicht die Einfalt und Ruhe der alten Maler darin, wie ein milder Glanz schwebt der fromme Sinn des Dichters über das Ganze, nur die stillen Scenen zu beleuchten.[1]) Denn man darf hier nicht die strahlende Welt der Handlungen und Leidenschaften der antiken Poesie erwarten, aber auch ebenso wenig die trübe Schwermuth Ossianischer Klagen. Nur stille Freude und leise Sehnsucht umfängt das reine Bild, welches unsere Vorfahren in Herz und Sinn begleitete auf der ungewissen Fahrt zu Christi Grabe und dort auch, wo weltliche Ehre in ritterlichen Kampfspielen zu erringen war.

Von Mariae Himmelfahrt (unser vrouwen hinvart) erzählt Konrad von Heimesfurt um das Jahr 1210 nach einer lateinischen Quelle, mit frommer Wärme, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, dazu in der gewandten Form und fast ganz in den reinen Reimen der höfischen Poesie; Einiges scheint sogar mit Gottfried's Antithesenspiel wetteifern zu wollen.[2]) Konrad war ein Geistlicher aus dem öttingischen Dorfe Heimesfurt, Heimenesfart, nun Hainsfahrt. Pfeiffer glaubt ihm auch die „Urstende"[3]) zuschreiben zu müssen. Ist Wackernagels Vermuthung gegründet, dass der von Heimsfurt und Fussesbrunn ein und dieselbe Person sei,[4]) dann fiele ihm auch das ungeheure Passional und das liebliche Büchlein von der Kindheit Jesu zu. — Die in den achtziger Jahren des XIII. Jahrh. entstandene Goldene Schmiede des Konrad von Wirzburg[5]) besitzt die Münchner Bibliothek in zwei Handschriften von 1350 und 1360. Mit einem nahe liegenden und später noch häufiger gebrauchten Gleichniss stellt er sich als einen in seiner Werkstätte arbeitenden Schmied dar, aber er schmiedet nicht gemeines Eisen im Feuer, er bearbeitet als ein kunstreicher Mann edles Gold, und das Gleichniss wird erweitert, indem er die zum Vortrage der Dichtung nöthigen Glieder des Leibes sein Werkzeug und die Zunge seinen Hammer nennt. So arbeitet er ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches ihre Eigenschaften und Tugenden verherrlicht, und in so weit ein religiöses Lehrgedicht ist, als es zugleich versucht,

---

[1]) Vgl. Docen Misc. II. 65—98 u. 103—108.

[2]) Pfeiffer in Haupt's Zeitschrift. VIII. 156—200.

[3]) Gedruckt in Hahn Gedichte des XII. und XIII. Jahrh. Quedlinburg 1840. S. 103—128.

[4]) Wackernagel Lit. Gesch. S. 161. Anmerk. 51 u. S. 170.

[5]) Herausgeg. von W. Grimm. 2. Aufl. 1840.

die höchsten Mysterien des christlichen Glaubens in Bildern und Symbolen auszudrücken. Dieses sind die Edelsteine, die der Dichter in ein Schatzkästlein sammelt, oder zu einem schimmernden Geschmeide in das Gold seiner Rede fasst, wie Betkügelchen an einen Rosenkranz. Sie sind in willkührlicher oder zufälliger Ordnung litaneienartig aneinandergereiht; er sagt wenig vom Leben der heil. Jungfrau, dessgleichen erwähnt er schliesslich nur kurzes von dem Tode Christi.

Mit einem aufrichtigen Bedauern, hinter dem nur seine billige Eitelkeit versteckt ist, klagt er, seinem Gegenstand nicht gewachsen zu sein und doch hofft er heimlich, seinen Vorgänger, den angeblichen Gottfried von Strassburg, zu überflügeln. Obwohl Konrad im klangreichen Silbenmaass zurückbleibt, so verdient er doch insoweit den Vorzug, als er sich der tändelnden Wortspiele enthält; trotzdem lässt er kalt; ihm fehlt die Wahrheit Walthers.

Konrads Bilder und Gleichnisse sind nicht von seiner Erfindung, er hat nur eine vielhundertjährige Tradition verarbeitet, die aus der hl. Schrift, oder aus auffallenden Erscheinungen der Natur und aus den Kirchenvätern schöpfte; die Hauptschwere beruht auf der Ueberzeugung, dass das neue Testament in dem alten vorgebildet sei. So bringt er der Hauptsache nach Alles in kurzen Beziehungen vor, wie die mittelalterlichen Dramen und das Ammergauer Passionsspiel heute noch mit den stummen „Vorbildern" thun. Das gibt bisweilen die tiefsinnigsten Gleichnisse, die beziehungsreichsten Darstellungen, dann aber wieder das Abgeschmackteste und den reinsten Zopf.

Wir sind nun an der Gränze angelangt, wo Dichtkunst und prunkhafte Raritäten und Schaustücke in einander übergehen. Dazu gehören die im XII. Jahrhundert entstandenen Wanderungen durch Himmel und Hölle, welche der Regensburger Presbyter Alber verfasste,[1]) ferner das Büchlein von der Tochter Sions, welches der Franziskaner Lamprecht zu Regensburg in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. dichtete: Den Sänger hatte in der Jugend des Teufels Rath zu wüsten Leben verführt: da riss ihn die Gnade zurück und er lief in den Port des Klosterlebens ein. Den Sang widmete er dem Provinzial Bruder Gerhard, der ihm auch den Stoff dazu gegeben hatte.[2]) Es trifft mit dem (wahrscheinlich älteren) Gedichte, welches O. Schade herausgegeben und Simrock übersetzt hat,[3]) stellenweise merkwürdig überein,

---

[1]) Hahn Ged. des XII. u. XIII. Jahrh. S. 41-66.

[2]) O. Schade daz buoehlin von der tohter Syon. Berlin 1849. S. 13. Welker Heidelb. Jahrb. 1816. S. 714-17. Hoffmann Fundgruben. I. 307—17.

[3]) Bonn 1851. — Das Gedicht vom Franziskaner Lamprecht von Regensburg kannte noch Pütrich von Reicherzhausen. Str. 113.

so dass dieselbe lateinische Quelle, wo nicht gar genaue Bekanntschaft mit dem früheren Werke vorauszusetzen ist.

Hieher rechnen wir auch die Legenden vom Leben der Väter,[1]) ein Leben Christi,[2]) in einem Bruchstück von 540 Versen erhalten, das zwar der Handschrift nach aus dem XIV. Jahrhundert stammt, ohne Zweifel aber in's XII. Jahrh. hinaufreicht. Sodann die mystischen Historien vom Baum des Lebens[3]) und der Sibyllen-Weissagung,[4]) von Lucifer und Jesus[5]) und dem Sturze der Engel, ferner eine Anzahl Marienwunder, Judengeschichten, von Martyrkindern und allerlei Seltsamkeiten, die wir kurzweg mit einem Gedicht von der Offenbarung Johannis beschliessen, welches Heinrich Hellär zu Westfalen im XIII. Jahrh. mit 23,000 Versen reimte, welches aber einem altbayerischen Kapellan, dem Heinrich Gesler zu Mässenhausen bei Freising von solchem Interesse schien, dass er es abschrieb und seine Arbeit am 6. Dezember 1432 auch glücklich vollendete.[6])

---

[1]) Die Regensburger Bruchstücke in Roth: Dichtungen des deut. Mittelalters. 1845. S. 39—57.

[2]) Pfeiffer in Haupt's Zeitschrift. V. 17 ff.

[3]) Davon drei HS. in München. XV. Jahrh.

[4]) Dessgleichen in drei HS. zu München; auch gedruckt 1492 von M. Ayrer zu Bamberg.

[5]) Ein Bruchstück von 542 Versen. Massmann in Hagen's Germania. IX. 171—80. XV. Jahrh. (vor 1453).

[6]) Roth Beiträge. I. 33.

E.

Weitere Bestandtheile

unserer mittelalterlichen Epik sind 1) die dem antiken Sagenkreis angehörigen Dichtungen. Das Römerthum war von den Germanen zuerst im Centrum selbst, dann, als es sich wieder erhoben und die Adler sogar in's deutsche Land getragen hatte, endlich auch da niedergetreten worden, aber es wucherte fort und liess den Stachel zurück. Das Barbarenvolk wurde von der unbewusst vererbten Bildung civilisirt, die klassische Literatur wucherte in den Klöstern heimlich und offen fort, wurde von den Dichtern mit deutscher Innigkeit genährt und erwuchs nach einigen Jahrhunderten plötzlich zu einer das deutsche Volk ganz erdrückenden Macht. Von dem antiken Einfluss zeigt die ganze klösterliche Dichtung, selbst die ersten Anfänge der ritterlichen Epik. Virgilius, „der werthe Heidenmann,“ ward das ganze frühere und spätere Mittelalter hindurch gelesen, er stand an Ansehen den Kirchenvätern und Heiligen gleich und erschien in der divina comoedia der altdeutschen Bühne häufig als Prologist und Exeget der Handlung, ebenso als Zauberer, der einen eigenen Dunstkreis von Sagen über sich zusammenzog. Seine Aeneis kam sogar als Loosbuch in Gebrauch, das man in allen Fällen des Lebens aufschlug, um Rath und Hilfe sich zu erholen und aus den zufällig gefundenen Sprüchen die Zukunft zu deuten.

Heinrich von Veldecke[1]) nahm den dankbaren Stoff bald auf, der sich in minder oder mehr treuen Nachbildungen als selbstständiger „Trojanerkrieg“ immer mehr ausbreitete und mit Konrad von Wirzburg,[2]) der darüber starb, bereits den anerkennenswerthen Umfang von 49,860 Versen erreichte. Mächtiger noch wirkte auf die mittelalterlichen Dichter die Geschichte von Alexander dem Grossen, die auf jedes der alten Völker seinen Zauber ausgeübt hatte. Mit dunkeln, heiligen Klängen zieht die Sage vom Alexander von Volk zu Volk herüber, jedes suchte

---

[1]) J. Aeneis in einer Perg. HS. des XIV. Jahrh. zu München.

[2]) Vgl. Ausgabe von Keller. 1858.

sich den Helden auf's beste zu acclimatisiren. Die Aegypter, um die Schmach der Unterwerfung unter ein fremdes Joch von sich abzuwenden, stellten ihn dar als den rechtmässigen Nachfolger des Nectanebus;[1]) schwerer dagegen that sich der persische Dichter, da die Volkstradition über die Zeit der Demüthigung todt war und die Sage sich zu den siegenden Feinden wenden musste; dafür fassten ihn die Juden schon mit religiösen Beziehungen ganz wie einen Sohn Israels auf, bekannt ist z. B. die Talmudsage von dem Paradiesesstrome und dem Schädel, den die Wächter des Heiligthumes dem Alexander als Wahrzeichen geben wollten.[2]) Die Griechen hatten ihren Pseudo-Callisthenes; die Deutschen aber fassten ihn durchgängig als prophetischen Vorläufer des christlichen Heldengeschlechts. Er hatte die Völker bekämpft, welche den heiligen Kindergarten der Menschheit, das Grab und die Wiege der neuen Welt umschlossen hielten und gegen die ankämpfenden Schaaren vom Niedergange mit Löwengrimme vertheidigten. Die aus der Kreuzfahrerzeit aufgerüttelte Phantasie schlug ihn zum deutschen Ritter und warf den Nimbus eines germanischen Helden über ihn. Hatten ja auch die Welschen und die Deutschen im heissen Morgenlande schwere Aventiuren bestanden, nicht allein mit Gewürme und Skorpionen, Löwen, Ebern und Elfanten, sondern auch mit Leuten, die noch schrecklicher waren, als die Affen und die Pest, als Tod und Teufel. In der Sage von dem vorchristlichen Recken fanden sie ihr eigenes Leben mit den ungeheuerlichen Heerfahrten wieder.

Der älteste Alexander, den wir in deutscher Sprache haben, ist als eine wörtliche Uebersetzung aus dem Französischen nachgewiesen;[3]) nach Holtzmann's Untersuchungen fällt auf Lampert von Hersfeld der unabweisbare Verdacht, die Translation dieses enormen Reimromanes gefertigt zu haben, derselbe Lampert, der seither immer fälschlich von Aschaffenburg (wo er jedoch nur die Weihen erhalten hatte) zugenannt wurde,[4]) wäre aber auch der Verfasser des Annoliedes (1085). Das unvollendete Alexanderlied des Rudolf von Ems ist nach einem lateinischen Werke bearbeitet; dasselbe ist in einer einzigen aus dem XV. Jahrh. stammenden Handschrift in der Münchner Bibliothek erhalten, die leider wieder defect ist, denn von den 10

---

[1]) Der bereits 341 Aegypten verliess, indess Alexander 356 der vorchristlichen Zeitrechnung geboren ward.

[2]) Diese Sage findet sich nebenbei bemerkt ganz beim Mainzer Frauenlob, der sie wohl von hebräischer Tradition auf deutschem Boden gehört haben konnte.

[3]) Pfeiffer in Menzels Lit. Blatt 1856. Nro. 18.

[4]) A Holtzmann in Pfeiffers Germ. II. 47.

Büchern sind nur die ersten 6 vorhanden.[1]) Die Alexandriade des Berhtold von Herbolzheim (im Wirzburgischen), der im Dienste Berhtolds V. von Zähringen († 1218) stand, scheint verloren. Später kommt noch eine Alexandreis in XI. Büchern von einem Ulrich von Eschenbach, der das Originalwerk des Walther von Castilone verdeutschte.[2]) Ulrich hat das Ganze dem Erzbischof von Salzburg, Friedrich II. von Walen (1270—1284) dedicirt; vielleicht stehen die Ritter Eckehart von Dobringen und Gutrat, die den Dichter einluden, nach Prag zu gehen, auch in Beziehung zu diesem Werke, der Dichter aber wollte von dem Lande in dem er eingeboren und „von dem lewen" nicht lassen. Pütrich von Reicherzhausen (Str. 105) erwähnt derselben. Ob dieser Eschenbach (ich armer Vlriche bin genant von eczebach) ein Nachkömmling Wolfram's gewesen, ist unbestimmbar; vielleicht war er ein Geistlicher, wenigstens ist er in einer der Vaticanischen Handschriften als bresbyter bezeichnet. — Im XV. Jahrh. übersetzte der berühmte Arzt Dr. Johannes Hartlieb[3]) auf den Wunsch des Herzog Albrecht III. den Pseudo-Kallisthenes in's Deutsche, auch das Buch des Ovidius „von der liebe" übertrug er, welches 1482 gedruckt erschien.

Daran reiht sich am füglichsten 2) das Lehrgedicht. Je laxer die Moral wurde, desto lieber sprach, las und reimte man von jeher davon. Längst war ja kein Stand von dem Krebsschaden der Sittenlosigkeit mehr frei, auch nicht der geistliche, worüber schon Walther die zürnende Geissel des Spottes geschwungen hatte.

Da nun bei den Spaltungen der Gesellschaft in eine Menge kleiner Korporationen, bei den noch nicht ausgeglichenen Kämpfen der Gegensätze zwischen dem Alten und Neuen, in dem Gähren und Hin- und Herwogen, Zeit und Sinn für grössere Dichtungen gebrochen waren, so ergriff die Menge um so begieriger kleinere Gedichte, die nicht viel Zeit raubten, die leicht fasslich waren und einen zeitgemässen, praktischen Werth hatten. Kein Wunder, dass ein zahlloses Heer kurzer Sprüche in Umlauf kamen, dass die Reime des Freidank, die Lehren des weisen

---

[1]) Fragmente anderer HS. in Hagens Germania. X. 105 ff.

[2]) Dieser Magister Philippus Gualther a Castellione (Castellionäus) schrieb als Probst an der Domkirche zu Dornik seinen Alexander; die Anfangsbuchstaben seiner 10 Bücher ergeben den Namen Guillermus, der 1176—1201 auf dem erzbischöflichen Thron zu Rheims sass.

[3]) Dr. Johannes Hartlieb war bereits 1438 ein berühmter Arzt, er lebte noch um 1456. Vgl. das Verzeichniss seiner Schriften im Bayerischen Musenberg. 1736 III B.

Cato[1]) und die Rathschläge des Aristoteles wiederholt hervorgesucht und modernisirt wurden.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Lehrgedichts gehört der sogenannte Winsbeke oder wie man die aus achtzig zehnzeiligen Strophen bestehenden Weisheitsregeln füglicher benennen könnte: des vater lêre. Die Entstehungszeit ist nicht festgesetzt, Einige schwanken zwischen dem Jahre 1210, Andere beanspruchen die Mitte des XIII. Jahrhunderts. Auch über den Dichter ist kein fester Anhalt zu gewinnen. Dass es zu Zeiten Friederichs Barbarossa in Bayern eine angesehene Familie Winsbecke gegeben und dass „der Vater dem Sohne des Kaisers als Erzieher beigestanden," während seine Frau, die Winsbeckin, „dem Frauenzimmer vorgesetzt gewesen," ist eine Fabel. Uebrigens ist der Name ganz richtig nach dem fränkischen Städtchen Winsbach[2]) abgeleitet und findet sich auch in Urkunden von den Jahren 1138 und 1310. — Pfeiffer[3]) glaubt aus einigen Stellen schliessen zu dürfen, der Winsbecke, der Wirnts von Grävenberg nächster Nachbar und Landsmann war, habe dessen Wigalois gekannt, ja es scheint sogar, als ob dessen Gedichte die väterlichen Lehren zu Grunde lägen, die Gawein am Schlusse[4]) seinem Sohne gibt. Jedenfalls herrscht zwischen beiden eine merkwürdige Uebereinstimmung, die nicht bloss zufällig sein kann. Auch an Walther von der Vogelweide finden sich merkwürdige Anklänge, so dass man versucht sein könnte, demjenigen Dichter, welcher die von Haupt und Lachmann ausgeschiedenen unächten Lieder Walthers verfasste, auch die Lehren des „Winsbecke" zuzuschreiben.

Der Winsbeke[5]) ist ganz kunstlos eingeleitet: Ein weiser Mann hatte einen Sohn, der ihm überaus lieb war, dem wollt' er rechte Lehre geben. Vorerst wird ihm die Liebe zu Gott empfohlen: Minne Gott inniglich, so kann's dir nie übel ergehen, Er hilft aus aller Noth;

[1]) Ein MS. des „Cato" (eine Sammlung lateinisch abgefasster Lebensregeln, die schon Notker übersetzt hatte) besass der Pfarrer Andreas Hirn zu Erlbach bei Regensburg; 444 Verse abgedruckt in Gräter's Iduna und Hermode 1812. Nro. 11 u. 15. Vgl. Aretin's Beiträge. 1806.

[2]) Windsbach, Städtchen und Schloss im Landgericht Heilsbronn in Mittelfranken, zwischen Ansbach und Schwabach gelegen und nicht viel über 6 Meilen von Gräfenberg entfernt. Es gehörte anfänglich den Grafen von Dornberg und Oettingen, dann den Freiherren von Heydeck, von denen es 1392 an die Burggrafen von Nürnberg kam. (Pastorius Franconia rediviva. 1702. S. 437.)

[3]) Wigalois S XVII.

[4]) Pfeiffer S. 393, 17 ff.

[5]) Vgl. v. d. Hagen MS. I. 364 ff. IV. 311 ff. ferner in Pfeiffer's Ausgabe der Weingartner Liederhandschrift. 1843. u. in einer bes. Ausgabe von Haupt. Leipzig 1845.

en schau' das Narrenspiel der Welt an, wie sie ihre Getreuen·
;t, was sie zuletzt zum Lohne wiegt, das ist zu leicht; wer ihr
llen dienen will, der ist an Leib und Seele tod.[1]) Merke dir, dass
ıeben wie ein brennendes Kerzenlicht schwindet von Tag zu Tage,
ı richte hier dein Leben, dass die Seele dort gut fahre; wie
an Gut auch dein Name wirt, du nimmst nichts mit in's Grab,
a linnen Tuch.[2]) Gieb Ihm, der dir hat gegeben und aller Gabe
ewalt „er gît dir noch eìn iemerleben und ander gâbe manicvalt,
ınne loubes hât der walt. und wilt du koufen disen hort, in sînen
ı dich behalt und sende guote boten für die dir dort vâhen wîten
ɜ daz der wirt verslahe die tür" (4.) Alle Weisheit ist nichts,
ıan nicht Minne zu Gott. (5.) — Geistliches Leben halte in
, kümmere dich nicht, wie die Pfaffen leben, folge ihren guten
ɜn nach, auch wenn ihre Werke krumm wären; von jeher war
Layen Sitte, den Pfaffen Hass zu tragen, die versündigen sich
ıchwer; sei ihnen hold und sprich ihnen nur Gutes nach (7.) —
er wärmsten Liebe, der reinsten Treue und Hochachtung spricht
er Vater seinem Sohne von den Frauen, es ist der feinste höfische
ganz die Courtoisie Wolfram's und Wirnt's: Gibt dir Gott
Veib nach seinem Lobe zu rechter Ehe, so halte sie lieb wie
Leib und mache, dass euer beider Wille aus einem Herzen
(und füege daz iuwer beider wille gê ûz einem herzen). Trage
Ringlein (minnevingerlîn) nicht offen zur Schau, was zweien recht,
: drei zu viel (daz zwein ist reht, ze wît ist drîn); auf die Klatsch-
ı (züngelaere) die zwischen Freunden nach Judasart hin und her
, achte nicht. Willst du deinen Leib zieren, so minne und ehre
Frauen, ihre Tugend hat uns noch immer die Sorgen verscheucht,
ıd der Wonne ein blühender Stamm, davon wir alle abstammen;
at weder Zucht noch rechte Scham, der das an ihnen nicht er-
er ist ein Thor und hätte er sonst auch Salamonis Weisheit.

„Sun, si sint wunne ein berendez lieht,
an êren unde an werdekeit
der werlte ein fröuden zuoversiht:
nie wîser man daz widerstreit.
ir nam der eren krône treit:

sieh der werlte gougel an, wie si ir volger triegen kan und waz ir lôn,
jungest ist: daz solt du sinneclîche verstân. si wigt ze lône swindiu lôt:
r ir ze willen dienen wil. derst lîbes und der sêle tôt. (Str. 2.)

ch der damaligen Sitte, die Leichen nicht in einen Holzsarg zu legen
ıdern bloss in ein Tuch zu hüllen und Kalk darauf zu schütten.

diu ist gemezzen und geworht
  mit tugenden vollecllîchen breit.
genâde got an uns begie,
dô er im engel dort geschuof,
  daz er si gap für engel hie.“ (12.)

Nun kannst du noch gar nicht wissen, „waz êren an den wîben lît,“ möchtest du aber die glückliche Zeit erleben, wo ihre Güte die Freude gibt, so kann dir in dieser Welt nimmer Besseres widerfahren. Ich will dich lehren einen Trank: lass' ihn dir zum Heile dienen, so wird deine Tugend nie krank und wäre dein Leben auch noch so lang: leg' in dein Herz ein reines Weib mit steter Liebe ohne Wank, so verjagt ihre weibliche Güte dir wie ein Gegengift allen Kummer.[1]) Frauenliebe ist, sagt der Dichter in einem treffenden Bilde, wie ein Schild, der den Mann, der ihn ritterlich zu gebrauchen weiss, schön zu Halse steht, freilich nimmt ihn ein dummer Mann, so ist der Schild unschuldig, willst du ihn nicht zu Tugend und Treue an den Hals nehmen, so steht er dir übel und hinge besser an einer Wand. Das Bild gemahnt an Parcival (173, 15), der kurz vorher (Str. 18) auch vom Winsbecke berührt war, indem er an Gahmuret verweist „der von des schiltes werdekeit“ das Herz der schwarzen Mohrenkönigin eroberte (der moerîn in ir herze brach). Uebergehend vom Bild zu der Lehre, gibt der Vater dem Knaben überhaupt um ritterliche Dinge Unterweisung, als einer im Waffenwerk Erfahrener, der selbst Manchen aus den Sattel hob: „nim des gegen dir komenden war und senke schône dînen schaft als ob er sî gemâlet dar und lâ dîn ors mit meisterschaft; ie baz und baz rüer im die kraft; ze nageln vieren ûf den schilt dâ sol dîn sper gewinnen haft od dâ der helm gestücket ist: die zwei sint rehtiu ritters mâl und ûf der tjost der beste ist.“ Kleide dich in Zucht und reine Tugend, so hast du bei Hofe das beste Gewand. Pflege deiner Zunge, dass sie nicht aus den Angeln fahre: „schiuz rigel für und nim ir war: gezoumet rehte sî dîn zorn“; wird sie dir Meister, so setzt sie dich in Gottes Zorn. Besser ist zweimal zu zielen als blindlings dreinzuschlagen (bezzer ist gemezzen zwir danne verhowen âne sin), das Wort „mac niht hinwider in und ist doch schiere für den munt“ (25.). Der Schein hält nicht lange, ebenso wie aufgelegte Schminke (geriben schöne) wo der Schaden bald durchblickt. Es gibt Käppelein (helekäppel)

[1]) „Sun, wilt du erzenîe nemen, ich wil dich lêren einen tranc: lât dirz diu saelde wol gezemen, du wirdest selten tugende kranc, dîn leben sî kurz od ez sî lanc. leg in dîn herze ein reinez wîp mit staeter liebe sunder wanc: ist ez an werdekeit verzaget, als der drîakelz eiter tuot ir wîplich güete dirz verjaget.“ (14) drîakelz = Theriak, Gegengift. eiter (ahd. eitar) = Gift.

die ganz gut kleiden, wenn man sie recht zu tragen versteht, zieht man sie aber ab, so sieht man erst, was Einer darunter hat. Wie Rost das Eisen und den Stahl schädigt, so unbescheidener Spott. Wahre den Freund, der dir mit Treuen beigestanden, und sei im Zorne nicht zu schnell, Mass zu halten bringt Ehren und Werthigkeit. Dem Vogel der zu frühe aus dem Neste fliegen will und so „den tumben kinden" zum Spiele wird, ist unbesonnene Rede vergleichbar, die du besser nie begonnen hättest [1]) (32). — Wer sich selbst ehren will, der nehme getreuen Rathes wahr; wer seinen Rath gibt, ohne dass man darauf hört, wer tauben Ohren predigt, der verliert nur seine Zeit, der thut einen Schlag ins Wasser (ez ist in einen bach ein slac). Der Satz, dass wer mit dreissig Jahren noch ein Thor, für sein Leben ein Narre bleibe, lebt heute noch als Dreispruch. [2]) Untreue führt, wie im Eingang zum Parcival auseinander gesetzt ist, zur Hölle und ist rechte Judasart. Sei keuscher Worte und steten Muthes, trage gegen Niemanden Neid noch langen Hass; zwei böse Nachbarn sind Hochfahrt und Habsucht, an denen das Süsse sauer wird; wer diese in seinem Hause hegt, beherbergt den Teufel. Willst du es gut haben, so rühre dich, der schlafenden Katze läuft keine kluge Maus in's Maul (ez loufet selten wîsiu mûs slâfender vohen in den munt). [3]) Müssiggang (luoder) und Spiel bringen Leib und Seele zu Fall, sie machen den breitesten Acker schmal (si machent breite huoben smal).

swer lebt ân êre in frîer wal,
der wirt den werden schiere unwert
und hûset in dem Affental.
swer alsô vliuset sîne habe
mit disen swachen fuoren zwein,
der laege baz in eime grabe.

Drei Dinge muss man im Hause haben: Gut, Milde und Zucht; bietest du es fröhlich den Leuten, so thut dein Brod dem Empfänger

[1]) Ein Wort der Lehre — nimm es mit
In's Leben: Halt die Zunge fest;
Denn ungewogene Rede fliegt
Unflügger Vogel aus dem Nest.
Doch noch ein zweites, bess'res Wort:
Halt' deine Seele fromm und rein,
So wird, was deinem Mund entfliegt,
Nie ein unflügger Vogel sein. E. M. Arndt.

[2]) Wer mit zwanzig Jahren nichts kann, mit dreissig nichts weiss und mit vierzig nichts ist, der lernt nichts mehr und wird nichts mehr. — Der Volkswitz lässt die Tyroler und Schwaben erst mit vierzig Jahren klug werden.

[3]) Vgl.: ez wirt vil selten hirz erjeit
mit slâfendem hunde. Wigalois 2883. Pfeiffer S. 77.

wohl; hast du aber diese Tugenden nicht, so reitet ein Gast gerne weiter, wenn er noch so nass und müde wäre. Wer so mit Tugenden sein Haus pflegt, der ist Gott und der Welt werth und müsste er auch an einem Stabe kriechen. Wer Gottes Lohn und der Welt Habedank behalten kann,[1]) der hat ein gutes Gewerbe.[2]) Dann heisst es weiter:

Str. 52. Sun, zwei wort êrent wol den man
der sich wil êren mit den zwein
sô daz er si behalten kan.
daz eine ist Jâ, daz ander Nein.
wie zieret golt den edelen stein?
alsô tuont wâriu wort den lîp.
er ist nicht fleisch unz an daz bein,[3])
dem alsô slipfic ist der sin,
swâ er sîn Jâ geheizen hât,
daz er sîn Nein dâ schrenket în.

Str. 53. Sun, fliuch daz dich iht binde ein bant,
daz ist gestricket in der maht
daz du gebunden bist zehant
vor gote in krefteclîcher âht.
swer wirt in sîne stricke brâht
sô daz in vindet dâ der tôt,
wê im daz sîn ie wart gedâht!
daz bant ist der gediente ban:
der klemmet in der helle alsô
daz Jûdas nie solch klam gewan.

Ein solcher Mensch, der weder kalt noch warm ist, hat keinen Theil mehr an der Christengemeinde und dem Heil, seine wunde Seele wird nimmer heil, selbst seine guten Werke, Almosen und Gebet, haben keinen Werth mehr. — Ein bitteres Kraut, von dem der Sohn gleichfalls gewarnt wird, ist die Acht, der Bann. Aber der Vater will ein Ziel setzen (der mâze ein zil gestozen si), denn der Sohn ist doch

[1]) Vgl. Walther 8, 4 ff.

[2]) den rîchet wol sîn ackerganc (51). ackerganc = Ackerbau, tropisch: das Gewerbe, das man treibt. Sprichwort: Des Herren Tritt den Acker düngt, des Herren Aug' das Vieh verjüngt.

[3]) d. h. er ist nicht ganz und gar, was er sein soll; er ist kein ganzer Mann. Walther sagt (67, 31) von der falschen Minne, sie sei „niht visch unz an den grât.“ Dagegen sagt Gottfried von Strassburg: Christus ist Fisch „unz ûf den grât.“ Haupt S. 66. v. d Hagen MS. IV. 312. — Der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der hl. Elisabeth, ward wegen der Treue und Wahrhaftigkeit seiner Rede, seiner unzweifelhaften Ja und Nein wegen gerühmt, ebenso Richard von England. Die Quelle dieser Ausdrücke ist Matth. V. 37.

nicht im Stande, Alles auf einmal zu verdauen (du enmaht ez allez niht getragen), wenn er von allen Räthen nur drei nahe beim Herzen behalte, so sei es schon gut: Lass nie Gottes Minne, sei wahrhaft und züchtig sonder Wank, so nimmt noch manche Tugend ihren Ursprung von den dreien. Der Sohn hat den Vater vollkommen verstanden, er ist zwar noch ein Kind, aber er sieht doch schon ein, dass die Welt ein Narrenhaus ist und dass nur Der glücklich zu preisen, der sich bis zum Ende bewährt,[1]) so macht er dem Vater den Vorschlag, zur Sühne seiner Sünden sein Hab und Eigen auf ein Spital zu legen, freiwillig ziehe er dann mit ihm ein, um daselbst fern vom Truge der Welt nur für das süsse Himmelland sich vorzubereiten. Freudenthränen überströmen die Wangen des Vaters, wie das der Dichter unübertrefflich zart gibt: „ûz ougen muost er wangen baden: von herzeliebe daz geschach“; sie sprechen noch eine schöne erbauliche Wechselrede und der Vater beschliesst mit der Versicherung, dass er den Vorschlag auch ausgeführt und mit seinem eingebornen Sohne das Spital bezogen habe, welches sie selbst zum besten der Armen mit ihrem Vermögen aufgerichtet.

Das Gedicht muss sich, wie auch die vielen Handschriften bezeugen, eines grossen Beifalls erfreut haben, selbst bis auf den ächt mittelalterlichen Schluss, der, so wie sich Wirnt von Grafenberg der Welt entzieht, gleichfalls viele Nachahmung gefunden haben mag.[2]) Man copirte den Gedanken, indem man ihn zugleich auf weibliche Verhältnisse übersetzte und so gestaltete sich offenbar von einem anderen und schwächeren Dichter die sogenannte Winsbekin oder „Der muoter lêre.“ Eine Zeit lang glaubte man freilich treuherzig, dass auch des Winsbecken Frau Verse gemacht habe und zwar in seiner Manier. Das Gedicht ist viel schwächer, redseliger und ärmer an Gedanken, dessungeachtet aber doch, wie Klemm treffend bemerkt,[3]) ein schönes Denkmal mütterlicher Erziehungsweisheit, die auf innige Liebe gegründet, die Schätze der Erfahrung dem Kinde mittheilt. Die Mutter preist den süssen Tag, an dem sie ihre liebe Tochter geboren, deren Anblick ihr wie Maienzeit ist; immerdar, sagt sie, sollen wir Gott loben, der also reiche Gabe gibt. Die Tochter gelobt nun, Gott zu ehren und Vater und Mutter Gehorsam zu leisten. Die Mutter bittet Gott und seine liebe Mutter, dass er ihr Kind bewahren

[1]) Str. 60: „ez ist ein lop ob allem lobe, der an dem ende rehte tuot.“ Vgl. dazu Walther (67, 6): ezn wart nie lobelîcher leben, swer sô dem ende rehte tuot.

[2]) Noch im Jahre 1644 citirte Moscherosch in s. „Philander von Sittewalt“ I. 969 ganze Stellen daraus.

[3]) G. Klemm Die Frauen. Dresden 1855. B. II. S. 110.

möge. Da verlangt die Tochter den Rath der Mutter und diese beginnt ihre Belehrung, indem sie ihr Kind zuerst ermahnt, zwar „hôchgemuot," aber doch mit Züchten zu leben: „sô ist dîn lop den werden guot und stât dîn rôsen kranz dir eben. den êre gernden soltu geben ze rehte dînen werden gruoz und laz in dînem herzen sweben scham unde mâze ûf staeten pîn: schiuz wilder blicke niht ze vil swâ lôse merker bî dir sîn." Das Mädchen fragt gleich, wie die wilden Blicke beschaffen seien, die sie nicht schiessen lassen dürfe; das sind solche (erwiedert die Mutter, welche am Hofleben Erfahrungen gemacht hat), die unstäte die Augen hin und herfliegen lassen, und kein Mass beweisen, das merken die Aufpasser gleich und ihr Lob ist dann nur Ungewinn, es sei viel besser, die Augen im Zaume zu halten. Das erkennt denn auch die Tochter, so jung sie auch noch ist (swie kleine ich hân der jâre zal), und stimmt der Mutter bei, dass die, so ihre Augen wie einen Ball herumwerfen, nicht im Saal der Zucht wohnen könnten; darum, fährt die Mutter fort, solle sie nicht allein weise Worte im Munde führen, sondern auch in ihrem Thun nicht dumm sich zeigen und die Tugend üben und so das Lob der Guten erstreben. Wirst du dann älter, so wird deiner Schönheit wegen mancher Wald verschwendet, d. h. ein ganzer Wald von Speeren gebrochen. Das führt zu der Belehrung, wie die Jungfrau sich den Männern gegenüber, die um ihre Gunst werben, benehmen und wie sie die süssen Worte der missewendigen Männer aufnehmen soll. Das Mägdlein kennt bereits die Lieblingsredensart der Männer: „wîp hânt kurzen muot, dâ bî doch ein vil langez har"; leider thun Viele so und machen das Sprichwort wahr; sie versichert, dass ihr die Schmeichelworte der Männer nichts anhaben würden und dass sie um so fester sein werde; es wären wohl die Frauen theilweise daran selbst schuld, wenn sie von den Männern betrogen würden.[1]) Die Mutter freut sich, ihr Kind auf dem rechten Wege zu sehen und ermahnt sie, dabei zu verbleiben, sich aber doch zu hüten, dass die Minne sie nicht blind mache, denn der Gewalt der Minne seien schon viele weise Herzen erlegen.

Das Mägdlein hat von der Kraft der Minne noch keine Kunde, sie sei von ihrem Strahl noch nie wund geworden. Die Mutter aber zeigt ihr, dass die Minne gar gewaltig sei und hätte ein Herz auch hunderttausendmal mehr Kraft, sie würde doch siegen; sie hat viel starke Herzen schon erstiegen, selbst König Salomo, trotz aller seiner Weisheit, sei unterlegen. Sollte die Liebe ihr Herz (in Fesseln)

[1]) swiez umbe der manne unstaete var, wir wîp wir solten vester sîn, ob ichz in hulden sprechen tar, und trüegen in gemeinen haz die niht ir zuht an uns bewarnt: si schônten unser deste baz. (Str. 19.)

schmieden, so vermöge sie sich nimmer dessen zu erwehren, ausser wenn Gott allein sie befrieden wolle. Du sprichst, Mutter, antwortet das Kind, als wenn dich ihre Kraft berührt hätte. Wie kräftereich aber ihre Macht sei, ich komme nicht unter ihre Gewalt, eher lass' ich mich zu Grabe tragen. Allein was soll ich thun, wenn sie doch kommt? — Die Mutter gibt zu, dass sie hiebevor in ihren jungen Tagen von der Minne gefangen gewesen, sie werde aber nicht viel davon sagen. Indessen „swen hôhiu Minne twingen gert, der muoz unfuoge lâzen gar und mache sich den werden wert.“ Nun wendet die Tochter ihren Sinn: bin ich dir desto lieber, wenn die Minne mein Herze begehrt, so thu' mir deinen Willen kund, ich will darnach thun und fahre ich wohl, so ist die Ehre dein; „ich hân gerihtet mînen muot, swaz dir dar an gevallet wol, daz mich daz allez dünket guot.“ Die Mutter entgegnet: Vermagst du ein keusches Herz zu tragen, so musst du Lob und Ehre han; vergönnt dir die Minne dieses nicht, will sie dich zwingen einen Mann zu minnen, der trefflich ist und Ehren werth, so soll er doch von dir ungewährt bleiben. — Ich will, antwortet die Tochter, dir heilig versprechen (ich wil dir des mîn triuwe geben), dass, wenn die Minne mich zu zwingen droht, ich dich bitte, mich mit Riemen zu binden. [1])

Ich werde dich nicht hüten, sagt die Mutter, das muss dein steter Wille thun. Fremde Hut schadet nur und bringt Unehre; „ein reinez wîp in tugenden wert, diu wol ir êre hüeten kan und niht wan staeter triwen gert, die sol man selbe hüeten lân,“ jede andere Hut ist umsonst und wohl leichter ein wilder Bär zu zähmen. Doch lassen wir jetzt die Hute fahren „und sprechen von der Minne mê.“ Das Kind, das immer noch ihre Mutter über alles geliebt hat, weiss hierüber gleichfalls noch nichts und stellt die mit dem Titurel an Unbefangenheit wetteifernde Frage: „nu sage mir ob diu Minne lebe und hie bî uns ûf erde sî od ob uns in den lüften swebe.“ Die Mutter sagt darauf dem Kinde, was der weise Mann Ovidius von der Minne kund thut, sie heisse Frau Venus, mache süsse Herzen wund, gesunde sie und mache nach ihrem Willen sie abermal siech; so ist sie rastlos: „daz ist ir wehsel zaller stunt. ir willen niht entrinnen mac: si vert unsihtic als ein geist, si hât niht ruowe naht noch tac.“ Die Mutter preist nun die Herrlichkeit und Tugend der Minne. „Ich wil dir, liebiu tohter, mê von werder Minne tugende sagen, wie ez umb ir gelaeze stê: si mac ein herze niht getragen daz mit untugenden ist beslagen: da enwil si âne zwîvel niht benahten

[1]) „ob mich diu Minne des niht erlât, si welle twingen mir den sin wirs danne ir zühten wol an stât, vil liebiu muoter, sô ger ich, ob du die volge sehest an mir, daz du mit riemen bindest mich.“ (Str. 28.)

inne noch betagen: ez muoz gereinet innen sîn ê daz si ûzen klopfe dran: ist im alsô, si sitzet drîn." Nun möchte die Tochter wissen, was sie zu thun habe, wenn sie sich in die Schule der Minne begeben wolle.[1]) Die Mutter sagt ihr drei Regeln. Zum Ersten:

„ein wîp diu lobes und êren sî,
diu nîde ein ander drumbe niht
diu ouch sî missewende vrî. (Str. 43.)
Diu ander regel uns lêre gît
(nu merke waz ich welle sagen),
wir suln uns vlîzen alle zît
daz wir den wîsen wol behagen,
und vliehen ungemuote zagen
die wîbes êre grämic sint
und eiter in den zungen tragen,
besnîden sinneclîch diu wort
und grüezen dâ wir grüezen suln:
sieh, daz ist wîbes êren hort. (Str. 44.)
Diu dritte regel uns lêret daz
wir sîn in zühten wol gemuot,
gar âne nît, gar âne haz,
wîplîcher site, wîplîche guot,
dar under tugentlîchen fruot.
sîn wir dem râte staete bî,
sô decket uns der Saelden huot,
daz uns kein weter selwen[2]) mac;
mit êren wir ze bette gên
und âne sloyger an den tac. (Str. 45.)

Somit sind diese monita materna an das Thema gelangt, das den Hauptinhalt des Frauenlebens bildet und der Poet bricht ohne weiteren novellistischen oder romantischen Anhang ab. Das Gedicht ist mehr interessant, als erquicklich und steht hinter dem Winsbecke wie eine schwache Copie weit zurück.

Daran reihte sich die Hofzucht des Tanhäuser,[3]) welche hart an der Grenze steht, wo der höfische Sang zu Ende neigt. Der Stand, welcher bisher der Träger der weltlichen Bildung und Poesie gewesen

[1]) „ist ez dîn wille und ouch dîn rât, ob si mich in ir schuole neme, sô lêre mich ir regel sô daz ez mir wol an êren zeme." (42.)

[2]) selwen = entfärben, beschmutzen. sloyger = slôir, sleiger ⇐ Schleier.

[3]) Davon unter den Lyrikern.

war, tritt nun in den Hintergrund und das bürgerliche Element, welches durch den ungeheueren Handel und Verkehr, durch Luxus, Verschwendung und Wohlleben des Adels in den Städten zu einer vorher nie geahnten Kraftentwicklung gedieh, übernahm von dem sinkenden Ritterthum die Pflege der Literatur und zwar mit einer auf dem gelehrten wie ungelehrten Handwerk gleich lastenden Kunstlosigkeit. Der erste Vertreter dieser Richtung und zugleich ein Vorläufer des folgenden Meistersingsangs und der handwerklichen Reimerei, ist Hugo von Trimberg. Geboren zu Werna oder Weren (dem heutigen Wernfeld) im Wirzburgischen, hatte er sich bis zum magister scholarum am Collegiatstift Gangolf in der Tewrstat[1] (später Steinweg, jetzt Königsstrasse) in Bamberg emporgearbeitet und war dann in seinen Würden sitzen geblieben. Im Besitze einer kleinen, nicht unansehnlichen Bibliothek von zweihundert Werken, begann er nebenbei zu dichten und verfasste sieben deutsche und fünf lateinische Opera; von ersteren ist uns nichts erhalten, denn sein „Sammler" war ihm schon früher in Trümmer gegangen und verunglückt; von seinen lateinischen Schriften hat sich das interessante Registrum multorum auctorum classicorum erhalten und die Laurea sanctorum, die zu den im Mittelalter in grosser Anzahl vorhandenen Kalendarien gehört, welche gar nichts Merkwürdiges bieten. Sein Hauptwerk, das er noch im hohen Alter begann, ist der viel gepriesene und jetzt wenig gelesene Renner, der für uns sehr lehrreich zur Kenntniss der damaligen Verhältnisse werden kann, wenn man mit Vorsicht dabei zu Werke geht und den Umstand nicht aus dem Auge verliert, dass hier ein grämlicher alter Mann seine mitunter wandelbaren und launenhaften Ansichten auslegt. Das Leben hatte ihm nicht absonderlich erfreulich mitgespielt; über ein halbes Menschenalter war er seiner Schule vorgestanden, arm, ohne ergiebiges Einkommen, mit starker Familie gesegnet, war es ihm nicht gelungen, sich gegen den Mangel vorzusehen und er musste in seinen alten Tagen, als schon allerlei Gebrechen über ihn eingerückt, noch bei christlichen und wirklichen Juden borgen, denn die schöne Erwartung, im hohen Alter vom Erlös seiner Bücherey „nâch der alten lêrer site" seine Nothdurft zu erwerben, scheint ihm gleichfalls misslungen zu sein. So griff er denn hochbetagt noch nach einer literarischen Arbeit, die vielleicht ehrenvoll und gewinnbringend sein sollte — was Wunder, wenn dabei kein absonderlich rosenfarbener Humor ihm die Feder führen konnte. Zudem hatte sich das ganze Leben merklich geändert, so dass wir an dem ohnehin nicht zukunftsfreudigen Dichter noch die weise Mässigung und

[1]) Jäck Handschriften. 1832. II. B. S. XV.

rückhaltende Besonnenheit anzuerkennen hätten, denn er hat immerhin heitere Laune genug, um über sich selbst den Scherz zu machen: vierundsechzig Jahre sei er zur Schule gegangen, habe aber noch immer nicht die Anfangsgründe jener Kunst gelernt, welche die Welt verachtet und zum Himmel emporhebt.

Auch sein Geist war nimmer so mächtig, wie ehedem; mit zwanzig Jahren konnte er Alles, was er hörte oder las, behalten; mit vierzig Jahren habe er noch zweihundert Verse, deutsche und lateinische, auf drei Tage behalten; was er aber in seinen alten Tagen dichte, das müsse er sofort niederschreiben, sonst verschwinde es ihm zur Hälfte aus dem Gedächtnisse.

Man hat die Abfassung des Renners beiläufig nach dem Jahre 1280 gesetzt;[1]) da Hugo mit siebenundsiebzig Jahren noch dichtete, so wäre seine Lebenszeit zwischen 1235 und 1315 festzusetzen. Den Namen trägt das Werk nicht davon „dass es in alle Lande rennen soll,“ wie die geschmacklose Erfindung eines späteren Copisten aufbrachte, sondern Hugo hat ihm den Namen „Renner“ wohl desshalb beigelegt, weil er gleich einem flüchtigen Rosse bald dahin, bald dorthin eilt, ohne festen Plan und eigentliches Ziel. Es ist kein einheitliches Gedicht, sondern ein grosses Sammelwerk von Betrachtungen, Beispielen, Sprüchen und Maximen; die Poesie oder Reimkunst dient ihm nur zur Besserung und Erbauung der Menschen, zur Belehrung und Erhebung zu Gott. Desshalb ist ihm die ritterliche Epik ein Dorn im Auge und selbst der Parcival bekommt einen Hieb, weil er dessen ethische Bedeutung nimmer erkannte; die übrigen Gedichte, wie Erec, Iwein und Tristan, König Rother und Wigalois, sogar die Aeneis werden kurzweg abgewandelt und die weibischen Leser gescholten, die über die Mühen, Nöthen und Arbeit der alten Recken oft mehr klagen und weinen als „über unseres Herren heilige Wunden.“

Dass er auf die Pfaffen und Ritter seiner Zeit nicht gut zu sprechen ist, erklärt sich von selbst; aber er greift nicht die Institutionen an, sondern nur die ungesunden Auswüchse und die kranke Practik; den Schattenseiten stellt er allemal auch ein entsprechendes Lichtbild gegenüber.[2]) Mit edler Schonungslosigkeit tadelt er die Dummheit der

[1]) Gedruckt wurde dasselbe in einer späteren Ueberarbeitung. Frankfurt 1549. — Herausgegeben vom histor. Verein zu Bamberg 1833—35, nach der ächteren HS. zu Erlangen vom J. 1347. — Die Münchner HS. hat G. Vogelstainer 1430 geschrieben; eine andere daselbst stammt aus Regensburg vom J. 1440.

[2]) Vgl. die schönen Aufsätze von Janicke in Pfeiffers Germania II. 363—77 und besonders V. 385—400.

Pfaffen und ihre Missbräuche, die er vom Institut der Kirche genau zu unterscheiden weiss. Wir bedürfen, sagt er, die Unterweisung der Pfaffen (Weltgeistlichen) und Klosterleute, die uns Gott mit ihrer Lehre und ihrem Leben zu Spiegeln gegeben hat. Thut ihrer einer übel, so soll uns das nicht irren: folgt nur der guten Lehre nach; widerstrebt ihnen nicht, wenn sie um der Zucht willen euch Busse auferlegen; sie haben es vor Gott zu verantworten und müssen euretwegen Tag und Nacht in Sorgen sein. Wenn tausend Pfaffen heute geweiht werden, so sind sie dennoch Menschen und gleich mir Fleisch und Bein: die blosse Weihe reinigt sie noch nicht; nur priesterliche Zucht und Gesinnung verleiht die wahre Kraft. Hat ein Priester einfältige Sitten, so nehmen daran viele Leute Anstoss, der Pfaff ist gleich einer Scheibe, nach der man schiesst; das Volk achtet auf seine Lebensweise; desswegen soll er der Welt ein gutes Beispiel geben und bösen Dingen Widerstand leisten. Wenn auch die Priester ungleich sind, so ist doch ihr aller Amt rein durch die Gnade, die Gott uns und ihnen zum Heil zu geben befohlen hat. Selbst wenn ein Priester aller Welt Sünden auf sich geladen hat, dennoch ist die Messe rein: seine Missethat schadet ihr nicht; von Gott allein geschieht Gnade. — Nur wahrer innerer Beruf, innige Liebe zu Gott und dem Erlöser und Verachtung der weltlichen Dinge soll Pfaffen und Mönche zur Wahl ihres Berufes leiten. Wer um der Ehre willen oder um gutes Leben zu haben, Pfaffe oder Mönch geworden ist, dem wird Honig bitter und Gift süss. Wer in ein Kloster gehen will, der sollte vorerst sieben Jahre unter Noth und Angst einem Hauswesen vorgestanden haben: dann wird ihm erst das Klosterleben gut dünken, da er jetzt vieler Sorgen enthoben ist; dann bereut er auch seinen Entschluss nicht. Das Kloster ist eine Stätte für reines Leben und inbrünstige Andacht; welcher Mensch diese zweie nicht hat „der ist niht visch unz ûf den grât.“ [1]) Pfaffen und Mönche sollten einander behilflich sein, statt dessen tragen sie Hass gegen einander. Der Grund der allgemeinen Verkommenheit liegt in dem Streben der Geistlichkeit nach Reichthümern, in der Vergeudung des geistlichen Besitzthums durch Kriege, in der Unwissenheit der Kleriker (von denen mancher nicht versteht, was er singt oder liest), in dem Schacher mit geistlichen Stellen und der Verleihung von hohen geistlichen Aemtern an Kinder. Die ersten Bischöfe der Christenheit haben fast alle den Märtyrertod erlitten. Wer thäte jetzt noch dergleichen? Pfaffen und Layen nehmen was sie bekommen können, beide füllen gleicher Weise ihren Seckel. Pfaffen, Mönche und Nonnen eifern den Kaufleuten nach und trachten

[1]) Vgl. oben S. 286. Anmerk. 3.

mehr darauf, wie sie Geldgeschäfte machen, als wie sie Tugend in heiligen Büchern finden. Ein böses Beispiel ist es für die Welt, wenn es Pfaffen gibt, die sieben Pfarren auf einmal haben, [1]) und Mancher nähme deren noch mehr. Auch ist es Unrecht, unmündige Kinder, noch ehe sie das erforderliche Alter und die nöthige Einsicht gewonnen haben, mit Gottes Gaben reich zu machen und ihnen Pfarren und Pfründen zu geben. Hugo ist von der Wichtigkeit des päbstlichen Amtes durchdrungen: leichter stünde das Reich zehn Jahr lang ohne König als der Stuhl zu Rom nur ein Jahr ohne Pabst (daz daz rîch ân künec waere zehen jâr, waer niht sô swaere als ob der stuol ze Rôm ein jâr ân bâbest ist, die rede ist wâr); aber wie die Könige, so leiden auch die Päbste an Hoffahrt und Habsucht und mit Geld lässt sich Alles in Rom machen. Nicht besser ist das Leben der hohen Herren und des Adels. Früher, da noch Zucht und Ehre bei grossen Herren war, ward „manec edel kint" in fremde Länder gesandt, auf dass es Anstand und Ehrbarkeit lernen solle; jetzt aber haben die Herren so böse Sitten, dass ein Edelmann sein Kind ebenso gut in eine Schenke schicken könnte, als zu den Herren. Hofleute trachten heutzutage wenig nach dem Himmel; ein Gerechter mag sich mit Fürsten nicht einlassen; selten ist ein einfacher Mann am Hofe geblieben. Mich wundert, was der predigen wollte, der sich unterfinge Hofgesinde zu bekehren. So lange ihre Habsucht und ihr Ehrgeiz Rechnung finden, so lange folgen sie dem Hofe nach. Viele Herren haben lieber einen falschen Schmeichler, als einen Mann, der es redlich mit ihnen meint. Wer Gott von Herzen lieb hat, den nimmt man selten in den Rath der Fürsten. Am Hofe ist manches Mannes Seele zu Grunde gegangen und um denselben Verlust hat auch mancher ein Bisthum erhalten. So äussert sich unser Hugo über das damalige Hofleben und sein Raisonnement entspricht ganz den unlieben Schilderungen, die unseren Lesern wohl noch aus dem „Helmbrecht" erinnerlich sind.

Nach den heutigen Grenzverhältnissen hat auch der berühmte Fabeldichter Boner für uns eine Beziehung. [2]) Auf die Einladung des im Jahre 1320 aus Schwaben auf den fürstbischöflichen Stuhl gewählten Johann von Guttingen soll Boner von Bern nach Bamberg gekommen,

[1]) boes bilde nimt die werlt daran, wan manic pfaff hât siben pfarre und ist doch sô gar ein narre, der im noch ein lih od zwuo, er naem vil lihte ouch sie darzuo.

[2]) In zwei Papierhandschriften aus dem XV Jahrh., eine davon mit Bildern aus der Bibl. von St. Emeram zu Regensburg auf der Münchner Bibliothek. Ausgabe von Franz Pfeiffer. Leipzig 1844. (IV. B. der Dicht. des deut. Mittelalters.)

dort zum Scholaster am Dom ernannt, aber bereits 1324 mit seinem bischöflichen Gönner wieder abgetreten sein.[1]) Das von ihm bearbeitete Fabelbuch wurde aus einer bis dahin in Bamberg befindlichen Handschrift im Jahre 1461 durch Albrecht Pfister allda gedruckt.[2]) Von diesem Drucke ist das einzige übrige Exemplar auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Da der Fürstbischof Johann von Guttingen sehr viel zur Erhaltung jener Domschule that, welcher kurz zuvor noch Hugo von Trimberg vorgestanden war, so wäre es wahrscheinlich, dass Boner einen Theil seiner Fabeldichtungen für die Schule entworfen hätte, zumal da es auch auffallend ist, dass Bamberg eine eigene Handschrift besass, obwohl die Fabeln sehr schnell und weit verbreitet wurden. Boners Fabeln sind nach seiner eigenen Angabe bloss aus dem Lateinischen übersetzt und zwar zu drei Theilen aus Avian und aus dem versifizirten Romulus oder Anonymus von Nevelet, zum vierten Theile aus anderen Lateinern. Sie zeichnen sich durch natürliche prunklose Einfalt aus, wie im Nachklange der Blüthezeit unserer mittelhochdeutschen Dichtung. —

Darauf lassen wir 3) kurz noch die Reimchroniken folgen. Sie gingen zwar nicht aus dem Epos hervor, sondern traten an die Stelle deutscher Sagen; doch ist ein Nachklang der epischen Poesie in ihnen nicht zu verkennen. In erster Reihe erscheint die Kaiserchronik.[3]). Die Mundart derselben ist entschieden bayerisch. Hier haben wir Gelegenheit, eine seither üblich gewordene Unrichtigkeit zu berichtigen. Der Name „Kaiserchronik“ steht in gar keiner Handschrift, sondern rührt von Docen her, geht also über das erste Jahrzehent unseres Jahrhunderts nicht hinaus; die passendste Benennung wäre: „der kunige buoch,“ die auch durch 2 HS. gesichert ist. Sie ist eine Sammlung von Legenden und Historien, die bis auf Kaiser Lothar II. reicht, beiläufig um 1150 entstanden sein mag und seitdem zum öfteren umgearbeitet wurde.[4]) Gleiches Ansehen genoss im Mittelalter die Weltchronik des Rudolf von Ems, welche nach 1347 von Heinrich von München neu aufgenommen und überarbeitet wurde, indem er Stellen aus den Werken Rudolfs und Enenkels und bald in mehr, bald minder wörtlichem Auszuge Konrads Trojanerkrieg, Strickers Karl, den

---

1) Vgl. Jäck Beschreibung der Handschriften II. B. S. XXIII u. III. B. S. VIII.

2) 88 Blätter kl. Fol. mit Holzschnitten.

3) Pgbs. XIII. Jahrh. 4° 132 Blätter Cod. germ. 37. Die Geschichte dieser HS. in Roth Bruchstücke der Kaiserchronik. 1843. S. VII. — Eine andere HS. hat später Christoph Tegernseer 1594 zusammengeschrieben.

4) Ausgabe durch Massmann. I. B. 1849. (v. 1 – 9248.) II. B. (v. 9249 – 18,578.) III. B. 1854. (mit lit. Nachweis.)

hl. Wilhelm und Anderen darin zusammentrug. So war die auf ähnlichem Wege entstandene „Kaiserchronik" im Geschmack der Zeit unförmlich überboten. [1]) — Auf dem Schlosse Runkelstein in Tirol, wo der kunstsinnige Conrad Vintler (der Dichter des „Tugenbuches") in poetischer Einsiedelei mit seinem Oheim Nicolaus hauste, finden wir Ende des XIV. Jahrh. einen Hans Sendlinger, welchen er aus Bayern berufen hatte und der ihm dort als Capellan und Buchabschreiber diente; derselbe verfasste auch eine Reimchronik, welche sich als eine freie Uebersetzung von Gottfrieds von Viterbo „Pantheon" herausstellt. [2]) Er hat natürlich dazu „ein tail getichtet." „Die wunderlichsten Märchen (sagt Zingerle) werden hier als Wahrheiten aufgetischt, Thatsachen, von denen man sehr wenig weiss, werden in's Breite gesponnen; Personen, die in früherer Zeit lebten, werden auf lächerliche Weise bis auf die letzte Pore beschrieben. [3]) Gerade diese Schilderungen sind das Unnatürliche und Widerliche und geben Zeugniss vom tiefen Verfalle der Kunst. Dagegen verrathen manche Stellen wirklich Gemüth und einen poetischen Anflug, z. B. die Beschreibung der Gottesmutter unter dem Kreuze ihres Sohnes." Dass der Poet aus München war, sagt er selbst bestimmt, ebenso, dass er die Arbeit auf die Aufforderung Heinrichs, Landgrafen von Thüringen, gemacht habe. Der Schluss lautet: „Do diser kaiser Fridreich starb do waz von gotes purd zwelf hundert vnd vierzehen jar. Do waz von angeng der werlt pisher

---

[1]) Massmann III. 95. Heinrîch von Beierlant der sich niht anders hât genant, von München ûz der werden stat.' Vgl. Wackernagel Lit Gesch S. 175.

[2]) Vgl. Zingerle über den Antheil Tirols an der poetischen Nationalliteratur im Mittelalter. Innsbruck 1851. S. 15. Ders. Freskencyclus auf Schloss Runkelstein. Innsbruck 1858; ferner in Haupt's Zeitschrift X. 257 und im Anzeiger des germ. Mus. 1859. S. 41 über die Familie der Sentlinger.

[3]) So wird z. B. die Schönheit Maria's beschrieben: An irr sel mit tugenden reich also waz die magt wunnikleich und wol getan an irem leib sie waz die schönest aller weib. Vil weiz war si schön und plank nicht ze churz noch ze lank, ir leib waz schön und wol gevar an allen slacht wandel gar, ir pra praun und smal und wol ge'an ir hirnschal. Gel und goltvar waz ir har alz die geschrift sagt für war, ir zöpf lank grôz und sleht wol geflochten und gereht, ir augen als ein cherzenlicht daz man in lust gern sieht. nicht ze groz noch ze klein und wol gleich den edlen stain der Saphirus ist genant oder gleich dem Jachant: daz weiz waz ir do mîlchvar und glaiz als einem adlar. Ir nas war sleht und wol getan und aller slacht wandels an, ir mund waz auch minnikleich und anzusehen wunnikleich, ir lebs (Lefzen, Lippen) rot und rosenvar rain an allen gepresten gar, ir zend waren sleht all geleich und wol gerecht. weiz. schön und gar rain geleich dem weizzen helffenpain. Ir wängel warn lilienvar dar unter hat sich gemischet dar alz rot rosenvarb ir schein davon wurden die wängelein geziert als ein lilien plat und alz ein rosen darauf gesat. Ir chinn daz waz sinibel (sinewel) und weiz alz ein semel mel, enmitten gie ein grüblein durch daz chinn davon fein, gezierd dester grözzer warz und ir antlütz stunt dez paz; ir halz weiz, ir kel plank, nieht ze tick ze mazzen lank.

sechs tausend vnd vierhundert vnd XIV. jar. Auch hat ditz Puch geschriben vnd volpracht Haintz Sentlinger von München vnd ein tail getichtet. Vnd ist gar volpracht do man zalt von Christes gepurd tausend jar drew hundert jar vnd in dem vier und neunzigsten Jar an der Etsch auf dem Runkelstain pei meinem herren Niclas dem Vintler. In dem moned Junius an dem drewzehenden Tag, do waz der tag S. Antony confes de Padua." [1])

Ausserdem trifft auf den bayerischen Boden jetzt auch die kleine Kastler Reim-Chronik, deren Verfasser Abt zu Kastel war von 1323—56. Es sind jedoch nur 790 Verse.[2]) Auch hier spuckt eine fabelhafte Urgeschichte, es heisst, dass die Leute vom See Meothide eingewandert (v. 67) und bei ihrer Ankunft im „Nortgew" (v. 93) und im Nortwalt (v. 96) noch mehr wilde Thiere denn Menschen angetroffen hätten u. dgl. Eine Rottenbucher HS. aus dem XIV. Jahrh. enthält eine Chronik der röm. Päbste und Könige in deutschen Versen.[3]) Hieher gehört auch die Geschichte des Klosters Waldsassen, eigentlich die Entstehung desselben in deutschen Reimen aus dem XIV. Jahrh.[4]) Schmeller hält das Büchlein, welches mit 15 ganz frischen volksthümlichen Strophen beginnt, dann aber in Spruchsprecher-Manier übergeht, für einen poetischen Versuch des Abtes Johann N. Grübel (1329—1339), der, ein geborner Thüringer, in Paris studirt hatte, dann Abt zu Ossek in Böhmen war und von da nach Waldsassen kam. Er war sehr baulustig und besass ein gesellschaftliches Talent; doch gibt sein Reimwerk keinen grossen Begriff von seinem poetischen Vermögen in der Muttersprache. Zuletzt ist noch zu erwähnen die Geschichte der Konstanzer Kirchenversammlung, welche unter dem Titel „des Concils Grundveste" 1418 von Thomas Prischuch aus Augsburg dem Kaiser Sigismund zugeeignet wurde.[5]) Ueber andere kleine Geschichtserzählungen wird unter dem historischen Volkslied in der Folge die Rede sein.

Den Schlussstein der epischen Dichtung des Mittelalters machen zwei grosse Sammelwerke, das eine vom Kaspar von der Roen, das andere von dem Münchner Ulrich Fütrer oder Fürterer.

---

[1]) Das MS. von 305 dreispaltigen Pergamentblättern in Fol. mit Bildern ist im Besitz des Herrn Johann von Vintler in Brunecken.

[2]) Abgedruckt mit histor. Erörterungen in Freybergs ges. Schriften. 1828. II. 455—88.

[3]) Aretin Beiträge. II. B. 4. St. S. 75.

[4]) Herausgegeben von Schmeller im X. B. der Verhandl. des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg.

[5]) Wackernagel S. 222.

Kaspar von der Roen hat (mit Hilfe eines anderen Genossen, der die alten Aventiuren nach Belieben kürzte und zustutzte) einen Codex zusammengeschrieben, welcher für den Herzog Balthasar von Mecklenburg bestimmt war. Schon die Ueberschriften zeigen davon, wie weit die Heldensage verblichen und beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Die Sammlung enthielt: 1) den Ortney (Ortnit), 2) Wolfdietrich, 3) Ecke (Eckenausfahrt), 4) der Rosengart zu Wurmicz (Rosengarten zu Worms), 5) das merwunder, 6) Sigenot, 7) der wunderer (oder Etzels Hofhaltung), 8) Hertzog Ernst, 9) Laurein, 10) Dietrich und seine Gesellen, 11) der vater mit dem sun (d. h. das Hildebrandslied). Die durch Schönheit und Sorgsamkeit ausgezeichneten Theile dieser Handschrift (Nro. 3. 4. 6—9) fallen auf die Rechnung unseres Kaspars von der Roen, der sich selbst einen Franken und aus „múnerstat" (Münnerstadt) gebürtig nennt; er schrieb seinen Theil im Jahre 1472. Ob jedoch der Herzog das vielleicht durch seinen Kanzler Dr. Antonius Grunewald (aus Nürnberg) bestellte Manuscript wirklich erhalten habe, ist zweifelhaft, da der Codex sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch zu Nürnberg und zwar 1714 im Besitze des Thomasius befand, von dem er an Gottsched und zuletzt in die Dresdner Bibliothek gelangte.[1])

Während das Sammelwerk des Kaspar von der Roen die alten volksthümlichen Heldensagen zum Abschlusse bringt, hat Ulrich Fürterer alle Romane vom Gral und der Tafelrunde in einen Cyclus gebracht, der durch nichts als die überall angewendete Titurelstrophe zusammenhängt. Ulrich war Maler,[2]) Poet und Chronist; für Herzog Albrecht IV. von Bayern (1475 † 1508) schrieb er 1478—1481 eine Chronik in Prosa.[3]) Es ist etwas rührendes daran, wie ein Mann bürgerlicher Herkunft, im pompösen Versmaass des Titurel, eine ganze Reihe alter Rittergedichte umzuarbeiten wagt, unbekümmert um den Beifall der ganzen Welt, wenn er nur die Beistimmung seines hochverehrten Fürsten, Herzog Albrecht IV. und etwa des damals schon sehr

---

[1]) Vgl. die interessante Untersuchung über Kaspar von der Roen und die Geschichte dieser HS. von Zarncke in Pfeiffers Germania. I. 53—63.

[2]) Im Jahre 1465 malte ein Meister Ulrich Füterer im Kloster Tegernsee in der Kapelle des heil. Andreas und der daran stossenden, im Kapitelzimmer und im oberen Stockwerke des Klosters (Günthner III. 296) und erhielt für diese Fresken von dem Abte Konrad V. als Honorar 44 Pfund Pfenninge (= 2112 Gulden). — Kugler Gesch. der Malerei II. 192. — In der Wiener Bibl. werden ihm die Bilder in einer HS. „von Ereck und Enite" vom Jahre 1517 zugeschrieben. Büsching wöchentl. Nachrichten. II. 155. — Ueber den Namen Fütrer = Fütterer vgl. Roth Beitr. I. 212.

[3]) Vgl. Würthmann Oberbair. Archiv. V. 48—86.

betagten Pütrich von Reicherzhausen erhielt, der ja ein so grosser Liebhaber dieser Literatur war, dass er in ihren Formen stümperte und klimperte, wenn er auch nicht einmal unseren Ulrich erreichte. Wie hoch der Fürterer seinen trefflichen Fürsten geachtet und geehrt, geht aus dem langen Prologe hervor, den er seinem Lanzilot vorausschickte.[1]) Die alten ritterlichen Zeiten waren dahin, aber in Ulrich lebte noch das Andenken und die Sehnsucht nach ihnen, doch die Sprache und die Sinnesart waren anders, das Kleeblatt der Minne, Höfischkeit und Aventiure grünte nicht mehr. Ulrich sieht staunend an sein Vorbild, Albrecht von Scharfenberg hinauf, den er einen Riesen nennt, während er selbst nur ein Zwerg sei in der Kunst. Ulrich's Bildersprache ist mit der des armen Weinsberger Webers Michel Beheim verwandt; aus dem Tiegel der Kunst will er das Ehren-Insigel seines Herzog Albert giessen, am Stein der Kunst will er seiner Zung „grabstichl" wetzen „daz sy durchgrab vil süsser wort, wann dazu hort (gehört) nicht schaufel noch der pickl." Nie hat seinen edlen Herrn des Lasters Dorn geritzt „seiner Ehre Fahne darob er hohe wedelt;" bei seiner Geburt hatte die „Unart ihre Schanz verloren" u. s. w.

Ulrichs ungeheuere Arbeit enthält 1) den Trojanerkrieg und Argonautenfahrt, 2) Merlin, 3) Gamuret und Gaudin, 4) Tschiotanulander und Sigune, 5) Parcival, 6) Lohengrin, 7) Flores und Wigalois, 8) Seyfrid de Ardimont (der mit den Nibelungen und dem gehörnten Sigfrid nichts gemein hat), 9) Melerans von Frankreich und Dydomeye, 10) Ibain (Iwein), 11) Persybein, 12) Poytislier aus Indien, 13) den ungeheueren Lanzelot.[2])

Gleichzeitig lebte auch Meister Conrad Paumann, von Fürterer gewöhnlich „maister Conradt" genannt, der blindgeborne Organist und Lautenspieler, der an der Spitze von Herzog Albrechts Capelle stand und dessen Grabstein noch am Südportale der Frauenkirche zu München sichtbar ist; mehr von ihm in der Folge. —

So haben wir denn die Geschichte der epischen Dichtung, von ihren frühesten Anfängen aus den nationalen Stoffen, durch die klösterliche Pflege, in die ritterliche Kunstentwicklung und höchste Blüthe, von da weiters zum schnellen Verfall in leerer Abenteuerlust, Allegorie und Didaktik, bis zu ihrer späteren Nach- und Abblüthe verfolgt. Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der Ueberhandnahme des

---

[1]) Abgedruckt durch Docen in Aretins Beitr. IX. B. S. 1212—25.

[2]) Beschreibung der kostbaren HS. in Aretin Beitr. 1803. 4 St. S. 49 ff. Vgl. Hagen im Neuen Lit. Anzeiger. 1808. Nro. 4 und Aretin lit. Handbuch f. die bayr. Geschichte. I. 161—74.

Feuergewehr, gleichzeitig im geheimen Bunde mit der allgemeinen Ausbreitung der klassischen Bildung, als neue Wege nach neuen Welten gebahnt wurden und die baufällig gewordene kirchliche Disciplin die ersten Stösse bekam, war das Mittelalter, das Ritterwesen und dessen Poesie bei uns abgethan. Nur in den romanischen Ländern, wie in Italien, fand in dieser späteren Zeit des XV. und XVI. Jahrhunderts die künstliche Ritterdichtung noch eigenthümliche, freilich mehr humoristische Ausbildung. In Spanien begeisterte ein ächtes altes Ritterbuch, mit den daran gereihten ausschweifendsten Ritterromanen, den scharfsinnigen Landjunker zum erhabenen, tragikomischen Wahnsinn, das versunkene Ritterthum wieder zu beleben, welches schon mit „dem Ritter ohne Furcht und Tadel" erschossen ward. Die gut gemeinten allegorischen Ritterromane Frankreichs und Englands konnten die verrauschte Zeit noch weniger zurückrufen und heraufbeschwören, viel weniger als das ebenfalls allegorische Gedicht, das der letzte deutsche kaiserliche Ritter von seinem eigenen Leben gedichtet, dieses vermocht hatte. Mehr hätte dieser Kaiser gewirkt, wäre sein schon zum Druck vorbereitetes Unternehmen, die uralten vaterländischen Heldendichtungen und ächten Rittergedichte zu erneuern, zur Ausführung gekommen. Wie ehedem der Lichtensteiner als Culturhistoriker des Minnelebens seine tollen Phantastereien beschrieb, so griff jetzt die eiserne Faust selbst zu der Feder und schrieb ihr eigenes Lebensbild, das eines starken Selbsthelfers in der Reichsnoth der wüsten Fehdezeit.

Zweites Buch.

Lyrische Dichtung.

A.

Kirchenlied.

Es gab mal eine Zeit, wo die Literaturgeschichte glaubte, ein deutsches Kirchenlied habe vor dem XVI. Jahrh. gar nicht existirt und der Volksgesang beim Gottesdienste sei erst eine Errungenschaft der Reformation. Zusammenhängend mit dieser Meinung herrschte auch die Ansicht, es hätte vor der Wittenberger Uebersetzung keine deutsche Bibel gegeben. Beide Meinungen sind jetzt glücklicher Weise antiquirt und in die Rumpelkammer des ehemalig gang und gäben Aberglaubens verwiesen, wo jedoch noch Platz genug für weitere „historische“ Ueberlieferungen sein soll. Der Protestantism mag mehr auf den Gesang im Betsaal und im Hause gehalten haben, vielleicht nur, um sich auch darin von der alten Kirche zu unterscheiden. Eine tausendjährige Erfahrung weist, dass alle religiösen Streitigkeiten auf das Kirchenlied fördernd einwirkten, die Neuerer pflegten immer durch Lieder ihre Meinungen zu verbreiten und die Anhänger der Kirche suchten ihnen auf dieselbe Weise entgegen zu wirken.[1]) Dass das deutsche Mittelalter des Volksgesanges aber gänzlich entbehrt habe, war nie zu erweisen, im Gegentheil, wir haben für das Vorkommen desselben allerlei, in das höchste Alter hinaufreichende Nachrichten und Quellen.

Unstreitig hatte das Volk schon beim Dienste seiner alten Götter den Gesang geübt, ebenso wie den Tanz. Wenn die Sangeslust so mit dem Leben verwachsen war, dass ein Heidenapostel erst Gehör finden konnte, als er die Lehre vom Friedekind Gottes singend zu verkünden begann: warum sollte die deutsche Kirche gerade diese Sitte ausgeschlossen haben, da sie so Vieles fortbestehen liess. Nur das Tanzen

---

[1]) Vergl. Hölscher Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Mit alten Melodien. Münster 1848. S. 69 ff. Hilarius von Poitiers und Ambrosius wurden durch die Arianer veranlasst, Hymnen für den Kirchengesang zu dichten; Ephräm der Syrer durch die gnostischen Lieder des Bardesanes und Harmonius; Clemens von Alexandrien durch die unchristlichen Lieder des Paulus von Samosata u. s. w.

wurde nicht in die neue Liturgie hinübergelassen; aber die alten Erinnerungen tauchten immer wieder auf, das Langgewohnte lässt sich nicht augenblicklich abstreifen; die vielen, immer wiederkehrenden Verbote gegen das Reihen in der Kirche, beweisen, wie schwer es hält, alte Gewohnheiten zu unterdrücken und endlich ganz vergessen zu machen.

Die grössten Verdienste um das Kirchenlied hat Pabst Gregor der Grosse,[1] indem er nicht nur eigene Hymnen dichtete und Gesänge setzte, sondern auch alle zu seiner Zeit üblichen Kirchenlieder eigenhändig sammelte, verbesserte, nach dem Jahrescyclus ordnete und mit Tonzeichen versah. Sein authentisches Antiphonar stand zu Rom in hoher Verehrung, gleich einem Schatze bewahrte man dasselbe neben dem Altar der hl. Apostel, an einer Kette befestigt, und es galt in der Folgezeit den Sängern aller christlichen Völker als einzige Norm und Richtschnur im Kirchengesange. Von da kamen die Sangesmeister nach Frankreich und Britannien und später mit dem heil. Bonifacius nach Deutschland, wo dieser Apostel an allen Bischofsitzen und Klöstern, zu Fulda, Eichstätt und Wirzburg Sängerschulen anlegte. Ebenso hatten Korbinian zu Freising, und St. Gallus und Pirminius zu St. Gallen und in der Reichenau diese Kunst eingeführt und gepflegt. Die Musik aber kam zu Freising so in Blüthe, dass der Ruf davon nach Italien erscholl und Pabst Johann VIII. sogar bayerische Orgelspieler von Freising nach Rom berief.

Die Kirche hatte die lateinische Sprache mitgebracht; der kleine Theil des Volkes von römischer Abkunft, welcher selbe noch verstand, liess selbe sich ruhig gefallen, der andere Theil machte die deutsche Zunge geltend. Karl der Grosse hatte sich römische Sänger verschrieben, von denen Roman auf der Reise erkrankte und zu St. Gallen zurückblieb, wo er eine eigene Sängerschule gründete und von weit und breit Schüler erhielt, welche die neue Kunst in ihre Heimath zurücktrugen.[2] Karl der Gr. verlangte im Jahre 789: das Gloria und Sanctus solle von den Gläubigen gleichzeitig mit dem Priester gesungen werden. Sonst begnügten sie sich wohl mit einem litaneienartigen Respondiren, wobei die Männer begannen und die Frauen das eintönige „Kyrieles“ nachsangen. So „leiseten“ sie bei Bittgängen und Umzügen, beim Empfange von Heiligthümern und Martyrergebeinen, beim Auszug zum Kampfe und mitten in der Schlacht; ebenso war die Ankunft hoher

[1] Geb. 540. Pabst von 590—604.

[2] Vgl. das schöne Werk von P. A. Schubiger: Die Sängerschule St. Gallens vom VIII — XII. Jahrh. Ein Beitrag zur Gesanggeschichte des Mittelalters. Einsiedeln 1858.

Herren und Könige in einem Kloster immer mit feierlicher Procession und Gesang verbunden. Wie die Nachricht vom Besuche des Königs oder Herzogs im Kloster erscholl, versammelten sich die Mönche auf ein Zeichen des Abtes in der Kirche, kleideten sich da je nach ihrem kirchlichen Range mit dem Klerikalornate und die Sakristane ordneten die Procession unter festlichem Klange der Glocken. Voraus zogen zwei Kreuzträger und derjenige in ihrer Mitte, der das Weihwasser trug; ihnen folgte ein drittes Kreuz von zwei Rauchfassträgern begleitet, dann nach einander drei Kleriker, von denen jeder ein Evangelienbuch trug und zugleich von zwei Acolythen begleitet wurde. An diese schlossen sich je zwei und zwei die Conventbrüder an, denen die Knaben des Klosters mit ihren Lehrern sich reihten, nach diesen folgte der Abt, welchem sich paarweise der Chor der übrigen Mönche anschloss. Alle zogen schweigend einher, bis sie zur bestimmten Stelle kamen, wo der König ihrer harrte. Hier bot ihm der Abt das Weihwasser dar, dann reichte er ihm das Evangelienbuch zum Kusse und incensirte ihn. Unter dem Geläute aller Glocken ertönte der Gesang und der Zug bewegte sich in die Kirche zurück. Dazu wurden meist eigene Gesänge gedichtet und neue Melodien gesetzt. [1]) Froumunds Festgedicht zum Empfange des Kaiser Heinrich zu Tegernsee wurde wahrscheinlich auch in solcher Weise vorgetragen. — Als der heil. Bischof Willibald die Gebeine seines Bruders, des heil. Wunebald († 761 als erster Abt des von ihm gestifteten Benedictinerklosters Heidenheim am Hahnenkam) im J. 777 erheben liess, wurden die Reliquien unter dem Psalmengesange der Mönche und dem frohlockenden Kyrie eleison des Volkes zur neuen Grabstätte begleitet und feierlich beigesetzt. [2]) Ebenso geschah es mit St. Quirins Ueberresten zu Tegernsee. Als nach dem Tode des heil. Ulrich an seinem Grabe ein Wunder geschah, sang das Volk sein altes Kyrie, während die Geistlichkeit ihr Te Deum laudamus begann. [3]) Die Heiligen-Legende muss überhaupt frühzeitig schon Stoff zu Liedern gegeben haben; so wundert sich Eckehard (der Ueberarbeiter des Waltharius), dass die Biographen des hl. Ulrich Manches als zu allgemein

---

[1]) So wurde Karl der Kahle 829 und Kaiser Lothar 838 in der Reichenau bewillkommt, ebenso Ludwig der Deutsche zu St. Gallen; der zum Empfang Ludwig des Dicken (883) gefertigte Cantus ist erhalten. (Schubiger. S. 32.)

[2]) Hoffmann von Fallersleben Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. 1854. S. 13. — Die Leichname St. Wunibalds und seiner Schwester Walburga wurden am 21. Sept. 870 von Heidenheim nach Eichstätt gebracht; der Schrein mit St. Wunibalds Gebeinen aber nach 3 Tagen wieder nach Heidenheim geführt; St. Walburgens Ueberreste aber in der hl. Kreuzkirche verwahrt. Vgl. Popp Ausbreitung des Christenthums. 1845.

[3]) Hoffmann S. 19.

bekannt hielten und desswegen mit Stillschweigen übergingen, was von demselben im Volke gesagt und gesungen ward.[1]) Das älteste deutsche Lied, welches uns aus dem IX. Jahrh. erhalten ist, besteht aus drei Strophen auf den heil. Petrus, die sich in einem Freisinger Codex finden, der den Commentar des Hrabanus Maurus über die Genesis enthält.[2]) Es lautet genau nach der Handschrift und Dr. K. Roth's Entzifferung (der wir einzig eine andere Abtheilung und Längenbezeichnung geben):

1. Unsar trohtîn hât farsalt	Unser Herr hat übergeben
sancte pêtre giuualt,	Sant Peter (die) Gewalt
daz er mac ginerian	dass er kann erhalten (retten)
ze imo dingênten man.	(den) auf ihn hoffenden Mann!
Kirie eleyson,	christe eleyson!
2. Er hapêt ouh mit vuortun	Er hält auch mit Worten
himilrîches portûn,	(des) Himmelreiches Pforte,
dar in mach er skerian	darein kann er schaaren
den er uuili nerian.	den er will erhalten.
Kirie eleyson,	christe eleyson!
3. Pittêmês den gotes trût	Bitten wir den Gottes-Freund
allâ samant uparlût,	Alle gesammt überlaut
daz er uns firtânên	dass er uns Missrathene
giuuerdô ginâdên.[3])	würdige der Gnade.
Kirie eleyson,	christe eleyson!

Das Pergamentblatt, worauf die Verse stehen, ist abgerieben und durchlöchert und war schon verbogen, als die Schrift darauf kam; die Züge desselben sind gleichzeitig mit dem Commentar, doch schwerlich von der nämlichen Hand. Fast alle Silben sind mit Neumen (Tonzeichen) versehen; das Lied wurde also nach der damaligen Sitte von Mehreren vorgesungen und vom Chore der Gläubigen respondirt. Diese Notation hatte Roman zu St. Gallen gelehrt, sie war von da bis auf Guido von Arezzo in die ganze abendländische Kirche übergegangen. Man deutete die Höhe und Tiefe der Töne in ihre verschiedenartigen Beugungen durch eigenthümliche Figuren an, die aus Punkten,

[1]) Hoffmann S. 25 u. Uhland in Pfeiffers Germania. IV. 45.

[2] Zuerst von Docen bekannt gemacht in Aretins Beitr. 1806. II. St. S. 116 u. in dessen Miscell. I. 4. Facsimile bei Massmann Abschwörungsformeln. 1839. S 137 Roth Denkmäler. 1840. S. X u. 30. Uhland I. 809. Docen und Roth halten Otfrid für den Verfasser, doch hat Hoffmann S. 32 Bedenken dagegen.

[3]) Str. 3. firtun (mhd. vertuon = verthun) übel und zum Verderben geschaffen, missrathen, verwünscht. giuuerdô, conj. Präs. von gewërdôn, wërdon.

Strichen, Häckchen und Häftchen, Halbkreisen und Querstrichen von mannigfachster Form zusammengesetzt waren. Sicherlich hatten diese Zeichen ihren Ursprung in den Accenten der gewöhnlichen Schrift. Wie diese nämlich in sprachlicher, so veranschaulichten die Neumen (deren Schubiger achtundzwanzig unterscheidet) in musikalischer Beziehung dem Auge das Steigen und Fallen und die Beugung der Stimme. Neumatizare oder Neumare hiess einen Text mit Tonzeichen versehen, in Melodie setzen, componiren. Roman erfand auch eine neue Notationsweise durch Buchstaben, die er den alten römischen Tonzeichen beifügte; dazu fügte er noch verschiedene schriftliche Hilfsmittel; vermöge derselben konnten die Schüler mit Bestimmtheit die Anzahl der Töne erkennen, die zu jedem Worte und zu jeder Silbe gehörten, ja selbst das Steigen und Fallen der Stimme, und bei einzelnen Tonzeichen oder Buchstaben war sogar die Tonhöhe durch die Beschaffenheit der Neumen angegeben. Ferner wurden selbst Verzierungen, die einzelnen Stellen zukommen, auch bei vielen Gesängen die Tonarten und die Differenzen ihrer Psalmodie durch jene Zeichen bestimmt. So bedeutend und vortheilhaft jedoch die Winke waren, welche diese Tonschrift den Sängern gab, so konnte sie doch unmöglich einzig genügen, die Reinheit des Gesanges auf eine längere Dauer hin zu erhalten, weil sie niemals, auch selbst nicht beim kürzesten Gesangstücke, die Höhe und Tiefe der Töne genau und vollständig zu bestimmen vermochte. Zur Erhaltung der Reinheit bedurfte es noch nothwendig der mündlichen Tradition und der Gründung einer Schule, wie man solche im Mittelalter an allen unseren bischöflichen Sitzen und in Klöstern trifft. Unter der Mitwirkung tüchtiger Gesanglehrer wurden die Melodien der Gesänge durch vieljährigen Unterricht und durch fortdauernde Uebung dem Gedächtnisse der Schüler eingeprägt und so auf die Nachkommen fortgepflanzt. Dass übrigens die neumatische Tonschrift, besonders wenn sie mit den Roman'schen Buchstaben versehen war, nicht nur bedeutende Dienste leistete und dem Gedächtnisse des Sängers in vielen zweifelhaften Fällen als Wegweiser diente, sondern auch heute dazu tauge, die Aechtheit mancher alten Gesänge zu prüfen und darüber mit grosser Gewissheit zu entscheiden, kann unmöglich geläugnet werden.

Die Einführung des römischen Gesanges bei allen Stiften hatte das Concil von Aachen (803) angeordnet; ein späterer Capitularbeschluss verpflichtete alle Mönche, diesen Gesang vollständig und ordnungsgemäss beim Officium sowohl zu Tag- als Nachtzeit, vorzutragen. Da ertönten nun in jedem Kloster tagtäglich in mannigfacher und genau geordneter

Abwechslung die ehrwürdigen Weisen der alten Psalmodie; da eröffnete in mitternächtlicher Stunde der Feierklang des Invitatoriums: Venite exultemus domino, den Dienst der Nachtvigilien; da wechselten die ausgedehnten, fast traurigen Melodien der Responsorien mit dem einförmigen Vortrage der Lectionen; da wiederhallten in den Räumen des Tempels an Sonn- und Festtagen als Schluss des nächtlichen Gottesdienstes die erhebenden Klänge des ambrosianischen Lobgesanges; da begannen mit der aufsteigenden Morgenröthe die Gesänge des Morgenlobes (matutina laus), aus Psalmen und Antiphonen, Hymnen und Gebeten bestehend, ihnen folgten in abgemessener Unterbrechung die übrigen kanonischen Tagzeiten; da ward das Volk täglich durch den Introitusgesang zur Theilnahme an den heiligen Mysterien eingeladen; da hörte es in lautloser Stille die um Erbarmung rufenden Töne des Kyrie, erfreute sich an den Festtagen an dem einst von den Engeln angestimmten Gesange des Gloria; da vernahm es beim Graduale die Melodien der Sequenzen, die in hochjubelnden Wechselchören die damaligen Festtage verherrlichten, und darauf die einfachen, recitativähnlichen Klänge des Symbolums; da fühlte es sich beim Sanctus hingerissen, in's Lob des Dreimalheiligen in deutscher Sprache einzustimmen und die Erbarmung jenes göttlichen Lammes anzuflehen, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Das waren die Gesänge, die von der Mitte des IX. Jahrh. an in unseren Klöstern an festlichen oder Ferialtagen in genau bestimmter Aufeinanderfolge ertönten.

Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, die altrömische Hymnologie, wie sie hauptsächlich in Italien durch Ambrosius, Gregor und Prudentius erblühte, zu schildern, auch nicht die wuchernde Fülle, die im Mittelalter heranwuchs und die Mone in drei tüchtigen Bänden aus mehr denn fünfzig Bibliotheken gesammelt hat.[1]) Uns berührt nur, was davon auf Bayern fällt. Die ihrem Namen nach bekannten Dichter, es sind aber deren nur wenige, folgen voraus; eine grosse Anzahl von ihnen ist jedoch vergessen oder über ihren Werken ungenannt verblieben. Zu den ältesten gehört wohl der bereits aus dem ersten Abschnitte her wohlbekannte Tegernseer Metellus, der Sänger des hl. Quirinus. Ihm zunächst in der Zeit folgt Bischof Heribert von Eichstätt (1022—1042), der sechs lateinische Gesänge verfasste, auf das hl. Kreuz, St. Walburg, Willibald, Stephan und alle Heiligen; der in natali St. Laurentii lautet (Mone III. 389):

---

[1]) Vgl. Schlosser Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. 1851. Simrock Lauda Sion. F. J. Mone Lateinische Hymnen des Mittelalters. 1853—55.

1. Conscendat usque sidera
coelique pulset intima
vox atque cantus omnium
te deum collaudantium.

2. Adest namque festivitas
et dies venerabilis,
in qua coelum pro meritis
Laurentius ingressus est.

3. Ipse dignetur dominum
rogare clementissimum,
ut ab aeternis ignibus
nos salves et daemonibus;

4. Qui superasti ignibus
et impiis tortoribus
devictis saevis hostibus
nunc gaudet in coelestibus.

Heribert setzte auch die Melodien und liess sie öffentlich singen; seine Hymnen sind so einfach, dass man sie für Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder halten könnte. Viele lateinische Gedichte hat der Mönch Othlo zu St. Emeram in Regensburg gemacht. (XI. Jahrh.) Mone gibt von ihm einen Hymnus: de natali domini (I. 53) und einen anderen: de omnibus sanctis (III. 5). Gleichzeitig mit den Genannten ist Arnold von Vohburg, der zwei Lieder auf St. Emeram sang; das erste im sapphischen Maasse mit 6 Strophen beginnt: Christe, cui justos hominum favores; das andere (Hymnus te decet domine etc.) hat 10 vierzeilige Strophen. Auf den heil. Ulrich hat der Augsburger Abt Udalscalc († 1151) einige Sequenzen gemacht.[1]) Unter den Liederdichtern kann hier Conrad von Scheyern wiedergenannt werden, von ihm stammt ein Gedicht über die Geschichte der dreissig Silberlinge und über das hl. Kreuz; zu den Antiquitäten des Josephus Flavius hat er einen langen Hymnus eingeschrieben und in der historia scholast. einen auf die hl. Jungfrau. Auch Albertus Magnus,[2]) der grosse Philosoph und „Meister“ in allen Dingen, der wie die Sage erzählt, den Plan zum Cölner Dome entworfen, erscheint unter den Dichtern mit einem ganzen Psalterium Mariae, das er vielleicht in der lieben Einsamkeit auf seinem Schlösslein zu Stauf componirte, wo er von den Sorgen des bischöflichen Regimentes von Regensburg gerne ausruhte und allerlei tiefsinnigen Studien und Künsten oblag. Eine Handschrift des Psalteriums, die noch aus dem XIII. Jahrh. stammt, liegt zu Darmstadt, eine andere, jüngere (XV. Jahrh.) besass das Kloster Tegernsee, von wo selbe nach München kam. In weiterer Folge muss der Mönch von Salzburg vorausgenannt werden, der als Uebersetzer und deutscher Liederdichter eine ehrenhafte

[1]) Schmeller S. V. — Ein deutsches Lied auf den hl. Ulrich, das nach den Anfangswörtern der Strophen den Namen „Friederich Herr von Zollern, Bischof von Augsburg“ ergibt, bei Hoffmann S. 478; der so Gefeierte war Domdechant zu Strassburg, ein Freund Geilers von Kaisersberg, wurde 1486 Bischof zu Augsburg und starb 1505.

[2]) Geb. 1193 zu Lauingen † zu Cöln 15. Nov. 1280. Vgl. Sighart Leben und Wissenschaft des Albertus Magnus. 1857.

Stelle in der Geschichte der kirchlichen Poesie behauptet. Dass er auch lateinische Carmina fertigte, ist durch ein künstliches Marienlied [1]) beglaubigt, welches derselbe als Gegengabe für ein deutsches an Peter von Sax nach St. Gallen sandte; es macht aber keinen absonderlich poetischen Eindruck, denn abgesehen davon, dass der Text durch mancherlei Verderbnisse dunkel und schwerverständlich geworden, so zeigt die gezwungene und unbeholfene Behandlung von der Einwirkung der deutschen Meistersängerei, welche gegen die Gewandtheit und Klarheit der älteren Lieder, namentlich von französischen Verfassern, sehr absticht. Von grossem Einfluss auf Bayern muss ein Oesterreicher gewesen sein, Konrat von Heimburg, Prior der Karthause zu Gaming; er lebte unter Kaiser Karl IV. Seine Gedichte waren sehr verbreitet, die Klöster Andechs und Tegernsee besassen eigene Sammlungen davon. Von ihm gab es Hymnen: de trinitate, de passione Christi und eine salutatio Jesu, einen lateinischen Leich auf die Freuden Mariä, eine Umschreibung des salve regina und ein Gedicht: annulus beatae virginis; ferner einzelne Gesänge auf die zwölf Apostel, sodann auf St. Agatha, Anna und ein Glossenlied auf die hl. Barbara; auf St. Elisabeth und Ursula, Gregor, Georg und Nicolaus, auch eines auf den hl. Columban, dessen Name ein irischer Diminutiv von colun, Taube, er heisst also der Taubenmann, vir columbinus. Ob der marianische Grusspsalter des Babo, der in einer Tegernseer HS. des XV. Jahrh. erhalten ist, nicht durch dessen Verfasser einer früheren Zeit angehört, ist unbestimmt. Damit ist die namentliche Aufzählung der mittelalterlichen lateinischen Kirchenlieddichter in Bayern erschöpft. Dagegen ist uns wirklich eine Unzahl lateinischer Hymnen überkommen; fast auf jedem Blatte in Mone's Sammlung springen uns die Schätze aus vaterländischen Handschriften und Bibliotheken entgegen, aber wer kennt die Geschichte dieser Handschriften, wo und wann entstanden sie, wer waren ihre Schreiber und noch mehr, wer waren die Verfasser dieser Lieder? die in demselben Maasse über die Grenzen und in die Lande hinausgingen, als sie hereingekommen waren. Viele sind unstreitig viel älter als ihre Aufschreibung, die nur wieder die Copie eines älteren Originales war. Am sichersten werden wir den speciellen Anforderungen gerecht werden, wenn wir, abgesehen von den Liedern auf Gott und die hl. Jungfrau bloss an die Gedichte uns halten, die auf die ersten Glaubensboten, Städte- und Stiftspatrone des Bayerlandes gemacht wurden und auf die späteren so zu sagen importirten Heiligen, deren Verehrung bei uns festen Fuss fasste. Dabei ist es sicherlich erlaubt, auf die betreffenden

[1]) Mone II. 329.

deutschen Lieder gleich jetzt Bedacht zu nehmen, um später nicht eigens wieder darauf zurückkommen zu müssen.

Die Handschriften des X. Jahrh. enthalten ein Lied auf alle Heilige: „Christe, nostra nunc et semper clemens vota suscipe“ (Mone III. 26); es ist wohl im X. Jahrh. geschrieben, aber nach Form und Inhalt älter; in dem Style, wie man ihn im V. und VI. Jahrh. handhabte; der Stabreim klingt noch durch, bei jeder Strophe findet sich ein wiederholter Rundreim: „Psallat plebis sexus omnis voce corde carmina!“ Ferner finden wir einen Hymnus an Gott (S. 18), auf den Geburtstag eines Martyrers (S. 150), der im Heiligenleben bekanntlich immer der Todestag ist, nur Johannes der Täufer macht eine Ausnahme; ein Lied auf den heil. Blasius, das seiner richtigen Quantität wegen noch in's V. Jahrh. gehört, aber erst in späterer Aufschreibung erhalten ist (S. 240), ein Paar auf die heil. Juliana (S. 345) und St. Stephanus (S. 505), der im folgenden und noch im XIV. neu besungen wurde.

Auch im XI. Jahrh. findet sich ein Hymnus „de omnibus sanctis“ in 9 Strophen (M. III. 13), worin Maria, Michael, Johannes, Petrus und Paulus, Emeram, Benedict und Felicitas besonders genannt werden; er hat, wie fast alle aus dieser Zeit, Tonzeichen darübergeschrieben und wurde zu St. Emeram in Regensburg gemacht. Vielgefeiert war St. Andreas, schon im VI. und VII. Jahrh. in Kärnthen besungen, dann bei uns (Diem sacrati hominis. 6 Str.); mehrere Lieder fanden sich zu Salzburg, auch in niederdeutschen Zungen ertönt sein Lob (XV. Jahrh. Mone III. 104). Sodann sind die heil. Bekenner (III. 154), Bartholomäus (122), Agapitus (174), Columban (256), St. Mang (401), Othmar (471) und Ruodbert (493) bedacht, auf St. Augustin gibt es viele Lieder (XII. Jahr. zu Bamberg, XV. Tegernsee und niederdeutsch), noch mehr auf die hl. Katharina (350), die nach diesem Vorrath zu schliessen, im Mittelalter in höchster Verehrung gestanden haben muss. Ihr Name ward gewöhnlich Katerina geschrieben, bei den Griechen mit dem ägyptischen Artikel (ai) Aikaterina und darnach bei den Russen Ekaterina. Die Form Catharina mit Beziehung auf καθαρὸς (rein) war im früheren Mittelalter nicht gebräuchlich, kommt aber später mit der anderen bisweilen vor. Aus dem Gesang auf St. Quirin sieht man deutlich, wie das Volk (communis vox plebis), die Chorknaben (popellus), die Weltgeistlichkeit (clerus) und die geistlichen Orden (monachi) daran Theil nahmen.

Reiche Ausbeute gewähren die Münchner Handschriften aus dem XII. Jahrh. Es gibt viele Gesänge auf die unschuldigen Kinder (III. 34), St. Thomas (128), Dionysius (auch aus dem XV. Jahrh.

266.) Der Gesang (S. 289) auf St. Emeram hat wieder Neumen, die Melodie ist theilweise in fugirter Musik, daher keine Sequenz, sondern Antiphone; zwei andere Lieder hatte Arnolt von Vohburg schon im vorausgehenden Jahrh. gemacht. St. Heinrich war zu Bamberg vielgefeiert (XV. in Tegernsee), ebenso Lambertus (386) und Maria Magdalena.[1]) St. Martha war als Drachentödterin besungen (Sequenz aus dem XII. Jahrh. zu München, XV. zu Bamberg); St. Martin zu Salzburg (431), Mauritius, Otto und Nicolaus (Bamberg); die Münchner Bibl. verwahrt auf letzteren sogar drei griechische Lieder von Theodorus Prodromos (462),; auch zwei deutsche aus dem XIV. Jahrh.

Im XIII. Jahrh. musste die deutsche Sprache schon mehr überhand genommen haben, denn unter allen Handschriften aus dieser Zeit finden sich in Mone's Sammlung nur zwei verzeichnet, welche lateinische Hymnen enthalten, die eine ist ein gereimtes Chorofficium aus Bamberg auf die heil. Kunegund (III. 383), die andere geht auf St. Vitus (III. 556). Dagegen ist das XIV. Jahrh. schon wieder reicher. Ein Lied „dulce melos etc." begrüsst alle Heiligen (die Melodie ist in der Münchner HS. beigeschrieben, II. 23), ein anderes den heil. Paulus; auch existirt ein deutsches Reimgedicht auf diesen Heiligen, welches der Mundart nach in Oberfranken verfasst sein kann (o auzerweltez gotez vaz. 85). Neben dem lateinischen auf Johannes den Evangelisten, existirt auch ein deutsches Gedicht, welches jedoch älter scheint als die Handschrift (III. 114), auch ein niederdeutsches hat Mone (117) aus dem XV. Jahrh. zu München gefunden. St. Anna wurde zu Bamberg verehrt (186) und St. Kilian zu Wirzburg, auf ihn hat der Scholasticus Johannes Gallicus, der um 1340 lebte, in der französischen Form der Troparien gedichtet (381). St. Gereon, eigentlich ein rheinländischer Heiliger, ist erst mit einer Handschrift nach München gekommen; dafür war St. Leonhard ein ächter Volksheiliger, er hat desshalb auch ein deutsches Stossgebet (399):

O herre sand Lienhart,
gote[2]) lieber unde zart,
ich man dich aller der saelichkeit,
die got hat, herre, an dich gelait
in hymel oder auf erden
hilf, dass ich müge werden

[1]) Das „Speculum poenitentiae d. i. Leben Mariae Magdalenae," München 1609, enthält ein Gedicht auf diese Heilige, welches dem Stabat mater nachgeahmt ist.

[2]) gote = göte, Pathe, Beschützer.

taylhaftig gotes genaden.
meine nôt unt meinen schaden,
den ich von sünden trage,
ich dir mit triwen chlage.
nu laz dich iz, herre, erparmen,
mit pit umb mich vil armen
menschen got den guten,
daz ich auz seinen huten
chome chaine stunde,
daz mir ieht werde chunde
des tiefels not, der helle pein,
des hilf mir durch diu triwe dein
durch unsern herren Jesu Christ,
der mit got dem vater ist
und mit dem heiligen geiste
in ganzer vollaiste. amen. —

St. Margaret ist ein paar mal mit latein. Versen bedacht, ein rländisches Gedicht auf dieselbe steht in einem Brevier zu Aschaffen- (406).

Aus dem XV. Jahrh. haben wir auf den hl. Jacobus maj. einen ıus aus Tegernsee (hujus diei gloria), der weitverbreit war (III. auf St. Achatius (gleichfalls aus Tegernsee, 163), auf St. Aga- die Patronin in Feuersgefahr (175), St. Agnes (aus Tegernsee, St. Albert († 1306. Mone III. 182, aus Bamberg), zwei auf ׀arbara (215) und verschiedene, ältere und jüngere Lieder aus hen, Thierhaupten u. s. w. auf St. Benedict (signifer invictissime), ie Studentenpatronin St. Cäcilia (246), St. Christoph (248) ıtarken Riesen, der vom Volke die höchste Verehrung genoss, drei r auf die hl. Clara (250) und den segenkräftigen St. Koloman , einundzwanzig Strophen auf St. Corbinian, Dorothea (HS. ımberg, München und Wirzburg) und St. Elisabeth, die beson- von den bayerischen Fürsten Verehrung genoss, denn ihre Mutter lraut, die Gemahlin des König Andreas von Ungarn) war eine ːer des Herzog Berhtold von Meran, und von einer Enkeltochter ı nämlichen König Andreas stammten die niederbayerischen Herzoge Daher ward in der Folge die wunderwürdige Frau, welche 1236 heilig gesprochen wurde, lange Zeit die vorzüglichste Schutz- nin der bayerischen Herzoge, sonderlich derer von Niederbayern ıine Menge Altäre und wohlthätige Stiftungen wurden ihrem Namen

zur Ehre errichtet. [1]) Auf Franciscus haben wir mehrere Lieder, eines aus Tegernsee und ein niederländisches (304 ff.), auf St. Gregor (aus Tegernsee), den Patron der kleinen Schulen und Schüler, auf St. Monica, Nicolaus Tolentinus, Procop, Ulrich (aus Thierhaupten), Ursula (Stadtbibl. zu Nürnberg), Vincentius und Gumpert; auf letzteren hat das Wirzburger Missale von 1484 einen eigenen Hymnus, da er Patron der Stiftskirche zu Ansbach war.

Fleissigen Sammlern wären die alten Messbücher noch ganz besonders zu empfehlen, insofern es sich um lateinische Hymnen überhaupt handelt, wir haben zu unserem Zwecke nur das Freisinger vom Jahre 1492 (gedruckt von E. Radolt) und das Eichstätter vom Jahre 1486 (gedr. von M. Reyser) durchsucht; [2]) doch fanden sich die schönsten Hymnen schon durch ältere Handschriften in Mone's Sammlung vertreten und die wenigen neuen möchten vielleicht doch zu wenig Anspruch auf Dichtkunst oder Poesie erheben können.

Aus dem XVI. Jahrh. hat Mone nur mehr vier Hymnen aus den bayerischen Bibliotheken: auf St. Cosmas und Damian, Deodat, Hieronymus und Libaria; ein anderer, auf St. Marinus und Anian ist zu Wilparting seit „unfürdenklichen Zeiten" in Uebung.

Man darf nicht vergessen, dass diese lateinischen Hymnen nichts mehr von der Metrik des klassischen Heidenthums haben, sie bewegen sich vielmehr in den Formen des deutschen Liedes, sind gereimt und verrathen auch in einzelnen Ausdrucksweisen die deutsche Gemüthlichkeit. Der innigen Durchdringung des älteren christlichen lateinischen mit dem jüngeren deutschen Elemente entspricht die unnachahmliche Schönheit und der vollendete Wohllaut jener kirchlichen Hymnen, die eben desshalb so fremdartig den Dichtungen der klassischen Latinität gegenüberstehen, aber auch eben so schwer in rein deutsche Worte übertragen werden können. Das vorzüglichste darin hat jedenfalls Schlosser geleistet.

Wenden wir zur deutschen religiösen Lyrik zurück, so zeigt sich im XII. Jahrh., eben so wie in der Epik und im Minnegesang, der Beginn freierer Regung. Die Sprache hatte sich durchgearbeitet und herausgebildet, die Kreuzzüge hatten neues Leben gebracht und die Anschauungsweise erweitert. Der Cyclus des Kirchenjahres bot der Sangeslust hinreichenden Stoff. Vorerst die Weihnachtszeit; ein

---

[1]) Ritter von Lang Baier. Jahrb. 1816 S. 98.

[2]) Dazu gehören das Bamberger Missale 1490; das Augsburger 1491 (E. Rotdolt), Passauer 1491 und 1491 (E. Ratdolt), Salzburger 1492 (gedruckt von J. Stüchs zu Nürnberg).

uraltes Herkommen ist, dass ein Paar Kinder singend vor den Häusern und Thüren standen, sie recitirten einige Strophen, die vom Herbergsuchen des hl. Joseph und Mariens handeln, oder einen Wechselgesang vom „Kindlein wiegen," dann kamen die Sternbuben mit dem Wahrzeichen der hl. Magier. Ein schönes Weihnachtlied wird dem Spervogel zugeschrieben,[1] welches Simrock jedoch dem gleichzeitigen Heriger beilegt:

Er ist gewaltig und stark Der zu Weihnacht geboren ward; Das ist der heilige Christ. Ihn lobet Alles, was da ist Bis auf den Teufel alleine: Durch seinen grossen Uebermuth Ward ihm die Hölle zu theile.	**Er** ist gewaltic unde starc, der ze wîhen naht geborn wart. daz ist der heilige Krist. jâ lobt in allez daz dir ist, niewan der tievel eine: dur sînen grôzen übermuot sô wart ime diu helle ze teile.
In der Höll' ist übler Rath: Wer seine Heimath da hat, Dem leuchtet nie der Sonne Licht, Des Mondes Schimmer frommt ihn nicht, Noch die lichten Sterne. Ihn martert Alles, was er sieht: Wohl wär' er nun im Himmel gar zu gerne.	**In** der helle ist michel unrât. swer da heimüete hât, diu sunne schînet nie sô lieht, der mâne hilfet in nieht, noch der liehte sterne. jâ müet in allez daz er siht. jâ waer er dâ ze himel alsô gerne.
Im Himmelreich ein Haus steht. Zu dem ein Pfad von Golde geht. Von Marmor sind die Säulen dort, Die zierte unser Herr und Gott Mit edelm Gesteine. Da wird Niemand aufgethan Er sei von allen Sünden denn gar reine.	**In** himelrîche ein hûs stât: ein guldîn wec dar in gât: diu siule die sint marmelîn: die zieret unser trehtîn mit edelem gesteine. dâ erkumpt nieman in, ern sî vor allen sünden alsô reine.
Wer gerne zu der Kirche geht Und da lautern Sinnes steht, Der mag wohl fröhlich leben. Ihm wird zuletzt gegeben Der Engel Gemeine. Wohl ihm, dass er geboren ward! Im Himmel ist das Leben schön und reine.	**Swer** gerne zuo der kirchen gât und âne nît dâ inne stât, der mac wol froelîchen leben. dem wirt ze jungest gegeben der engel gemeine. wol in, daz er ie wart! ze himel ist daz leben alsô reine.

Die Vorstellung des Dichters vom Himmel ist eine noch ganz heidnische: ein goldener Weg, die Regenbogenbrücke führt hinauf in das Haus, das von Säulen getragen und mit Gesteine getäfelt ist;

[1]) Haupt Minnesangs-Frühling. Leipzig 1857. S. 28. Simrock Lieder der Minnesinger. 1857. S. 67. Hoffmann S. 36.

ebenso ist die Hölle ganz deutsch. Auch die nachfolgende schöne Strophe, die ein Gebet heissen könnte, gehört hieher.

Die Kräuter des Waldes,	Wurze des waldes.
Die Erze des Goldes	und erze des goldes
Im tiefsten Abgrunde,	und elliu apgründe
Du hast davon, Herr, Kunde,	diu sint dir, herre, künde:
Sie steh'n in deinen Händen;	diu stênt in dîner hende.
Alles himmlische Heer	allez himeleschez her
Das sänge nimmer Deinen Preis zu Ende.	dazn möht dich niht volloben an ein ende.

Zwei andere Sprüche Herigers sind österlichen Inhalts:

Der Marter Christus sich ergab,	Krist sich ze marterenne gap,
Er liess sich legen in ein Grab.	er lie sich legen in ein grap.
So wurde Gott der Menschen Schild,	daz tet er dur die goteheit:
Die Christenheit erlöst er mild	dâ mite lôst er die kristenheit
Von der Hölle Gluten.	von der heizen helle.
Er thut es nicht zum andermal:	er getuot ez niemer mêr.
daran gedenke Böser so wie Guter.	dar an gedenke swer sôder welle.
Am osterlichen Tage	An dem ôsterlîchen tage
Erhob sich Christ vom Grabe.	dô stuont sich Krist ûz dem grabe.
König aller Kaiser,	künec aller keiser
Vater aller Waisen,	künec aller weisen,
Sein Handgebild er löste.	sîn hantgetât erlôste.
In die Hölle schien ein Licht,	in die helle schein ein lieht:
dass er seine lieben Kinder tröste.	do kom er sînen kinden ze trôste.

Zu den ältesten Osterliedern gehört unstreitig das freudige: „Christ ist erstanden!" das um vieles älter ist, als die erste aus dem XIII. Jahrh. stammende, uns erhaltene Aufzeichnung. Auch das folgende ist älter als die Handschrift, welche dem XIV. Jahrh. (in der Nürnberg. Stadtbibl.) angehört, der Text wird von Hoffmann in das XII. Jahrh. gesetzt. Er lautet:

An dem oesterlîchen tage
Maria Magdalêna gieng ze dem grabe.
waz vant si in dem grabe stân?
einen engel wol getân.
Der engel gruzt sie in der zît:
den du suchest vil saeligez wîp,
er ist erstanden von dem tôt,
den du salben woltôst.
Maria! ruft er ir zehant.
dâ kante si ir heilant,
si sah in in aller der gepaere
sam er ein gartenaere waere.

Dafür, dass solche Lieder auch öffentlich gesungen wurden, hat Hoffmann (S. 39 ff.) viele Beweise aus gleichzeitigen Autoren gesammelt, für uns ist das Zeugniss des Reichersberger Propstes Gerhoh[1]) von Interesse, der ungefähr um 1148 in seinem goldenen Commentar der Psalmen schreibt, dass im Munde der weltlichen Gottesstreiter Gottes Lob allgemeiner werde, denn es sei Keiner im ganzen christlichen Reiche, der die hässlichen weltlichen Lieder öffentlich zu singen wage, sondern die ganze Welt jubelt Christus Lob auch in Liedern der Volkssprache, am meisten unter den Deutschen, deren Sprache zu wohlklingenden Liedern geeigneter ist. Das Volk sang bei allen feierlichen Gelegenheiten; als Herzog Ernst vom Gestade stösst, singen seine Ritter, sie singen beim Eindringen in die Burg, wie sie gegen das Thor rücken, wie sie auf dem Flosse fahren und beim Anzug der Heiden.

In der folgenden Zeit der höfischen Dichtung ist es einzig unser Walther von der Vogelweide, der unter den Minnesingern mit tiefgefühlter wahrer Religiösität dichtet. Wie Walther in seinen Kreuzliedern die Hilfe Gottes, seines Sohnes, Maria's und der Engel anruft, Christi Leiden vor Augen stellt und überall in seinen ernsten Gedichten den Glauben und die Gottesminne als das höchste verkündet, vergisst er auch sonst nicht des Gebetes, obwohl er bereut, dass es so selten geschieht. Er segnet seinen Ausgang durch ein schönes Morgengebet:[2])

Mit Segen lass mich heut ersteh'n,
Herr Gott, in Deinem Schutze geh'n
Und reiten, wo hinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gib an den Tag
Was Deiner Güte Kraft vermag,
Und steh' mir bei zu Deiner Mutter Ehre,
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und Dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt.
Demüthig vor dem Esel und dem Rinde
(Und doch mit himmlisch treuem Sorgen
Hielt Dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt):
So schütz' auch mich, dass man nicht falsch mich finde.
Noch gegen Deine Liebe kalt.

---

[1]) Probst seit 1132. † 1169.
[2]) Lachmann 24, 18 ff. Simrock I. 128.

Ein grosser Lobgesang auf den dreieinigen Gott und Maria, voll Vorbilder und Beziehungen aus dem alten Testament, zugleich mit der zürnenden Rüge des unchristlichen Lebens in der Christenheit, ist der Leich, der an die Spitze seiner Sammlung gestellt ist. Ein anderes schönes Marienlied lautet:

Maria, Magd, du hochgelobte Frau, du süsse,
Hilf mir zu deines Kindes Ruhm, dass meine Sünd' ich büsse.
Hochschwellend Meer der Gnade, Tugend, aller Güte,
Der süsse Gottesgeist aus deinem edlen Herzen blühte.
Dein Schöpfer, Vater, Kind ist zu dir eingegangen:
Heil uns Allen, dass du Ihn empfangen!
Den Höhe, Breite, Tiefe, Läng' umfinge nimmermehr,
Dein kleiner Leib, mit süsser Reine barg ihn der;
Vor allen Wundern ist diess Wunder her:
Der Engel Königin, du trugst ihn ohne Schmerz und Bangen.

Ausser Walther aber ist, wenigstens unter den Minnesingern, die zu Bayern gehören, Keiner zu finden, der absonderlich mit religiöser Dichtung sich befasst hätte, denn der einzige Süsskind von Trimberg, der unter Allen als der tiefsinnigste Denker sich erweist, ist, wie wir in der Folge sehen werden, ein Jude; Heinrich von Rugge hat wohl einen Leich gedichtet, der in einer HS. aus dem Kloster Benedictbeuern steht,[1] allein ich wage desshalb nicht den Dichter für ein Landeskind zu erklären, ebenso wenig wie den Hartwig von dem Hage[2] oder Johann von Frankenstein,[3] und nur die im Kloster zu St. Stephan lebende Nonne „die arme Engelbirn,"[4] die (c. 1200) zu Augsburg vielleicht als Inclusa oder „closenaerin" ihrer inniglichen Beschaulichkeit oblag, mag mit einem 31 Strophen langen klosterjungfräulichen Minnelied (viel werthe Seele halt dich werth) hier verzeichnet stehen. Bruder Berhtold, der grosse, berühmte Prediger, hielt viel auf das Singen und muntert selbst in einer seiner Reden die Anwesenden auf, wenn Einer, der sich darauf verstünde, doch einen neuen Sang machen wollte; das Singen weltlicher Lieder aber war ihm unangenehm[5] und schien ihm weniger löblich. Er erwähnt auch das alte Pfingstlied:

---

[1]) Docen in Schelling's Zeitschrift von und für Deutsche. 1813. S. 452–60. v. d. Hagen MS. Nro. 44 und Haupt 96–111.

[2]) Die sieben Tagszeiten vom Leiden Christi; im Museum für altd. Lit. II. 265.

[3]) Vom Leiden Christi. c. 1300. — Ein 524 Zeilen langes Gedicht über die Deutung der Messgebräuche, dem letzten Drittel des XII. Jahrh. angehörig, aus Benedictbeuern, durch Pfeiffer in Haupts Zeitschrift. I. 270–84.

[4]) Bei Schmeller: St. Ulrich. S. VIII–XII.

[5]) Die Stellen bei Hoffmann S. 57.

Nun bitten wir den heiligen Geist
um den rechten Glauben allermeist,
dass er uns behüte an unserm Ende,
wenn wir heim sollen fahren aus diesem Ellende
Kyrieleis.

„Er ist ein sehr nützlicher Sang, fügt Bruder Berhtold bei; ihr ihn je länger je lieber singen und sollt ihn mit ganzer Andacht mit innigem Herzen zu Gott empor singen und rufen. Er war sehr guter Fund und ein nützlicher Fund, und es war ein weiser Mann, das Lied gedichtet hat.“ Im Titurel des Albrecht von Scharfen- wird ein anderes Lied erwähnt: „Wohl auf ihr Todten alle!“ hes, wir wissen aber nicht bei welcher Gelegenheit, mit Orgelbe- ung gesungen wurde. Das alte Kreuzlied, welches so häufig bei der ihrt vom Lande auf dem Meere angestimmt wurde, lautet nach einer chner HS. vom Jahre 1422 also:

In gotes namen varen wir,
sîner gnâden geren wir.
nû helfe uns diu gotes kraft
und daz heilige grap,
dâ got selber inne lac.
Kyrieleis.
Sanctus Pêtrus der ist gut,
der uns vil sîner gnâden tut:
daz gebiutet im diu gotes stimme.
froelîchen varen wir:
nû hilf uns edle Maria zu dir. etc.
froelîchen unverzeit.
nû hilf uns Maria reine meit.
Sanctus Petrus won uns bî
swenne wir sullen sterben,
mache uns aller sünden frî
und lâze uns niht verderben.
vor dem tiuvel uns bewar,
reiniu meit Maria,
und vüer uns an der engel schar!
sô singe wir alleluia.
Alleluia singe wir
dem werden got von himelrîch,
daz er uns mit sînen engeln kroene.
Kyrieleis christeleis.

sô helfe uns der heilige geist
und der heilige Krist,
der aller werlte ein vater ist. etc.

Eine freilich nicht sicher verbürgte Urkunde aus dem Jahre 1323 erzählt, dass beim Gottesdienste in Bayern deutsch gesungen worden sei.[1] Dass der Clerus indess bisweilen viel lieber weltliche Lieder statt der geistlichen Tagzeiten sang, geht aus Conrads von Megenberg[2] „Buch der Natur" und aus der öfters schon berührten Liedersammlung der Benedictbeurer Klosterherren hervor. „Die Prälaten und Pfaffen singen ihre Tagzeiten nicht, klagt Konrad; wollte Gott, dass sie sprächen mit Andacht und nicht weltliche Lieder sängen! So aber singt der eine den Frauenlob, der andere den Marner, der dritte den starken Poppen. Der Poppen ist so viel worden, dass sie der Gotteshäuser Gut und Ehre verpoppeln."[3] Einen schönen Gegensatz bilden die Lieder des armen Münchs von Salzburg, der nicht allein viele der berühmtesten alten Kirchenhymnen übertrug, sondern auch eigene Weisen dichtete und in Musik setzte, die also sicherlich gesungen wurden, denn alle sind mit Noten versehen und viele durchcomponirt. Er war ein Benedictiner; die Lambacher und Münchner Handschriften nennen ihn Johannes, andere dagegen Hermann; er wurde dabei von einem Laienpriester Martin unterstützt, welcher vielleicht den musikalischen Antheil dabei hatte. Sie arbeiteten nach dem Wunsche und Willen des Salzburger Erzbischofes, Pilgrim von Puchhain († 1396), der auch römischer Legat war und seinen Dichter mit einer Ritter-Pfründe belohnt haben soll. Diese Lieder[4] sind wie ein Klostergarten, da ist Alles voll reicher Blüthen und lieblicher Blumen, aber träumerische Einsamkeit liegt darüber, man hört das Bächlein rauschen und die summenden Bienen und nur ein Paar Waldvögelein, die sich aus der Welt hereingeschwungen, zwitschern um die Wette mit dem Orgelton, der aus der Ferne durch die Stille herübergeht, in offenen Kreuzgängen

[1]) Hoffmann S. 75.

[2]) Von ihm auch zwei Hymnen auf den heil. Erhard, als er im J. 1342, völlig gelähmt an allen Gliedern, von Wien nach Regensburg fuhr und dort am Grabe des Heiligen Hilfe suchte und fand; ebenso ist von ihm ein lat. Lobgesang auf die hl. Jungfrau, und ein lat. Reimwerk: „Planctus Ecclesiae in Germania." 1337. Conrad stammt aus dem bayerischen Franken, aus Mainburg bei Schweinfurt; er wurde 1309 geboren und lebte als Domherr zu Regensburg, wo er mehrere lateinische Werke schrieb und 14. April 1374 starb.

[3]) Ausgabe von Pfeiffer 1862. S. 197. Sein Buch der Natur, welches 1349—50 entstand und 1475 gedruckt wurde, ist die erste deutsche Naturgeschichte.

[4]) Nach der Münchner HS.: Pfeiffer in Haupt's Altd. Blätt. II. 325—49 und in Kehrein Kirchen- und religiöse Lieder aus dem XII—XV. Jahrhundert. Paderborn 1853. S. 125 ff.

weht weihrauchduftige Luft und an den Wänden sind mystische Bilder mit eckigen Falten, spitzen Schuhen und dem Heiligenscheine angemalt. Wer je in das Geheimniss der altdeutschen Malerei eingedrungen und ihre mehr gefühlten als richtig gezeichneten Gestalten lieb gewonnen hat, dem werden auch diese Lieder zu Herzen klingen. Doch biegen sie leider schon zu meistersängerischer Ueberkünstlichkeit der Form aus, sie stammen sichtlich aus der Zeit, wo das höfische Singen verblüht war und die Kunst mit lang fortgesponnenen Reimen sich verwelkend bog, wie die ehedem so schlanken Fialen der Gothik zu Krümmungen sich senkten. Dafür aber geht oftmals die Anschauung unseres Mönches über den von Walther und Conrad von Wirzburg gezogenen Kreis des religiösen Gesanges hinaus, besonders in den Marienliedern, deren auch hier eine grosse Zahl sieh findet, und entschädigt so durch den Inhalt für die ebenso in der Architectur jener Zeit schon fühlbaren Formgebrechen. In einem der lieblichsten Lieder schenkt der Mönch der reinen Maid Maria ein gülden Fingerlein (Ringlein), woran mit sechserlei Edelgestein, als Perlen, Topas, Smaragd, Rubin, Saphir und Diamant der Name Jhesus eingesetzt steht. Er beginnt seine Widmung mit den Worten voll Liebe und Demuth:

Wie ich in Sünden bin verpflicht,
Wie wenig Gut's von mir geschicht,
Wie kranke Kunst, wie schnöd's Gericht:
Jedoch der Trost mein Herz aufricht'
Dass nie ein Mensch ward so vernicht',
Der dir mit ganzer Treu' zuspricht,
Ihn tröst' dein jungfräulich Gesicht.
Also schenk' ich dir, Mutter klare,
Das Ringlein zu dem neuen Jahre.

Und nun schildert er nach den Edelsteinen seines Ringes immer je zwei Monate zusammenfasseud, den Kreislauf des Jahres, in seiner Zusammenstimmung mit dem kirchlichen Festkreise, in kurzen und treffenden Zügen, ein Beweis von tiefem Verständniss dieser innigen Verschlingung von Natur und Gnade auch in jener Zeit. So sagt er vom Mai und Brachmaien (Juni):[1])

---

[1]) Einer besonderen Andacht und mystischen Betrachtung des Leidens Christi war der Monat Mai gewidmet; die Mystiker sollen diese Sitte eingeführt haben. Vgl. das alte Lied: „Wer nu wölle meyen gon“ bei Hölscher D. deut. Kirchenlied. 1848. Nro. 29. S. 82. — Noch heutigen Tages wird in vielen Dorfgemeinden ein Maienbaum aufgerichtet und mit den Leidenswerkzeugen geschmückt. Vgl. Ludwig Aurbachers Anthologie. 1831. S. 238 und Hoffmann S. 127 ff., dazu wurden eigene Lieder gesungen.

Der Mai mit dem Brachmeien geit (gibt)
Smaragdes grüne Zeit;
Mit Wiederstreit
Erklingt der Vöglein Schall,
Jegliches sein Gemahel freit:
Berg, Anger, Heide Weid
Gar lustig leit
Bedeckt mit Laub und Gras.
Dein's Kindes Auffahrt nahm du wahr,
Der Tröster lehret gar
Zwölfboten Schaar
Der Welt Sprach überall.
Ihr Lehr' bracht uns der Sälden Nahr' (Nahrung) —
Maid, hilf uns fröhlich dar,
Keusch, grün gevar (gefärbt)
Daran nie kein Dorn war.
Mach, dass ein jeglich Mensch bejag' (zu erwerben suche)
Andacht an Gottes Leichnams Tag,[1])
Dass man ihm also sing' und sag'
Und ihn mit solcher Zier umtrag',
Dass es ihm wohl von uns behag';
Dass uns die höllische Pein nicht nag,
Dein Hilf', Maria, das vermag.
Dess bitt Johannes keuscher Leib,
Denn heil'ger Kind getrug nie Weib.

In solch sinnig zarter Weise, die mit der für unsere Leser nöthigen Modernisirung bereits viel von ihrem frischen Hauch verloren, führt dieser Mönch, der uns als Zeitgenosse Oswalds von Wolkenstein und als trefflicher Pfleger der religiösen Poesie in Mitten des Verfalles doppelt theuer sein muss, in seinen Hymnen das ganze Kirchenjahr vorüber; am öftesten hat er Maienlieder gesungen. Von unwiedergeblicher Schönheit ist das „Ave Maria des Münichs,“ wo er die Madonna auffordert ihr göttliches Kind, wenn sie selbes mit seligen Küssen an ihre Brust drückt, dann selbes auch zu mahnen, der Er der Menschen nicht vergesse und immerdar bei ihnen sei:

ô wie gar selge küssen druckt
dein mund an kindleins mund
dô er sich an dein brüstlein smukt

[1]) Derselbe wurde im Bisthum Freising im J. 1264 zum erstenmale begangen.

vnd saugt an deinem herzen,
man in an kintlich scherzen.
sprich: bis (sei) mit in all stund. (Kehrein S. 130.)

Der Einfluss des Münchs von Salzburg war sicherlich ein grosser, denn eine Menge Lieder wurden in seinen Weisen, in seiner Manier, in seinem „Tone" in der Folge nachgedichtet und nachgesungen, und waren noch lebendig und in Uebung, als die Klara Hätzlein im XV. Jahrh. ihr Liederbuch, von dem wir beim Volkslied in der Folge hören werden, zusammenschrieb. Andere Marienlieder und Sprüche des XIV. Jahrh. hat Mone aus der Münchner Bibliothek gesammelt [1]) und Franz Pfeiffer einige geistliche Minnestücke aus dem XIII — XIV. Jahrh. [2]) Es gab goldene ABC's [3]) und Reimspielereien und geistliche Wiegenlieder und anderen Kram, ascetischen Unsinn und klosterfräuliche Spielereien von allen möglichen Arten. Wie angesehen diese Dinge im Volke waren, beweisen die ihnen zugeschriebenen Wunderkräfte. In der Münchner HS. der Lieder des Mönchs von Salzburg heisst es vom „Stabat mater:" Wer das ohne Todsünde mit Andacht bisweilen spricht den lässt unsere liebe Frau in kein gross Herzenleid nit kommen. Bei dem Hymnus „Christe, qui lux es et dies" wird bemerkt: Wer den mit Andacht bei der Nacht spricht, den könne der Teufel nicht anfechten und kein schwerer Traum zufallen. Der Pfingsthymnus „Veni creator spiritus" bei Tag und Nacht gesprochen, soll gegen allen Schaden durch Feinde wahren. Den Hymnen wurden also ganz dieselben Kräfte zugeschrieben, welche man biblischen Büchern, namentlich dem Evangelium Johannis und einigen Psalmen und noch lieber dem Virgil zulegte. Glaubte man doch, jede Schrift geistlichen Inhalts besitze auch eine schützende und rettende Kraft, und die drei Lieder des Wernher'schen Marienlebens wurden dafür als heilsam empfohlen, dass eine Frau rasch ihres Kindes genesen werde, welche es während ihrer Noth in der Rechten halte. [4]) Wohl ein Beweis, dass unsere Vorfahren, so lange sie noch Heiden gewesen waren, zu ähnlichen Dingen ihre Zuflucht genommen hatten.

Ein schönes, herzinniges Lied enthält eine Münchner HS. vom J. 1347, [5]) es klingt wie aus der tiefsten Frauenseele:

---

[1]) Mone Hymnen. II. S. 134. 136. 178. 309. 413.
[2]) Altdeutsche Blätter. II. 359 – 73.
[3]) Hoffmann S. 240.
[4]) Vgl. Weinhold Weihnachtspiele und Lieder. S. 379.
[5]) Bei Hoffmann S. 92.

1. Wer hilft mir, daz ich den begrîfe,
nach dem mîn herze sich versent,
daz er mir nimmer mê entwîche?
ich hân sîn leider nit gewent,
daz ich in nit behalten hân.
wie dick er sich mîm herzen erbiutet,
iedoch trîb ich in als hin dan.
Wer die wârheit welle minnen,
der volge Jesu Christi lêre,
sô wirt er des vrides innen.

2. Jesus, dîn vil süeziu minne
diu hât verwunt daz herze mîn.
nâch dir florierent all mîn sinne,
daz herze mîn nim zu dir hin,
und ziuh mich ûz mîn selbes grunt!
wenn sich dâ geist mit geist vereinet,
allêrst ist mir diu friuntschaft kunt. Wer die wârheit etc.

3. Jesus, ist dîn minne iht süeze,
die lâz dû, herre, wizzen mich,
daz ich ir noch empfinden müeze,
sô kan ich, schepfer, loben dich.
dû bist ein gnâdenrîchez vaz:
wem dû dich, herre, selber schenkest,
wie künd dem immer werden baz? Wer die wârheit etc.

4. „Dû sumest dich ein teil ze lange,
des wirst dû selber wol gevar.
nû kum her zu der engel gesange
und zu der reinen meide schar!
wenn mich diu sêle dâ ersiht,
wie klâr ich bin in drîveltigem schîne,
sô sûmet si sich lenger niht.“
Wer die wârheit welle minnen,
der volge Jesu Christi lêre,
sô wirt er des vrides innen.

Darauf passt die Stelle des Hugo von Trimberg, wo er in seinem „Renner“ (v. 11080 ff.) sagt: „der laien leise durch tiutschiu lant sint einveltec und baz bekant danne manec kunst, ûf die geleit ist groziu kost und arbeit.“ Es ist das beste Zeugniss für das geistliche Lied an der Grenze des XIII. und XIV. Jahrhundert: Einfachheit und warmes Gefühl, inniges Durchdrungensein von dem Glauben an die hl.

Geschichte und die Wahrheit des Evangeliums, der frische Klang der Volksweise, das waren und sind für immerdar die Factoren und Grundbedingungen des geistlichen Liedes.

In der wüsten, durch Partheiungen aller Art aufgeregten Zeit des XIII. und XIV. Jahrhunderts kamen die Geissler. Regengüsse und Ueberschwemmungen hatten an vielen Orten Misswachs herbeigeführt, es folgten Theuerung und Hungersnoth und bald gesellte sich zu diesen Leiden die morgenländische Pest, der „schwarze Tod," eine Krankheit, die sich vom Süden Deutschlands bis tief nach Norden erstreckte und die volkreichsten Städte und Gegenden menschenleer machte. Um diese Zeit trat die höchst merkwürdige Erscheinung der Geissler auf; Schaaren von Laien zogen als Büssende umher, geisselten sich und sangen geistliche Lieder. Fast alle Chroniken im deutschen Reich wissen davon zu erzählen. Anfangs traten sie mit strenger Zucht und höchst ergreifenden Sitten auf. Heinrich Stero, Mönch von Altaich, schildert sie also: „Ihre Bussübung war hart zu erleiden, schrecklich und erbarmungswürdig anzusehen, denn sie entblössten ihren Leib vom Gürtel an aufwärts und hatten ein eigenes Kleid an, womit sie den unteren Theil des Körpers bis auf die Füsse bedeckten, und damit Keiner von ihnen erkannt würde, gingen sie mit verhülltem Kopfe und Gesichte einher. Sie zogen je zwei und zwei oder je drei und drei, wie die Geistlichen, hinter einer Fahne oder einem Kreuze, und schlugen sich selbst mit Geisseln dreiunddreissig Tage hindurch und einen halben, zum Andenken an die Zeit der Menschheit unseres Herrn Jesu Christi auf Erden, täglich zweimal also lange, bis sie ihre Gesänge, die sie vom Leiden und Tode des Herrn gedichtet, um die Kirche herum oder in der Kirche vollendet hatten, wozu zwei oder drei die Vorsänger machten; dabei stürzten sie bald zur Erde nieder, bald streckten sie die nackten Arme gegen Himmel empor, ohne Rücksicht auf Schmutz oder Schnee, Kälte oder Hitze. Ihre jammerwürdigen Gebärden und die harten Geisselungen bewogen nun viele zu Thränen und zur Annahme derselben Busse. Weil aber diese Bussübungen weder von Rom, noch von irgend einer Person von Ansehen ausgingen, so geriethen sie bald bei einigen Bischöfen und dem Herzog Heinrich von Bayern († 1290) in Misscredit und liessen in Kurzem nach, so wie jede Sache, die Anfang zu sehr übertrieben wird." So weit der Bericht des Altaicher Augenzeugen. Die Züge waren anfänglich ungehindert das Land auf und nieder gegangen, wie früher die Kinder bei den Kreuzzügen sich zusammengefunden hatten, so fuhren auch junge Knaben und Kinder Land auf Land ab die Geisselfahrt; als man aber endlich müde wurde, die Geissler nicht mehr mit Sang und Klang empfing, nicht mehr mit

Glocken entgegen stürmte und sie nicht mehr zum Imbiss in die Häuser lud, blieben sie allgemach aus. In der Gegend von Freising spuckten sie schon in den Jahren 1260 und 1262 zum Verdruss der Herzoge, die sie ausweisen liessen. Später, im XIV. Jahrh. kamen sie wieder. Die Grundidee, für die Sünden ihrer Zeit und der Welt zu büssen, war wirklich eine überraschende; bald aber nahm allerlei Unfug überhand, so hörten z. B. die Meister der Brüderschaft bald allgemein Beicht, als ob sie Priester wären und waren nur Laien, absolvirten die Sünder und ignorirten die von der Kirche ausgehende Sündenvergebung ganz und gar, sie meinten, dass die Bluttaufe der Geisselung die Sakramente und allen anderen Cultus überflüssig mache; die „Brüder" verschlimmerten sich, wie es bei allen menschlichen Institutionen zu geschehen pflegt, zusehends, allerlei Gesindel lief ihnen zu und Mancher wurde gehangen, kurz, die Fürsten, der Kaiser, der Pabst und die Pfaffen erhoben sich dagegen und die Fahrten hörten endlich auf, nachdem sie an 34 Jahre gedauert hatten.[1] Sie sangen deutsche Lieder von grosser Einfachheit, jedoch mit wenigen Aenderungen überall dieselben. —

Das XV. Jahrh. ist überaus reich an geistlichen Liedern, noch mehr an ganz populär gewordenen Uebersetzungen der alten lateinischen Kirchenhymnen. Hoffmann (S. 124) fand in der Nürnberger Stadtbibliothek ein schönes mystisches Mailied (Wer nu wölle meien gen). Ein anderes Weihnachtlied (S. 165) hat Docen bereits in seinen Miscellaneen (II. 246) mitgetheilt (Ein kintlein ist geboren), hieher gehört auch das fröhliche Osterlied „Freuet euch alle christenheit" (Hoffm. S. 173) und das Himmelfahrtslied „Christ fuhr gen Himmel" während welchem eine Statue des Heiland in das Kirchengewölbe gezogen und darauf allerlei Unfug verübt wurde.[2] In Betreff der Uebersetzungen verweisen wir auf Hoffmann,[3] der alles Hiehergehörige bereits sorgfältig aus den HS. gesammelt hat. Durch Lieder auf bestimmte Heilige ist St. Alexius und Jacob von Compostella[4] ausgezeichnet, ebenso St. Wolfgang;[5] in einem merkwürdigen „Mariengruss" hat die Dichterin ihren Namen in die ersten Buchstaben der Strophen versteckt, und

---

[1] Die hauptsächliche Literatur darüber ist in meiner Lit. Gesch. 1853. I. 103 ff. verzeichnet.

[2] Vgl. meine Gesch. der Münchner Frauenkirche 1859. S. 88 ff. Panzer Beiträge II. 281.

[3] S. 286. 287. 307. 314. 324. 330. (Pange lingua von 1422) 335. 341. 346. 347. 367.

[4] Uhland Nro. 302 S. 1033 u. Hoffmann S. 216.

[5] Hoffmann S. 475. (XVI. Jahrh.)

ergibt sich folgende akrostichische Dedication: „Margareta sponsa Christi.“ [1])

In der zweiten Hälfte des XV. Jahrh., noch mehr aber mit dem Aufleben des Volksliedes im XVI. Jahrh., kam der Gesang der geistlichen Lieder sehr in die Höhe, ja er schoss sogar zu üppig in Samen; man dichtete weltliche Lieder auf „geistig“ um und benützte die alten wohlbekannten Melodien; man machte Wächterlieder geistlich, ebenso wie man geistliche travestirte und aus dem „Verbum bonum et suave“ ein übermüthiges Kneiplied machte. Man wagte sich sogar zur Vergeistlichung an die künstlichsten und schlüpferigsten Stoffe und brachte sie mehr oder minder glücklich unter anständige neue Texte von oft sehr barocker Natur. Ein solch umgekünsteltes Lied (aus der Regensburger Stadtbibliothek) lautet z. B.:

1. **E**in blum stet auf der heiden,
es mag wol Jesus sin,
darumb trag' ich gross leiden,
dass ich nit bei im bin;
darumb da wil ich meiden
alle diese welt,
mein eigen wil ich lassen
wol durch die enge strassen.
wol auf die heiden gross.

2. **D**ie heide die ich doch meine
die ist keiner andern gleich,
sie ist nit hie auf erden,
sie ist im himelreich:
darin da blüet ein blüemlein,
das gibt ein liechten schein,
ach gott! möcht es mir werden,
darumb so wolt ich geben
das junge leben mein.

3. **G**äb ich mein junges leben
um got, den schepfer mein,
sein reich wolt er mir geben,
wie möcht mir bass gesein!
er hat umb uns erlitten
ein scharpfen bittern tot,
und ritterlich gestritten,
sein reich hat er vermitten,
dass er uns brächt aus not.

[1]) Mitgetheilt von Docen in Gräters Iduna. 1812. Nro. 50.

4. Sol ich die welt verlassen,
das acht' ich sicher klein,
ich will mich fürbass keren
zu Jesu Christ allein:
er kan die sel erfreuen
und ist ir höchster trost
und wil ir wenden kummer
und grünet winter und summer,
das sust kein blum nit tut.

5. Darumb, ir junge herzen,
halt euch in grosser hut!
dass ir nit leicht verscherzen
das edel blüemlein gut;
wan er doch nichts begeret
wan unser sel allein:
daran solt ir gedenken
und unser jugent schenken
dem edlen blüemelein!

So war denn der weltlich-geistliche Gesang und das Kirchenlied schon lange vorbereitet und ausgewachsen, als die Reformation kam und mit kluger Berechnung die volksthümliche Sangeslust für ihre Zwecke gestaltete.[1]) Sie hatte dabei noch den Vortheil, statt der bereits ausgebrauchten und zur Neige gehenden mittelhochdeutschen Sprache, ein neues mundgerechtes Idiom zu bringen, das der geheimen sächsischen Kanzelei, das nun siegreich durchdrang, indess die Sprechweise des Mittelalters schnell versank und erlosch.

---

[1]) Vgl. Kehrein Geschichte des Kirchenliedes. Wirzburg 1858. S 14 ff.

B.

Minnesang.

Wie die Epik unseres Mittelalters mit einer klösterlich-lateinischen Dichtung eingeleitet ist, so läuft auch dem ritterlichen Minnesang eine lateinische Lyrik voraus, unter welcher jedoch häufig, wie aus einer Eisdecke, das deutsche Lied schüchtern hervorbricht und nur eines belebenden Sonnenstrahles wartet, um in reinster Blüthe übermüthig hervorzuschiessen.

Hier begegnet uns zuerst eine bereits liebgewonnene Persönlichkeit, der traute Sänger des Ruodlieb, der treffliche Poet Froumunt von Tegernsee. Wir haben von ihm noch ein Büchlein mit vierzig seiner kleineren Gedichte, darinnen auch verschiedene von ihm geschriebene poetische Episteln.[1] Seine Poemata sind mitunter Eingebungen der heitersten Laune, z. B. das Epitaph auf seine sel. Mutter Jlisa (Pez S. 172), ein anderes geht an seinen Freund und confrater Pabo, an dem er mit zärtlicher Liebe hing, ein anderes Mal schreibt er an seinen Abt pro calgis hirsutis, quamtumvis vilibus, auch die früher schon berührte Rechtfertigung gegen Diejenigen, welche ihn immer bedrängten die hl. Weihen des Priesteramtes auf sein Haupt zu nehmen (Pez S. 169), findet sich hier. Zu anderer Zeit begrüsst er den Bischof Liutold von Augsburg, oder die Ankunft des Herzog Heinrich von Bayern[2] zu Tegernsee, wobei er sich als Dichter vom Fach zu erkennen gibt und ihm zum Abschied einen Segenswunsch auf glückliche Reise und Wiederkehr nachsendet; noch einmal werden derselbe Heinrich und dessen Bruder Bruno besungen und dann dessgleichen verschiedene Aebte, wie Peringer, Meginhalm u. A., natürlich Alles noch in hexametrischen Caesurreimen. Erst in dem berühmten Epistolar-

[1]) Siebenundzwanzig davon hat Pez in s. Thesaurus anecd. 1729 VI. B. S 167—199 aufgenommen. — Froumunt schrieb auch ein Buch de Noricum origine. Pez III. 3. 493.

[2]) Kaiser Heinrich II. der Heilige, Herzog von Bayern. † 1024. vgl. oben S. 405.

codex aus dem Kloster Tegernsee, welchen ein dortiger Wernher, aber nicht der Marienlieddichter, zusammengeschrieben hat, wagt sich die deutsche Sprache schüchtern hervor, und die lateinischen Liebesbriefe eines Mädchen, [1]) die mit zierlicher Geschwätzigkeit allerlei deutsche Brocken mit untermengen, enthalten auch das erste Minnelied, jenes berühmt gewordene älteste Schnaderhüpfel (vgl. oben S. 84):

Ich bin dein, du bist mein
Des sollst du gewiss sein
Du bist beschlossen
In meinem Herzen
Verloren ist das Schlüsselein:
So musst du immer drinnen sein.

Von da an bis zum Abschluss jenes in seiner Weise ganz einzigen Codex, der die sogenannten Carmina burana enthält, ist ein weiter Schritt. Unterdessen war im ganzen deutschen Reich die Zeit der Minne schon aufgegangen, Ritter, Herren und Bauern sangen, man sang in Burgen und Städten! warum nicht auch in der Klosterzelle, im hochgewölbten Refectorium, im stattlichen Keller? Von solchen Dingen hatten die Mönche von Benedictbeuern im XIII. Jahrh. eine schöne Sammlung angelegt, aus welcher zuerst Aretin, Docen [2]) und v. d. Hagen schöpften, bis Schmeller endlich das Ganze publicirt hat. [3]) Auch diese Carmina singen von Lenz und Liebe, auch sie sind Minnelieder, zwar nicht in der Sprache der gewöhnlichen Laien, sondern jener Gebildeten, die damals theils clerici waren, theils nur so genannt wurden. Es waren wie man unbedingt zugeben kann, klassisch gebildete Herren, diese Mönche, sie hatten in ihren Mauern der alten Literatur eine Freistätte und warmen Heerd gegeben und lasen ihren Virgil so gut, wie ehedem die zu St. Gallen, und exegesirten dann denselben zwar nicht vor edlen Herzoginnen, aber doch vielleicht mit Fürstenkindern oder anderen respectablen Damen. Sollte da die schwere Minnenoth der Königin Dido nicht ihre Herzen theilnehmend berühren? sollte die holde, schöne Frau Venus keines Liedleins mehr würdig sein? Sie sangen wacker und mitfühlend darauf los und dass keine Theorie ohne Praxis sei, so begaben sie sich in den Dienst der Frau Königin Minne, nachdem der Tochter Syon ihr Recht geschehen. Erst finden wir Nachklänge der Kirchenhymnen in zarten, rundquellenden Tönen

[1]) Abgedruckt bei Haupt Minnesangs Frühling. 1857. S. 221 ff.
[2]) Docen in Aretins Beitr. IX. B. S. 1310 ff.
[3]) Bibliothek des lit. Vereins zu Stuttgart. XVI. B. 1847.

und ächte, geistliche Lieder, wie denn auch ein Weihnacht- und Osterspiel, auf das wir später zurückkommen müssen, dann aber ist es der deutsche Minnegesang, der aus den lateinischen Strophen klingt und der bisweilen auch in deutscher Sprache, obwohl etwas sparsamer, sein Haupt erhebt. Ausser den Liebesliedern, welche die Mehrzahl ausmachen, finden sich aber auch Stücke ganz anderen als moralischen und religiösen, nämlich mythologischen und geschichtlichen Inhalts. Schon die erste Illustration vom Rade der Fortuna zeigt eine laconische Auffassung alles Wechsels in der politischen Welt, heute mir, morgen dir! also schwingen sie auch die Geissel über die zuchtlosen Fürsten (Fol. 7) und die geldhungerige Priesterherrschaft; Ernstes und Scherzhaftes, Heiliges und stark Profanes ist durcheinander gewirbelt: Becherfreuden und Trinkturniere, Würfelspiel, Langepuff, Schachzabel und andere Spiele müssen, wie auch die lehrreichen Miniaturbilder weisen, scharf in Uebung gewesen sein, der Codex gibt eigene Officia im geistlichen Ton darüber, auch Psalmen und Bibelstellen sind für handfeste Zecher in leichtfertigster Weise travestirt; das „ecce quam bonum" hat sich aus dem Munde dieser Herren bis auf unsere Tage erhalten! Eine mildere Anschauung hält das Buch nur für eine Anthologie, welche die frommen Mönche, jedoch schwerlich aus ascetischem Eifer oder aus Lust an culturhistorischen Studien gesammelt, zusammengeschrieben und so zierlich ausgemalt und mit der Notation (Neumen) versehen haben. Vielleicht hat es ein fahrender Schüler gethan, einer de vagorum ordine, der seiner schönen Hand und Kunstfertigkeit wegen hier eine Zeit lang Gelass gefunden hatte. Es wirft aber doch ein eigenthümliches Licht auf die damalige Klosterzucht, die man für eine sehr freisinnige und aufgeklärte zu halten versucht sein könnte. Der Volkssage nach waizt und spuckt ein guter Theil dieser ehemaligen Klosterinsassen noch auf der Benedictenwand, wohinauf sie wegen allerlei Dingen gebannt sein sollen. Doch muss man keinen zu grämlichen Maassstab anlegen, in dieser mittelalterlichen Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit liegt doch noch eine gewisse Kindlichkeit und fast möchte man sagen, eine unschuldige Naivetät, die von hellem Farbensinne und offenem Leben zeigt; wir sind trotz aller eitlen Prüderie und affectirter Sittlichkeit sicherlich um keinen Schritt besser geworden.

Aus den wenigen deutschen Strophen geht deutlich hervor, wie der Liedersamen über die Lande getragen ward und überall kräftig Wurzel fasste; es finden sich hier Strophen Otto's von Botenlauben, Heinrichs von Morungen, Bruchstücke aus Nithard, Walther von der Vogelweide, Reinmar dem Alten, Dietmar von Aste u. A. Es sind Klänge, die so ganz an die Frühlingsfrische des

Minnesanges und Volksliedes erinnern, wenn z. B. (Fol. 54, 6) die Weise sich anhebt:

„Ich lob die lieben frowen mîn
vor allen guten wîben,
mit dienst wil ich ir staete sîn,
und immer staete belîben.
sie ist als ein spiegelglas,
sie ist gantzer tugende ein adamas,
vnd schoener zuechte ist sie sô vol
von der ich chumber dol." oder

Ir roter rosenvarwer munt
der tuet mich senen dicke,
ir ougen brehent ze aller stunt,
sam stern durch wolken blicke.
Mîns herzen leben ir hant
gebunden hat ân elliu bant;
mîn ouge sach nie schoener wîp.
ein engel ist ir lîp.

Mîn leben stât in ir gewalt,
daz sol si wol bedenken
lazze mich mit froeuden werden alt.
ich wil in nimmer wenken
wil si, ich lebe wol,
daz diene ich immer swie ich sol,
gebiutet si, ich lige tôt.
Sus leide ich wernde nôt.

Die reine schöne Freude an der Natur leuchtet wohlthätig her z. B. Fol. 70, 6:

Ich wil den sumer gruezen,
sô ich besten kan,
der winder hat mir hiure
laides vil getân,
des wil ich in ruofen
in der vrowen ban.

Ich sih die lichte haide
in gruener varwe stân,
dar sueln wir alle gahen
die sumerzit emphâhen;
des tanzes ich beginnen so
wil es iu niht versmâhen.

oder (Fol. 61): Ich gesach den sumer nie,
daz er sô schône dûhte mich:
mit menigen bluomen wol getân,
diu haide hat gezieret sich,
sanges ist der walt sô vol,
diu zît diu tuot den kleinen vogelen wol.

Selbst die lateinischen Lieder sind himmelweit verschieden von der ʒen Nichtigkeit der späteren Humanisten (Fol. 72, 6):

Suscipe Flos florem quia flos designat amorem.
Jllo de flore nimio sum captus amore.
Hunc florem, Flora dulcissima, semper adora,
nam velut aurora fiet tua forma decora.
Florem Flora vide, quem dum videas, mihi ride.
Florem Flora tene, tua vox cantus philomene.
Oscula des flori rubeo flos convenit ori.
Flos in pictura non es flos, immo figura;
Qui pingit florem non pingit floris odorem.

Auch ganz volksthümliche Anklänge werden laut, z. B. (Fol. 71):

Ich wil trûren varen lân,
uf die heide sulwir gân,
vil liebe gespilen mîn,
da seh wir der blumen schîn.
Ich sage dir, ich sage dir
mein geselle, chum mit mir.
Sueziu minne, raine min,
mache mir ein chrenzelin,
daz sol tragen ein stolzer man,
der wol wîben dienen chan.

ebendas. Der winder zeiget sîne chraft
den bluomen unde der weide,
zergangen ist îr groziu chraft,
daz chlaget uns diu heide.
Wê tuot în rîfe unde ouch der snê
davon stât val der gruone klê
die vogele swîgent gegen der zît,
si lebent in grozen sorgen,
durch daz der vrost in chelte gît,
des ligent si verborgen.

Hier würde man schwerlich das bekannte Spottlied suchen (Fol. 60):

Waere diu werlt alle mîn
von deme mere unze an den Rîn,
des wolt ich mich darben,
dâz diu künegîn von Engellant
läge an mînen armen!

Diese Königin von Engelland aber ist die reiche, schöne und leichtfertige Alienor von Poitou, die, 1124 geboren, auf dem Kreuzzuge von 1147 und 1148 manchem Deutschen bekannt geworden war und als Gemahlin Heinrichs II. von 1154—1204 Königin von England war!

Andere Dinge hätte Kaiser Heinrich VI. oder Konradin auch nicht besser gemacht, wie z. B. (Fol. 61) das kunstlose:

Ich bin keiser âne krône
vnd âne lant: daz meine ich an dem muot,
ern gestuont mir nie sô schône.
Wol îr libe, diu mir sanfte tuot:
daz machet mir ein vrowe guot.
ich wil îr iemêr mêre dienen
ich engesah nie wîp sô wol gemuot.

Auch die gemüthliche Schalkheit, die verblümt andeutet und gar nichts gesagt haben will, aber dennoch eine tüchtige Intention hat, Prügel auszutheilen, kommt erbaulich und leise, in Freidanks Art, angerückt (Fol. 110, 6):

Diu mucke muz sich sêre muen,
  wil si den ohsen uberluen.
Gienge ein hunt des tages tusent stunt
  ze kirchen, er ist doch ein hunt.
Ez dunket mich ein tumber sin
  swer waent den oven ubergin.
Swa ich waiz den wolwes zant,
  da wil ich hueten miner hant,
  daz er mich niht verwunde.
  Sin bizzen swirt von grunde.
Der lewe sol auch nimmer lagen,
  wellent in die hasen iagen.
Diu fliug ist, wirt der sumer haiz,
  der chuenste vogel, den ich waiz.
Der bremen hochgezît zergât,
  sô der augest ende hât.
Die chevern vliegen unverdaht,
  des vallet maniger in ein paht.
Die froesche tuent in selben schaden,
  wellent si den storchen ze hûse laden.
Die wîsen kunnen wol verstân
  waz ich tôre gesprochen hân. —

Man könnte einen wohlduftigen Strauss aus diesen Liedern binden; wie sehr verschieden diese Blumen auch an Farbe und innerem Werthe sind, ein eigenthümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, dass sie lebendiges Zeugniss geben von der Weise, in der man oft vor mehr als einem halben Jahrtausend, klagend und jubelnd sich ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein stetes Dableiben haben unter den Kindern der Menschen.

Wir sind mit der Besprechung dieser Gedichte, die das Kirchenlied sowohl, wie den Minnesang und das Volkslied in sich fassen, der historischen Reihenfolge vorausgeeilt. Von allen diesen Dingen ist kein Verfasser bekannt, es ist herrenloses Gut, das zusammengetragen wurde, ein Schatz poetischer Opferpfennige, der sich glücklicher Weise auf uns vererbt hat. Die Carmina burana sind ebenso ein Sammelsurium wie der Tegernseer Epistolarcodex und das spätere Liederbuch der Klara Hätzlerin. Wenden wir jetzt von den unbekannten Poeten zu den guten Namen, die neben der Milchstrasse am mittelalterlichen Himmel sich glänzend hervorthun.

Wenn man ein Volk als Individuum betrachten kann, so sind die Kreuzzüge für die ganze Nation das gewesen, was die Reiselust ist in einem jungen, selbständig gewordenen Menschen. Es ist der von einer Idee durchblitzte dunkle Drang nach der weiten Ferne, es ist die selige Wanderlust in fremde Lande, mit goldenen Träumen von Abenteuern und einem noch zu findenden Glücke — das er vergeblich auswärts sucht und zurückgekehrt erst in der eigenen Heimath entdeckt.

Wie Sigfrid, der gewaltige, nachdem er die Nibelunge besiegt und den unermesslichen Schatz an edlem Gestein und rothem Golde dem finsteren Geschlechte Schilbungs abgewonnen, Land und Leute in Besitz genommen, das Gezwerge gebunden, den Drachen erschlagen und grosse Heerfahrten vollendet — sich der beglückenden Minne hingibt, die ihm „aufgeht wie das Morgenroth aus Wolken," so beginnt auch jetzt die liebliche Maienzeit und schallt auf allen Burgen und Städten aus fröhlichen, sehnenden Herzen in anmuthigen Liedern. Vom Thunersee bis zur Insel Rügen, vom adriatischen Meere bis nach Brabant ziehen sich die Strassen des altdeutschen Gesanges, überall durch Fürstenhöfe und Ritterburgen, Städte und Klöster, wo Sangesfreunde und Sänger hausen und herbergen. Die bayerischen Herzoge blieben, wie wir sehen werden, hierin nicht zurück, sie boten gerne die Hand zu einem Werke, gaben gastliches Gelass und lösten noch öfter einen der fahrenden Gesellen aus der Noth.

Man kann auch im Minnegesang eine Entwickelung unterscheiden. Zuerst ist es die Zeit der ersten Liebe, die sich leise hervorwagt, die mit den rothen Blumen erwacht und mit dem jungen Laube des Waldes grünt und mit den Vögelein der Frühlingszeit jubelt und singt; nur schüchtern und verschämt hebt sie sich an mit wenigen Tönen und sparsamen Bildern, die immer sorglich von der Natur entlehnt sind, es ist entweder der Frühling oder Sommer, der Herbst oder Winter, welche der Eingang des Liedes schildert. Weil der Frühling im Freien um die Linde den Reihen führt, so jauchzt die Minne dem Erwachen entgegen, der Liebesschmerz klagt den bunten Blumen, den singenden Vögeln, dem grünen Gras sein Leid; der Wald, der Klee, die klare Sonne, klein Waldvögelein, voraus die Frau Nachtigall, dazu Rosen und Lilien müssen des Sängers Empfindung aussprechen.

Das ist eigentlich der ganze Apparat des Minneliedes, der sich im Verlaufe gleich bleibt, aber die Leidenschaft wagt sich bald lebhafter und ungestümer hervor, das Wächterlied öffnet der schönen Freude die Thore und die jubelnde Lust und die heiterste Fröhlichkeit oder das verzagendste Leid springen daraus hervor; es ist Sommer geworden und die Sonne der Lieder steht mit Walther von der Vogelweide auf ihrer Höhe, von der ein rascher Niedergang bemerkbar. Zwar klingt bisweilen noch der alte reine Ton hervor, aber die Sinnlichkeit hat mit der Alltäglichkeit Platz genommen, der höfische Sang geht in bäuerliche Gemeinheit über, das Nackte tritt offen hervor und so sinkt denn, trotz den Bestrebungen der Besseren, da eine Schwalbe keinen Sommer macht, das Ganze mit dem veränderten Leben zur niedrigen Gewöhnlichkeit herab, die Singenden verlegen sich vom Lieben auf's Loben und da auch dieses keinen Gewinn mehr bringen will, auf's Lehren und Schelten, der Gesang erstickt unter den Händen der Spruchsprecher und Reimschmiede und nur die handwerksmässige Zunft der Meistersänger ist noch so glücklich, ihren Altenweibersommer für den früheren, längst entschwundenen Lenz zu halten.

Den Reigen des ritterlichen, höfischen Minnesanges eröffnet der von Kürenberg. Er ist überhaupt einer unserer ältesten mittelhochdeutschen Dichter; man fand es sogar wahrscheinlich, dass der Kürenberger eine Person mit dem Verfasser des Nibelungenliedes, mit dem oben genannten Meister Konrad sei.[1]) Dann müssten aber auch die Lieder, die wir jetzt unter seinem Namen besitzen, aus der Sprache des X. in die des XII. Jahrh. übertragen sein. Doch wäre es immerhin wahrscheinlich, dass der Kürenberger mit im Spiele und vielleicht

[1]) Holtzmann Untersuchungen über das Nibelungenlied. S. 76 ff. 134.

der Vorletzte gewesen, der die Hand an das grosse Lied gelegt, ehe es um 1200 zum Abschluss oder zur letzten Ueberarbeitung gekommen.

Merkwürdig ist, dass der Maler der Pariser Handschrift oder der sogenannte Manessen[1]) den Sänger in der Wechselrede mit der Geliebten darstellt und desshalb um dieses auszudrücken, beiden Personen Spruchbänder aus dem Munde gehen lässt;[2]) er muss also ein älteres Bild vor sich gehabt und copirt haben, da eine so naive Schilderung des Gespräches in der Zeit, wo diese Liedersammlung bewerkstelligt und illustrirt wurde, nicht mehr üblich war und die Sänger ihre Rollen (briefe) in den Händen hielten oder nebenan als fliegende Zettel angemalt erhielten.

Seine aus 15 kurzen Strophen bestehenden Lieder[3]) zeigen den Uebergang der epischen Dichtungsart in die lyrische und zwar durch Inhalt, Form und Behandlung, die sich oft ganz dramatisch ausspricht. Er beginnt mit dem Gespräche der Geliebten mit dem Boten: „bitt' ihn, sagt sie, dass er mir hold sei wie vordem und mahn' ihn an unsere letzte Rede von neulich" (waz wir redeten dô ich in ze jungest sach). Bald darauf hat sie über die Merker und Aufpasser zu klagen (7, 19—26), er aber tröstet und gibt ihr den Rath, ihn unter fremden Leuten gar nicht anzusehen, so wisse dann Niemand wie es mit ihnen beiden bestellt sei (10, 1—8):

sô lâ du dîniu ougen gên
an einen andern man,
son weiz doch lützel ieman
wiez undr uns zwein ist getân.

Auf der Zinne stehend hört sie nächtlicher Weile seinen Gesang und sie kennt des Kürenbergers Weise wohl; er soll sie minnen

---

[1]) Diese Sammlung der mittelhochdeutschen Dichter, welche der edle Rüdiger von Manesse (1280—1325) und sein Sohn (1296—1328) zu Zürick zusammenschreiben und mit vielen Bildern ausschmücken liess, heisst gewöhnlich nach der Familie die Manessen HS. oder nach ihrem jetzigen Aufbewahrungsorte, die Pariser HS.

[2]) Hagen: Minnesänger IV. 109. — Diese grosse, von Fr H. v. d. Hagen besorgte Ausgabe der Minnesänger, welche zu Leipzig 1838 in vier starken Quartbänden erschien, denen endlich Berlin 1856 der fünfte Band (mit Kupfertafeln) folgte, wird in der Folge immer kurzweg als Hagen MS. citirt, die römische Zahl bedeutet den Band, die arabische die Seiten, Strophen und Verszeilen stehen dann in Klammern.

[3]) Nach Wackernagels Ordnung bei Hagen MS. I. 97 und bei Haupt des Minnesangs Frühling. Leipzig 1857. Nro. II. S. 7-10. (Wir citiren in der Folge dieses Werk kurz als Hpt. II. 7—10; wobei die römische Zahl immer die dortige Reihenfolge des Dichters, die arabischen Ziffern die Seite und die Zeilen bedeuten.) Die Lieder in Kürenbergers Weise sind sämmtlich übersetzt von Simrock Lieder der Minnesinger. Elberfeld 1857, S. 39—42. (Simrock MS.)

oder das Land räumen, versetzt sie darauf; da ruft er dem Knappen sein Ross und Eisengewand zu bringen, offenbart ihr, dass er Nachts an ihrem Bette gestanden, ohne sie zu wecken, wesshalb sie ihn schilt, weil sie doch kein wilder Eber (bêr) zu sein glaubt; er aber spottet: ein Weib und ein Federspiel würden leicht zahm und kirre — und reitet von dannen; die Arme denkt weinend jedoch immer an ihren Gesellen, von dem sie nur die Lügner geschieden; in ihrer traurigen Einsamkeit verwelkt ihre Farbe, wie einem Röslein geschieht, das vom Strauch (dorn) gerissen:

Swenne ich stân aleine
in mînem hemde (= tunika, Rock),
und ich gedenke ane dich,
ritter edele,
so erbliuget sich mîn varwe
als rôse ân dorne tuot,
und gewinnet mir daz herze
vil manegen trûrigen muot.

In ihrem Schmerze macht sie sich Luft mit einem ganz reizenden Liede, worin sie den Vergleich aus dem Vorwurfe des Geliebten selbst nimmt. Einleitend mit der schweren Erfahrung, dass ihr das, was sie am liebsten möchte, nie zu theil werde, gebraucht sie das Bild von einem Falken, den sie über ein Jahr lang gezähmt hat, das ist ein edler Mann, dem es vielleicht früher übel ging, dem sie das Gefieder wohl mit Golde bewand; da hob er sich viel hohe — und ging davon. Seitdem sah sie ihn noch einmal, er führte noch die seidenen Riemen am Fusse und sein Gefieder, sein Gewand war noch golden und schön — da bricht sie aber schnell ab mit dem Wunsche, dass Gott Alle zusammensende, die gut beisammen wären!

Er hât mir an dem herzen
vil dicke wê getân
daz mich des geluste
des ich nicht mochte hân
noch niemer mac gewinnen.
daz ist schedelîch.
jon mein ich golt noch silber:
ez ist den liuten gelîch. —
Ich zôch mir einen valken
mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete
als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere
mit golte wol bewant,

Er hat mir im Herzen
gar manchmal weh gethan,
Dass mich des gelüstete
was mir nicht werden kann
Und was ich nie gewinne;
der Schade, der ist gross.
Nicht mein' ich Gold und Silber,
von den Leuten rede ich bloss. ——
Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Als ich ihn nun gezähmet
nach meinem Willen gar
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl bewand:

er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant. Sit sach ich den valken schône fliegen: er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen, und was im sîn gevidere alrôt guldîn. got sende si zesamene die gerne geliebe wellen sîn.	Da hob er sich viel hohe und flog in andere Land'. Seit sah ich wieder den Falken, stolz war sein Flug und hoch. Er führte an seinem Fusse die seidenen Riemen noch, Auch war ihm sein Gefieder noch überall voll Gold: Gott sende die zusammen die sich lieb sind und hold.

Ich gestehe, dass ich diesen Klagegesang der verschmähten und verlorenen Liebe nie ohne die grösste Rührung lesen konnte; wie edel und gross der Dichter hier eine hohe Frauenseele geschildert hat! und ihren gerechten Schmerz über die Undankbarkeit des Treulosen, dem sie, wie nur leise bildlich angedeutet ist, so viel Gutes gethan und aufgeholfen hatte, dass es ihm später noch gut ging, als er sie schon lange verlassen hatte. Die Zartheit des Ganzen erinnert, abgesehen von dem gebrauchten Bilde des Falken (denn ein solches Kriterium wäre allein zu unstatthaft), an den Nibelungendichter, der mit sparsamer Kunst und mit den wenigsten Zügen doch in herzinnigster Weise die Frauen zu schildern weiss; das Lied ist wie ein Klagesang der Frau Brunhilde, auf welche übrigens die ganze Situation trefflich passt. Denn Sigfrid war zuerst auf dem Isensteine gewesen und hatte die schöne Walkürenjungfrau geminnt, sie dann verlassen; das Wiedersehen des alten Geliebten im Gefolge des brautwerbenden Königs Gunther mag ihr den Jammerruf erpressen. Es ist das nur ein Einfall und der lyrische Ausdruck so allgemein wie möglich, doch ist so eine Vermuthung nicht gerade unzulässig, man könnte sogar weiter gehen und das Stück für eine Ballade halten, die sich aus dem grossen Cyclus abgelöst hat; die Unwahrscheinlichkeit verschwindet, wenn man den Dichter mit dem Nibelungensänger in eine Person zusammengebracht hat. Man wagte den undankbaren Versuch, die ältesten Lieder aus den Nibelungen herauszuarbeiten, sollte es dann so unerlaubt sein, dem grossen Epos ein Lied wieder zuführen zu wollen, zumal an einer Stelle, die gerade durch ihre Lückenhaftigkeit beweist, wie viel von der alten Composition ausgefallen sein muss. — Auch die Form ist sehr lehrreich. Die epische Stanze, die auch der (fragliche) Kaiser Heinrich VI. (1191 — 97) durch innere Reime gebrochen hat, ist hier nur durch Einschnitte getheilt und dazu ist die schliessende Halbzeile durch einen Fuss, wie im Nibelungenliede verlängert. Diese „Kürenberger Weise," welche in dem genannten Epos noch bisweilen als Ueberlieferung erscheint, zeigt deutlich, wie dieses und andere verwandte Heldenlieder

vor ihrer Erneuerung und weiteren Ausbildung am Ende des XII. Jahrh. ausgesehen haben mögen.

Man hat im Kürenberger den ritterlichen Spielmann Volker von Alzey finden wollen: seine Heimath liegt uns aber näher, man braucht sie nicht am Rheine zu suchen, sie findet sich an der Donau. [1]) Der Kürnberg ist ein Waldgebirge, eine Stunde westlich von Linz, das steil gegen die Donau abfällt und auf einer seiner Spitzen die Trümmer einer Burg trägt. Hier waren die Herren von Kürnberg sesshaft, die schon vor der Trennung Oesterreichs von Bayern erscheinen und zwar in einem Passauer Saalbuch vom Jahre 1140 und in einer Salzburger Urkunde von 1150.

Ein anderer dieser Sänger, der auch nach Bayern gehört, ist Herr Dietmar von Eist. Der wahre Sachverhalt mit diesem Dichter wäre unerklärbar, wenn man an der von Lachmann aufgestellten Behauptung festhalten wollte, dass kein Lied unserer Minnesänger über das Jahr 1170 hinaufreiche. Doch scheint gerade unser Dietmar wie gemacht dazu, die Lachmann'sche Conjectur als einen blossen Einfall umzustossen. Denn Dietmar von Eist steht schon 1142 im Schenkungsbuch der Propstei Berchtesgaden, ferner 1143 und 1148, im Jahre 1159 in einer Urkunde des Bischof Konrad von Passau, und im J. 1170 im Saalbuch des Klosters Adersbach; ein Jahr darauf war er bereits hochbetagt gestorben und zwar wahrscheinlich kinderlos, da seine nicht unbeträchtlichen Besitzungen an seine Schwester Sophia, die an einen Engilbert von Schonheringen vermählt war, übergingen.[2]) Wenn man also nicht annehmen will, er habe noch aus dem Grabe gesungen, so bleibt nichts Anderes übrig, als entweder zuzugeben, dass unsere Lyrik über 1170 hinaufreicht, oder zu beweisen, dass alle unter Dietmars Namen überlieferten Lieder diesem fälschlich unterschoben wären. Da sich aber (wie auch M. Hpt. herausfühlt) unter diesen absonderlich drei durch ihre alterthümliche Form auszeichnen, so ist jene von Lachmann so willkürlich gezogene Schranke bereits durchbrochen. Das erste dieser Lieder lautet (33, 15 ff.): [3])

---

[1]) Vgl. Karajan's Mittheilungen bei Hpt. 229.

[2]) Hpt. S. 215 u. 246, vgl. dazu Pfeiffer Germania III. 505 — Die Stammburg der Herren von Eist lag in der Riedmark auf einem Berge zwischen Ried und Wartberg, der noch jetzt den Namen Altaist trägt.

[3]) Nach Simrock MS. S. 46:
Ahi, nun kommt die schöne Zeit, der kleinen Vögelein Gesang,
Es grünet wohl die Linde breit, vergangen ist der Winter lang.
Nun sieht man Blumen wohlgethan, an der Haide üben sie den Schein,
Davon wird manches Herz erfreut: so sollt auch meins getröstet sein.

Ahî nu kumet uns diu zît, der kleinen vogellîne sanc.
ez gruonet wol diu linde breit, zergangen ist der winter lanc.
nu siht man bluomen wol getân üeben an der heide ir schîn.
des wirt vil manic herze frô: des selben troestet sich daz mîn.
Uf der linden óbené dâ sanc ein kleinez vogellîn.
vor dem walde wart ez lût: dô huop sich aber daz herze mîn
an eine stat da'z ê dâ was. ich sach die rôsebluomen stân:
die manent mich der gedanke vil die ich hin zeiner frouwen hân.
Ich bin dir lange holt gewesen, frouwe biderbe unde guot.
wie wol ich daz bestatet hân! du hâst getiuret mir den muot.
swaz ich dîn bezzer worden sî, ze heile müez es mir ergân.
machestu daz ende guot, sô hâst duz allez wol getân.
„Ez dunket mich wol tûsent jâr daz ich an liebes arme lac.
sunder âne mîne schult fremedet er mich manegen tac.
sît ich bluomen niht ensach noch enhôrte der vogel sanc,
sît was mir mîn fröide kurz und ouch der jâmer alze lanc.“ —

Die Unruhe der Minne drückt sich in einem Wechselgespräche aus: wenn die ganze Welt schläft, so lässt dem Dichter doch die Sehnsucht nach seiner Schönen keine Ruhe (sô al diu werlt ruowe hât, sô mag ich eine entlâfen niet. daz kumet von einer frouwen schoene. 32, 9. 10); er sendet also den Boten zu ihr und lässt dem schönen Weibe sagen, wie es ihm „âne mâze wê tuot“ dass er sie so lange meide; darauf lässt sie zurücksagen: er möge sich's nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen, es gehe ihr aber auch nicht besser. — Das Warten macht das Minnerlein ungeduldig, er verzweifelt, ob er das Ziel seiner Wünsche auch erreiche und glaubt in jungen Jahren sterben zu müssen (34, 23 ff.):

ein rehtiu liebe mich betwanc
daz ich ir gap daz herze mîn:
des werdent mir diu jâr sô lanc,
sol ich von der gescheiden sîn:

Oben auf der Linde Zweig sang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde ward es laut: Da winkte mir das Herze mein
An einen Ort, wo ich einst war: ich sah da Rosenblumen stehn:
Die mahnten der Gedanken mich zu einer Frauen ausersehn.
Ich war dir lange Jahre hold, du meine edle Herrin gut,
Wie war das wohl an dich gewandt! geedelt hast du mir den Muth.
Was ich gebessert ward durch dich, das müsse mir zum Heil ergehn,
Und machst du noch das Ende gut, so ist mir wohl an dir geschehn.
„Es dünket mich wohl tausend Jahr, dass ich an Liebes Arme lag,
Gänzlich ohne meine Schuld meidet er mich manchen Tag.
Seit ich Blumen nicht mehr sah, noch hörte kleiner Vögel Sang,
War alle meine Freude kurz, dabei der Jammer allzulang.“

des waen mîn leben niht lange stê.
ich verdirbe in kurzen tagen:
mir tuot ein scheiden alsô wê!

Sie hat ihm das Herz aus dem Leibe genommen, was ihm früher, so viel er auch Frauen sah, nie begegnete; was er vordem für Freude hielt, ist gegen diese Minne „ein krankiu wunne“ (35, 8). — Dagegen klagt dann wieder die Verehrte, dass die Welt nach altem Brauch ihr übel mitspiele: „diu werlt noch ir alten site an mir begât mit nîde“ (36, 5); sie wollen, dass den besten Freund sie meide. Endlich aber hat er sie umfangen: da steht ihm das Herz in Freuden! Die Welt hatte nie ein schöneres Weib, ruft er glückselig aus, Der uns Alle werden hiess hat an ihr nichts vergessen; sie ist „leides ende und liebes trôst und aller fröide ein wünne! (36, 32.)

Darauf folgt (37, 4) wieder eine Ballade oder ein Genrebildchen im älteren Style:

Ez stuont ein frouwe alleine,	Eine Frau stand alleine
und warte uber haide,	Und blickte über die Haide,
unde warte ir liebe.	Und blickte nach dem Lieben;
só gesach si valken fliegen.	Da sah sie Falken fliegen:
„sô wol dir, valke, daz du bist!	„So wohl dir, Falke, dass du bist!
du fliugest swar dir liep ist:	Du fliegst wohin dir lieb ist.
du erkiusest in dem walde	Du suchst dir in dem Walde
einn boum, der dir gevalle.	Einen Baum, der dir gefalle.
also hân ouch ich getân:	Also hab' auch ich gethan:
ich erkôs mir selbe man:	Ich ersah mir einen Mann,
den welten mîniu ougen.	Den erwählten meine Augen;
daz nîdent schoene frouwen.	Das neiden andre Frauen.
owê wan lânt si mir mîn liep?	O weh, so lasst mir doch mein Lieb:
jo engerte ich ir deheiner trûtes niet.“	Ich stellte ja nach eueren Liebsten nicht.“

In der Folge wird sie sogar etwas eifersüchtig (37, 18 ff.):

Sô wê dir, sumerwunne!	„So weh dir, Sommerwonne!
daz vogelsanc ist geswunden:	Der Vogelsang ist geschwunden,
als ist der linden ir loup.	Also ist der Lind ihr Laub.
jârlanc mir truobent ouch	Künftig trüben sich mir auch
mîniu wol stênden ougen.	Meine Augen, die klaren.
mîn trût, du solt gelouben	Mein Lieb, du sollst dich wahren
dich anderre wîbe:	Vor allen anderen Weibern:
wan, helt, die solt du mîden.	Die sollst du, Held, vermeiden.
dô du mich êrst saehe,	Als du zuerst mich hast gesehn,
dô dûhte ich dich, zewâre,	Da deucht ich dich, willst du's gestehn,
sô rehte minneclîch getân:	Geschaffen also minniglich:
des man ich dich, lieber man!“	Lieber Mann, dess mahn' ich dich!“

Endlich kam es an ein Ende, darnach sein Herze rang, er wurde ihr unterthan, wie das Schiff dem Steuermann bei spiegelglatter See (swenne der wâc sîn ünde alsô gar gelâzen hât) sô hôh ôwî! ruft er jubelnd aus; nun wird ihr die winterlange Nacht endlich kurz und ihm geht ihre Schöne auf wie der Sonne Schein.

Das dritte von den seltsamen Liedern, die unbestritten zu den ältesten gehören, die uns überkommen sind, könnte beinahe als Vorläufer der Wächterlieder betrachtet werden, insoferne hier die Frau selbst das Weckeramt übernommen hat über ihren Herzenstraut („friedel“ = Freund, Geliebter, gleichbedeutend als Schmeichelname mit dem schönen „helt“) S. 39, 18 ff.: [1])

„Slâfest du, mîn friedel?
wan wecket unsich leider schiere.
ein vogellîn sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.“
„Ich war vil sanfte entlâfen:
nu rüefestu kint Wâfen wâfen!
liep âne leit mac niht gesin.
swaz du gebiutst, daz leiste ich, friundin mîn.“
Die frouwe begunde weinen.
„du rîtest hinne und lâst mich einen.
wenn wilt du wider her?
owê du füerest mîne fröide dar.“ —

Unerklärbar ist das in der Weingartner Handschrift eingemalte Bild, welches in dem Manessencodex noch weiter ausgeführt ist.[2]) Eine hofelich gekleidete Frau mit wallenden Haaren, ein Bräckelein auf dem Arme, tritt aus ihrem Schlosse, um mit einem Kaufmann zu kramen, der eben angelangt sein mag und seine Waaren ausgelegt hat. Sein Maulthier trägt einen Köcher mit Gabiloten, über einer Stange hat er seltsam gestaltete Taschen, Bürsten, Gürtel, einen grossen Ring und

---

[1]) Simrock 45: „Schläfst du noch, mein Leben?
Es ist wohl Zeit uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an.“
„„Ich schlief so sanft, dein Wecken
So eilig, ist mir, Kind, ein Schrecken.
Lieb ohne Leid mag nimmer sein:
Was du gebietest, leist' ich, Freundin mein.““
Die Frau begann zu weinen:
„Du reitest, lässest mich alleine.
Wann kommst du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst du fort mit dir.“ —

[2]) Hagen V. 223 ff. u. Taf. XIII.

allerlei andere unerkennbare Handelsartikel aufgehängt, sie ist im Begriff einen perlengestickten Gürtel einzuhandeln, wozu er ihr eine viereckige Schnalle ohne Dorn bietet. Der Krämer ist ein kurzlockiger Jüngling, mit einem breitkrempigen Judenhute, er trägt einen Mantel über dem enggegürteten Aermelrock; so erscheint er ganz als umziehender Kramer, nur der Wappenschild darüber bezeichnet den Ritter. Da sich in Dietmar's Gedichten gar kein Anlass zu solch einer Illustration findet, so bliebe die Sache unverständlich, wenn man nicht annehmen könnte, dass an den beiden Handschriften mehrere Hände gearbeitet haben. Jedenfalls hat die Weingartner Handschrift ein Anderer geschrieben und ein Anderer mit Bildern ausgeschmückt; der Maler, der vielleicht von den Liedern nicht mehr wusste, als ihm der Auftraggeber daraus mittheilte, irrte sich in den Blättern und setzte hieher sein, für den später folgenden Brennenberger componirtes Bild, denn diesen erblicke ich in dem Bilde, wie er in verkappter Gestalt der schönen Königin von Frankreich seine Waaren anbietet. Der Maler der Manessen aber kannte die Weingartner HS. und copirte unbekümmert, wie denn gerade dieser Illustrateur sich die grössten Freiheiten herauszunehmen wagte und namentlich in heraldischen Dingen mit unverzeihlicher Sorglosigkeit nach Belieben verfuhr.

Ihm zunächst erscheint Herr Meinloh von Sevelingen. Die edlen Herren von Sevelingen (heute Söflingen oder Seflingen) bei Ulm gehörten zu den Dienstmannen der Grafen von Dillingen; ein Meinloh von Sevelingen, vielleicht der Sohn oder Enkel unseres Dichters, erscheint 1237 — 40 in Urkunden als Truchsess (dapifer et miles) des genannten Grafengeschlechtes.[1]) Die Familie aber muss bald ausgestorben sein, weil schon in der Mitte des XIII. Jahrh. die Burg Sevelingen an das Kloster der kurz erst entstandenen Elisabethinerinnen kam. Das Wappen derer von Sevelingen zeigt drei Löwenköpfe mit goldenen Kronen im schwarzen Feld. Das Bild in den Manessen stellt den Dichter als reichen Jüngling dar, wie er seine Lieder in einer Rolle (briefe) einem edlen Fräulein überbringt und entspricht ganz dem ruhigen Inhalte der diesem Dichter zugetheilten zwölf Strophen,[2]) die eine höchst einfache Liebesgeschichte wiederspiegeln: Da der Dichter das Lob der schönen Frau hört, so fährt er nach ihr aus und findet seine Erwartungen übertroffen; er hält es der Aufpasser und Merker wegen

---

[1]) Hpt. 231. Von diesem Meinloh wissen wir auch, dass er im Jahre 1240 dem Abte Richard von Kaisheim eine enorme Portion Käse und zwar um 20 Mark Silbers verkauft habe.

[2]) Hagen I. 219 u. 220. IV. 156 ff. Hpt. III. 11—15. Simrock 48.

(über die alle diese Dichter anfänglich zu klagen haben) für unklug, lange um ein Weib zu werben; er hat sie zu der Seinen erwählt und sie gefällt ihm so wohl, dass er sogar, wenn er unterdessen sterben müsste und dann wieder lebendig würde, doch um sie würbe (Hpt. 13, 1 — 13):

Ich bin holt einer frouwen:
ich weiz vil wol umbe waz.
sît ich ir gunde dienen,
si geviel mir ie baz und ie baz.
ie lieber und ie lie lieber
sô ist si zallen zîten mir,
ie schoener und ie schoener:
vil wol gevallet si mir.
sist saelic zallen êren,
der besten tugende pfliget ir lîp.
sturbe ich nâch ir minne,
und wurde ich danne lebende,
so wurbe ich aber umb daz wîp.

Die Frau dagegen klagt, dass die Merker schon wissen, dass sie seine Freundin sei und ihr das ärgste nachreden, würden ihr aber auch die Augen ausgestochen, ihre Sinne könnten ihr doch zu keinem anderen Manne rathen, der zwar noch etwas jung sei, doch gebe es andere Frauen, die sie desshalb beneiden; die ihn durch ihre Schuld verloren, sollten nach Belieben darüber trauern. Nach einer kleinen Episode scheint sich beider Wille gut gefügt zu haben. — Meinloh ist in seiner uralten Kunstlosigkeit, die ihn auch der Form nach dem Kürenberger gesellt, ebenso in seiner ruhigen, immerhin aber doch etwas dialectischen Bescheidenheit, sehr liebenswürdig.

In der weiteren Reihenfolge treffen wir auf den Burggrafen von Rietenburg. Das gleichnamige Stammschloss bei Kellheim an der Altmühl liegt längst in Trümmern. Das Geschlecht, das ehedem darin hauste, reicht weit hinauf. Von dem Grafen Babo mit seinem fabelhaften Ehesegen, der acht Mägdelein und dreissig oder gar zweiunddreissig Söhne gewann (welch letztere er alle dem Kaiser Heinrich I. darstellte) sang noch zu Aventins Zeiten das Volkslied. Unter ihren Nachkommen haben die Grafen Heinrich und Otto (um 1179), mit welch' Letzterem der Stamm erlosch, auf die unter diesem Namen überlieferten wenigen Strophen Anspruch. [1])

[1]) Hagen I. 218. IV. 155—56. Hpt. V. 18 ff.

Das Wappen der Rietenburger ist: in silbernem Schilde ein schwarzer Schrägbalken, von drei rothen Rosen mit silbernen Butzen begleitet; das Kleinod: ein geschlossener silberner Flug mit dem schwarzen Schrägbalken und den drei Rosen wie im Schilde.[1]) Dasselbe entspricht so ziemlich dem in den Manessen gemalten; das Bild dazu stellt die herkömmliche Sendung des Liedes durch einen Boten dar; der Graf, in rothem Mantel und blauer Niederwatt sitzt, die eine Hand aufs Schwert gestützt, in der anderen Hand eine Schriftrolle, welche ein Garzun, mit kurzem Jagdmesser an der Seite, von ihm empfängt.

Der arme Herr hat, wenigstens nach seinen Liedern zu schliessen, viel Ungemach erlebt. Erst stund ihm sein Gemüthe nie so hoch, als da er erfuhr, dass er ihr zu Hulden gedient (18, 13):

ich fürhte niht ir aller drô,
sît si wil daz ich sî frô;

er hörte ein Maere, dass Minne der allerbeste Trost sei, eine wahre Seligkeit, die niemals eine schimpfliche Strafe nach sich bringe; ganz standesherrlich drückt er sich hierüber aus, dass die Minne nie „harnschar erkôs.“[2]) Unter Harmschar ist keine bestimmte Strafe zu denken, das Wort kann von jeder gelten, obgleich es die Strafe vornehmer und edler Männer war, die wegen Verletzung des Lehenrechtes mit Sattel- und Hundetragen belegt werden konnten;[3]) die Minne aber hat unser Burggrafe als ein Lehen von der Geliebten ertheilt, betrachtet. — Die Zeiten ändern sich, die Huldin will ihn auf die Probe stellen und er freut sich darüber, dass er nun wie das Gold in der Gluth sich bewähren könne (19, 17), es muss ihm aber doch zu viel geworden sein, denn er fährt von dannen und sie will nichts mehr von ihm wissen.

Seine Lieder, die reine Reime haben, aber ungleich gemessen sind, haben eine gewisse Nüchternheit, kaum dass die „nahtegal“ und die rothen Blumen etwas conventionell hereinsehen können.

Aus dem Umstande, dass der Spervogel bei ihnen gastete, könnte man annehmen, dass diese Burggrafen den fahrenden Sängern geneigt waren und freundliche Herberge boten.[4]) Wir begegnen ihnen noch einmal und zwar unter dem Titel eines Burggrafen von Re-

---

[1]) Siebmacher II. 10. Nro. 4.

[2]) Ich hôrte wîlent sagen ein maere,
daz ist mîn aller bester trôst;
wie minne ein saelekeit waere
unde harnschar nie erkôs. (18, 25 ff.)

[3]) Grimm Rechtsalterthümer. S. 681.

[4]) Hpt. 25, 28 und S 237.

gensburg,[1]) der höchst wahrscheinlich mit dem vorhergehenden ein und dieselbe Person sein könnte; zum mindesten stammen der Burggrafe von Regensburg und der von Rietenburg aus gleicher Familie, denn Regensburg war ein Lehen des Bayernherzoges, welches die von Rietenburg bis zu ihrem Erlöschen trugen. Dass ihnen verschiedene Wappen beigemalt sind, darf nicht beirren, denn als Regensburger Burggraf führt er hier mit Recht das Wappen der Stadt: die silbernen Schlüssel im rothen Felde, als solcher hat er auch „daz fridgericht und daz schulthaizampt;“ in der Ausübung dieser Rechte sitzt er in der Pariser HS. abgemalt auf dem Throne, hinter ihm stehen zwei Knappen als Schwerthalter und vor ihm sind mehrere Leute, die sich Recht sprechen lassen. Im Ausgange des XII. Jahrh. gibt es drei burggräfliche Brüder von Rietenburg, die Söhne des Landgrafen Otto IV., von denen einem Namens Heinrich († 1184) diese beiden Lieder zugesprochen werden. Sie sind sehr einfach, in der bekannten Form und mit dem stereotypen Inhalt: Wechselrede der Geliebten mit ihrem Ritter, herzliches Gedenken ihres minniglichen „umbevangen,“ Klage über unberufene Aufpasser und sehnendes Weh über „unsenftez scheiden.“ —

Kaum ein Bayer, aber daselbst zeitweise wohlbekannt, ist der räthselhafte Spervogel, ein Meister der Spruchweisheit. Ob nun dieses der wirkliche Name des Dichters, oder ob er nicht etwa nur daher entnommen ist, weil der Dichter sich in einem Spruche auf seinen Gesellen Spervogel bezieht, neben welchem jedoch auch ein Hergêrê erscheint, welchen Simrock (S. 61) als Heriger zu Ehren gebracht hat, ist ein nicht zu entwirrender Knäuel; dazu kommt noch die Malerei in den Manessen, wo der Dichter abgebildet ist mit einem Speer in der Hand, an welchem viele Vögel stecken. Wer er nun auch sei, so viel ist gewiss, dieser kluge wortweise Mann trieb sich in Bayern um, er kann am Hofe der Rietenburger Grafen und zu Gräfensteinberg (bei Gunzenhausen) beim milden guten Wernhart auf Steinberg gefunden werden, welch letzterer all sein Gut hingab, wie einst Rüdiger, der so ruhmvoll zu Bechelaren sass und der Mark hütete. Auch bei dem Grafen von Oettingen,[2]) dem würdigen Erben der Steinberger, muss Spervogel mit seinem unsichtbaren Heriger gegartet haben, der eine ähnliche Persönlichkeit war und auf historische Existenz vielleicht mehr Anrecht hat, als der bilderwitzige Name des Spervogel.

---

[1]) Hagen I. 171. IV. 480—84. Hpt. 16 u. 232.
[2]) Hpt. 25, 24 ff.

Der unter diesem Namen verkappte Spruchdichter muss weit herumgekommen sein, er kennt auch die Heldensage von den Nibelungen so gut wie vom Froute von Dänemark; seine Sprüche sind jedoch immer aus dem ländlichen und häuslichen Leben genommen, von zahmen und wilden Thieren, einzelne Züge oder kleine Parabeln sind ganz im Geiste der alten mährchenhaften Thiersage z. B. vom Wolf wie er des Schachspieles vergass als ein Widder dazu kam, wie er in das Kloster ging und die Schafe hüten sollte, sie aber würgte und dann des Pfaffen Rüden beschuldigte (Hpt. 27, 27 ff.), wie zwei Hunde um ein Bein stritten und der schwächere knurrend den anderen es nagen sah (28, 6). Sehr merkwürdig ist eine andere Stelle, wo der Dichter in Bezug auf seine Kunst das Gleichniss gebraucht, dass die Maler durch Carricaturen übel gelungener Bilder mit Recht zu besseren Werken anreizen; [1]) wessen Malz aber (fährt er in der Nutzanwendung fort) erst noch auf der Darre liegt „der lobe mein Bier, bis er sieht, wie ihm seine Würze gerathe.“ — Die Kunstgeschichte erhält daraus einen bisher noch nicht beachteten Fingerzeig über diese frühe und eigene Art von Zerr- und Fratzenbildern, dazu ist durch das angehängte Beispiel der Boden angedeutet, worauf der Dichter damals sich bewegt haben mag: das gute Hopfen- und Bierland an der Donau.

Vom Endilhart von Adelburg oder Adelnburg ist nur durch eine einzige Handschrift ein kurzes Lied und eine Strophe erhalten, in welch letzterer sein scrupulöses Gewissen zum komischen Ausdruck kommt: ob das wohl der Seele schade, wenn ein werther Leib mit Treuen um ein Weib wirbt, wie noch Mancher thut? Ich möchte wohl einen Eid darauf ablegen, dass es gut wäre; erregt es aber die Ungnade des Himmels (ist aber ez ze himele zorn), so kommen die Bösen alle dahin und die Biderben sind gar verloren. Sonach erscheint es ihm doch das Beste, sich einer Frau zu ergeben, die er bittend und grüssend anspricht (Hpt. 148, 9—16):

Saelden fruht, der ougen süeze,
gunet mir der arebeit

---

[1]) Entwerfen ist ein spaeher list,
da hoeret spotten zuo,
al nâch der ougen spehen;
ich waene, reht der maler ist,
ob einer misseluo,
daz ez die andern sehen
und spottens, niht dur minnen haz
er schepfe sîniu bilde baz.
swer malzes pfligt, die wîle ez ligt dur derren ûf dem slâte,
der lobe mîn bier, unz er besehe, wie im sîn wuerze gerâte.
Hagen II. 375. Str. 3, 2.

daz ich, frowe, iu dienen müeze.
daz wirt mir ein saelikeit.
ich wil iemer dur iuch êren
elliu wîp.
nieman kan mîn leit verkêren
âne got wan iuwer lîp.

Lange wollte sich der Dichter nirgends urkundlich auffinden lassen, endlich gelang es, selben in dem Engilhart von Adelenburc zu entdecken, der zur Zeit des Abtes Regenbote von Weihenstephan (1174—82) einen Kauf bezeugt; im J. 1200 kommt er in einer Urkunde des Markgrafen Berhtold von Vohburg für das Kloster Reichenbach vor; im J. 1202 in einer Urkunde für Waldsassen und noch im September 1230 treffen wir ihn im Lager bei Anagni, eine Urkunde Kaiser Friederich II. bezeugend. [1])

Die beiden Dichter Hartwic von Rute und Bligger von Steinach können nur dem Namen nach erwähnt werden. Die Familie des Ersteren findet sich schon vor der Mitte des XII. Jahrh. in Tegernseer und Salzburger Saalbüchern, [2]) unser Dichter scheint jedoch ein wenig später zu sein; die wenigen Lieder [3]) zeigen ihn ganz unsinnig verliebt (sô mich der minnende unsin ane gêt. 117, 33). Bligger von Steinach ist aus der Oberpfalz, wo er urkundlich von 1184—98 erscheint, [4]) also in einer Zeit, wo das Land noch nicht zu Bayern gehörte. Von ihm ist auch das epische Gedicht „der umbehang" (Teppich) und zwar vor 1207 gedichtet. [5])

Die Heidelberger-, Weingartner- und Pariser Handschrift, dazu die des alten Parcival in München, liefern zusammen acht Lieder Wolframs von Eschenbach. Es sind grösstentheils Tage- und Wächterlieder, als deren Erfinder Wolfram gelten muss, wenn auch Aehnliches bereits bei den Provenzalen nachweisbar üblich gewesen sein mag. Sein Eigenthum wenigstens bleibt es, dass der Hüter den Liebenden auf der Zinne wacht, wenn auch das morgendliche Scheiden schon vor Wolfram in Deutschland gesungen ward.

---

[1]) Hpt. S. 287. (Hagen IV. 254.)

[2]) Ein Hartwic de Route im Tegernseer Saalbuch unter Abt Konrad (1134—1155), im Saalbuch zu Weihenstephan unter Abt Günther (1147—56), im Saalbuch von St. Peter zu Salzburg unter Abt Balderich († 1147), im Saalbuch von Baumburg um 1150. Hpt. S. 276.

[3]) Hpt. XV. 116 u. 117.

[4]) Hpt. XVI. 118 u. 119 u. 277. Hagen Nro. 58. (s. Wappen ist eine Harfe.)

[5]) Pfeiffer Zur deutschen Lit. Gesch. 1855. 1—28 u. Germania II. 502.

Es herrschte nämlich im minniglichen Leben damals die Sitte, dass die Fraue dem in ihrem Dienste befindlichen Ritter zuweilen eine Nacht in ihren Armen gewährte, wenn er sich eidlich verpflichtete, sich nichts weiter als einen Kuss zu erlauben.[1]) Zwar mag es zum öfteren vorgekommen sein, dass so ein Ritter auch eidbrüchig wurde gegen die tugendlichen Gesetze seiner Dame, im Ganzen aber muss der Brauch lange Zeit in grosser Reinheit geübt worden sein, denn das, was damals höfischer Ton war, hat sich bei unserem Landvolk und noch mehr in Steiermark und Tirol zum Aergerniss der Geistlichkeit bis auf den heutigen Tag erhalten, und die Erfahrung lehrt, dass die meisten dieser Besuche, wenigstens in manchen Gegenden, in allen Ehren ablaufen. Dazu waren, damit die Aufpasser und Merker nichts gewahren und den Leumund der Frau nicht verderben könnten, treue Wächter nöthig, die beim ersten Grauen des Tages die Glücklichen weckten, auf dass der Begünstigte noch im Dämmerlichte unbemerkt sich von dannen zu heben vermochte. Sobald nun die mittelalterliche Poesie sich der Liebe zuwandte, konnte die Entdeckung dieser anmuthigen Situation nicht ausbleiben und die Lyrik ergriff die Gelegenheit mit ihren lieblichsten und feurigsten Tönen.

Diese Lieder sind dem ganzen Sachverhalte nach von äusserster Realistik; was das Sängerlein vielleicht im minniglichen Kreise als seines Herzens innerste Empfindung nicht gesungen hätte, wagt sich da in anscheinender Objectivität und oft sogar in episch erzählender oder fast dramatisch vorschreitender Weise heraus. Wenn Levin Schücking ganz treffend von Gottfrieds „Tristan“ sagt, er führe „auf schmalem Pfade durch nackte Seltsamkeiten,“ so ist in den Wächter- und Tageliedern die Grenze auch nicht enger gezogen. Davon zeigt gleich das erste Lied Wolframs, das uns das ganze Treiben lebendig vorführt:[2])

Den Morgenblick bei Wächters Sang ersah eine Frau, da sie traut an ihres werthen Freundes Arme lag; davon verlor sie viel süsser Freuden. Ihre Augen wurden nass. Sie sprach: „O wehe Tag! Wild und zahm freut sich deiner und sieht dich gerne, ich aber nicht; wie soll es mir ergehen! Nun kann nicht länger bei mir bestehen mein Freund: den jaget von mir dein Schein!“ Mit Kraft drang der Tag durch die Fenster, die Läden waren geschlossen; doch half es nicht. Dess ward ihnen Sorge kund. Die Freundin den Freund fest an sich zwang, ihre Augen die begossen beider Wangen. So sprach zu ihm ihr Mund: „Zwei Herze und einen Leib haben wir gar ungeschieden, unsere

---

[1]) Vgl. Weinhold Die deutschen Frauen. S. 174 ff.
[2]) Lachmann Wolfram von Eschenbach. S. 3.

Treue fährt miteinander, der grossen Liebe bin ich gar verhert, wann so du kommst und ich zu dir!" Der traurige Mann nahm Urlaub also bald. Sie rückten näher. Weinende Augen, süssen Frauenkuss beschien der Tag. Das wär' ein Anblick für einen Maler (ruft der Dichter): „ir munde, ir brüste, ir arm, ir blankiu bein." Ihr beider Liebe trug viele Sorgen. Sie pflagen Minne „ân allen haz." — Die Stelle ist auch für die Geschichte der Kunst von Belang, schon im Parcival hat Wolfram die Maler von Köln und Mastrich genannt;[1]) solch einem „Schilter" meint er mit ächtem Künstlerblick,[2]) müsste so eine Gruppe malenswerth erscheinen! Und wirklich musste schon damals dergleichen Genre existirt haben, denn noch vor dem Jahre 1250 klagte Albertus Magnus [3]) bitter über solche, die in ihren Zimmern unehrbare Bilder, Tanzende u. dgl. haben.

Mit grossem gewaltigen Wurfe beginnt ein anderes; „Seine Klauen hat der Tag durch die Wolken geschlagen,[4]) er steigt auf mit grosser Kraft," singt der treue Wächter auf der Zinne. Er sehe ihn täglich so kommen, setzt er bei, den Tag, der den werthen Mann, den ich heimlich einliess, der Gesellschaft entwenden will. Diese leise Mahnung hat die Frau darinnen gehört und entgegnet: „Wächter, du singst, was mir manche Freude nimmt und meine Klage mehret; täglich bringst du mir immer vor dem Morgen Märe, die mich wenig freut, die könntest du mir wohl verschweigen, das gebiet' ich dir bei deiner Treue und lohne es dir, so gut ich kann: so bleibet hier, mein Geselle." — Aber der Wächter mahnt: „Er muss von hinnen balde und ohne Säumen, gib ihm nun Urlaub, süsses Weib. Lass ihn darnach heimlich immerfort minnen, so behält er Ehre und Leib. Er gab sich in meine Treue, dass ich ihn wieder brächte hindan. Nun ist es Tag: Nacht war es, als du mit Umfangen (mit druck an brust) und Küssen ihn mir abgewannst." — „Singe, was dir gefällt, Wächter (entgegnet die Frau), aber lass' den hier, der Minne brachte und Minne empfing. Von deinem Schalle

---

[1]) Vgl. oben S. 125 u. 155 Parcival (158, 13).

[2]) Auch Walther von der Vogelweide (Lachmann 54, 17) versteht sich auf Frauenschönheit.

[3]) Vgl. Sighart Leben und Werke des Albertus Magnus. 1857. S. 126.

[4]) Es ist ein prächtiges Bild, das trotz Einem unserer besten Commentatoren nicht vom — Viehaustreiben hergenommen sein kann, sondern der Dichter denkt den siegenden, mit Kraft aufsteigenden Tag wohl als einen Adler oder Löwen, der die Klauen durch die Wolken schlägt und sie bei Seite wirft, wie die Sonnenstrahlen siegreich durch die nächtlichen Gewölke dringen. Auch Shakspeare sagt (Julie und Romeo III. 5):

Night's candles are burnt out, and jocund day
stands tiptoe, on the misty mountain tops.

erschracken ich und er. Noch ging kein Morgenstern auf für ihn, der nach Minne kam, noch leuchtet nicht des Tages Licht; du hast ihn mir oft schon aus den blanken Armen genommen, doch aus dem Herzen nicht.“ — Von den Blicken, die der Tag durch das Glas that und des Wächters Mahnung erschrack sie um den, der bei ihr war. Noch einmal zwang sie „brust an brüstelîn,“ mit Küssen gab ihm die Minne Lohn.“ —

In Ganzen wiederholt sich so ziemlich immer dasselbe, dass, wenn der „tagende glast“ durch die Wolken dringt, die Fraue über die Mahnung des Wächters ihre Klage erhebt, dass dann die Buhlen noch einmal des süssesten Minnespieles pflegen: „gar heimlîch smucken, ir brüstel drucken und mêr dannoch“ und dann der lobenswerthe Held weiter fährt. „Könnt' ich ihn doch in meinen Augen bergen!“ ruft einmal die Frau und flucht dem Tage (gevluochet wart dem Tage), nie kam ein „trûric scheiden alsô snel.“ Aber in Treuen will der Ritter seines Hortes gedenken: ich will nun reiten, „dîn wîplich güete sî mîn schilt hiut hin und her und her nâch zallen zîten,“ und mit der innigen Bitte: „nu kum schier wider ûf rehten trôst“ wird dem Glücklichen der Abschied ertheilt.

Doch hat Wolfram auch andere, eigentliche Minnelieder, von solcher Pracht, Fülle und Gluth, die jeden Uebersetzer auf treue Wiedergabe im voraus verzichten lassen, z. B.

Ursprinc bluomen, loup ûz dringen,
und der luft des meigen urbort vogel ir alten dôn:
etswenn ich kan niuwez singen,
sô der rîfe ligt, guot wîp, noch allez ân dîn lôn.
die waltsinger und ir sanc
nach halben sumers teile in niemens ôre enklanc.
Der bliclîchen bluomen glesten
sol des touwes anehanc erliutern, swâ si sint:
vogel die hellen und die besten,
al des meigen zît si wegent mit gesange ir kint.
dô slief niht diu nahtegal:
nu wache abr ich und singe ûf berge und in dem tal.
Mîn sanc wil genâde suochen
an dich, güetlich wîp: nu hilf, sît helfe ist worden nôt.
dîn lôn dienstes sol geruohen,
daz ich iemer biute und biute unz an mînen tôt.
lâz mich von dir nemen den trôst
daz ich ûz mînen langen klagen werde erlôst.

Guot wîp, mac mîn dienst ervinden,
ob dîn helfelich gebot mich fröiden welle wern,
daz mîn trûren müeze swinden
und ein liebez ende an dir bejagen mîn langez gern?
dîn güetlich gelâz mich twanc
daz ich dir beide singe al kurz od wiltu lanc.
Werdez wîp, dîn süeziu güete
und dîn minneclîcher zorn hat mir vil froide erwert.
maht du troesten mîn gemüete?
wan ein helfelîchez wort von dir mich sanfte ernert.
mache wendic mir mîn klagen,
so daz ich werde grôz gemuot bî mînen tagen.[1])

Mit stillem Hoffen wendet sich der Dichter in einem anderen Liede eine Frau, die sein Herze auch „in vinster naht“ durchschaut: leicht erscheint doch für mich noch ein lichter Tag, denn schon sere Wunder sind geschehen. So wenig wie der Storch die Saaten, dige ich die Frauen; ungern würde ich ihren Hass auf mich laden. n sich eine an mir vergeht — ich lass' es beruhen und pflege e Zucht. — Dann aber wendet er sich, nachdem er selbst früher Katerweg gewarnt hat, vom Wächterliede ab und besingt die che Liebe, die gefahrlose Freuden gewährt. „Wie Saures nach Süssen folgt, so singst du den Helden zur Klage auf ihre Minne. Minne uud weiblich Grüssen also empfing, dass sie sich scheiden sen, wenn du es ihnen rathest und der Morgenstern aufging, da eige Wächter und singe nicht gerne davon; das ist nicht absonderrühmlich. Wer es je so bekam, dass er bei der Liebsten lag den tern unverborgen, der braucht nicht am Morgen heimlich hinweghleichen und sein armes Leben bewachen zu lassen. Er harrt g des Tages, denn ein offenkundig süss Gemahl (ein offen süeze

---

v. 1—2. Das Sprossen der Blumen, das Hervordringen des Laubes und die Luft des Maien erweckt den Vögeln ihren alten Ton. urbar Ertrag, adj. zinsgebend, die Lehensabgaben entrichtend, urborn Verb. hervorthun, sehen lassen, zeigen. — v. 3. eteswenne irgend einmal. — v. 4. sô der rîfe ligt, d. h. im Winter. Ich aber kann auch im Winter und noch immer von Dir unbelohnt Neues singen. — v. 6. nach der Hälfte des Sommers. — v. 7. bliclîch glänzend, blinken. glesten, von glast, glänzen. — v. 8. des touwes anehanc = die Thautropfen an den Blumen. erliutern = erhellen, verschönern. — v. 10. wegen schwingen, wiegen. — v. 15. geruochen eines Dinges = es für gut finden, annehmen. — v. 16. daz beziehet sich auf das als neutr. gebrauchte dienst. — v. 19. ervinden befinden, erfahren. — v 20. wern Eines eines Dinges = Einem etwas gewähren. — v. 23. gelâz Bildung, Gestalt. — v. 24. dass ich dir singe sowohl ganz kurze, oder, willst du, lange Lieder. — v. 26. erwern, erwehren. — v. 27. maht, von mügen, können. — v. 28 ernern erhalten.

wirtes wîp) kann solche Minne geben." Also nahm sich der Dichter wohl selbst ein süsses Weib; über sein Familienleben sind oben (S. 129) in seiner Biographie einige Vermuthungen eingestreut.

Mit Wolfram vielleicht gleichzeitig wäre Herr Gunther von dem Vorste zu setzen; er könnte zwar ein Oesterreicher sein, doch stimmt sein Wappen zu dem der alten bayerischen Forster von Wildenforst: drei herzförmige Blätter in goldenem Felde.[1]) Im Bilde der Pariser Handschrift sitzt der Dichter auf blumiger Aue unter laubigen Stauden neben einem Fräulein, der er eine Gabe bietet. Seine sechs Lieder[2]) sind alle in der ältern Art des Minnesanges; er lebte in der ersten Blüthe Walthers von der Vogelweide sowie Wolframs. Er minnet und klagt, ohne dass die Geliebte davon weiss, er achtet sich nicht würdig, ihr sein Herzeleid zu sagen, doch hat er „ein Tröstelein:" dass der Beständigkeit gut Ende verheissen ist (II. 4.); dieser Ausdruck erinnert wörtlich an das „troestelîn" Walthers (66, 2.), indess das fünfte Lied Gunthers, eine 23 strophige Ballade mit dem Kehrreim:

Es nahet dem Tage,
Wenn sich zwei Liebe scheiden, die haben herzeleide Klage

an Wolframs Wächterlieder erinnert. Herr Gunther ist der erste in diesem Genre, der sich darin versucht, die ganze Geschichte zweier Liebenden darzustellen. Schliesslich erzählt er einen Traum.

Auch Leutold von Seven hat ein Wächterlied gedichtet, es ist nach Wolfram, der Dichter aber gleichzeitig mit Walther zu setzen. Leutold galt lange für einen Tiroler, doch gehört er zu dem freiherrlichen in der Gegend von Passau ansässigen Geschlechte von Hagenau, das in Freisinger Urkunden von 1176—1190 zu tage tritt; ein Leutold von Hagenau und sein Sohn bezeugen die Schenkung ihres Gutes in dem Dorfe Sewen an die Abtei Weihenstephan (bei Freising).[3]) —

---

[1]) Zu dieser Familie gehören wahrscheinlich ein Alber, Waller und Swicker von Vorst, welche 1259 in einem Vertrage des Bischof Berhtold von Bamberg mit Albert von Hals, betreffend das Kloster Osterhoven bei Passau, Bürgen Alberts sind, dessen Stammhaus Hals gegenüber von Passau liegt. Dessgleichen Heinrich von Vorst, der 1268 eine Sühne desselben Albert von Hals zwischen dem Abt Dietrich von Aldersbach und Ortolf von Weng zu Aldersbach bezeugt. Hagen IV. 478. — Auch hier ist der Maler der Manessen willkürlich, denn die Forster von Wildenforst haben nie ein anderes Wappen geführt als im silbernen Schilde einen rothen, ausgerissenen Lindenbaum mit fünf rothen Blättern.

[2]) Hagen II. 164—68.

[3]) Hagen IV. 490 u. 757. — In seiner Nähe muss auch der sogenannte Herr Friedrich der Knecht (Hagen Nro. 108) gestanden haben, Leutolds Lieder stehen in der Heidelberger Liederhandschrift unter Friedrich I

Uebrigens muss der Dichter kein angenehmer Herr gewesen sein und mit seinen Zeitgenossen mannigfach gehäckelt haben, auch muss sehr Vieles von ihm verloren gegangen sein, den Reinmar der fidelaere [1]) rühmt von ihm so viel, dass es beinahe verdächtig, wie helle Ironie klingt: Herr Leutold von Seven singe besser, als irgend Jemand auf der Welt, alle seine Verwandten, seine Vettern und Basen, Schwieger, Schwäher und Schwager können es ihm bezeugen, er singt Tagelieder, Klagelieder und Gedächtnisslieder (hugéliet), Zuglieder, Tanzlieder und Leiche kann er machen, er singt Kreuzlieder, Zwinglieder (twingliet) Scherzlieder (schimpfliet), Lobe- und Rügelieder wie ein ganzer Mann; mit hoher Kunst kürzt er den Leuten das lange Jahr, so dass „wir Alle" gerne still sind, wenn Herr Liutolt sprechen will; Niemand darf sich im Sange gegen ihn erheben, er singt alle lebenden Meister nieder und der muss erst noch geboren werden, der ihn übertreffen soll. — Der Witz ist hart, bitter und stachelig, vielleicht aber doch verdient, wir danken dieser Stelle die Aufzählung und Kenntniss aller damals üblichen Liederarten. Das erste von seinen drei noch erhaltenen Liedern folgt hier in freier Erneuerung:

Es maiet in dem Walde und auf der grünen Heid',
Da mag von Kummer trösten die süsse Augenweid.
Ich hab' für all den sehnenden Muth
Trost gar keinen
Als den einen
Dass mir meine Fraue ist gut.
Wohl dem, der sich da tröstet am Sang der Vögelein
Der sein Herze freuet an lichter Blumen Schein,
Er hat an den beiden überreiche Wahl
Blumen springen
Vögelein singen
Mit wonniglichem Schall.
Mehr als alle Blumen freut mich ihre Huld,
Die meine sehnende Minne benimmt der Ungeduld.
Hei! da mag ihr wonniglicher Dank
Freude senden,
Kummer wenden
Und die Sorgen machen krank. —

Dagegen ist Herr Heinrich von Frouwenberg, wenigstens dem Wappen nach, nicht mit dem bayerischen Geschlecht derer von

[1]) Hagen III. 330.

Frauenberg (bei Freising) vereinbar.[1]) Von ihm haben sich nur fünf Lieder (allein durch die Pariser Handschrift) erhalten. Er sang im Frauendienst und war dem Bilde gemäss ein Lanzenbrecher und wie das Wächterlied verräth, auch ein Minnedieb. Er bewegt sich leicht in jambischen, trochaischen und daktylischen Rythmen.

Mit mehr Recht könnte Reinmar der alte, oder der von Hagenau genannt, für einen Bayer gelten. Während Wackernagel noch zwischen Elsass und Bayern schwankt, entscheidet sich Haupt für die erstere Landschaft.[2]) Wir haben jedoch in Bayern acht Ortschaften, die den Namen Hagenau tragen; eine urkundliche Nachweisung ist nur desshalb schwierig, weil der Sänger meist ausser Landes, am österreichischen Hofe sich hielt. Seine zahlreichen Lieder sind, wie Uhland schön bemerkt, einfach und innig, sie athmen eine sanfte Schwermuth; er hat, wie er einmal singt, die Minne noch stets in bleicher Farbe gesehen, auch äussert er, Mancher werde nach seinem Tode klagen, der jetzt leicht seiner entbehre. Und wirklich haben wir eine Trauerstrophe Walters, aus der man deuten zu dürfen glaubte, dass die Beiden nicht auf das freundlichste auseinander gegangen; doch versichert er uns, hätte Reinmar auch nichts gesungen, als die eine Rede: „So wohl dir Weib, wie rein dein Name!" so hätte er doch verdient, dass alle Frauen stets für seine Seele bitten würden. Auch der Tristansänger Gottfried betrauerte Reinmars Tod in herzinnigster Weise; nachdem er die Liederdichter den Nachtigallen vergleicht, die ihre Sommerweise singen, fragt er, wer künftig würdig sei, diesen Nachtigallen die Paniere vorzutragen, seit der von Hagenau verstummt ist; wer soll die lebende Schaar jetzt führen und weisen? Doch tröstet er sich bald wieder, denn die Meisterin ist gefunden, die von der Vogelweide. Hei! wie die über die Haide mit hoher Stimme schallet! was Wunders sie stellet! wie spähe (kunstvoll) sie organieret! wie sie ihren Sang wandelieret! Die soll der anderen Leiterin sein, die weiss wohl so man suchen soll der Minne Melodie.

Sollte es uns bei späterer Gelegenheit auch nicht gelingen, den alten Reinmar für unser engeres Vaterland zu gewinnen, so bleibt er doch als Walthers Lehrmeister von hoher Bedeutung für uns.

Keiner unserer Dichter wurde so viel gerühmt, genannt und gefeiert, wie der süsse Liedermund Walthers, über Keinen wurde so

---

[1]) Hagen IV. 108 u. I. 95 u. 96.

[2]) Wackernagel Lit. Gesch. S. 240. Hpt. XX. 150–204 u. 287 ff. Hagen IV. 137—44. s. Charakteristik in Görres Meisterlieder. S. X. u. Uhland: Walther v. d. V. S. 107.

viel und häufig mit der äussersten Kurzsichtigkeit geschrieben, wie über Walther, dessen Leben in seinen Liedern so reich vor uns liegt, indess gerade jede urkundliche Nachricht über ihn verflogen und verschollen ist. Eine feste Angabe über die Zeit seiner Geburt und sein Jugendleben, so viel auch die Späteren seiner gedenken,[1] ist nicht zu gewinnen, das Jahr seines Todes ist ungewiss, so dass sein Leben, zumal in Anbetracht der verschiedenartigen Versuche, ihn für dieses oder jenes Land zu gewinnen, zu einem Märchen geworden. Die späteren Meistersänger, welche ihm die Ehre anthaten, ihn als Einen ihres Gleichen und als Stifter ihrer „holdseligen Kunst" zu betrachten, haben ihn zu einem Landesherrn aus Böhmen gemacht[2]; in neueren Zeiten suchte man ihn für die Schweiz und den Thurgau zu vindiciren, zuletzt nahmen ihn die Oesterreicher in Anspruch und nur die Ehre, sein Grab zu besitzen, sollte Bayern verbleiben, was jedoch wieder mit schweren Anfechtungen verbunden war. In Wahrheit jedoch ist Herr Walther ein Franke von Geburt, wie das klar aus dem Spruche vom Nürnberger Hoftag hervorgeht,[3] wo er den fränkischen Adel unsere Fürsten nennt. Eine Vogelweide (althochd. Fogilweida) wo Jagdvögel abgerichtet und zahme Tafelbissen gehegt wurden, war sein väterliches Heim. Viele vereinsamte Weiler und abgelegene Höfe, sogenannte Einöden, meist mitten im Walde, tragen noch in unserem Franken ähnliche Namen.[4] In so einer stillen, nur vom Gesange der Vögel belebten Waldeinsamkeit hat Walther, wie der träumerische Parcival, seine Kindheit verlebt und dort, im Verkehr mit den gefiederten Bewohnern, sei es des väterlichen Hauses oder des umgebenden Gehölzes, mag die Lust zum Gesange in dem kindlichen Herzen zuerst geweckt worden sein. Als dem Knaben das kleine Besitzthum seines Vaters keinen

---

[1]) Melchior Goldast von Haiminsfeld ist wohl der Letzte, der in s. Replicatio pro Sac. Imperii Ordinibus. Hannover 1611. S. 281 noch Sprüche unseres Dichters citirt. Einzelne Strophen auch im „Philander" des Moscherosch.

[2]) Wagenseil Von der Meistersänger holdseliger Kunst. Altdorf 1697. S. 506.

[3]) Vgl. die treffliche Abhandlung Pfeiffers Wien 1860 S. 8 und in dessen „Germania" V, 1.

[4]) z. B. Vogelaich, —berg (4 mal), —brunn, —dorf, —bühel, —dorn, —egg 2 mal), —haag, —mühle (4), —öd (4), —ried (3), —sang (19), —anger, —stätt, —stein, —stock, —thal (2), —wald, —than, —wehe und —wohl; ferner nicht bloss solche allgemeine, sondern dem Vogelweide ganz analoge Namen: Vogelau (2), Vogelgarten, Vogelheerd (8), Vogelhof (4). Pfeiffer S. 20 u. Daisenberger geogr. Lexikon. 1811. S. 150. — Wichtiger ist, dass in Herzog Ludwig des Reichen Zeit der Name Vogelweider noch vorkommt. Am Freitag vor Leonhard 1462 bekennt Herzog Ludwig zu Regensburg, dass er dem Hanns Vogelweider für 20 Fuder und 2 Eimer Osterwein 770 Gulden schulde. Oberbayr. Archiv IX. 387. — Am Samstag nach Vitus 1463 unterzeichnet der Herzog einen Dienstbrief für Leonhard Vogelwaider. ib. IX. 392.

Raum mehr bot, zog Walther, der keinen andern Namen hatte, als dass man ihn, wie der Truchsesse von St. Gallen ganz treffend sagt „ê von der Vogelweide nande,“ [1]) vielleicht als „garzûn“ eines edlen Herren, hinaus in die Fremde. In Oesterreich, am glänzenden Hofe der Babenberger, lernte er dann die Kunst des Gesanges, das höfische „singen und sagen“ (Lachmann S. 32, 14) und zwar in der Schule seines Landsmannes, des alten Reinmar von Hagenau, in dessen Tönen er mehrere seiner Lieder dichtete. Möglich, dass der Meister wenig Erwartungen von seinem Schüler hegte und dass sie nicht in bester Stimmung von einander schieden, obwohl Walther in liebevoller Dankbarkeit seiner gedachte und bei dessen Tode sang: Das ist wahr, Reimar, mir ist nun sicherlich mehr Leid um Dich, als du um mich trügest, wenn du noch lebtest und ich wär' gestorben. (83, 1 ff.)

Zuerst stand Walther bei Herzog Friedrich, dem Katholischen, in Gnaden. Mit ihm muss er auf dem Kreuzzug von 1196—1198 gewesen sein, an welchem unter Anführung Konrads, des Erzbischofs von Mainz, die Herzoge von Oesterreich, Kärnthen, Meran, Thüringen, Brandenburg, die Erzbischöfe vom Bremen und Köln und auch der Bischof von Wirzburg theilgenommen haben. [2]) In diese Zeit setze ich das muthwillige Lied, wo er vor der Fahrt sein Hab und Gut vertheilt (60, 34 ff.): „mein Unglück schaffe (vermache) ich denen, so an Hass und Feindschaft ihre Freude finden, dazu alles mein Unheil (umsaelikeit), was mich an Kummer drückt, sollen die Lügner haben, „mîn unsinnen schaff ich den die mit velsche minnen“ und den Frauen mein nach Herzeliebe sehnendes Leid. Dass sein Lieb um ihn sich gräme, ist ihm schon recht, sie soll es aber nicht zu sehr zu Herzen nehmen, wenn er wiederkomme, geht Alles anders und gut.“ Hieher gehört dann auch das Kreuzlied „Vil süeze waere minne“ (S. 67, 22 ff.) und jenes „Allerêrst lebe ich mir werde, sît mîn sündic ouge siht daz hêre lant und ouch die erde“ etc. S. 14, 38 ff.) Als es nun auf dem Heimwege geschah, dass sein edler Herre starb († 16. April 1198, dass er „an der Seele genass und ihm der Leib erstarb“ S. 19, 30.), da wurde des Dichters Freude in Trauer verkehrt, er selbst gebraucht das treffende Bild, wie er das Haupt hängen lasse bis auf die Knie und sein stolzer Kranichstritt [3]) in schleichenden Pfauengang sich verwandelte. Aber er

---

[1]) Lachmann S. 108.

[2]) Pfeiffer S. 33 u. 34.

[3]) Uhland (S. 15) nimmt die „Kraniche“ für Schnabelschuhe, doch ist damit nur der stolze Schritt gemeint vergl. v. d. Hagen Gesammt Abent. III. 52. Irregang und Girregar v. 318: mit den vuezen lîse begunde er vil wîten von ein ander schrîten; dikke trat er ouch wider, nâch gemeclîchen siten, alles nâch mit kranches schriten v. 336 u. Freidank 30, 13.

kam gleich wieder an einen warmen Herd (ich bin vil wol ze fiure komen) beim Staufer Philipp, welcher nach dem Tode seines Bruders Heinrich VI. nach Deutschland gezogen war (1107) und sich um die Krone bewarb. Walther war, nachdem er sich ihm schon durch die Strophe „Ich hôrte ein wazzer diezen“ (8, 28) empfohlen hatte, bei seiner Krönung zu Mainz und auch bei der Weihnachtsfeier zu Magdeburg (1198) wo er das griechische Kaisertöchterlein Irene [1]) die „süsse Taube ohne Galle, die dornenlose Rose“ hinter ihrem Gemahle schleichend einhergehen sah (19, 5 ff.) — Walther hatte in verbindlicher Weise seinen neuen Herrn begrüsst und grosse Erwartungen von ihm gehegt, die aber nur zu balde enttäuscht wurden. Philipp, der sich fast arm schenkte, war nicht so milde (freigebig) gegen unseren Dichter, als dieser wünschen mochte, so dass Walther es für gut fand, ihm das sprichwörtlich gewordene Beispiel des milden Saladin, nach dessen Ansicht die Hände eines Königs durchlöchert sein sollten (19, 23), und des König Richard von Engellant vorzuhalten. [2]) Als dieses jedoch nicht verfing und der unselige Hader der Gegenkönige begann, war Walther seinem Herrn schon weiter entfremdet, hielt aber mit politischer Klugheit zu keiner Partei, sondern gab mit neutralem Anscheine dem „jungen Pabste“ (Innocenz III.) die Schuld und liess seinen Klagen unter der Maske eines „alten Klausners“ Luft. [3]) Dann ging er an den lebendigen Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo man wenig von der schlimmen Zeit verspürte, und das ungefüge Treiben, Drängen und Wogen aber nur zu bald den Dichter verdross: „Wer zufällig an den Ohren siech ist, der bleibe weg, sonst wird er ganz betäubt; ich drang so lange zu, dass ich's nicht mehr vermag. Eine Schaar fährt aus, die andere ein, so geht es Tag und Nacht; gross Wunder ist's, dass da noch Jemand hört:

Der Landgraf ist so hoch gemuth
Dass er mit stolzen Helden seine Habe verthut;
Deren Jeglicher wohl ein Kämpe wäre

---

[1]) Die Tochter des griechischen Kaisers Isaac Angelus (früher Braut des Prinzen Tancred von Sicilien). Sie wurde die Mutter zweier frühverstorbenen Prinzen und Prinzessinnen, wovon die zweite später Königin von Spanien war und die jüngste, Beatrix, den Gegenkaiser Otto IV. zum Gemahl bekam. Nach der Ermordung ihres Gemahls entwich sie nach der Burg Stauffen, wo sie bald starb. cf. Crusius Oratio. Tübingen 1593.

[2]) Vgl. L. Ernst Die Minnesänger als politische und sociale Partei. Güstrow 1847. S. 21 ff.

[3]) Opel (min guoter klôsenaere. Ein Erklärungsversuch. Halle 1860) vermuthet jedoch, Walther habe unter dem „klôsenaere“ den Konrad, Bischof von Halberstadt und von 1208 25 Mönch in Sichem (Sittichenbach) bei Eisleben verstanden.

„mir ist sîn hôhiu fuore kunt:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt.
dâ stüende ouch niemer ritters becher laere.“ (S. 20, 15.)

Auch Wolfram von Eschenbach verweilte damals alldort, fühlte sich aber gleichfalls unbehaglich, trotz aller Freigebigkeit, mit der Rosse (Willehalm 417, 22) und alles Mögliche verschenkt wurden. Wolfram meint (Parcival 297, 16 ff.) dem Thüringer wäre ein tüchtiger Seneschal noth, so ein handfester Keie, der das zuchtlose Völklein rechtzeitig durchzubläuen verstünde, sogar Herr Walther müsse den Guten und Bösen ein fröhliches Gesicht zeigen. [1]) Walther hatte überhaupt dort mancherlei Unannehmlichkeiten zu bestehen, wie den verdriesslichen Handel mit Herrn Gerhard Atze, [2]) so dass er sich gerne hinwegsehnte. Auch das Verhältniss mit Wolfram muss nicht absonderlich warm geworden sein, denn der Parcivalsänger stand auf der Seite der päbstlichen Parthei (Otto von Braunschweig), indess Walther in seiner politischen Färbung immer noch zu Philipp hielt; sie geriethen „unzanfte“ aneinander und Wolfram gab später noch manchen scharfen Stich. [3]) Walther ging zu Kaiser Otto, obwohl er den Marggrafen von Meissen lieber unter der Krone gesehen hätte, der ihm um diese Zeit eine Liebesgabe des Herzog Ludwig von Bayern überbracht hatte, mit welch Letzterem Walther bereits früher zusammengekommen sein musste.

Hier kommen wir zu den Beziehungen, in welchen Walther mit Bayern, mit dessen Fürsten und Herren gestanden. Zuerst traf er wohl auf **Welf VI.** von Bayern (Oheim des Herzog Leopold von Oesterreich) der, zugleich Herzog von Spoleto und Marggraf von Toskana, nach dem Tode seines einzigen gleichnamigen Sohnes, seine italienischen Güter an Friedrich I. gegeben hatte (1196) und darauf zu **Memmingen** ein eher schwelgerisches als mildes Leben führte, bis er bekehrt,

---

[1]) „guoten tac, boes unde guot.“ Parc. 297, 25.

[2]) Der merkwürdige Rechtsfall ist folgender: Herr Gerhard Atze hat Herrn Walther zu Eisenach ein Pferd erschossen; Walther klagt auf Entschädigung, das Pferd war wohl dreier Marke werth. Gerhard Atze weicht aber damit aus, dass er behauptet: das getödtete Ross sei mit dem Pferde blutsverwandt, das einst ihm, dem Beklagten, den Finger zu schanden gebissen. Dagegen schwört nun Herr Walther, dass **die** Pferde sich gar nicht kannten. 82, 11 ff. u. 104, 7 ff.

[3]) z. B. Willehalm 286, 19, wo Wolfram, der so oft über die eigene Armuth sich erlustigt, mit Bezugnahme auf Walthers Spruch vom Braten und den Köchen (**Lachmann** 17, 11) auf dessen Hungerleiderei derb anspielt. Die Rolle, die unserem Walther im „Wartburgkriege“ zugetheilt wird, ist für seine Geschichte nicht maassgebend, da das Gedicht selbst aller historischen Unterlage entbehrt; übrigens ist Walthers Charakter gut aufgefasst.

reuig und blind im 76. Jahre unter dem Beistande des Bischof Udaschalk starb[1]) und im Stifte zu Steingaden begraben wurde. Walther war, da er seine „Milde“ preist und mit seinem Neffen zusammenstellt, sicherlich früher bei ihm, da Welf bereits 1191 verschied, der Spruch (Lachm. S. 35) aber später gedichtet ist.

Sodann war Walther, vielleicht beim ersten Wegziehen von Wien, durch Altbayern geritten und hatte, von der heute noch befahrenen, von Rosenheim über Miesbach nach Tölz führenden „Kreuzstrasse“ abbiegend (dar kêrte ich mêr dan eine mîle von der strâze. S. 104), sich nach Tegernsee gewendet, dessen Gastlichkeit man ihm gerühmt hatte (wie wol daz hûs mit êren stê): doch fand er daselbst gegen alle Erwartung keine absonderlich freundliche Aufnahme: statt Weines ward mir Wasser „alsô nazzer muost ich von des münches tische scheiden.“ Die Zeit, wann dieses geschen, ist schwer zu bestimmen, es kann unter Graf Manegold (1189—1206), der als Dichterfreund schon früher den Mariensänger Wernher in seinen Schutz genommen hatte, oder unter Abt Berchtold (1206—17) gewesen sein, beide aber waren in diesem kunstsinnigen Kloster[2]) den schönen Wissenschaften hold. Die Sache bliebe unerklärlich, wenn man nicht zwei Umstände berücksichtigt. Entweder fiel Walthers Besuch nach jener Zeit, wo Herzog Ludwig von Bayern und Otto Graf von Valley das Kloster überfallen und durch Raub und Brand beschädigt hatten, also dass die Mönche selbst Noth litten und gegen heischende Gäste überhaupt weniger gastlich waren, oder der böse Empfang war durch den Dichter selbst hervorgerufen worden, der freiere Ansichten mitgebracht hatte, als dazumal gerade im Kloster regierten. Er brauchte ihnen nur den Spruch vom Herrn Stock (34, 14 ff.) zu recitiren, um mit Schaden abzufahren! — Man nahm die Klage Walthers wörtlich und glaubte, er habe nur einen Schluck Wasser bekommen und sei gleich weiter geschickt worden — ich glaube aber, Walther habe hier herum länger sein Wesen getrieben und habe sich erst beim Wegziehen in seinen Erwartungen, schöne Gewande, ein neues Rösslein oder klingenden Lohn zu erhalten, getäuscht. Was dazu verleitet, einen längeren Aufenthalt Walthers zu Tegernsee anzunehmen, ist der Umstand, dass die in dem benachbarten Kloster Beuern geschriebenen Carmina burana drei Strophen enthalten, die nur versungene Bruch-

[1]) 15. Dez. 1191. Vgl. v. Lang bayer. Jahrb. 1816. S. 35.

[2]) Dessen Verdienste im Bereiche der Poesie, Kunst und Wissenschaft J. v. Hefner sehr anziehend geschildert hat: Oberb. Archiv. I. 15—35 und in dessen eigener Monographie. 1838. S. 30 ff.

stücke von Walther'schen Liedern sind. Das erste ist der Anfang des Kreuzliedes, der in seiner Umstellung deutlich zeigt, wie es durch singende Tradition von Tegern nach Beuern gekommen,[1]) denn beide Klöster standen in reger Verbindung und selbst dramatische Schaustücke wanderten von Tegernsee in die Nachbarschaft hinüber, wo sie weitere Pflege fanden, wie wir später bei der Geschichte des Dramas mit einem hübschen Beispiele belegen können. Die beiden anderen Stellen, welche die Carmina burana bewahrt haben (S. 190 und 205), bilden die dritte Strophe des schönen Maienliedes „Müget ir schouwen, wáz dem meien wunders ist beschert?" (Lachm. S. 51.) und die erste Strophe einer Liebesklage (ib. 51, 37), worin der Dichter klagt, dass er jetzt, da er den Schaden habe, auch noch zum Gespött eines rothen Mündleins geworden sei![2]) Es sind die Trümmer verschleppter Lieder, welche später aus der Erinnerung noch aufgeschrieben und so erhalten wurden, vielleicht die Reste einer an den Ufern des Tegernsee selbst erlebten und gesungenen Aventiure.

An einer anderen Stelle gedenkt er eines Geschenkes, welches ihm „der stolze Mîssenaere" vom Herzog Ludwig vom Fürstentag (1212) aus Frankfurt brachte. Er nennt es „ein lieht,"[3]) eine Kerze. Auch diese Stelle wurde buchstäblich genommen, Simrock und Jacob Grimm hielten an dem Brauche fest, dass man jetzt noch z. B. bei kirchlichen Umgängen an Leute, sie besonders zu ehren, Kerzen austheile — als ob der Dichter durch ein so weitschichtiges Geschenk in so absonderliche Freude hätte versetzt werden können? Wilhelm Grimm dagegen und Lachmann nahmen es bildlich, es bedeute den strahlenden Schein der Gnade des Gönners und die glänzende Gabe selbst. Die Kerze war sicher nur die oberflächliche Begleiterin eines anderen Geschenkes, wie denn jetzt noch häufig bei besonderen Benedictionen dem Geistlichen ein Kerzchen mit einem unten eingedrückten Geldgeschenk behändigt wird. Der Herzog Ludewig aber, dem der Sänger dafür

---

[1]) Carmina burana ed. Schmeller S. 72: „Nu lebe ih mir alrest werde, sit min sundic ouge sihet daz schone lant." Dagegen bei Lachm. S. 14: „Allerêrst lebe ich mir werde, sît mîn sündic ouge siht daz hêre lant etc."

[2]) Rôter munt, wie dû dich swachest!
lâ dîn lachen sîn
scham dich daz dû mich an lachest
nâch dem schaden mîn.
ist daz wol getân?
owê sô verlorner stunde,
sol von minneclichem munde
solch unminne ergân! (52, 6.)

[3]) Lachmann S. 18, 15.

allen möglichen Segen in freudiger Dankbarkeit nachwünscht,[1]) (dass sein Hund und sein Schuss kein Wild verfehle und sein Hörnlein ihm nur zu Ehren blase) war der 1231 ermordete Kellheimer, der sonst bei Walther nicht vorkommt, obgleich der Dichter mit ihm früher zusammengetroffen sein musste.

Auch ein Graf von Andechs und zwar jener Berthold, der später Erzbischof zu Kolocsa und 1218 Patriarch von Aquileja wurde und im Mai 1251 starb, hatte ihm früher Liebes erwiesen; Walther machte seine Bekanntschaft nicht im Orient, da der Spruch, in welchem er sein Lob spricht, zwischen 1219—23 gesetzt wird, Walther aber gerade in dieser Zeit mit ihm in Wien zusammengekommen sein konnte.

Als Walthers Erwartungen von der Grossmüthigkeit K. Otto's sich gleichfalls nicht erfüllten, sang er ihm ein beissendes Spottlied und ging wieder nach Oesterreich, wo Herzog Leopold VII. lustigen Hof hielt und Alles hingab, als wolle er nicht länger leben, reiche Kleider, Silber ungewogen und Rosse, als ob sie Lämmer wären, verschenkte, dazu aber selbst muthwillige Reigenlieder sang, ganz so, wie in der Folge sein Sohn Friedrich zu des Tanhäusers Zeiten. Aber Walther kam zu keiner guten Stunde: Ihm war des Glückes Thor versperrt (S. 20.), es half kein Reden und kein Klopfen: „ein grösser Wunder gibts nicht mehr, es regnet um mich ringsumher, mich aber trifft von Allem nicht ein Tropfen.“ Dazu kam noch, dass der feine, höfische Gesang schon einem freieren volksthümlichen Wesen oder Unwesen Platz gemacht hatte, so dass der feinfühlende Walther in dem ausgelassenen ächten Wiener-Leben sich nimmer behaglich fand. Indessen machte Leopold auch eine Kreuzfahrt und Walther gastete an anderen Höfen in Kärnthen u. s. w. begrüsste noch einmal seinen Herrn bei der glücklichen Heimkehr (1219), und suchte dann den K. Friedrich auf, dem er sein Leid begreiflich machte, wie er mit seiner reichen

---

[1]) Mir hât ein lieht von Franken
der stolze Missenaere brâht;
daz vert von Ludewîge.
ichn kan ims niht gedanken
sô wol als er mîn hât gedâht,
wan daz ich tiefe nîge.
künd ich swaz ieman guotes kan,
daz teilte ich mit dem werden man,
der mir sô hôher êren gan,
got müeze ouch im die sînen mêren.
zuo flieze im aller saelden fluz,
niht wildes mîde sînen schuz,
sîns hundes louf, sîns hornes duz
erhelle im und erschelle im wol nâch êren.

Kunst doch auch einen eigenen Herd verdiente, damit er nicht immer auf der Gauckelfuhre umherzutreiben habe; gar zu gerne erlebte ich's, fügt er bei, dass auch mir Gäste kämen.

Friederich, gerade mit den Vorbereitungen zu seiner Romfahrt beschäftigt, beschenkte den Dichter erst mit dreissig Mark und setzte ihn dann, wie Daffis [1]) in einer anziehenden Schrift glaubwürdig dargelegt hat, zum Zuchtmeister seines achtjährigen Söhnleins Heinrich VII. der bereits als erwählter König zum Herrscher praedestinirt, unter der Vormundschaft des frommen Erzbischofs Engelbrecht von Köln, [2]) die Reichsregierung angetreten hatte. Das achtjährige Königlein brauchte ausser seinem geistlichen Pflegevater sicher noch viel mehr eines besonderen Erziehers und Zuchtmeisters, der ihn fest unter der täglichen Aufsicht hatte. Dass Friedrich II., selbst ein Dichter und Sängerfreund, unseren Walther, der sich ihm gerade im passenden Augenblicke darbot, zu einem solchen Amte verwendete, ist im hohen Grade gerechtfertigt, wenn man weiss, wie der Gesang und das Saitenspiel und die Kunst der dichterischen Rede mit zum Unterrichte der fürstlichen und der edlen Jugend gehörten; [3]) Friederich durfte auch sonst noch von der Leitung des lebensweisen Dichters den günstigsten Einfluss auf die Charakterentwicklung seines Sohnes hoffen. Walther trat sein Amt mit hohen Erwartungen an, aber sein Zögling machte sie bald zu Schanden. Lange hielt der Dichter die „Ungefüge" des Knaben aus und setzte sich über das Leid hinweg, das ihm der Ungerathene, der für die Ruthe schon zu gross (dû bist dem besmen leider alze grôz 101, 25) und für das Schwert zu klein war, verursachte, [4]) endlich aber erschöpfte sich seine Geduld und er machte sich mit zornigen Worten Luft: „Selbwahsen kint, dû bist ze krump! nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat: ich kan dir niht." [5]) Wie Pfeiffer vermuthet, so fand

---

[1]) A. Daffis Zur Lebensgeschichte Walthers v. d. Vogelweide. Berlin 1854.

[2]) Während Walther in König Heinrichs Umgebung war, hatte er hinreichend Gelegenheit, mit Erzbischof Engelbrecht auf so vertrauten Fuss zu kommen, dass sie sich dutzten (84, 28), war ja der Erzbischof auch ein Dichtgenosse Walthers.

[3]) Wackernagel Lit. Gesch. S. 109.

[4]) 101, 28: ich hân mich selben des ze tump
dax ich dich ie sô hôhe wâc.
ich barc dîn ungefüege in friundes schôz
mîn leit bant ich ze beine
mînen rugge ich nâch dir brach.

[5]) Im November 1225 vermählte sich der vierzehnjährige Knabe mit der zwanzigjährigen Tochter des Herzog Leopold von Oesterreich, Margareta, nachdem er das Töchterlein des Böhmenkönigs und sogar die Vorschläge des Königs von England, der seine Schwester zur Ehe anbot, abgelehnt hatte. Darauf bezieht sich der Spruch Walthers (102, 5) worin er, anscheinend ziemlich

der Bruch im Jahre 1224 statt, um die Zeit des Hoftages zu Nürnberg, den Walther nicht als Fahrender, sondern schon vom eigenen Hofe reitend, besucht hatte.[1]) Friederich hatte ihm also schon früher das Lehen verliehen, worüber der Dichter so in Freude gerieth, dass er sein Glück vor aller Welt verkünden möchte (28, 31). Dieses Lehen bestand, wie sich freilich nur aus spätern Urkunden des XIV. Jahrh. folgern lässt, aus einem Hofe zu Wirzburg,[2]) wo nun der Dichter auf eigenem Grund nnd Boden sass, mit objectiver Ruhe und Unabhängigkeit den Lauf der Welt betrachtete und mit unerschrockener Freimüthigkeit kritisirte. So sehr Walther auf den Pabst zürnte, so mahnte er den Kaiser doch zum öfteren zur Gottesreise in das heil. Land: „Bot, sage dem Kaiser seines armen Mannes Rath und dass ich keinen besseren weiss: er fahre bald und komme bald wieder“ (S. 10), auch das schöne Kreuzlied „Viel süeze waere minne“ (S. 76) könnte hieher bezogen werden, wo er die Christen auffordet, Leib und Gut für das ewige Leben hinzugeben und sich dem heiligen Heer zu schaaren. Und als der Kaiser immer noch zauderte und der Pabst (Gregor IX.) bereits den Bann über ihn gelegt hatte und obendrein ungewöhnliche Naturerscheinungen zu Tage traten, hub Walther mit vier gewaltigen Strophen den Weheruf an. (S. 13, 5 ff.) O weh! beginnt er mit doppelsinniger Anspielung auf den verheerenden Sturm im September 1227 und das päbstliche Interdict, es kommt ein Wind mit Grimm über die Königreiche gefahren, Waller und Pilgerime klagen darüber! Bäume und Thürme liegen von ihm zerschlagen und „starken liuten waet er zhoubet abe,“ drum sollen wir zu Gottes Grab uns flüchten. In der ergreifenden zweiten Strophe klagt Walther über den Verfall des deutschen Ansehens (owê, waz êren sich ellendet tiuschen landen!) und droht denjenigen mit dem Verluste des ewigen Lohnes, die „witz unde manheit, darzuo silber unde golt“ haben und doch mit Schanden hie bleiben, d. h. sich der Fahrt nicht anschliessen; ein solcher verliert der Engel und der Frauen Huld, ist ein armer Mann vor Gott und der Welt und muss ihren Spott fürchten. Owe, heisst es weiter, wir sind aus Trägheit zwischen zwei Stühle niedergesessen, d. i. gedankenlos und kurzsichtig haben wir Alles verscherzt, uns hat der kurze Sommer

allgemein, die guten Frauen warnt, vor Kindern ihr ja zu bergen, damit es nicht zum Kinderspiele werde, Minne und Kindheit „sint ein ander gram.“

[1]) Germania B. V. S. 11 u. 13 ff.

[2]) Der zur Vogelweide benannte Hof liegt im heutigen Elefantengässchen und ist durch eine Gedenktafel ausgezeichnet; ein anderer war in der Hörleinsgasse, beide im Sanderviertel. Vgl. Reuss. 1843. S. 7. (Auch ein „zum Vogelgesang“ benannter Hof befand sich im Mainviertel.)

betrogen, wo wir mit den Grillen sangen, statt mit der Ameise wettzueifern. Aber das war vom Anbeginne der Welt schon so, dass die Thoren die Weisen schalten; nun sieht man wohl, wer Recht hatte. — So weh dir Welt, ruft er ein anderes mal (S. 21.), wie lasterlich steht es, die Sonne hat ihren Schein verkehret, überall hat die Untreue ihren Samen ausgeworfen, das Kind ist gegen den Vater, Bruder gegen Bruder und selbst diejenigen in den Kappen, so uns den Weg zum Himmel weisen sollten, trügen; Gewalt regiert und das Recht verliert vor Gericht. Auf! ihr habt zu viel geschlafen!

Um diese Zeit besuchte der Dichter noch einmal seine väterliche Heimath, die grüne Einsamkeit, wo er zur Welt gekommen, denn so nehme ich das wehmuthvolle Gedicht, das Lachmann ganz an's Ende der Walther'schen Liedersammlung setzt, das aber jedenfalls früher gehört, da der Dichter schliesslich den Wunsch ausspricht, die Gottesfahrt über See mitmachen zu können, die ihm aber als etwas Fernliegendes oder Unmögliches erscheint. Das Gedicht erhält nur vollen Sinn, wenn wir es so fassen, dass der Dichter darinnen seine Empfindungen beim Wiederbetreten der alten Waldeinsamkeit, wo er als Knabe (dâ ich von kinde bin erzogen) am Vogelherde aufgewachsen, austönen lässt. Aber wie findet er dieselbe? Alles verändert! Nun weiss er erst, dass er alt geworden und das Leben liegt wie ein Traum hinter ihm; verbrannt (vereitet) ist das Feld, verhauen der Wald und nur das Wasser fliesst, wie ehedem; die meine Gespielen waren, die sind träge und alt, und Mancher, der ihn ehe wohl kannte, grüsst ihn kaum mehr. Denke ich an die früheren wonniglichen Tage, sie sind verrauscht, wie ein Schlag in's Meer! „iemer mêre ouwê!"[1] Wo ich hinschaue, da ist Niemand froh, selbst die Jugend trauert, Tanzen und Singen vergeht vor Sorgen; kein Kristenmensch sah je so

---

[1]) Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht waere, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht, und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sind mir frömde reht als ob ez sî gelogen.
die mîne gespilen wâren, die sint traege unt alt.
vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn unglücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol.
diu welt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint empfallen gar als in daz mer ein slac,
iemer mêre ouwê. u. s. w.

jämmerliche Schaar, auch die Tracht der Weiber hat sich verändert (nû merket wie den frouwen ir gebende stât) und die stolzen Ritter tragen bäuerisches Gewand; unsanfte Briefe sind uns von Rom gekommen, dass selbst den freien Vogelen die Lust benommen. Wer auf dieser Welt Wonne sucht, der hat jene dort verloren; „iemer mêr ouwê!“ Wir sind vergiftet und mitten im Honig sitzt die bittere Galle. Die Welt ist aussen schöne, grün und roth, innen aber todtfinster. Wer sich von ihr verleiten liess, der sehe sich um nach Trost, dieweil er sich noch mit ein klein wenig Busse von grosser Sünde lösen kann; daran gedenket ihr Ritter, die ihr lichte Helme und harte Panzerringe traget, veste Schilde und geweihte Schwerter. Wollt' Gott, ich wäre des Sieges werth, so wollt' ich nothig Mann verdienen reichen Sold, doch denke ich nicht an irdisch Gut, sondern möchte die Krone des Heiles tragen; könnt' ich die liebe Reise in die Ewigkeit bestehen, so wollt' ich „wohl mir“ singen und nimmermehr „owe!“

Das ist der Sinn und Inhalt dieses Liedes, das nur gezwungen auf einen Kreuzzug Walthers bezogen werden kann; spricht ja der Dichter doch die Ritter an, die in Stahl und Waffen gehen, zu denen er nicht gehört, mit denen er es aber gerne halten möchte. Er trug also keine Waffen mehr, wie er sich in seinem Leben überhaupt wenig damit befasst haben wird. Und was hätte auch der alte kraftlose Mann jetzt gethan auf einer mühevollen, schwierigen Kreuzfahrt, die ohnehin so langsam vor sich ging, dass der Dichter ihr Ende kaum mehr erlebt hätte, er müsste denn zurückgekommen, sich hingelegt haben und gleich verschieden sein. Die „unsanften Briefe, die uns von Rom her gekommen“ brachten die Nachricht von dem Banne des Kaisers, der ob seines langwierigen Zauderns in den Verdacht gerathen war, es heimlich mit den Erzfeinden der Christenheit zu halten. So ist das Lied, das Walther in der eigenen Heimath (dâ ich von kinde bin erzogen) sang, der sicherste Beweis, dass er nicht an dem Zuge Theil genommen habe. Er ist nun alt und geht, wie er in sehr künstlich gebauten und mit klingelnden Zwischenreimen spielenden Strophen sagt, an einem Stabe (66, 33), arm zwar, doch der Werthen Einer, der dadurch bei den Biderben nichts verliert, sondern, wenn ihn auch die Welt verspottet, nur gewinnt. Sein Rock ist schleissig, wie sein Haar und grau sein Bart geworden.[1]) Vierzig Jahre, oder noch mehr, habe er von der Minne gesungen,[2]) nun gibt ihm die Welt den Lohn

[1]) Diese Stelle findet sich freilich in einem von Lachmann S. XVIII als unächt ausgeschiedenen Liede.

[2]) S. 66, 27 ff. Daraus ergibt sich ein Anhaltspunkt zur beiläufigen Bestimmung

und treibt ihr Narrenspiel (gampelspil) mit ihm. Ich hatte mir ein schönes Bild vom Leben gemacht, das zerfloss aber in's leere Blau (daz fuor ine weiz war), ich weiss nicht, wohin, Duft und Glanz verging und die Lilienfarbe ward kerkergrau (karkelvar. 68, 2). Er streift hier an einen Gedanken, den er gleich noch weiter ausführt, und den Conrad von Wirzburg zu einer eigenen Novelle verarbeitete (vergl. oben S. 297 ff.). Es ist der Abschied von der Welt, die als Eigenthümerin einer Schenke gedacht ist, welcher der Teufel als Wirth vorgesetzt ist, dem man zuletzt die Zeche bezahlen muss. Die schöne „Frau Welt" ist als der Inbegriff aller sinnlichen Freude, Lust und Begierde gefasst, ihr gegenüber erscheint die ewige Heimath als die Herberge, auf welche der Dichter unverrückt lossteuert (100, 24 ff.): Frau Welt, du sollst dem Wirthe sagen, dass ich ihn ganz befriedigt (vergolten) habe, alle meine Schuld (mîn groeste gülte) ist abgetragen, dass er mich von der Kreide wische (von dem brieve schabe; brief-Schuldbuch). Wer ihm was soll, der mag wohl sorgen, eh' ich ihm lange schuldig blieb, eh' wollt ich bei einem Juden borgen; er schweigt bis an den e i n e n Tag, dann aber nimmt er sich ein Pfand (sô wil er danne ein wette han) so jener nicht bezahlen kann.

Bleibe doch bei mir, Walther, erwiedert die Welt, du zürnest mir ohne Noth, gedenke, was ich dir Ehren bot, ich war dir stets zu Willen, wenn du was erbatest, mir ist es inniglichen Leid, dass du es nur so selten thatest; bedenke dich, du lebst hier gut und, kehrst du ganz dich von mir ab (sô dû mir rehte widersagest), du wirst nie wieder wohlgemuth.

Frau Welt, versetzt Walther, ich han zu viel gesogen, mich zu entwöhnen ist es Zeit; die Zärtlichkeit deiner süssen Freuden hat mich betrogen, so lang ich dir in die Augen sah, war dein Anblick wahrhaftig wunderbar, doch war der Schaden alsoviel, als ich von rückwärts dich ersah, dass ich dich immer schelten will.

Darauf replicirt die Frau Welt: Wenn ich dich nicht erwenden kann, so thu' mir eines doch zu liebe: gedenke an manchen lichten Tag und schau nur, wenn dir die Zeit zu lange wird, nach mir bisweilen noch zurück.

Das würd' ich herzlich gerne thun, schliesst der Dichter, allein ich fürchte deine List (lâge-Hinterhalt) vor der sich Niemand kann

---

seiner Geburtszeit. Wenn Walther hier von sich sagt, dass er schon vierzig Jahre oder mehr gesungen habe, und wenn uns seine Spur mit dem Jahre 1228 verschwindet, so hat er wohl schon in den letzten achtziger Jahren des XII. Jahrh. gedichtet. Setzt man seine Geburt zwanzig Jahre früher, etwa zwischen 1165 und 1170, so fiel seine Jugend mit der des höfischen Gesanges zusammen.

bewahren. Gott geb' dir Fraue, gute Nacht — ich will zu meiner Herberge fahren! —

Walther muss bald um 1228 gestorben sein oder wenigstens nicht mehr gedichtet haben, da sich kein weiteres Lebenszeichen mehr verfolgen lässt.[1]) Nachweisbar ist nur sein Begräbniss im Lustgärtlein (lusemgarten) des neuen Münsters zu Wirzburg. Eine lateinische Inschrift, die nur mehr in einer Copie vom J. 1350 erhalten ist, nannte ihn die Blume der Wohlredenheit; ein Beisatz[2]) nennt ihn kurzweg einen miles; er war trotzdem aber kaum adeliger Herkunft, sondern bürgerlicher Abstammung; das Wappen, das ihm der Maler der Pariser Handschrift beilegt, ist seiner Herkunft und früheren Beschäftigung entsprechend: in hellrothem Felde ein viereckiger Käfig, mit gelben Rahmen und einem weissen Gitterchen, unter welchem ein grüner Vogel schreitet. Ein gleicher Vogelkäfig ist auch auf seinen Helm gesetzt, der ebenso wenig wie das beigemalte Schwert, für eine adelige Herkunft geltend gemacht werden kann.[3]) Walther gebrauchte die Waffen wohl nur auf dem Kreuzzuge und dann honoris causa als des Kaisers Lehensmann; die Bezeichnung miles hat er nicht seiner Abstammung, sondern einzig seines Lehens wegen; dass er aber sonst, wie etwa Wolfram von Eschenbach, des ritterlichen Speerbrechens und Tjostirens gepflogen hätte, davon findet sich in seinen Liedern keine Spur. — Die Sage erzählt, er habe im letzten Willen verfügt, dass auf seinem Leichensteine täglich die Vögel gefüttert und getränkt werden sollten und desshalb vier Tröglein darauf einhauen lassen; das Stiftskapitel aber habe in der Folge diese Vogelweide der Nachtigallen in eine Schnabelweide der Dompfaffen, Flocken genannt,[4]) verwandelt, die am Jahrestage Walthers eine Anzahl weisser Brödchen geschenkt erhielten. Doch mangelt auch hievon eine urkundliche Bestättigung, es müsste denn

---

[1]) Ulrich von Singenberg, der Truchsess von St. Gallen, ein Schüler Walthers (MS. IV. 230 ff.) beklagt Walthers Tod in folgender Strophe: „Uns ist unseres Sanges Meister, den man sonst von der Vogelweide nannte, auf die Fahrt, die auch uns allen nach ihm bevorsteht. Wie viel er der Welt erkannt hat, was frommt es nun? Sein hoher Sinn ist kraftlos worden. Wünschen wir ihm nun um seines werthen höfischen Sanges willen; da ihm seine Freude entschwunden ist, dass sein der süsse Vater mit Gnaden pflege."

[2]) Reuss S. 13. — Der histor. Verein von Unterfranken setzte dem Dichter ein Denkmal, welches am 25. August 1843 enthüllt wurde. Vgl. Album für die Inauguration des Denkmals etc. Wirzburg 1843. — Eine Handschrift von Walthers Liedern, welche der Universitätsbibliothek zu Wirzburg gehörte, verkaufte der frühere Bibliothekar Feder nach England. (Mittheilung von Dr. Karl Roth. 31. VIII. 59)

[3]) In dem Bilde der Weingartner Liederhandschrift ist weder Helm noch Schild beigegeben. Auch Uhland zweifelt an der adeligen Herkunft Walthers.

[4]) Oberthür Minne- und Meistersänger aus Franken. 1818. S. 29.

Walthers Jahrtag mit auf den 7. Oktober gefallen sein, an welchem Tage zu Ehren des Miterbauers Bischof Adalbert unter alle Kapitulare und Vicare eine Semmelspende gereicht wurde.

Simrock [1]) hat seine Lieder als Frauen-, Herren- und Gottesdienst zusammengefasst und diese Bezeichnung ist im hohen Grade treffend. Was immer nur an Minnelust und Minneleid durch das Herz eines Dichters ziehen kann, das hat er im reichsten Grade empfunden und erlebt, und diese Zustände und Gefühle schildert er mit der zartesten Reinheit und innigsten Klarheit; eine rührende Unschuld und heitere Naivetät tönt aus seinen Liedern, dass er mit keinem seiner Zeitgenossen verglichen werden kann. Platen sagt, um sein ganzes Lob gebührend zu schreiben, müssten Paradiesesvögel ihre Kiele spenden! Ein hoher Adel und eine Tüchtigkeit seiner Anschauungsweise übergoldet seine Sprüche; er ist nie gemein, selbst wenn er an die schmale Grenze der Sinnlichkeit geräth, wie „unter den Linden“ und an der wunderklaren Stelle, wo er die Geliebte im Bade belauscht, auch da ist er rein und unverletzend, und entwischt ihm je mal etwa ein Zötelein, so ist es zart und unanstössig, dass es ein sehr eingeweihtes Verständniss der damaligen Sprechweise erfordert, um den zwiefälligen Sinn zu entdecken.

Sein Minneleben ist ein duftiger Garten voll Lilien und Rosen, seine Sprache voll untadeligen Wohlklanges, sein Reim von mustergiltiger Strenge, sein Singen durchweg „hovelich“; er ist, wie wir heut zu Tage sagen würden, ein Mann vom feinsten Ton und von vollendeter Lebensart im besten Sinne des Wortes. Wie kannte Walther das weibliche Herz! mit allen seinen Schattirungen, vom zartesten Sehnen und Schwellen bis zum schwersten Minneleid (113, 31 ff.), denn sogar in jener Zeit, als sein Glück in höchster Blüthe stand und er ein hohes Weib in Liebe trug, verging ihm nie ein halber Tag in ganzen ungetrübten Freuden (42, 7.) Er selbst schildert sich, dass er gerade nicht der allerschönste sei (ich bin aller manne schoenest niht. 115, 36), mein Gesicht ist nicht absonderlich wohlgethan (wie stât mir mîn houbet! dazu ist niht ze wol getân. 116, 5.), ein klein wenig feines Benehmen (ein lützel fuoge) glaubt er zu besitzen, sonst aber ist seine Schönheit nur ein Wind; weiss Gott, was Wunders und Zaubers die Frauen an mir ersehen haben! Dass er jedoch eine Frau zu seinem liebeigenen Weibe errungen hätte, ist nicht zu erweisen. Er war weit

[1]) Die Gedichte Walthers v. d. V. übersetzt und erläutert von K. Simrock und W. Wackernagel. Berlin 1833 2 Thle. 2. Aufl. 1852. Eine ungeniessbare Uebertragung erschien von Koch 1848 und eine ähnliche von G. A. Weiske. Halle 1852.

herumgefahren auf unruhigen Wanderzügen, sagt er ja doch selbst, dass er von der Elbe bis an den Rhein gekommen und dass er von der Seine bis an die Mur, und vom Po bis zur Trave und bis nach Ungarn hinab (56, 38), die deutschen Frauen aber als die besten in der Welt erkannt habe. Als er spät am eigenen Herde zur Ruhe kam, war er wohl zu alt und gebrechlich, als dass er es noch gewagt hätte, zur Ehe zu greifen, wenn er gleich den schönen Weiben bis an sein Ende hold verblieben.[1])

Was seinen Herrendienst betrifft, so möchte sich bei genauerem Zuschauen wohl bisweilen einige Unstetigkeit ergeben, trotzdem ist er immer nobel und fein, selbst da, wo er um „Milde" heischen muss; ging es ihm auch noch so übel, so nahm er doch nie ein getragenes Kleid (63, 3) und wendete sich mit Unmuth, wo die „Fahrenden" habsüchtig zudrangen und mit vollen Händen empfangen wurden. So oft er sich auch enttäuschte[2]) und manchen Mann half von der Noth (120, 35), der es ihm dann übel entgalt, so spielte ihm doch sein Poetenherz wieder einen neuen Streich und er zog mit leerem Seckel weiter. — Seine politische Meinung von Kaiser und Reich ist eine grosse und schöne; er war der erste Dichter, der mit ungetrübter Ruhe und schneidendem Ernste über das Liebeslied hinausging und rathend, warnend und strafend seine Stimme erhob im politischen Getriebe des Tages, der die Leiden seines Volkes fühlte und den Muth hatte, Fürsten Lehren zu geben[3]) und seine Sprüche gegen diejenigen zu schleudern, welche er als die Urheber der Zwietracht hasste. Freilich war er nicht frei und zum öftern richtete sich sein Lob und Tadel erst nach der Freigebigkeit oder Kargheit des Gebers, oftmals folgte, wie

---

[1]) Weiske im Weimar. Jahrbuch. 1854. I. 357 ff. glaubt in Walthers Leben seien zwei Liebesverhältnisse nachweisbar, das eine zu einer Jungfrau niederen Standes, das andere zu einem verheiratheten Weibe hohen Standes. Doch ist der Versuch, alle Lieder um diese beiden Gestalten zu gruppiren und der daraus gefolgerte Roman (S. 362—68) etwas zu gesucht und gewagt.

[2]) ich bin ein wunderlicher man
daz ich mich selben niht enkam
verstan und mich sô vil an frömde liute lâze. 104, 26.

[3]) z. B. Ihr Fürsten, tugnet eure Sinne mit reiner Güte,
seid gegen Fremde sanft, gegen Feinde tragt ein Hochgemüthe,
stärket Recht und danket Gott der grossen Ehren,
dass mancher Mensch sein Leben und Gut muss euch zum Dienste kehren:
seid milde, seid friedvoll, lasst in Würde euch schauen,
so loben euch die reinen, süssen Frauen.
Scham, Treu', Erbarmen, Zucht, die sollt ihr gerne tragen;
minnet Gott und richtet, was die Armen klagen,
glaubt nicht, was euch die Lügenmäuler sagen,
und folget gutem Rathe, so möget ihr im Himmelreiche bauen (wohnen).
36, 11 ff.

es das fahrende Leben mit sich bringt, der Fluch oder die spottende Stichrede erst aus der sicheren Freistätte bei behäbigeren Herren, die lebten und leben liessen, bisweilen kämpfte er auch mit Nebelbildern und stand im zweifeligen Wahne seiner Zeit befangen; aber sein Sinn war immer gut und der Wurf gross, sein Blick klar und viele seiner Genossen an Takt und Schärfe überragend. Walther war durchweg Ghibelline, wie nach ihm Dante, indem er neben dem heftigsten Zorne gegen den Pabst die frömmste Gottesminne sang. Es empörte sein innerstes Gemüthe, dass die Päbste im Interesse der welschen Nation die deutsche zu zerreissen bemüht waren,[1]) aber auch die weltlichen Fürsten befriedigten ihn nicht, er erkennt, dass es ihnen, dem gewaltigen Innocenz gegenüber, an Genie gebrach. An den Kleinen rügt er überall, dass sie gern des Kaisers los seien, um vom Reich wegzuraffen, was jeder einzelne vermöchte. So in der Strophe (29, 15 ff.) wo er die geheime Freude der deutschen Fürsten züchtigt, als sie vernommen, Friedrich II. wolle zum hl. Lande fahren (Kristes reise varn): „Ir fürsten, die des küneges gerne waeren âne, ir sult in sîne strâze varen lân;

belîbe er dort, des got niht gebe, sô lachet ir;
kom er uns friunden wider heim, sô lachen wir!“

Die Stühle, auf welchen sonst Weisheit, Adel und Alter gewaltiglich sassen, stehen leer (102, 6), desshalb hinket das Recht und trauert die Zucht und siechet die Scham. Viele Herren sind wie die Gaukler (gougelaere), die Taschenspielerei treiben (37, 34 ff.), der spricht: Sieh, was ist unter diesem Hute? du hebst ihn auf, da steht ein wilder Falke; thu's noch einmal, so bläht sich ein stolzer Pfau darunter, zum dritten male ist's ein Meerwunder, am Ende aber ist's, so oft man es auch wiederhole, immer nur die alte Krähe. Ich kenne deine falschen Gaugelbüchsen, wär' ich dir ebenstark, ich schlüge sie dir an's Haupt! — Walther rügt den Uebermuth und die Zuchtlosigkeit der Pfaffen (10, 25), die ihm gleich widerlich sind, wie die Mannweiber und weibischen Stutzer: „manlîchiu wîp, wîplîche man, pfaflîche ritter, ritterliche pfaffen, alte junchêrren und junge althêrren“ (80, 20 u. 9, 16 ff.), kurz das ganze altkluge, vornehm sein wollende Gesindel.

Seine Hand ballt sich aber nicht allein zum Zorne, sondern faltet sich auch im innigen, heilig frommen Gebet; seine Marienlieder, der wundersame Leich auf die hl. Jungfrau und das Kreuzlied zeigen von

---

[1]) W. Menzel D. D. I. 333. — Vgl. auch den Aufsatz von Barthel: „Die Opposition gegen die Hierarchie in der deut Lit. des XIII. Jahrh. in der Zeitschrift f. histor. Theologie. 1845 und L. Ernst S. 47 ff.

seiner Religiosität und überraschenden Tiefe. Wie schön heisst es von dem kleinen Krist, der in der Krippe liegt „junger mensch unt alter got“ (24, 26) und von der Engelkönigin, deren reiner Leib Den umfing, Den Höhe, Breite, Tiefe, Länge nie umgreifen mochte „er ist dîn kint, dîn vater, unde dîn schepfaere“ (36, 25). Wie selig ist er, seit er das Land darinnen Gott viel menschlich inne ging, selbst gesehen; wie ernst rüstet er sich zu seiner Fahrt in die ewige Heimath. Er ist, wie ein neuer Dichter von ihm sagt, [1]) treu und rein wie eine Taube, mit scharfen Falkenkrallen für das Schlechte und süss singend wie Amsel und Nachtigall: das sind die Vögel, die Herr Walther weidet! Dabei ist er bescheiden und sinnig wie er sich selbst darstellt in einem Liede (8, 4 ff.), wo er mit überschlagenen Beinen, das Haupt und die Wange in die Hand gestützt, dasitzt, denkend, wie man Ehre, fahrendes Hab und Hut und Gottes Huld zugleich erwerben könne, ohne dass Eines durch das Andere Schaden leide. [2]) (8, 4. ff.)

So liegt denn Walthers Leben vor uns, vom Anfang bis zum Ende spiegelklar ausgebreitet, fürwahr ein herrliches Leben, von dem er getrost selbst sagen mochte, es gebe nichts besseres, als wenn man sich bis zum Ende bewähre, [3]) und worauf das eigene Wort im vollsten Grade anzuwenden: „sîn lop ist nicht ein lobelîn!“ (35, 3.)

Nächst Walther ist Reinmar von Zweter unstreitig der bedeutendste unserer politischen Dichter dieser Zeit. Seine Wirksamkeit fiel damals aber nicht nach Bayern; von Geburt ein Rheinländer, in Oesterreich gebildet und erzogen, lebte er zu Prag, von wo er wieder an den Rhein ging; nur sein Grab ist, mit Verschiebung der Gränzen an Bayern gekommen. [4]) Leopold Hornburg von Rotenburg (an der Tauber), der in der Mitte des XIV. Jahrh. einen Spruch „von den alten Singern“ machte und in der Wirzburger Liederhandschrift dicht hinter Walther und Reinmar folgt, hat uns die Nachricht überbracht, dass „Reinmar von Zwetel an dem Rheine“ zu Franken in Esfeld begraben liege. Nun gibt es drei Ortschaften dieses Namen, alle im heutigen Kreise von Unter-

---

[1]) Johannes Schrott Dichtungen. 1860. S. 113.

[2]) So haben ihn auch die Pariser- und die Weingartner Liederhandschrift abgemalt; ebenso Gassen im neuen Königsbau zu München. Vgl. Kunstblatt. 1836. Nro. 11 und Raczynski Gesch. der neueren deutschen Kunst. 1840. II. 236. Ein „Bildniss“ Walthers gibt der Berliner Musenalmanach von M. Veith f. 1831.

[3]) ezn wart nie lobelîcher leben
swer sô dem ende rehte tuot. (67, 6.)

[4]) Vgl. Uhland: Walther. S. 109. Hagen IV. 487. Wackernagel S. 210. Gödeke Grundriss. S. 40.

franken und Aschaffenburg; eines im Landgericht Ochsenfurt, westlich von dieser Stadt, die beiden anderen im Landgerichte Königshofen, unweit der Gränze von Sachsen-Meiningen, an der kleineren Quelle der fränkischen Saale. Welches jedoch von diesen dreien unserem Dichter die letzte Rast gewährte, konnte trotz der verschiedensten Anfragen und Erkundigung nicht in Erfahrung gebracht werden.

Sicherer ist uns Herr Albreht von Johansdorf. Die Familie kommt zuerst in Bamberger Urkunden vom Jahre 1172 und 1188 und bald darauf auch in Passau vor, wo 1201 ein Albrecht unter den Ministerialen des Bischof Wolfker und 1204 als Zeuge unter demselben Bischofe erscheint, dessgleichen 1209 in einer Urkunde des Passauer Bischofs Manegold; derselbe Name kehrt in Passauer Urkunden von 1247, 1253 und 1255 wieder.[1]) Da die Weingartner Liederhandschrift sein Wappen vergass, so hat der Maler der Manessen ein solches nachgetragen, welches jedoch dem bekannten bayerischen Geschlecht nicht zukommt. Der Maler hat sich den Sänger jugendlich gedacht; in der Weingartner HS. geloben sich die Geliebten mit aufgehobenen Händen ihre Treue, in den Manessen findet ein „umbefahen und triuten“ ein Umarmen und Kosen statt,[2]) das Fräulein, in einem mit Pelz gefurrierten Mantel, hat ihren Arm um seinen Nacken geschlungen, seine Rechte streichelt ihr Wängelein.

Der Sänger hat einen Kreuzzug mitgemacht,[3]) entweder die Meerfahrt Herzog Leopolds 1217 oder Kaiser Friedrich II. „Ich hân dur

---

[1]) Hpt. 267. Hagen IV. 252—54 u. 757.

[2]) Hagen V. 11 u. 253. s. Lieder bei Hpt. 86—95. Hagen I. 321—25. III. 329.

[3]) Vgl. dazu diese merkwürdigen Strophen bei Hagen I. 322 (IV. 1. 2):
Die hinnen ziehn, die sagen durch Gott
dass Jerusalem der reinen Stadt und auch dem Lande
Hilfe noch nie nöthiger ward.
Die Klage wird der Dummen Spott,
sie sprechen Alle, wär' es unserm Herren ande (ärgerlich)
er rächte es ohne ir aller Fahrt.
Nun wollt bedenken, dass er litt den grimmen Tod;
der grossen Marter war ihm auch viel gar unnoth,
nur dass ihn erbarmte unser Fall:
wenn nun sein Kreuze und sein Grab nicht will erbarmen,
die sind von ihm die saeldenarmen (d. h. sie verlieren dadurch ihr Heil).
Nun, welchen Glauben will der han,
und wer soll ihm zu Hilfe kommen an seinem Ende,
der Gott wohl hülfe und thut es nicht?
So weit ich mich versinnen kann,
wenn ihn nicht gar ein' ehhaft' Noth davon erwende, (daran hindert)
so glaub' ich, dass er's übersieht. (mitzuziehen verachtet)
Nun lasst das Grab und auch das Kreuze ruhig liegen:
die Heiden woll'n in einer Rede an uns siegen,
dass Gottes Mutter keine Maget sei:

got daz kriuze an mich genommen und vâr dâ hin durch mîne missetât;“ Gott möge ihn wieder glücklich zurückeführen, denn ein Weib hat desshalb grossen Kummer, würde sie sich unterdessen von ihm kehren, so möchte er lieber „verfahren“ (86, 25 ff.); nie that dem heil. Lande die Hilfe mehr Noth (89, 23); er ist sich keiner grösseren Schuld bewusst, die er nicht lassen will, als dass er ein Weib über Alles in der Welt liebe (90, 14). Wer aber Minne minniglich trägt ohne Falschheit, das ist vor Gott keine Sünde; für zwei treue Gelieben will er gerne zur Hölle fahren (89, 4), d. h. er ist sicher, dass er desshalb nicht dahin komme. Als die „wolgetâne“ das Kreuz auf seinem Mantel sah (87, 13 ff.), fragt sie ihn, wie er das vereinen wolle, über Meer fahren und doch bei ihr zu bleiben? er tröstet sie, wer dem „heilegen grabe“ helfe und falle, dessen Seele werde „mit schalle ze himele kêren;“ doch:

mich mac der tôt von ir minnen wol scheiden,
anders nieman: des hân ich gesworn.
ern ist mîn vriunt niht, der mir si wil leiden.
wand' ich zeiner vröide si hân erkorn.
swenne ich von schulden erarne ir zorn,
sô bin ich vervluochet vor gote als ein heiden.
si ist wol gemuot und ist vil wol geborn.
heileger gott, wis genaedic uns beiden!

Er bittet die Minne, ihn eine Weile sunder Liebe zu lassen: du hast mir gar den Sinn benommen, kommst du wieder zu mir, wenn ich die reine Gottesfahrt habe vollendet, so sei doppelt willkommen; willst du aber nicht aus meinem Herzen scheiden, was voraussichtlich der Fall sein wird (daz vil lîhte unwendic doch geschiht), so will ich sie im Herzen mitführen; er bittet Gott den halben Lohn der Geliebten zukommen zu lassen. (94, 25 ff.)

Er ist überhaupt ein gar treuherziges Minnerlein; schon von Kind her hat er die Geliebte gekannt und über Alles werth gehalten; doch hat es viele Kämpfe und Mühen gegeben und oftmals hat er „Weh“ gesungen, nun aber will er dem ein Ende machen und nur mehr „Wohl mir“ singen;[1]) es war ein glücklicher Frühling und soll einen schönen Sommer geben (90, 32 ff.), ganz im beliebten Geschmack dieser Singere:

---

wem diese Red' nicht nahe an sein Herze fällt,
weh! wohin hat sich der gesellt!
„ein êhafte not“ ist ein rechtsgiltiges Hinderniss z. B. Gefängniss, Krankheit oder der Tod eines nahen Verwandten u. s. w.

[1]) 90, 16. Vgl. dazu Walther v. d. V. 125, 10.

Wîze rôte rôsen, blâwe bluomen, grüene gras,
brûne gel und aber rôt, dar zuo des klêwes blat,
von dirre varwe wunder under einer linden was.
dar ûfe sungen vogele. daz was ein schoeniu stat.
kurz gewahsen bî ein ander stuont ez schône.
noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân,
daz si mir es lône.

Bald darauf gab sie ihm, im Style der französischen Minnehöfe, die verfängliche Frage, ob es nicht unbeständig wäre, wenn ein Mann sich heimlich zweien Frauen als eigen gelöbte und die Entscheidung lautet — es sei den Männern erlaubt, den Frauen aber nicht! (S. 89, 9—20.) Das wäre in der ersten höfischen Zeit unerhört gewesen. Doch muss der Dichter keinen Gebrauch davon gemacht haben, er versichert ihr feierlich, seine erste Liebe sei auch die liebste und letzte, und wer mehr minne, wie so Mancher, der minne keine, obschon er klagt, er wisse nicht, von wem es sein Lehen sei, dass ihm kein Heil geschehe (86, 1—24). Ein anderes, kunstvolles Lied in sieben Strophen enthält ein verwickeltes Wechselgespräch, die Geliebte, welche er zufällig alleine findet, beklagt sich, dass seine süssen Töne sie verleiten und seine Worte sie verwunden wollen, zuletzt wird ihm doch Lohn und Freude verheissen. (93, 12 ff.) Er aber stellt Alles ihr anheim (91, 15 ff.):

Der ich diene und iemer dienen wil,
diu sol mîne rede vil wol verstân.
spraeche ich mêre, des wurd alze vil.
ich wil ez allez an ir güete lân.
ir genâden der bedarf ich wol.
und wil si, ich bin vrô;
und wil si, so ist mîn herze leides vol.

Ein anderes Lied (91, 22—35) ist eine strophische Wechselrede: er sagt, er wisse wohl, wie sich die Minne anhebe, aber nicht, wie sie ende, sie erwiedert sehr inniglich und schön:

Swâ zwei herzeliep gefriundent sich
unde ir beider minne ein triuwe wirt,
die sol niemen scheiden, dunket mich,
al die wîle unz si der tôt verbirt.

Käme sie in den Fall, ihren Freund zu verlieren, sie würde Zeit ihres Lebens nimmer froh. — Dass er auch in der Fremde ihrer gedachte und ihr Lieder sang auf der Gottesfahrt, geht wohl aus den wenigen Zeilen (S. 92, 7—13) hervor. Wer von ihr käme und erzählte,

n er auch nur ihren Namen hörte, der könnte ihn ein ganzes um Freunde haben, und hätte der auch Raub und Brand an übt. (S. 91, 36 ff.) Der grösste Jubel einer liebeglühenden Seele aus dem feurigen Liede, welches als das schönste aus seiner poetischen Hinterlassenschaft unvergänglich bleiben und in seiner den Leichtigkeit alle Herzen erfreuen wird (92, 14 ff.):

Der al der werlte fröude gît,
der troeste mîn gemüete.
mîn fröude an der vil schoenen lît
nâch der mîn herze wüetet.
scheide, frouwe, disen strît,
der in mînem herzen lît,
mit reines wîbes güete.

Du nim daz, frouwe, in dînen muot
und tuo genaedeclîchen
gein mir. unsanfte mir daz tuot,
und sol ich von dir wîchen.
du lâ gein mir den dînen haz;
son mac mir niemer werden baz,
wan in dem himelrîche.

Unde solde ich iemer daz geleben
daz ich si umbevienge,
sô mües mîn herze in fröiden sweben.
swenn daz alsô ergienge,
sô wurde ich von sorgen frî
(ir genâde stânt dâ bî),
ob si mir des verhienge.

Diu Saelde hât gekroenet mich
gein der vil süezen minne.
des muoz ich iemer êren dich,
vil werde küniginne.
swenne ich die vil schoenen hân,
son mac mir niemer missegân.
sist aller güete ein gimme.

Geprüevet hât ir rôter munt
daz ich muoz iemer mêre
mit fröiden leben zaller stunt,
swar ich des landes kêre.
alsô hât si gelônet mir.
gescheiden hât mich niht von ir
frou zuht mit süezer lêre.

Ein fröhlicher, muthwilliger Gesell ist Herr Bernger von Horheim, der lange Zeit für einen Westfalen gelten musste, dessen Familie jedoch in Bayern und Schwaben sich finden lässt.[1]) Zwar ist es ihm nie absonderlich gut ergangen und er schwört „daz niemen groezern kumber hat noch niene wart sô trûric man" (115, 14), doch lässt er den Kummer nicht aufkommen, sondern verhüllt ihn hinter allerlei Narrentheidinge: er glaubt zu fliegen, die ganze Welt sei sein eigen, er läuft so schnell, dass ihm kein Thier entrinnen könne — aber das ist alles erlogen, setzt er im Refrain bei und ich bin schwer wie Blei. Von der Minne ist ihm so lieb geschehen, dass er seine Seligkeit austoben möchte, er will den grössten Wald durchspringen bis er seiner Freuden Herr geworden, aber — warum lüge ich armer Gauch, ich weiss gar nicht was ich singe; will ich die Wahrheit gestehen, so ward mir nie übler (mir wart nie wirs). Ebenso steht es mit seiner minniglichen Herrin, die seinem Kummer ein Ende macht — doch dauert auch das noch lange.

Vielleicht hat er Gnade gefunden, wenigstens zeigt eine Abbildung den jugendlichen Ritter, wie er rosenbekränzt und das Schwert in der Hand, seinem Fräulein (welches ein Brackelein im Arme trägt) den Abschied bietet. Später beklagt er den Tod eines Königs, der König Wilhelm II. von Sicilien und Apulien († 16. Nov. 1189) gewesen sein kann; in Folge dessen König Heinrich VI. ein grosses Heer nach Apulien sendete, wobei Bernger theil genommen haben soll. Seine Lieder werden nach dem Ende des XII. Jahrh. gesetzt, doch ist hingegen sein Reimspiel für diese Zeit wieder zu künstlich.

Mit Neidhart von Reuenthal tritt die Lyrik des XIII. Jahrh. in ihren Wendepunkt. Die Gegensätze scheiden sich ungefähr um 1220.

Der Inhalt der älteren Lieder ist den jüngeren gegenüber unstreitig der tiefere und ernstere. Man fühlt es ihnen an, wie das Gefühl der Liebe, welches sie besingen, aus tiefster Seele hervorquillt; das oft gesagte in ihnen ist dennoch wieder neu in dem neuen Liede, weil es aus unmittelbarer Empfindung heraus so zart, so innig erlebt gesungen wird. Nirgends tritt dieses sichtlicher hervor, als in Wolframs Liedern, nirgends ist es zu so künstlerischer Durchbildung gekommen, als bei Walther; Reinmars schwermüthige Klagen, auch Botenlaubens ernste Abschiedslieder haben diesen Charakter, selbst der leichtmüthigere, sinnliche Gottfried von Strassburg macht keine Ausnahme, wie denn auch sein „Tristan," von dem unergründlichen Zauber

[1]) Hpt. 275 u. 112–15. Hagen I. 319–21. IV. 251–52.

durchglüht, eben dieses nie befriedigte immer von neuem und immer unwiderstehlicher heraufdringende sehnsüchtige Ringen darstellt. Die ganze Zeit aber bietet uns das Bild eines unglaublich rasch anschwellenden Aufblühens und eines eben so schnellen Absterbens. Wie ernst hat schon Walther über den Verfall der Zucht und die überhandnehmende, wuchernde Sittenverderbniss zu klagen. Wie schnell das in seinem Keim so heimlich zarte Wesen der Minne zur alltäglichen Gemeinheit sich hinneigte, beweist sehr anschaulich das Frauen-Buch des Ulrich von Lichtenstein, der als der Literaturhistoriker des Minneliedes überhaupt hingestellt werden könnte. Die Lyrik hielt sich, wie wir an den später folgenden Namen sehen werden, noch länger auf der feineren Höhe, nebenbei aber weicht doch bereits die Tiefe der Empfindung und es tritt eine leichtere, leichtsinnigere und sogar gemeine Lebensanschauung uns entgegen. Die Gefühle werden nun mit mehr schillernden Farben gemalt, aber in demselben Maasse geht die wahre Innigkeit verloren. Die Klagen scheinen nur noch auf der Oberfläche der Gefühle zu spielen und die Dichter spielen conventionell damit; sie hören auf uns wirklich zu rühren und bald fühlt man nur mehr ein lästiges Einerlei. [1])

Neidhart (1217—45) ist nun eigentlich so recht der natürliche Sohn des alten Minnedienstes, er ist die gross gewordene Jugendsünde des poetischen Frauencultes, seine Poesie trägt den Makel unehelicher Abkunft. Ich nehme auch keinen Anstand, ihm eine ähnliche persönliche Descendenz zuzumuthen. Er ist kein Ritter, aber voll aristokratischen Zornes über die Bauern, deren schöne Weiber und Töchter jedoch nur für ihn geschaffen scheinen; er ist kein Ritter, aber doch halbadeliges Blut, ein falscher Spross, der mit einem Maierhofe abgespeist wurde, in dem aber die alte Natur sich regte und der desshalb nie mehr ganz ins Leben passte. Er hat ein kleines Gut, das Riuwenthal heisst. Ein solches findet sich bei Vilsbiburg oder Landshut, auch bei Braunau; das erstere möchte ihm am sichersten zuerkannt werden. Zwar war man früher geneigt, selbes als ein höchst ideales Besitzthum zu betrachten, zumal da der Sänger selbst ein Wortspiel damit macht, [2]) man stellte es mit dem Freudenthal im jüngeren Titurel und mit Hadlaub's Siuftenheim und Sorgenrein als allegorischen Witz

[1]) Vgl. die schöne Darstellung Liliencrons in Haupts Zeitschr. VI. 112.

[2]) Ausgabe von M. Haupt. 1858. 5, 32 ff.: „Swie Riuwental mîn eigen sî, ich bin doch diesen sumer aller mîner sorgen frî." — Später 41, 32 vergleicht er in einer (trotz Haupt's Erklärung S. 146) immer noch unverständlichen Weise, sein Riuwenthal mit Siena. — Hagen IV. 437. Wackernagel in Pfeiffers „Germania" V. 318.

zusammen; doch warum sollte es in demselben Lande, wo es eine Vogelweide und Schnabelweide gab, wo Herren von Säldenhoven lebten und später sogar ein Nymphenburg und Bretzenheim existirte, nicht auch damals schon ein Reuenthal gegeben haben, zumal wenn der Name als mehrfach vorkommend heute noch belegt werden kann. Er trieb sich eine gute Zeit in seiner Heimath und wahrscheinlich auch am Hofe zu Landshut; aber er machte es zu bunt, verthat seine Habe und vermochte sich der mit Recht erzürnten Nachbarschaft gegenüber nicht mehr zu halten, so wanderte er nach Oesterreich, wo es ihm anfänglich sehr gut gegangen zu haben scheint, doch verdarb er sich auch hier das Spiel und kehrte in seinen alten Tagen nach Bayern zurück.

Von keinem der gleichzeitigen Dichter sind uns so viele Lieder erhalten, wie von ihm, keiner genoss einer solchen Popularität. In letzterer Beziehung wäre er dem obderennsischen Franz Stelzhammer zu vergleichen; Beide drangen so in das Volk, dass sie einer ganzen Gattung von Tänzen und Weisen ihren Namen gaben; wo jetzt noch im Lande ob der Enns zur Zither, zum Weinglase oder zum Tanze ein naturgetränktes kräftiges Lied erschallt, sei es von welchem Verfasser, es heisst ein „Stelzhammer." [1]) In gleicher Weise galten damals die Nidharte als die beliebtesten Reihen im Volke; den „Knappen von Reuenthal" traf dabei nur das Unglück, dass eine Unzahl von Liedern auf seinen Namen kam und dass, da er in diesem Artikel allerlei geleistet hatte, gerade das Ausgelassenste und am meisten Unflätige unter seiner Firma lief. Zuletzt wurde mit ihm noch ein späterer Ritter verwechselt, Herr Nithart Fuchs, der am Hofe Otto des Fröhlichen († 1339) lebte und am Singerthore der Stephanskirche zu Wien begraben liegt, dessen Schwänke, ganz im Style des „Pfaffen vom Kalenberg" zu Wien 1568 erschienen. [2]) Erst Benecke, und nach ihm Wackernagel [3]) und zuletzt M. Haupt haben die ächten Lieder nach Möglichkeit ausgeschieden. Was von ihnen dem höfischen Gesange angehört, ist von einer conventionellen Oberflächlichkeit des Gefühles nicht freizusprechen; Niemand wird die Minnestrophen der Winterlieder sehr tief oder ergreifend finden. Desto höher steht er dagegen

---

[1]) Vergl. H. Lorm Wiens poetische Schwingen und Federn. Leipzig 1847. S. 215.

[2]) Dieser musste für den Dichter herhalten, wie sein arg verstümmeltes Grabmal bezeugt: eine liegende, männliche, schwertumgürtete Gestalt, mit spitzer Mütze, zu den Füssen ein Löwe, das Wappenschild mit einem Fuchs zur Seite; das Gesicht ist rachsüchtig abgeschlagen.

[3]) In Hagens Minnesingern. Vgl. VI. 436 - 42.

in den Frühlingsliedern, mit denen er sicherlich auf das Volkslied von höchstem Einflusse war.

Die Frühlingslieder sind insgesammt zu Reigen und Tanz gesungen. Sie entsprechen der uralten Maifeier und ihrer wonnigen Lust: Alles jauchzt der erwachenden Natur entgegen, man zieht hin unter die Linde, tritt an den Reihen und springt ihn dann: einer heisst der krumme Reihen, wobei die Tanzenden zeitweise insgesammt hinken (60, 29), auch gibt es einen Hoppeldai und Troialdei, welcher „selbe zwelfte“ getanzt wird, ein anderer heisst Wanaldai (65, 38) und „treirôs“ ein Tanzlied (48, 20); Drei geigen dazu und der Vierte pfeift (63, 30) die Tanzlustigen haben eigene Vortänzer:

Randolt, Gunthart, Sîbant, Walfrit, Vrêne
die sprungen dâ den reien vor, ie einer, dar nâch zwêne.
deis Diethôch Uolant unde Jedunc
sprang dâ mangen geilen spruno,
an des hant spranc Elêne (31, 35 ff.)

Insbesondere aber sind es die Mägdelein, die schmucken, übermüthigen Bauerndirnen, die dem von Reuenthal zulaufen und an seiner Hand den Reihen springen wollen; wie er seine Lieder erhebt eilen, fliegen ihm alle Herzen zu, die Mägde geben ihm ihre Kränzel und was sie sonst haben, dass er sie seine „geilen Sprünge“ lehre. Und sie lernen seine hohen Sprünge, obwohl manche Mutter warnt: Sprünge wie man die Mägde zu Bette trägt (S. 23), worauf später immer die Wiege folgt. Aber Alle sind verblendet und vernarrt in ihn, er bezaubert sie, wie der Rattenfänger von Hameln, dass sie ihm blindlings folgen und bisweilen verliert selbst eine ehrsame Matrone noch den Kopf. Gleich das erste Lied (3, 1—21 und Simrock S. 280) ist so ein Genrebild: die Alte springt wie ein Kitzlein, sie will an die Hand des Knappen von Reuenthal; vergeblich opponirt die Tochter, die Mutter aber behauptet ohne ihn nicht leben zu können; eine andere (4, 31) thut es noch allen Jungen zuvor, obwohl sie schon Tag und Nacht mit dem Tode gerungen hatte. Meist steht doch die Mutter zurück, aber er muss sich höchst liebenswürdig zu machen gewusst haben, so klagt z. B. eine:

liebiu muoter hêre
nâch mir sô klaget er sêre,
sol ich im des niht danken?
er spricht daz ich diu schoenste sî
von Beiern unz in Vranken. (4, 30.) —

Heide, Anger und Wald stehen in Freuden, sie haben ihr bestes Gewand angezogen (diu habent sich bereitet mit ir aller besten wât),

die ihnen der Mai gebracht; der Mai hat sogar „brieve“ (23, 11) gesendet (ein damals bei den Geisslern und vorhergehend in den Kreuzzügen sehr beliebter Artikel), die Jedermann hören kann, wer da will: „Seien wir Alle froh mit Schalle: der Sommer ist in die Lande gekommen. Nun aus den Stuben ihr stolzen Kind! lasst euch auf der Strasse sehen! hin ist der scharfe Wind und auch der viel kalte Schnee; hebt euch balde zu dem Walde, wo bereits die Vögelein singen, denen ehebevor wehe war. Legt gleichfalls euer bestes Feiergewand an und schauet hinaus, um auf der Aue die Blumen zu brechen.“ (5, 8—31.) Dass dieses häufig im Sinne des Göthe'schen „Röslein auf der Haiden“ geschah, könnte man schon aus Walther vermuthen, Neidhart aber sagt es ganz unverblümt heraus und gebraucht dabei noch zotige Bilder zum Ueberfluss. Seine Lieder wetteifern an Uebermuth, der Lenz ruft zum Reihen (reiet dâ die bluomen sint) und die Dirnlein sind um keinen Preis zurückzuhalten, sie springen klafterlang (7, 6); vergeblich warnt die Mutter vor dem Maulmacher (trüger), der ihr nur zu einer Wiege verhelfe; das Töchterlein meint aber, dass eben desshalb die Weiber da wären; die Mutter greift zur Züchtigung der Widerspenstigen nach einem Rechen, den ihr aber das Kind entwindet: da gab es Stösse! Und würde man ihr die Füsse zusammenbinden, sie käme doch hinaus, sagt eine andere, und rauft sich mit der Mutter, dass es ein Loch in den Aermel gibt.

Der Wald hat seinen Kram für den Mai aufgeschlagen (9, 25), die Königin Minne erscheint ganz höfisch und verwundet (wie Amor) mit ihren Strahlen bis auf den Tod (10, 4 ff.):

dîu hât mit ir strâle
mich vermundet in den tôt;
von senender nôt
lîde ich mange quâle.
sî ist von rôtem golde, niht von stâle;
an mîn herze schôz sî zeinem mâle.

Die Minne, fährt Neidhart fort, zwinge, dass man sich unter Lachen verzehrt, wenig schläft und oft in Trauer wacht. Aber alles Leid endet unter der grünen Linde. In einem anderen Genrebilde (24, 13 ff.) sucht die Mutter ihrer Tochter vergeblich die Kleider zu versperren, das tanz- und sprüngsüchtige Kind erbricht den Schrein, nahm den Rock mit den vielen kleinen Falten, auch einen schmalen Riemen und warf sich dem von Reuenthal alsbald in die Arme. Sie putzen sich meist wie eine Tocke zum Tanz und Ballspiel, setzen ein „rôsenkrenzel“ auf, bewinden das Haar mit Seiden und ziehen rothe Schulze (golzen) an.

Eine andere Mutter bemerkt ihrer Tochter, dass der junge Meier ein Auge auf sie habe, aber die Dirne verachtet wie im „Helmbrecht“ den „gebûwer“ (giezet mir den meier an die versen), sie will einen Ritter haben, der als gewaltiger Minnedieb renommirt. Er macht immer neue Eroberungen (15, 21 ff. und Simrock S. 288 ff.):

Ine gesach die heide
nie baz gestalt
in liehter ougenweide
den grüenen walt.
an den beiden kiese wir den meien.
ir mägde, ir sult iuch zweien,
gein dirre liehten sumerzît
in hôhem muote reien.
Lop von mangen zungen
der maie hât.
die bluomen sint entsprungen
an manger stat
dâ man ê deheine kunde vinden.
geloubet stânt die linden.
sich hebt, als ir wol habt vernomen,
ein tanz von höfschen kinden.
Die sint sorgen âne
und vröuden rîch.
ir mägde wolgetâne
und minneclîch
zieret iuch, daz iu die Beier danken,
die Swâbe und die Vranken.
ir brîset iuwer hemde wîz
mit sîden wol zen lanken.
„Gein wem solt ich mich zâfen?“
sô redete eine maget.
„die tumben sint entslâfen.
ich bin verzaget.
vreude und êre ist al der werlde unmaere;
die man sieht wandelbaere;
deheiner wirbet umbe ein wîp
der getiuwert waere.“
„Die rede soltû behalten“
sprach ir gespil.
„mit vröuden sul wir alten.
der manne ist vil
die noch gerne dienent guoten wîben:
lâz solhe rede belîben.
ez wirbet einer umbe mich
der trûren kan vertrîben.

Ich sah noch nie die Haide
So wohlgestalt,
In lichter Augenweide
Den grünen Wald.
An den Beiden spüren wir den Maien.
Ihr Mägdlein sollt euch zweien,
Dem lichten Sommer zum Empfang
in hohem Muthe reihen.
Lob von manchen Zungen
Der Maie hat.
Die Blumen sind entsprungen
An mancher Statt
Wo man früher keine mochte finden;
Belaubet steh'n die Linden.
Darunter soll sich bald ein Tanz
von höfischen Maiden winden.
Ihrer Sorg' ist minder,
Sie freuen sich.
Ihr wohlgethanen Kinder,
Und minniglich,
Ziert euch so, dass euch die Baiern danken,
Die Schwaben und die Franken,
Und schmücket euer weisses Hemd
mit Seiden an den Flanken.
„Wem trüg' ich schöne Kleider?“
Sprach eine Magd.
„Die Jungen schlafen leider;
Ich bin verzagt:
Freud' und Ehre sind der Welt zuwider,
Kein Mann ist treu und bieder,
Um Eine, die ihm Ehre brächte,
wirbt nun Keiner wieder.“
„„Die Rede lass nur fahren,
(Sprach ihr Gespiel)
Wir kommen froh zu Jahren;
Männer sind viel
Die noch guten Frauen dienen gerne;
D'rum sei die Rede ferne.
Um mich wirbt Einer lange schon,
von dem ich Freude lerne.““

„Den soltû mir zeigen,
wier mir behage,
diu gürtel sî dîn eigen
diech umbe trage.
sage mir sînen namen, der dich
minne
sô tugentlîchen sinne.
mir ist getroumet hînt von dir,
dîn muot der stê von hinne.“
„Den sî alle nennent
von Riuwental,
und sînen sanc erkennent
wol über al,
der ist mir holt. mit guote ich im
des lône.
durch sînen willen schône
sô wil ich brîsen mînen lîp.
wol dann, man liutet nône!“

„Den sollst du mir zeigen
Wie er mir behage:
Der Gürtel sei dein eigen,
Den ich an mir trage.
Sag mir seinen Namen, der dich
minnen
Will mit geheimen Sinnen.
Mir träumte diese Nacht von dir,
du wollest uns entrinnen.“
„„Den sie alle nennen
Von Reuenthal,
Und seinen Sang erkennen
Wohl überall,
Der ist mir hold. Mit Güt' ich ihm
das lohne.
Mit einer Blumenkrone
Zier ich mich gern um seinethalb.
Doch fort, man läutet None!““

In solcher Weise verlaufen die meisten Reihen; dazu gibt es auch Sommerlieder und Herbstklagen; fast alle aber haben die „gogelheit der dörper“ d. h. die Tölpelhaftigkeit und Streitsucht der Bauern untereinander zum Gegenstande, auch erzählt der Dichter manch ärgerliches Begegniss mit ihnen. Die einleitenden Strophen dazu sind immer von unbeschreiblicher Anmuth und Naivetät, sie gehören mitunter zu den lieblichsten Seiten der ganzen mittelhochdeutschen Lyrik; sie enthalten eigentlich keine Beschreibung des Frühlings, sie suchen nicht nach neuen, auffallenden Zügen, nicht nach üppiger Malerei, sondern sie sind so einfach wie das Gefühl der Wonne selbst, in deren Zauberkreis sie den Hörer emporheben wollen; Herr von Liliencron vergleicht sie sogar mit einer Aeolsharfe, die in ihren wenigen gleichgestimmten Saiten dennoch die wunderbarsten Harmonien erklingen lässt. Nach solchem Eingang wird man dann mit jener, der besten Volkspoesie eigenthümlichen Weise mitten in die darauf folgende Scene hineinversetzt, die leider mitunter ziemlich derber Natur ist. Und doch klingt durch die bald lustigen, bald sehnsüchtig tändelnden Reden und Gegenreden hindurch der zuerst angeschlagene Frühlingston leise nach.[1])

Ganz anderer Natur sind die Neidhart'schen Winterlieder. Weil man nicht draussen sich drehen kann, so treibt man sich in den Stuben, wo sich eine grosse findet und ergeht sich — in höfischen Tänzen: „Der leide Winter, der jung und alt verdriesst, hat uns der wonniglichen Blumen viel benommen, welch' Rath wird den kleinen Vögelein? unbe-

[1]) Liliencron bei Hpt. Zeitschrift S. 95.

sungen steht der Wald, das kommt Alles von des Reifes Ungnade; die Nachtigallen sind alle weggeflogen, doch — Megenwart hat eine weite Stube und seiner Tochter ist es auch recht, sagt es also einander, Künegunde mag auch gerne tanzen, Gîsel gehe zur Juten und mache dass Elle mitgehe, vergesst Hädewîg nicht; ich rathe allen guten Weiben überall, dass sie hochgemuthen Mannen holdes Herze tragen; wozu sind sturmartige Hauben (tehtier) ohne ein Collier „umbe den kragen; wîp sint sicher umbe des houbet her gewesen, sô daz in daz niemen brach.“ Darauf bricht beim Tanz eine Prügelei los, mit Dreschflegeln schlagen sich die stolzen Bauern auf die Glatzen, die Weiber fahren sich in die Haare; den Tänzerinnen werden die Kleider niedergetreten, Einer aber, den Neidhart überhaupt nicht leiden kann, Namens Engelmâr hat das Unglück einer schönen Tänzerin, der Friderûn, ihren Spiegel zu zerbrechen, eine Ungeschicklichkeit, die der Dichter nie vergisst, die ihn wurmt und die er immer wieder und wieder erzählt. Wir bekommen bei dieser und anderen Gelegenheiten eine hübsche Anzahl von Namen aufgezählt; da es doch von Interesse ist zu wissen, welche Namen damals bei den Bäuerinnen absonderlich beliebt waren, so ist es vielleicht erlaubt, selbe aus den bayerischen Liedern des Dichters zusammen zu stellen. Wir treffen hier ausser den Obengenannten eine Adelheit (18, 21) und Ave, Engelboltes Tochter, eine Brîde (Frau Breide im „Orendel“) und Berhtel, Diemuot, Ermelint, Gundrât, Geppe, Guote, Hiltrût (31, 26), Hickâ, Hilda, Heilke und ein viel schoenez kint Hiltburc, Irmengart (11, 1), Jute, Jiuteline und Jutel, Liukart, Rîchilt (29, 10), Schelle, Trûte, Uotelhilt (28, 24), Vrômuot, Wierât, Wendelmuot (29, 5) und Wentel.[1]) Noch zahlreicher sind die Namen der stolzen Bauern: Amelunc, Adelvrit, Adelgêr, Adelber, Anze, Adelhûne; Beremuot, Batze, Biterolf, Berewîn; Drunkhart; Engelmâr, Engelram, Engeldîch, Engelbolt, Engelber, Engelwân, Enzemann, Eberwîn, Eberolt, Ekkerîch, Elsemuot, Erkenfrit, Ellenhart, Egelolve, Erkenpreht, Eppe; Frideliep; Gunderam, Gêneliup, Gîselbolt; Hetzemann, Hiltewîn; Lûthêr, Lanze; Mangolt, Megengôz, Merhenbreht; Otegêr, Oezekint der dumme; Ruoze, Regenwart, Rüele; Sigemâr, Sigelôch; Uozeman der rothe, Undelhart, Uodelrîch, Uodelgêr; Wagegrîm, Willebort,

[1]) Unter den unächten Liedern finden sich zur Ergänzung noch folgende Frauennamen: Adel, Diemel, Elsemuot, Gêrhilde, Gotelint, Gêrtrût, Gîsel, Hetze, Heilwîc, Hereburc, Hilte, Irmel, Jlsmuot, Künze, Metze, Merkîs, Meregart, Prîsel, Werlint und Wilbirc.

Watke und Willepreht.[1]) Viele davon sind uralt, andere aus oder an die deutsche Heldensage klingend und von volksthümlichen Heroen und Helden stammend; immerhin sehr lehrreiche Fingerzeige, wie tief solche Dinge im Volksleben eingewurzelt und herausgewachsen!

Diese Herren-Bauern tanzen nun des Winters in der Stube, wo Einer eine dazu geeignete Spielstube (53, 25) hat, seltener im Wirthshaus (bervrit. 60, 9 u. 174): Räumt Schemmel und Stühle weg, singt Neidhart, tragt die Schragen hinaus! und sie tanzen dann, dass durch die Fenster der „galm“ geht und man der Hitze wegen die Thür öffnen muss. Man tritt nach der Geige (37, 3) und der Tanz wird gross: „man sach dâ die tenze riselieren;“ auch singt Einer vor (39, 28); wenn die Vortänzer schweigen so treten sie ein „hovetänzel“ nach der Geige (40, 24), da sah man grosse Ridewanzen „daz war geiler getelinge wünne!“ [2]) Die Bauern aber legen selbst beim umgehenden Tanze ihre Schwerter nicht ab (54, 34), obwohl sie Kleider nach der Hofsitte tragen, mit Seide benäht (68, 7) und Tuch aus Oesterreich (60, 13); Einer hat eine Treie, die ist von „barkâne, grüene alsô der klê,“ dazu ein îsenhemde“, und geht brummende (limmende) als ein Bär; sie treten mit den Sporen den Weibern die seidenen Kleider durch und richten vielen Unfug an, worin aber der Dichter selbst nicht zurückbleibt. In den Stuben werden auch Spiele aufgeführt, das Bickel- oder Prittelspiel wird von jungen Leuten geübt (36, 26), dessen will Küenzel Meister sein, er verbietet Lachen, Sprechen und Winkelsehen; es gibt ausdrücklich einen Bickelmeister (49, 18); auch fährt man mit Schlitten auf das Eis (kint, bereitet iuch der sliten ûf das is. 38, 9).

---

[1]) Ebenso sind aus den unächten Liedern beiläufig folgende Bauernnamen zu ergänzen: Adelold, Amenolt, Bernhart, Bezzel, Brezzel, Berhtram, Bezeman, Baldentrit, Berhtold, Diemen, Durinkharte, Einwîc, Einmuot, Ekeman, Erkenbolt, Ezzel, Elefrîd, Fridebreht, Frouther, Frideliep, Gumpreht, Gôzbreht, Gîselbreht, Gotebold, Gabelmann, Gôzwîn, Gôze, Hilteholt, Herold, Heilegêr, Hidmâr, Holerswam, Herr Hebenstrît von Hôhenvels der junge, Heinzel, Ilsunc, Irenfrit, Irenber von Botenbrunnen, Irmelstein, Krumpolt, Küenzel, Liutwîn, Leppe, Lenk, Lumpolt, Limmenzûn, Liutfrit, Liutolt, Merbot, Merkel und Merkelîn, Pilgerîn, Ranze, Riutolt, der lange Rehewin, Rumpolt, Reppe, Roswîn, Steppe, Schrenk, Sigelolt, Sigehart, Trûtwîn, Valke, Vorhtliep, Werenher, Wenk, Wezzel, Walbreht, Wergant, Wate; das unechte Gedicht S. XXXII nennt allein 52 solch „öde Gäuche.“

[2]) Den hehren Gang macht Neidhart mit den volltönig malenden Versen lächerlich: „si giengen alle tage als ein gesmirter wagen, eben unde lîse, niht bedrungen daz in diu swert ûf den versen klungen.“ (55, 28 ff.) Man muss sich dabei erinnern, dass der ritterlichen Sitte ein leiser, abgemessener Gang für den Ausdruck innerer Hoheit galt, so singt Walther von Philipp und Irene: „er trat vil lîse, im was niht gâch; im sleich ein hôhgebornia küneginne nâch.“ (Walther 19, 11 u. Grimm Graf Rudolf. S. 25.)

Gleich das erste Winterspiel findet zu Wîtenbrüele, Weidenbrühl statt; da Engelmâr dabei eine Rolle spielt, so ist das Lied in Bayern gedichtet. „Wer uns dort ein Weidenbrühl nachwiese, führte uns in die Gegend, wo Neidharts heimischer Wohnsitz zu finden wäre. (Haupt S. 138.) Es findet sich nun gerade kein Weitenbrühl, wohl aber ein Weidenbühl bei Aurbach nächst Moosburg, was zu Neidharts Heimath ganz gut passen könnte. Neidhart ist anfänglich zu Riuwental noch unberathen und alleine; er spricht später von seiner Frau oft, es ist aber nicht erweisbar, dass er seine Gattin darunter meine.

Unter den Winterliedern kommen auch ganz höfische Strophen vor, die an und für sich sehr schön sind, bei genauerem Zuhören jedoch ihre künstliche Entstehung nicht verläugnen können; z. B. (42, 34 ff.):

Uf der linden liget meil:
dâ von ist der walt des loubes âne
und diu nahtegal ir herze twinget.
wirt sî mir, sô hân ich heil,
diech dâ meine: deist diu wolgetâne,
diu mir mîn gemüete dicke ringet.
wol ir, daz sî saelic sî!
swer sî minnet, der belîbet sorgen vrî.

Doch steckt hinter der mit ganz höfischen Redensarten Gefeierten nur eine ordinäre Bauernmagd, die, wie dem unsterblichen Ritter von der Mancha, doch „seines Herzens Königin“ (48, 6) ist; er mahnt ganz ernsthaft, dass sich Niemand an den Frauen vergehen soll und übt dann selbst eckelhafte Schweinerei, wie die Aventiure beim Flachsbrechen und viele andere zum Ueberdruss beweisen. Doch regt sich auch bei ihm ein besseres Selbst, er ist nahe daran den Fehl einzusehen, der auf der Seite der leichtsinnigen Männer liegt (71, 24 ff.):

Dô man wîbe minne gegen der manne minne wac
innerthalp des herzen tür,
dô wac mannes minne vür.
nûne kan sich gegen der wîbe minne niht gewegen.
ich enweiz ab niht wen ich der schulden zîhen mac,
der die wâren schulde hât.
zweier dinge uns abe gât,
daz wir man niht kiusche sîn noch rehter wâge pflegen,
diu gelîche trage
herzenliebe gein der minne.
ir sult wizzen, swaz iu iemen sage,

er gewan nie herzen küneginne,
der niht enwirbet daz er guoten wîben wol behage.
Reiner wîbe minne tiuwert hôher manne muot.
ist ir triuwe minneclîch,
deist in beiden lobelîch.
wol im der gein wîben sîner staete hüeten kan.
valschelôsiu minne waere beidenhalben guot:
wol dem herzen daz sî treit.
dem wirt sîner arebeit
wol gelônet. disiu maere merket, guote man.
sît den wîben holt,
lât in herze und ougen lachen.
ir sult wizzen, aller Kriechen golt
möhte ein herze niht sô vrô gemachen
sô reiner wîbe minne. deist ein vreudebernder solt.

Aber er hütete seiner Stäte nicht und behielt keine treue Minne; er verliert immer sein besseres Selbst, er ist der Heine seiner Zeit, der es mit Mutter und Tochter zugleich hält und der nur in Unbeständigkeit beständig ist. Wie in Ulrich von Lichtenstein die Verkehrtheit, so gipfelt in Neidhart die Fäulniss und Lüderlichkeit der Minnesinger.

Ueberraschend ist es, ihn plötzlich auf einer Kreuzfahrt zu finden. Er muss sie in jungen Jahren gemacht haben. Früher glaubte man, er habe mit Herzog Ludwig von Bayern, dem Kellheimer, die Fahrt nach Damieta gemacht, denn Ludwig überlebte den schimpflichen Verlust dieser Stadt und kam im September 1221 nach überstandener Geiselschaft wieder zurück. Nun soll er an dem Zuge Leopold VII. von Oesterreich nach Syrien und Damiata (1217—19) theil genommen haben, den viele Bayern begleiteten.[1]) Neidhart singt eine fröhliche Reisenote (11, 8 ff.):

Ez gruonet wol diu heide
mit niuwen loube stât der walt:
der winder kalt
twanc sî sêre beide.
diu zît hât sich verwandelôt.
mîn sendiu nôt
mant mich an die guoten von der ich unsanfte scheide.

[1]) Wackernagel bei Hagen IV. 437 u. Hpt. S. 108.

„In dieser Zeit singen die Vögelein, ich thäte es auch gerne und e Freunde wüssten mir dafür Dank, nicht aber die Welschen, die gar nicht darauf achten: „sô wol dir, diutschiu zunge!“ Er sendet Boten ab, mit der Meldung an die lieben Freunde und die „mei-ane,“ dass sie bald über die See heimzukehren gedächten, dass ınen unterdessen ganz jämmerlich ergangen sei. Gott lasse uns bald lieben Tag erleben, dass wir heim zu Lande streichen!“ Leopold die Heimreise am 1. Mai 1219 angetreten. Das Frühlingslied ganz gut. Der Zustand des Heeres ist ein sehr trauriger, da es guten Theil erschlagen ist: „daz her ist mêr dan halbez mort“ 23). „Wir möchten gerne reihen und tanzen und manchen weiten it springen, ehe wir aber daheim in Bayern herumstolziren (geswan-sollten wir erst nach Oesterreich gelangt sein!“ Auf der Rück-lässt ihm die Tanz- und Liederlust schon keine Ruhe mehr (13, 8):

Komen sint uns die liehten tage lange:
alsô sint die vogele mit gesange.
die habent ein niuwez vunden,
daz sis nie vor mangen stunden
baz begunden.
Die den winder sendes herzen wâren,
den gestuont der muot vor drîzec jâren
nie ringer danne hiuwer.
mägde, ir nemt des meien stiuwer (Lohn);
zogt ab iuwer.
Junge mägde und alle stolze leien,
ir sult iuch gên dem lieben sumer zweien:
so ist wünne in allen rîchen.
ir sult iuch ze vröuden strîchen.
lât dar wîchen.
Kint, lât iu den reien wol enblanden,
loeset iuwer herze ûz senden banden
mit snellen sprungen ringen.
ich hoere von der vogele singen
den walt erklingen.

Er sendet den lieben Boten heim zu Lande; all sein Trauern soll Ende haben, denn wir nahen dem Rheine und die Freunde sehen Pilgrimme gerne! Der Rhein bezeichnet nicht eine Rheingegend, lern Deutschland.

Bote, nû sage den kinden an der strâze
daz sî niht enzürnen ûz der mâze.

wir suln ein niuwez briuwen,
dar nâch sî die vinger kiuwen,
an der triuwen.
Bote, nû sage dem liebgenaemen wîbe
daz ze wunsche gât sô wol mîn schîbe.
dû sage ze Landeshuote,
wir leben alle in hôhem muote,
niht unvruote.

Der Wind war ihm also günstig geworden, seine Glückskugel oder sein Glücksrad (schîbe) hat sich gedreht und er kehrt fröhlich in seine Heimath zurück. Hier trieb er das alte Unwesen, machte Eroberungen und ärgerte die Bauern, deren schöne Weiber und Töchter er gehörig vexirte. Endlich hat er sein Hab und Gut verthan und obendrein die Gunst des Herzogs verspielt; da siedelte er nach Oesterreich hinüber und machte sich an den reichen „Ostermann" (75, 2) Friedrich II. zugenannt der Streitbare, der allerlei Sängerlein an seinen Hof gezügelt hatte, z. B. den Bruder Wernher, Pfeffel, den Tanhauser und andere Spielleute und fahrendes Volk. Er wurde gut empfangen und spricht von einem silberreichen Schrein, den er erhalten habe, zu dessen Aufbewahrung und Sicherhaltung der gute Herr ihm aber auch noch ein Haus schenken muss. Und nun fliesst seine Dankbarkeit in poetischer Uebertreibung über: nie hat er reichere Gabe von Fürstenhand erhalten, er will seines (Friederichs) Lobes Kämpe sein (73, 21) und sein Lob wohl sprechen und singen, dass es laut vom Rheine bis zur Elbe schallt. Es beginnen die alten Händel mit schmucken Bauerndirnen. Die Getelinge und Dörper, die Geburen und Gauhünere waren hier aber noch übermüthiger als in Bayern; sie trugen enge mit Draht gesteifte Röcke (treien) und enge Schaperune, rothe Hüte, Schnallenschuhe (rinkelohte schuohe), schwarze Hosen und Handschuhe, dazu natürlich auch Waffen, Schwerter, Helme und Beckenhauben, Sturmhüte u. dgl. Neidhart gibt ganz eingehende und genaue Beschreibungen darüber. Da er sich an ihnen gehörig rieb, kam er oft sattsam in's Gedränge. So hat ihn auch der Maler der Manessen dargestellt: [1]) Neidhart, jugendlich wie alle diese Sänger, vielleicht als Ausdruck ihrer ewigen Jugend, einen Perlenkranz auf dem lockigen Haupt, in langem zierlich gegürteten Rocke, hebt den rechten Arm mit den drei ausge-

[1]) Hagen IV. 436 und V. 40 u. 266. Taf. XXXVI. Das beliebte Thema wurde im XV. Jahrh. auch dramatisch bearbeitet, wie Neidhart die Bauern äfft. Vergl. Keller Fastnachtspiele. I. B. Nro. 53. (S. 393—467); es spielt zu Zeiselmauer.

streckten Schwurfingern empor und hält die Linke abwehrend vor die Brust, indess sein pelzgefütterter Mantel über die Schultern zurückfällt. Vier Bauern umgeben ihn, sie haben alle kurzes Gewand, das nur bis zum Knie reicht; die beiden zur Rechten sind jugendlich, einer im quergestreiften Rocke hebt die Linke mit warnendem Zeigefinger gegen ihn auf; der andere mit runder Mütze, gestricheten Hosen und kurzem Rocke mit halben weiten Aermeln darüber, einen Dolch und einen Seckel an der Seite, fasst mit der Linken Neidharts aufgehobenen Ellenbogen und bedeutet ihm mit der Rechten. Die beiden anderen älteren Getelinge, mit scharfen, schadenfrohen Gesichtern, schwarzen Kappen und langen Schwertern an den Seiten machen ähnliche Bewegungen. Sie tragen gesteppte mit Draht durchnähte Wämser und hohe Halskragen, Brustbleche u. s. w. Alle aber sind gelockt, wie der Dichter, der neben ihrer Herrentracht besonders ihre Lockenpflege schilt und ihnen mit der lange in Oesterreich erwarteten Ankunft des Kaisers Friedrich II. (1236) droht, dass er die Zucht herstellen und den Dörpern die langen Locken wieder verschneiden werde. Der Wappenschild über dem Bilde ist weislich leer gelassen.

Herr von Liliencron[1]) stellte die Vermuthung auf, dass unter der Maske der Bauern Niemand anders zu suchen sei, als des Dichters eigene, höfische Umgebung. Das ist aber ein unhaltbarer Einfall. Wenn auch nicht Alles für baare Wahrheit in Neidharts Liedern zu halten ist, so gingen sie doch zum guten Theil aus wirklichen Anlässen hervor, seine Bauern tragen zu gut das Gepräge der geilen d. h. übermüthigen Getelinge, die wir aus Strickers „Gäuhühnern“ und dem „Helmbrecht“ zur Genüge kennen, sie sind zu sicher nach dem Leben gezeichnet, als dass man sie für Masken seiner höfischen Umgebung hätte halten können. Neidhart hatte überhaupt wenig am Hofe zu thun, wo er hofirt und minnesingerisch thun will, da ist meist auch formelle Leerheit; er ist entschieden unglücklich, wenn er sich in der höfischen Tonart bewegen soll, dagegen spricht eine überraschend wohlthuende Frische und Genialität aus den Liedern, die für seine und in seiner ihm zusagenden Umgebung entstanden sind. — Aber auch bei dem reichen „Ostermann“ vermochte er sich nicht in die Länge zu halten. Der Herzog hatte ihn behauset (behûset) wie den Tanhauser und zwar zu Melk (Medelîke), er trieb sich aber immer auf den Dörfern umher und nennt deren eine grosse Menge, die seine Streiche sahen. Natürlich lohnten ihm die bösen Herren-Bauern dort, wie in Bayern, spielten ihm übel mit und vertrieben ihn. Vielleicht machte er es seinem Mae-

[1]) In Hpts Zeitschrift S. 105.

cenas zu arg, wenigstens ist das folgende Gleichniss als ein sehr deutlicher Bettelbrief anzusehen (84, 32 ff.):

> Swer einen vogel haete
> der mit sange dur daz jâr
> sînen willen taete,
> dem solt er underwîlen zuo dem vogelhûse sehen
> und gaebe im guote spîse;
> sô künd ouch der selbe vogel
> singen süeze wîse,
> sô müeste man dem vogele guoter meisterschefte jehen.
> sunge er sînen sanc
> immer schône gegen dem meien.
> sô solte man in sumer und den winter lûte heien. (pflegen)
> guoter handelunge wizzen ouch die vogele danc.

Es muss verstanden und ein neues heiliges Loblied (in frônekôre ein lobeliet) dafür gesungen worden sein, davon der edle Geber „in dem paradîse wîte erkant" werden sollte.

Selbst wie ihm das Haar ergraut ist (93, 2) und das Alter ihn von der Jugend scheidet (95, 36), kann er die alten Gewohnheiten noch nicht lassen und eine Stänkerei mit Bauern, Dörpern und Getelingen gilt ihm nächst ihren Dirnen als höchste Seligkeit.

Einmal, nachdem er an dreissig Jahre gesungen, zieht er seine poetische Bilanz und da ergibt sich, dass er achtzig neue Weisen im Frauendienst gesungen; eine andere Zählung bringt noch eine höhere Ziffer heraus.

Zuletzt kam er auch beim reichen „Ostermann" in Verruf durch einen Ungenannten und Neidhart zog wieder nach Bayern, wenigstens geht das aus einem Liede (103, 15) ziemlich deutlich hervor, in welchem auch Erzbischof Eberhard von Salzburg genannt wird. Neidhart freut sich der Steiermark endlich den Rücken zu kehren und seine alte Gelisbte im „Beierlant" wieder zu sehen. Sein Leben ist mit diesem Gesange, der in's Jahr 1234 zu setzen wäre, gewiss noch nicht nicht abgeschlossen, doch fehlen alle Quellen zu weiteren Conjecturen.

Unter den von Haupt als unächt ausgeschiedenen Liedern, die entweder durch rhythmische Leibschäden oder den fehlerhaften Reim nicht als geistige Kinder Neidharts anerkannt werden können, befinden sich sicherlich viele, die in Bayern entstanden und hier Heimathsberechtigung ansprechen könnten, denn kein Dichter hatte so viele Nachtreter und Nachahmer wie dieser, ein sprechender Beweis, welchen Anklang seine Manier gefunden haben musste. Allein es wäre ein ver-

messener Einfall, hierüber bindende Versuche anstellen zu wollen. Wichtiger, aber in unbestimmbare Ferne abführend, wäre die Untersuchung des Neidhart'schen Einflusses, den dieser auf die Entwicklung des Volksgesanges ausgeübt hat. —

Nach den heutigen Gränzen gehört in unser poetisches Gebiet ferner Herr Suezkint von Trimberg, ein Jude, der, um in der historischen Reihenfolge zu bleiben, hier seine Stelle haben mag.[1]) Er findet sich urkundlich zu Wirzburg in der Stadt. Hier verkauft das Dietricher Spital im Jahre 1218 dem Juden Suezkint eine Hofstätte am Rigol mit dem Beding, dass er einen steinernen Kanal auf seine Kosten zu bauen habe; darüber entstand später ein Prozess, der 1225 durch den Domprobst Otto geschlichtet wurde. Dieser Vorgang ist auch in der Manessenhandschrift vorgestellt. Suezkint erscheint in reicher Tracht, mit langem Bart und dem herkömmlichen spitzen gelben Hut [2]) vor dem Spitalstiftsherren, der mit klerikaler Umgebung in infulirter Herrlichkeit auf seinem Throne sitzt. Suezkint beschreibt sich selbst auf ähnliche Weise (v. 2) wo er sagt: er wolle fürder wie ein alter Jude leben, sich den greisen Bart lang wachsen lassen, tief unter einem Hute, mit langem Mantel demüthig einhergehen, mit seinen Künsten nicht mehr der Thoren Fahrt ziehen, sondern die Höfe der Herren fliehen, die ihm doch nichts geben, „unt selten mê gesingen hovelîchen sanc.“ Er war sicherlich ein Arzt, ein „weiser Meister von natura“ wie man sie nannte, seine ziemlich an das Gebiet der Raritäten-Dichtung streifende Strophe von der umständlichen Bereitung der Tugend-Latwerge, deren Büchse der Leib ist (wol im, des lîp der latwerîen bühse sî) documentirt mit allerlei technischen Ausdrücken wenigstens die Kenntniss, wenn auch nicht die Uebung der Arzneikunde (I. 2): Mit fünf Pigmenten soll die „latwerîe“ gemenget sein, die gut ist gegen die Wunden des Schimpfes und die Sucht der Schanden; Treue und Zucht, Milde und Mannheit gehört darein; die Mâze soll es pülvern; dann gibt es einen Balsam (bals) ob allen Speisen: Ehre

[1]) Vgl. Hagen II. 258 u. IV. 536 und Archiv des histor. Vereins für Unterfranken. 1852. XII. 2. Hft. S 137.

[2]) Es ist wirklich lächerlich, wie die verschiedenen Concilien des Mittelalters von zehn zu zehn Jahren neue Einfälle in Betreff der Juden hatten. Das 4. lateran. Concil von 1215 dringt auf die alte Sitte, dass die Juden Unterscheidungszeichen tragen, man bestand auf einem hohen gelben Hut; das Concil zu Narbonne verlangte 1227 dagegen eine runde Scheibe aus Rohr an der Brust; das Concil zu Vienne 1267 schärfte neuerdings den spitzen Hut ein, das Concil zu Ravenna 1311 schrieb eine safranfärbige Scheibe vor, welche die Männer an der Brust, die Frauen gar am Kopfe tragen sollten. Später beliebten die geistlichen Höfe die seltsamsten Moden vorzuschreiben. Vgl. Himmelstein im Unterfränk. Arch. 1852. 2 Hft. S. 148 ff.

genannt. — Sehr schön ist seine Ansicht über adeliges Thun und edle Geburt: Wer adelig thut, den will ich für edel halten wenn auch sein Adel ohne Brief wäre; wo sich Untugenden zu dem Adel mischen, da wird das adeliche Kleid zu Hadern; wer sich der Untugenden schämt und nur nach dem Besten strebt und sich zusammennimmt, wer mit anderen Worten als ein wahrer Mensch sich beweist: den heisse ich adelig auch wenn er nicht von hohem Namen stammt. — Als einen sehr edlen Menschen kennzeichnet ihn auch folgende schöne und wirklich ergreifende Strophe (I. 3):

Wenn ich gedenke, was ich war und was ich bin
Und was ich werden muss — so ist all' meine Freude dahin,
Und wie die Tage meines Lebens laufen von mir geschwinde.
Und ist das nicht ein Jammer und Seufzer bringende Noth
Dass ich von Tag zu Tage muss fürchten den Tod
Der mich dann bringt in der unreinen Würmer Gesinde?
Wie kann ich da noch froh sein,
Wenn ich das Alles betrachte?
So han ich an dem Herzen mein
Michel grosser Achte
Wie dass mein Seel' dort Kummer dol. (leide)
Mit Sünden war mir eh' so wohl:
Allmächtig Herre! Du bist aller Gnaden voll:
Hilf mir, dass mein Seele dort vor Dir Gnade finde!

Es ist der Frühlingsschrei aus der Tiefe eines wahrhaft bekümmerten Herzens, welches tief betrübt ist, dass man nie recht weiss, wohin die Seele komme, wenn der Tod den Leib ermahnt, dass er vom Leben kehre (IV. 1); damit ergreift er in seiner einfachen Kürze mehr als viele Sängerlein mit ihrem minniglichen Geklimper. Aus seinem Lob Gottes klingt derselbe grosse Geist wie aus Lord Byrons hebräischen Melodien (III. 1):

Künig herre, hochgelopter Got, waz du vermaht,
du liuhtest mit dem tage unt vinsterst mit der naht,
dâ von diu werlt vil vröude unt ruowe hât.
Künig, aller êren dir noch nie gebrast,
wie den tac du zierest mit der sunnen glast,
und ouch die naht dîns mânen lieht wol stât,
du bernest himel mit den stern,
dîn schonheit ie mêr mag gewern,
du hast ze geben gâbe vil, der niht zergât.

Ebenso schön ist das Lob einer reinen Frau (III. 2), die ihres Mannes Krone ist und ihn werther macht; mit der er seine Jahre glücklich vollbringt und sich der Sünden und Schande erwehrt; ihr hohes Lob nimmt es wohl mit der Menge auf! — Doch muss es ihm oft schlecht ergangen sein: Er bittet die Milden um Abhilfe gegen den bösen Wicht, der ihm an Speise und Kleidern schädige; er stellt seine dürftige Haushaltung in derselben Weise dar, wie der Tanhauser; Hebauf und Findenichts thun ihm viel Leides, Herr Bigenot von Darbian ist ihm feindlich und Herr Dünnehabe schafft ihm Ungemach, seine Kinder weinen oft, da sie böse Schnabelweide haben. So muss er sich seiner Haut wehren! Unangenehm ist hier eine Anspielung auf „den gesuoch" zu treffen, so nannte man damals den Geldwucher durch hohen Zins. „Es ist gut, fügt er darauf bei, dass der Esel kein Horn hat und dass das Krokodill nicht alle Leute beissen kann; käme es auf die Diebe an, so dürfte keine Thüre verschlossen sein." Er erzählt auch eine unverblümte Fabel (VI.), worin der Wolf sich entschuldigt, dass er durch Raub den Hunger stillen muss, weil er kein Geld hat Speise zu kaufen: er sei nun einmal dazu geboren und nicht so schädlich als die Falschen in ihrer Weise — er hätte auch sagen können, wie jene die in Schafskleidern einhergehen u. s. w.

Dagegen führt uns Herr Reinmar von Brennenberg, kurzweg der Brenneberger genannt, an die Donau zurück. Doch sind die Beiden, der historische Reinmar und der volksthümliche „Brenneberger" wohl zu unterscheiden, obwohl ihre Schicksale verwandt und in einander übergegangen sind.

Von den nach der Burg Brennenberg bei Regensburg benannten, später auch zu den Grafen gezählten Edlen erscheint schon 1162, 1171 und 1174 ein Kuno, 1193 ein Wirnt als Zeugen in Regensburger, und 1216 ein Gebhard in Alderspacher Urkunden. Des Letzteren Sohn ist wahrscheinlich jener Reinmar, der als bischöflicher Truchsess 1224 und später noch fungirt. Mit seiner Gemahlin Adelheid hat er einen gleichfalls Reinmar genannten Leibeserben, der für unseren Dichter zu halten ist. Dieser jüngere Reinmar wurde, aus unbekanntem Anlasse, mit mehreren seiner Mannen von den Regensburgern erschlagen; das geschah wahrscheinlich im J. 1256.[1]) Reinmar hatte auch einen Bruder, Namens Bruno, der ihn, ebenso wie seine Mutter Adelheid, überlebte. Dieser

[1]) In demselben Jahre an dem unglückseligen 18. Februar, verlor ein Fräulein Helke von Brennenberg, vermuthlich die Schwester des Dichters, ihr Leben zu Donauwörth und zwar mit ihrer unschuldigen Herrin, der schönen Herzogin Maria von Brabant. Helke wurde nach der Sage von dem Herzog ermordet, nach Anderen vom Mangoldensteine hinabgestürzt.

Bruno war Kanonikus und trat dem Bischof von Regensburg sein Schloss Brennenberg unter den Bedingungen ab, dass der Bischof den Todschlag Reinmars räche, doch behielt er sich die Nutzniessung vor und setzte überhaupt noch die Klausel, dass das Schlösslein, wenn er, der Herr Bruno nämlich, etwa wieder weltlich würde und Leibeserben gewänne, dieselben die Burg und das Truchsessenamt haben sollten. Vielleicht vergass der Bischof die Rache und Busse und so gereute den Herrn Bruno auch sein Versprechen, er gab den Kanonikus auf, wurde wieder ein Laie und nahm ein Weib um seinen Stamm fortzupflanzen, was ihm auch so weit gelang, dass abermals ein Reinmar erschien, mit dem aber 1325 die Familie erlosch.[1]) —

Das Gemälde in den Manessen [2]) stellt die Ermordung unseres Reinmar dar: jugendlich, im einfachen langen Rocke, mit einem Waidmesser im Gürtel, steht er in Mitten von vier unritterlichen Männern in kurzen Röcken, mit eisernen Sturmhüten und kurzen Schwertern, der Eine hat ihn am Arme gepackt und holt mit dem Schwerte aus, ein Anderer stösst ihm die Waffe von rückwärts in den Kopf, dass das rothe Blut herausspritzt, der Dritte hält ihn beim Haar und rennt ihm das Schwert in die rechte Seite; ein Vierter dringt mit erhobener Waffe heran. Hier ist offenbar ein Ueberfall und Mord dargestellt, der von den Regensburger Bürgern gesühnt werden sollte.

Unter seinen Liedern ist eine durch die Heidelberger HS. einzig gewahrte Strophe sehr merkwürdig,[3]) in welcher er den Tod seiner bedeutendsten Zeitgenossen beklagt: seinen Freund Singenberg (den Truchsess von St. Gallen und Schüler Walthers), sodann den alten Reinmar, ferner den Walther von der Vogelweide, zu dessen Schüler er sich bekennt, Neuenburg, Rugge, unsern Johannsdorf,

---

[1]) Mit diesem Letztgenannten haben Docen und Wackernagel unseren Dichter verwechselt. Vgl. Hagen I. 335—38 u. IV. 278—84. Ettmüller Handbuch S. 262.

[2]) Sein Wappen sind drei brennende Berge im silbernen Schild, dasselbe führen heut zu Tage die Grafen von Lerchenfeld.

[3]) Hagen III. 451 oder vielmehr 334 (auch bei Hpt. S. 261):
Wâ sint nu alle, die von minnen sungen ê?
sie sint meistelic tôt, die al der werlde fröude kunden machen.
von Sente Gallen friumt, dîn scheiden tuot mir wê;
du riuwes mich, dîns schimpfes maneger kunde wol gelachen;
Reinmâr, dîns sanges maneger gert,
ich muoz dich klagen und mînen meister von der Vogelweide.
von Niuwenburc ein herre wert
unde von Rucke Heinrich sungen wol von minnen beide.
von Jôhansdorf und ouch von Hûsen Friderich,
die sungen wol, mit sange wârens hovelich.
Walther von Metz, Rubîn und einer der hiez Wahsmuot;
von Guotenberc Uolrich, der liute vil dîu singen dûhte guot,

Husen, Walther von Metze, Rubin, Wachsmuth und Gutenburg. Er hatte also ausgebreitete Bekanntschaft; den Burggrafen von Rietenburg nennt er nicht, den kannte er vermuthlich nicht mehr, der war schon lange todt.

Der Grundton von Reinmars Gedichten ist die Klage über langjährig unbelohnten Minnedienst; doch bleibt er ihr ergeben, sein Abendsegen und Morgengebet gehören seiner lieben Frau (I. 3). In dem folgenden schönen Maienliede (III.) lobt er nicht allein alle Frauen, sondern preist auch sich glücklich über die Wahl seiner Herrin, die ihm in des Herzens Grund gekommen, deren Schönheit und Tugenden er vor allen, so weit er auch im Lande umfahre, erhebt:

Der meie ist komen gar wunneclîch
mit maneger hande schoene,
der walt ist niuwes loubes rîch,
in vröut der vogelîn doene,
sie habent wunneclîchen schal
vor in diu liehte nahtegal,
der sanc ich hohe kroene.
Jung und alte, sît gemeit,
und sprechet wol den vrouwen,
von in kumt alle saeleceit,
ir mügt sie gerne schouwen,
und solt in iemêr wesen holt;
sie gebent wunnebernden solt:
ir lop is wol erbouwen.
Gedenke, sinnic, saelic man,
an reiner wîbe guete,
waz si wirde muegen han.
ir lop in êren bluete,
und ist ouch gar durhliuhtic ganz,
alsam der liehten sonnen glanz:
sie gebent hoch gemuete!

Darauf folgen (IV.) zehn sonettenartige Strophen, deren Form den Namen des Brennenbergers erhielten; er verherrlicht die Geliebte in blühenden Bildern:

Str. 1. Ir munt der liuhtet, als der liehte rubin tuot,
wan er hat sich gejunget, als der fênix in dem fiure,
er ist noch heizer, danne ein sinder[1]) von der gluot,

[1]) sinder = Hammerschlag, Metallschlacke.

und eitet (brennt), als eines trachen kel, sîn lachen ist gehiure
(anmuthig);
er geneistet (sprühet), als ein fiurstein snel,
wan solt' mîn munt sîn zunder sîn, biz ez die minne enpfienge,
er brinnet, als ein vakel hel,
und get ûf, als ein roeselîn; wie wol ez mir ergienge!
dâ draejet (duftet) ûz ein balsam, der dez hat gewalt,
der wider junget unde wirt ouch niemêr alt,
swem sie wont mit (rehten) triuwen stetelîchen bî,
dem wahset niemêr grawez hâr, und wirt ouch aller sorgen vrî.—

Str. 2. Wol mieh, daz diu vil saeldenrîche ie wart geborn,
diu mit bernden tugenden hat ir lîp so wôl gekroenet!
sie ist mîn bluende rôse, gewahsen sunder dorn;
seht, von ir schoene waeren vil wol drîzec lant beschoenet!
sie sunnen blick, sie meien schîn,
sie vogel sanc, mîn hohster trost, in suezer ougenweide,
sie erliuhtet gar daz herze mîn,
swâ ich der laude bin, sie ist doch mîn zuoversiht in leide.
ja sie ist lobes krône ob aller vrouwen schar,
ir lop sich helle swinget wîten her und dar,
von ir tugenden, die sint alsô lobelîch:
swâ mit man kroenet vrouwen lîp, der weiz ich niender ir gelîch.

Er ist glücklich die Wonnigliche zu sehen und freut sich immer des Tages, wo sie ihm wie ein Engel erschienen und noch scheint. Sie ist mein Tag, mein Morgenroth und Sonnenaufgang, meine Maienzeit und höchste Freude! ei! wohl mir! wohl! immer mehr wohl! wenn mir die Schöne zu Theil wird.

Str. 4. Wohl mir des Tages, da mir allererst ist worden kund,
Was hoher Tugende und reiner Ehre an den Frauen läge!
Es kam ein Weib all mitten in meines Herzens Grund,
Da riethen mir die Sinne, dass ich ihrer schöne pflege,
Dass mich von nun an keine Noth
Von ihrem Trost und von ihren Genaden nimmer konnte scheiden,
Mich wendet Niemand als der Tod;
Ihren minniglichen Leib den kann mir Niemand mehr verleiden;
Sie ist mir lieb und geliebet mir für alle Weib,
Sie ist mir lieber als mein eigener Leib,
Sie ist mir ohne Maass, das spreche ich offenbar,
Sie ist meine lichte Rose roth und auch meine spielende Sonne
klar.

7. Die ich aus aller Welt zur Herrin hab erkorn,
Zu hohen Freuden mir, zur Wonne wie zum Heile,
Die hat auf mich gewendet ihren Hass und ihren Zorn:
Ich muss verderben, wird mir nicht ihr holder Gruss zu Theile.
Sie Reine, besser viel als gut (bezzer danne guot)
Sie höchstes Ziel der Zärtlichkeit, sie Kron' ob allen Frauen,
Was sie allein mir Leides thut
Und Niemand sonst, den Fehler einzig mag man an ihr schauen.
Ja die reine süsse sanfte Mörderin (mordaerin),
Mein Herz ist doch bei ihr, wo ich des Landes bin.
Ihre Zucht, ihr hohes Lob ich stets zum Besten mass:
Wie selten sie gedenke mein, in Treuen ich sie nie vergass.
8. Ihr Weisen merket, wie mir Armen ist geschehn:
Ich bin mit ganzem Leibe wunderlich entzweigetheilet.
Wo ich halb nur bin, da wähnen sie mich ganz zu sehn
Und Niemand sieht mich dort, wo doch mein bester Theil verweilet.
Die Liebe hat mein Herz dahin,
Das ist mein bester Theil: es weilt bei meiner lieben Frauen;
So lass ich, wo ich leibhaft bin,
Männer und Frauen nur den Schein des ganzen Wesens schauen.
Geschah an Einem solche Theilung, wie an mir?
Ich bin ja leider ganz so wenig dort als hier
Und bin doch Beides wiederum so hier als dort:
Wer mich nun suchen will, wie findet der mich und an welchem Ort?

Str. 10 und 11 enthalten einen Dialag zwischen Liebe und Schön-, den der Dichter sodann beschliesst Str. 12: dass beide so zusam- passen, wie der lichte Rubin in dem klaren Golde, ja noch schöner ar; glücklich derjenige, welcher beide vereint findet und wo sie sich ganzer Stätigkeit einem Manne gefreundet:

„Schoene unde Liebe ist ein minneclîches wîp,
Schoene unde Liebe ist mîns herzen leitvertrîp,
Schoene unde Liebe machet al mîn trûren laz:
die Schoene gît mir hôhen muot, diu Liebe tuot dem herzen baz."

Der Ritter, der so lange um ungewährte Liebe sang, der dann st klagte, dass die Minne wie eine Mörderin an ihm gehandelt habe, selbst bekennt ein zweigetheiltes Leben zu führen, das dann plötz- auf noch unaufgeklärte Weise ein schnelles Ende fand, da der ger wirklich ermordet wurde: Das Alles half wacker zusammen, um

an ihm ein Beispiel im Lande zu haben, wie man schon längst in Frankreich und Italien erzählte; die fremde Geschichte ging ganz auf den Brennenberger über, in dessen Familie überhaupt ein blutiger Geist waltete: Heinrich der Löwe hatte einen Brennenberger viertheilen lassen und das Volk sang davon: „man legt den Brennberger auf den Tisch und schnitt ihn auf gleich einen Fisch;“ die Helke von Brennenberg fand zu Donauwörth ein unverschuldetes Ende und unser Dichter wurde zu Regensburg erschlagen. So gestaltete sich später ein Volkslied über unseren Dichter (ebenso wie über den Tanhauser): wie der Brennenberger viel von einer schönen Frau gesungen, deren eifersüchtiger Mann ihn getödtet, ihm das Herz ausgeschnitten und seiner Frau zu essen gegeben und ihr dann den Gräuel geoffenbart habe, worauf diese, ihre Unschuld betheuernd und fortan aller Speise entsagend, am eilften Tage stirbt und der Mann sich ersticht. [1]) Ein späterer Meistergesang des XV. Jahrh. versetzt den Brennenberger nach Wien; er ist ein Ritter, der am Hofe des Herzogs von Oesterreich lebt und dessen Frau als das schönste Weib der Welt in seinen Liedern feiert; auf ihr Gebot zieht er jedoch nach Paris, um durch den Augenschein zu entscheiden, ob die Königin von Frankreich nicht schöner sei; als Krämerin verkleidet [2]) findet er Zutritt und Gnade bei derselben, die ihn 12 Nächte beherbergt und jede Nacht bei einer ihrer zwölf Fräulein schlafen lässt, die Krämerin aber verräth sich nicht als Mann, nur als sie endlich bei der Königin selbst schlafen soll, da entweicht der Vielgeprüfte und bringt seiner Herzogin den Preis der Schönheit nach Wien, worauf bald das schaurige Ende folgt. Simrock hat den alten Meistergesang ausgezeichnet nachgedichtet. [3]) —

In abgeschiedener Bergeinsamkeit, in der äussersten Ecke des Lechthales stand die Burg der Schwangauer, die später in Trümmer fiel, von unserem Könige aber in unvergleichlicher Schöne neu erhoben und wieder belebt wurde. Aus dieser den Welfen treu ergebenen, weitverzweigten Familie erscheint Hiltbolt, der zweite seines Namens, unter den Sängern unseres Mittelalters. Er hatte noch zwei Brüder: Heinrich und Konrad, mit denen er zuerst urkundlich als Zeuge auftritt bei dem Friedensschlusse des Grafen Albrecht von Tirol mit dem

[1]) Grimm deut. Sagen. II. 207—12, wo die Erzählung ausführlich nach zwei Meistergesängen des XV. Jahrh. gegeben ist.

[2]) Das Lied vom Brennenberger ist natürlich viel älter als der Meistergesang, der Maler der Manessen wusste davon und wollte den Brenneberger als Krämerin darstellen, malte aber sein Bild zu Herrn Dietmar von Aist, zu dem es gar keinen Bezug hat. Vgl. oben S. 443.

[3]) Simrock Lieder der Minnesinger. 1857. S. 250-59.

Brixner Bischofe Berhtold (Augsburg 3. März 1221). Dabei waren auch der Dichter Konrad von Winterstetten und zwei aus dem Geschlechte derer von Nifen. Vier Jahre darauf begegnen wir ihm wieder im Geleite seiner Brüder zu Schongau, um da mit den übrigen hiezu erwählten Schiedsrichtern den Streit über die Kirche zu Peiting zwischen den Klöstern Steingaden und Raitenbuch beizulegen. Am 11. November 1228 war er zu Glurns in Tirol, um als Zeuge und Bürge zwischen Bischof Berhtold von Chur und dem Tiroler Grafen Albrecht an dem Friedensschlusse mitzuwirken, der in Gegenwart ihrer Vasallen und Ministerialen verhandelt wurde. Am 12. Oktober 1234 ist er zu Augsburg. Als dann Schwigger von Reichenberg am 5. Nov. 1236 in Prutz alle seine Güter an den Grafen von Tirol als erbliches Lehen verhandelte, stand Hiltbolt (mit seinem Bruder Heinrich) dem Rechtshandel bei, auch war er gegenwärtig, als seine Niftel Christina von Fronhofen den 26. April 1240 eine Schankung an das Kloster Steingaden machte. Im Jahre 1254, den 13. September finden wir ihn zum letztenmale und zwar bei einem friedlichen Vertrage zu Innsbruck.[1])

Von ihm sind zweiundzwanzig Lieder erhalten, die obwohl aus der besten Zeit des höfischen Singens, doch etwas Gemachtes und Conventionelles an sich tragen; bisweilen aber ist er heiter, sinnig und herzlich. Er erzählt, wie er früher wohl Vieren sich zu eigen bot, nun minne er Eine, und davon hat er viel grössere Noth, denn je, nun erst erkennt er die Minne (II. 2):

Ez ist ein wunder, mir wart nie so wê,
dô ich wol vieren vür eigen mich bôt,
nû minne ich eine, unt deheine ander mê,
und ist nâch der einen noch grôzer mîn nôt.
danne sie waere von minnen als ie:
ez war ein spil, dâmit ich ümbe gie:
nû erkenne ich minne, die erkande ich ê nie.

Ihr ergibt er sich auf Gnade zu dienen, sie ist die erste, die ihn fing (III. 4). Doch muss es ziemlich lang gewährt haben, bis er Erhörung fand und in Gnaden angenommen wurde, er hatte oft Stunden der Verzweiflung, er fürchtet sich vor ihrer Ungnade wie das Kind vor der Ruthe (VIII. 2). Nun sucht er sie durch sein Lob zu gewinnen; mit einem an Walther erinnernden Ausdruck behauptet er vom Po bis zum Rheine nach den Besten gesucht zu haben und darunter ist sie die

[1]) Muffat Geschichte von Hohenschwangau. 1837. S. 39 ff. Hormayr histor. Taschenbuch. 1812. S. 298–309 und dessen „Goldene Chronik von Hohenschwangau.“ Hagen I. 280–84. IV. 190–92 u. V. 247. Taf. XXII.

Erwählte! (X. 1.) Da aber immer noch die gehoffte Antwort von ihrer Seite ausbleibt, da sie so beständig im Versagen ist, so wird er todttraurig (XIV. 1); dessungeachtet gibt er die Hoffnung nicht auf (XVII), wenn sie nur erst seinen guten Willen einsehen wollte (XVIII). Mit äusserster Einfachheit singt er (XXI):

Kalte rîfen unde snê,
sô diu zergânt, so kumt, als ê,
beide, bluomen unde kle:
unzergangen ist mîn nôt, der wirt ie mê.
Swie man siht die heide stân,
wîz, alder sumerlîch getân,
mir enwil mîn leit zergân:
daz klage ich der schoenen, von der ich ez hân.

Sie bleibt unerschütterlich wie der Polarstern (Tremundan. XXII. 2); endlich aber erhört sie ihn, doch mag sie ihm eine Kreuzfahrt auferlegt haben. Damals war die Sitte häufig, dass der Bräutigam vorerst noch auf gut Glück über das Meer musste. Vor der Fahrt schwören sie sich Treue, wie die Weingartner HS. abgebildet hat. Als der Herzog Welf im nahen P e i t i n g die Kreuzesfahne vor dem Altare schwang, stand Hiltbolt von Schwangau in seinem Geleite und stiess dann mit zu dem Zuge des Herzog Leopold von Oesterreich und des König Andreas von Ungarn, den auch Hiltbolts Schwäger, Herzog Otto von Meran, Bischof Egbert von Bamberg, der Neidhart u. A. begleiteten.

Er kehrte glücklich zurück und wurde wohl empfangen: Zwischen zwei Frauen tanzend ist er in den Manessen abgemalt; in voller Rüstung, den geschlossenen Stechhelm mit dem Schwan als Zimier noch auf dem Haupte, als käme er eben vom Ritterspiel, tritt der Schwangauer in eine Halle; kaum dass er die Hände von den Panzerringen entschuht hat, führen ihn zwei Fräulein mit Blumenschapelin auf den wallenden Locken, zum Tanze, ein junger Fidelaere, die viersaitige Geige streichend, geht voran. Es ist ein höfischer Tanz, der bereits im Parcival geschildert ist, wie zwischen zwei lichten Frauen ein klarer Ritter mit schleifenden Schritten den Umgang hält. Der Schwangauer hat auch einen Reihen gesungen und zwar für zwei liebliche Frauen, E l l e und E l s e, von denen eine die Verehrte sein mag (IV):

Ich wil der lieben aber singen,
der ich ie mit triuwen sanc,
ûf genâde und ûf gedingen
daz mir trûren werde kranc,
bî der ich alsô schône

an einem tanze gie,
ir zaeme wol die krône,
sô schoene wîp wart nie.
Elle und Else tanzent wol,
dez man in beiden danken sol.
Ine gesach sô tugentlîche
vrouwen nie, dez muoz ich jehen,
noch sô rehte minneklîche;
swaz ich vrouwen hân gesehen,
der ist sie vor in allen
gewaltig iemer mîn,
sie muoz mir wol gevallen
sie süezer saelden schrîn.
Elle und Else tanzent wol etc.
Saelic sî diu süeze reine,
saelic sî ir roter munt,
saelic sî, die ich dâ meine,
saelic sî sô süezer vunt,
saelic sî diu süeze stunde,
saelic sî, daz ich sie ersach,
saelic sî, dô sie mich bunde,
diu bant sie noch nie zerbrach.
Elle und Else tanzent wol etc.

Die Geschichte führt uns später noch einmal und zwar unter traurigeren Verhältnissen, nach Schwangau zurück. — In entgegengesetzter Richtung, an den breiten Ufern des Innstromes zu Rosenheim treffen wir auf einen anderen Dichter. Dieser sog. Kunz von Rosenheim aber ist ein höchst unsicherer Herr, denn abgesehen davon, dass das bayerische Rosenheim urkundlich erst im Jahre 1234 erwiesen werden kann, [1] so finden sich die wenigen unserem Kunz beigelegten Lieder auch bei Anderen, wie bei Heinrich von Veldecke, Künzingen und Singenberg, und selbst das einzige Lied, in welchem er im Style dieser älteren Sangesmeister klagt, dass Niemand mehr des Sanges froh ist, wobei er warnt, die holden Frauen zu schmähen, die aller Mutter sind und Manchen beglücken [2] — auch dieses Lied wird in der Heidel-

[1] Otto Titan von Hefner Chronik von Rosenheim. 1860. S. 23 ff. Doch ist Rosenheim um diese Zeit ein mit Höfen und Schwaigen umgebenes Schloss, welches den Grafen von Wasserburg gehörte. Die 1234 genannte Burg Rosenheim war vielleicht schon 1180 herzoglich geworden, als Bayern an das Haus Wittelsbach kam. Vgl. Koch-Sternfeld der in s. „Culturhistorischen Skizzen" München 1861 S. 60 ff. gleichfalls unseren Sänger vergass.

[2] Hagen II. 335.

berger Liederhandschrift einem völlig unbekannten Hugo von Mülndorf zugeschrieben, der nach dem Urtheil eines gewiegten Historikers wirklich aus unserem niederbayerischen Mühldorf sein dürfte, woselbst schon 1213 der Herr Bischof Eberhard von Salzburg eine Urkunde unterschrieb.[1]) Dagegen hielt der Maler der Manessen, der seinen eigenen Kopf hatte, an der wirklichen Existenz unseres Kunz fest und nahm keinen Anstand, uns denselben persönlich vor Augen zu führen und zwar in einer recht hübschen Situation:[2]) Es ist, wie bei Konradin, ein Jagdbild. Obwohl der Maler diesesmal mit keinem ritterlichen Wappen freigebig ist, so stellte er ihn doch als einen behäbigen Guts- oder Standesherren dar: von stattlicher Gestalt, jugendlich, mit einem zierlichen Jagdhute (woran eine moderne Vorrichtung fliegt, um ihn fest zu halten), im kurzen, engen Röcklein, ein Täschel und Waidmesser am Gürtel, hält er auf dem Faistling einen Falken, dem er eine Wachtel zeigt, die das Bräckelein aus dem Kornfelde aufgejagt hat; in dem Felde arbeitet eine anmuthige Schnitterin, mit langen Locken unter dem leichten Hute, an der Linken, welche das Korn zusammenfasst, trägt sie einen Handschuh, mit der Rechten schwingt sie die heute noch gleichgestaltete Sichel.

Bisher gelang es nicht den kurzweg als der Dürner bezeichneten Dichter mit festeren Belegen in Bayern nachzuweisen, als Hagen gethan hat.[3]) Das Bild zeigt zwei im Lanzenrennen gegen einander ansprengende Ritter, dem Einen scheint ein Fräulein die Lanze aus der Hand genommen zu haben, um für ihn zu kämpfen; von den Zinnen der Ringmauer, von den Lauben des Hauses schauen vier andere Jungfrauen zu. Das Wappen ist eine Glocke unter einem Kirchthurmdache, auf welchem ein goldener Hahn steht; der andere Ritter führt einen rothen Schild. Der Thurm scheint allerdings den Namen zu berechtigen. Es gab alte fränkische Herren und Grafen von Durne, Dürne, die jedoch schon im XIII. Jahrh. ausstarben, auch lebten im folgenden Jahrhundert bayerische Herren dieses Namens, die z. B. das Kloster Reichenbach am Regen in der Oberpfalz begabten, auch erscheint hier ein gleich alter Ort Durn. Vielleicht wäre an eine mit dem Dichter des hl. Georg (vgl. oben S. 356) verwandte Familie zu denken.[4])

---

[1]) Hagen setzt unseren Kunz von Rosenheim um 1230. (IV. 643.)

[2]) Hagen IV. 643 und V. 269. Taf. XLIII.

[3]) IV. 646 und II. 336.

[4]) Auch gab es im Hochstift Eichstätt alte Erbmarschalle Dürner von Dürn, Dürn ist ein Burgstall nächst Dietfurth; ihr Wappen ist im goldenen Schilde ein springender schwarzer Widder, das Kleinod: ein Apfelbaum mit vier rothen Aepfeln, oder ein grüner Stamm mit rothen Rosen. W. Hund de-

Sein aus 5 trochaischen Strophen bestehendes Lied zeigt von guter Zeit, ist in Sprache und Reim untadelig, der Inhalt natürlich amurös. Die Minnigliche ist sein Mai im Winter, weiss ist ihr Fell, roth die Wangen und das süsse Mündelein, blank ihre Kehle, ihr falbes Haar ist ihm lieber als das grüne Laub; ihm geträumte ein wonniglicher Traum: wie ein Rosenbaum mit zwei blühenden Aesten ihn umfangen habe, darunter fand er Violen und Rosenduft; ein solches Umfangen liesse er sich halbe Tage lang gerne gefallen. Ihr Lachen bringt meinem Herzen Freude, ihre Augen erleuchten meines Herzens Grund, ihre rosenrothen Lippen vermöchten einen Siechen zu heilen.

Das Leben vieler Minnesinger ist, mehr oder minder auffallend in die Sage verflochten. Wie ein Schatten wandelt Heinrich von Ofterdingen unter seinen Zeitgenossen, durch den räthselvollen Klingschor noch mehr gehoben, der mit ihm die luftige Mantelfuhre von Ungarn nach Eisenach besteht. Dem Wirnt von Grävenberg liess man die Frau Welt erscheinen, des edlen Brennebergers Herz seine geliebte Herrin verzehren, den Frauenlob von Frauen zu Grabe tragen und den Hügel mit Wein verschwemmen, Walther von der Vogelweide setzt die Vögelein in sein Testament und gedenkt ihrer mit Speise für ewige Zeiten. Lange sang das Volkslied vom edlen Möringer, indess Andere, wie die spruchweisen Spervogel, Heriger und der Windsbecke, noch immer jeder persönlichen Erscheinung spotten. Der merkwürdigste dieser unfassbaren Gesellen, dessen Name in alter Zeit durch die verschiedenen Volkslieder und in unseren Tagen durch Richard Wagner's Tondichtung wieder in Aller Mund gekommen, ist der Tanhauser. Die Sage hat einen verhängnissvollen romantischen Nimbus über ihn gebreitet; sein Leben aber, das einzig aus seinen kraus durcheinander geworfenen Liedern einige Anhaltspunkte gewährt, ist in beinahe undurchdringliches Dunkel gehüllt. Vielleicht ist das Dickicht doch zu durchbrechen und der fahle Dämmerschein etwas zu lichten.

Seit unvordenklichen Zeiten singt und sagt das Volk, [1]) wie einst ein guter „fränkischer Ritter,“ Tanhauser genannt, am Fusse des Hörsel-

---

gegen gibt ihnen: im blauen Schild eine gelbe Zwergstrasse. — Das dem Dichter in den Manessen beigelegte Wappen findet sich nirgends und ist offenbar eine Erfindung des Malers.

[1]) Die meisten Volkslieder hat Grässe in s. Abhandlung über den Tanhäuser (1846. 2. Aufl. 1861) und Uhland Volkslieder I. 1032 verzeichnet. Das Lied in Kornmann's Mons Veneris. Frankfurt 1614 S. 127—32 steht schon bei Hagen IV. 429 und in der 2. Aufl. bei Grässe. — L. Bechstein, der in s. Thüringer Sagenbuch (Wien 1858) überhaupt keine Quelle näher bezeichnet, erzählt die Maer von Danhäuser nach J. Agricola's „Sprichwörter“ und gibt das Lied angeblich „in seiner ursprünglichen Gestalt als fliegendes Blatt.“ S. 126 ff.

berges in der Dämmerung vorüberziehend,[1]) eine Höhle gesehen und an derselben eine Fraue, wie er ehebevòr nimmer geschaut: das war Frau Venus selber. Sie sang ihm zu und lud ihn ein, in ihre Höhle zu kommen und mit ihr die Freuden der Liebe zu theilen. Er aber konnte der süssen Lockung nicht widerstehen, hörte auch nicht auf die innere Stimme, welche ihn verwarnte den Bitten der heidnischen Göttin zu folgen, sondern ging mit ihr in den Berg und blieb bei ihr. So war ein Jahr vergangen — nach Anderen wären es sieben Jahre wie ein einziger Tag gewesen — da ward die Stimme des Gewissens wach und er begann zu klagen: „Mein Leben ist mir worden krank, ich mag nit länger bleiben, nun gebt mir Urlaub, Fräulein zart, von eurem stolzen Leibe;“ er rang darnach sich Gott zu versöhnen, die Sünden zu beichten und wo möglich Vergebung derselben zu erlangen. Und so bat er die schöne Frau, ihn ziehen zu lassen, denn seines Bleibens sei nicht mehr bei ihr, sie bedünke ihm eine Teufelinne. Sie aber wollte ihn nicht lassen, sondern gemahnte ihn an alles Gute, an alle Liebe, die er hier genossen, lockte ihn zu neuem Minnespiel und versprach ihm sogar eine ihrer Frauen zu seinem ehelichen Weibe, auf dass diese ihn immer fesseln möge. Tanhauser aber liess sich nicht halten, sondern schlüpfte mit Hilfe der hl. Jungfrau aus dem Berge; von einem Priester ging er zum anderen und wollte Ablass haben für sein unheiliges Leben, aber keiner mochte ihm solchen gewähren, Alle sagten, nur der heilige Vater in Rom könne ihm verhelfen die Schuld zu büssen, die er durch seine Gemeinschaft mit dem bösen Geiste auf sich geladen. So fuhr er denn in Jammer und in Reuen gegen Rom, warf sich dem Pabst zu Füssen, gestand ihm, wie er ein ganzes Jahr bei Frau Venus im Berge zugebracht und jetzt um Busse flehe, damit er wieder der Wohlthat des Christenthums theilhaft werden könne. Der Pabst aber stiess ihn zornig von sich und sprach: Wann dieser dürre Stecken, den ich in der Hand halte, wieder grünen und blühen wird, dann werden dir auch deine Sünden vergeben sein. Und damit wandte er sich von ihm, Tanhauser aber zog aus der Stadt in Jammer und in Leide und gedachte: So mich der milde Krist und seine heilige Mutter nicht wieder annehmen wollen, so ziehe ich wieder in den Berg, ewiglich und ohne

[1]) Die Erzählung folgt hier theilweise nach Grässe, der selbe offenbar nur zu romanhaft behandelt hat; auch W. Menzel D. Dicht. I. 306 folgt ihm hierin; dass der Tanhauser durch Thüringens Gauen zur Wartburg gezogen, wo Landgraf Hermann viel edle Ritter und Sänger zum (angeblichen) Wartburgkriege sammelte und dass dieser den Tanhauser auch dabei haben wollte u. s. w. ist offenbar neuere Zuthat, denn keine frühere Quelle nennt die Wartburg, auch nicht die deutschen Sagen der Grimm I. 246, die nach Praetorius „Blocksberg“ und Agricola's „Sprichwörtern“ erzählen.

Ende zu meiner Frau Venus. Mit Freuden und Gottwillkommen (Uhland Str. 24) ward er empfangen. Darnach wohl an dem dritten Tag ersah der Pabst mit Schrecken, wie der Stab anhub zu grünen, da sandte er Boten in alle Lande, wohin der Tanhauser wär' kommen. Der aber war „verfahren" und schon wieder im Berg und muss darinnen bleiben bis an den jüngsten Tag.

Seitdem warnt der treue Eckart[1]) Jeden der dorthin kommt, hineinzugehen, dass ihm nicht also geschehe.

Gleichwohl erzählen doch alte Mären, wie später noch mancher Ritter sich von Frau Venus verführen lassen. So sei z. B. Herr Heinrich, der Sohn des Herzogs von Limburg, auf der Sucherfahrt nach seinem verlorenen Schwesterlein in das Land der Frau Venus gerathen, wo er bleiben musste, bis er durch seinen Schwager befreit ward. Ebenso wird der schwäbische Ritter Hermann von Sachsenheim wegen seiner Minneschuld durch einen Zwerg in den Venusberg entführt, wo Eckart sein Warner und Fürsprecher im Minnegericht gegen die böse Mörin[2]) ist, welche sehr viel bei der Frau Venus gilt, deren Gemahl aber der Tanhauser aus Frankenland ist.

Legt man den Maassstab der klassischen Philologie an unsere Mythologie, so entsteht immer nur Verwirrung. So ging es auch hier. Man fand die Tanhausersage mit dem homerischen Liede von Odysseus und der Kalypso verwandt, indem beide Frauen, dort Frau Venus, hier die Kalypso, ihren Helden behalten wollen, diese aber dort durch Maria, hier durch Minerva befreit werden.[3]) Das ist aber auch Alles, denn der tragische Hauptheil der deutschen Sage, die verzweiflungsvolle Rückkehr in den Venusberg, hat in der Antike keine Parallele. Gutzkow hatte eine leise Ahnung, dass unter der Frau Holle des Hörselberges doch etwas Anderes gemeint sein könne, als die Repräsentantin einer Venuswirthschaft à la Paris. Und A. Becker äusserte gelegenheitlich bei Besprechung des Wagner'schen Operntextes:[4]) „es ist nur zufällig und verräth gelehrten Einfluss, dass Frau Holle im Liede Frau Venus heisst." — Frau Venus war sicherlich früher eine deutsche Wasser- oder Waldfrau, eine Elbe, wie Frau Hulda und erst die Renaissance, die freilich theilweise schon über den Fall von Trapezunt hinauf datirt, machte wie Mannhardt treffend bemerkt,[5])

---

[1]) Grässe S. 28 (1. Aufl.) Grimm Deut. Sagen. I. 9 u. 402.

[2]) Die schwarze Brunhilde (Krimhild) aus dem Rosengarten.

[3]) Mone Anzeiger. V. 168.

[4]) In der Allgem. Zeitung. 1855. Nro. 236. S. 3763.

[5]) Mannhardt Mythenforschungen. S. 264. - Die heidnische Mythe mit legendenhafter Deutung bereits in W. Menzel: Odin S. 311.

aus Frau Hulla „eine gelehrte Uebersetzung“ in Frau Venus, wie denn nach dem neuen Geschmack alle unsere deutschen Sagen lateinisirt werden mussten.

Auffallend ist es zuerst, dass die Sage in ganz Deutschland verbreitet und überall localisirt ist. Wir haben bereits zwei weitere Beispiele angeführt. Ebenso hatte ein Herr von Schnewburg [1]) gleichfalls mit Frau Venus im Berge Umgang gepflogen und begann seiner Verbrechen wegen den Tod zu fürchten und Vergebung von Gott zu wünschen. Auch er hört dieselbe Rede: eher soll der Stab Rosen tragen, als dass Verzeihung werde. Traurig sei er hierauf nach heim gekehrt, wie er aber das Thal hinauf nach seinem Schlosse geritten, da sei seitwärts der Eingang in den Venusberg offen gestanden und eine Stimme habe ihm gerufen, sich hineinzustürzen; das habe er auch gethan und sei fortan nicht mehr gesehen worden. Nach zwei Jahren aber habe jener Stab wirklich Rosen getragen, nun seien Boten gelaufen, dem Ritter die Verzeihung Gottes zu künden, allein sie hätten auf der Schnewburg nur die Wittwe desselben angetroffen, und als diese im Berge nachgraben liess, habe man den Herrn, noch auf seinem Pferde sitzend, gefunden.

Im hohen Grade seltsam ist das Wunder mit dem blühenden Stabe. „Der Babst hat einen Stecken weiss, der ward von dürrem Zweig“ heisst es in dem einen Liede. [2]) In einem anderen: „der babst het ain steblin in seiner hand und das war also durre; als wenig das steblein gronen mag komstu zu Gottes hulde.“ [3]) Nach Anderen wäre es ein „weisser Stab.“ Nun ist es aber doch auffallend, wie der Pabst im Volksliede dazu kommt, einen dürren Zweig, Stecken oder Stab in der Hand zu halten, denn bekanntlich tragen die Päbste keinen Hirtenstab. Grässe erinnert an die altnordische Sitte der sogenannten Neidstangen, wo man einen Pferdeschädel auf eine Stange steckte, mit einem Holz die Kinnladen aufsperrte und nach der Gegend hinrichtete, wo der Feind wohnte, dem man zu schaden wähnte. (Grimm Myth. 1854. II. 626.) Allein das ist ebenso irrig hieher zu beziehen, als zu glauben, der heil. Vater habe sich gerade auf seinen Stab gestützt; denn der Pabst hat gar keinen. Wie er darum kam, erzählt man in Altbayern und Schwaben so: Zu St. Peters Zeiten sei mal ein Bischof zu dem Apostelfürsten nach Rom gekommen mit der Bitte, einen Verstorbenen wieder in's Leben zu rufen; nun habe aber St. Peter gerade selbst hin-

---

[1]) Bei Freiburg im Breisgau. Vgl. Schreiber Taschenbuch. 1839. S. 348.

[2]) Bei Kornmann S. 130. Str. 19.

[3]) Uhland Str. 20.

zugehen nicht die Zeit gehabt, daher gab er dem Bischof seinen Stab, um selben über den Todten zu legen, der dadurch lebendig wurde. Seit ihn aber St. Peter weggegeben, hat keiner seiner Nachfolger mehr einen Stab geführt.[1]) — Ein anderer Erklärer meint, der Pabst habe Tanhausers Pilgerstab genommen, da kein Grund einleuchte, wesshalb er einen solchen Stab schon in der Hand gehabt. Das wäre für unsere Lösung giltiger. Unerklärlich aber bliebe noch immer die Unerbittlichkeit des Pabstes, der selbst in dem angeblichen Handel des Grafen von Gleichen, nachdem dieser bei Lebzeiten seiner deutschen Hausfrau in der Fremde eine Heidin geheirathet hatte, doch dazu noch seine Einwilligung gegeben haben soll.[2]) Diese Unerbittlichkeit muss ausserhalb christlicher Beweggründe gesucht werden.

Hauen wir einmal durch eine kühne Conjectur den ganzen Knäuel durch, so werden sich die einzelnen Theile wohl entwirren lassen. Im Ganzen liegt einfach eine Elbengeschichte vor. Bekanntlich lieben diese Geister die Menschenkinder und suchen selbe durch allerlei Mittel, durch weisende Thiere sowohl, wie durch Gesang und Tanz zu ihrem Umgang zu verführen.[3]) Aber dem Sterblichen, der in ihre Bande gefallen, graut bald vor dem unheimlichen Wesen, denn er will Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute; also rafft er sich auf und entflieht und geht zum Priester des Frô oder der Frauwa; dieser erschrickt und wagt den Bann nicht zu lösen, wenn nicht der Gott selbst ein Zeichen gibt; der Büsser aber wagt nicht, das Ordale abzuwarten, verzweifelnd kehrt er zum Berge zurück und scheidet sich selbst aus dem Leben.

Es ist der alte Glaube, dass, wer die Götter geschaut, es mit dem Leben bezahlen müsse, es ist dieselbe Geschichte wie mit Sigurd und Brynhilde, die unzäligemal und doch unsterblich, immer aufs neue im Märchen wiederkehrt. Aehnliche wunderschöne Sagen hat Fries in Unterfranken gefunden[4]) und Schönwerth in der Oberpfalz. Eine merkwürdige, ganz hieher bezügliche Geschichte von jungen Bayern und

---

[1]) Der Stab wird angeblich zu Trier aufbewahrt. Vgl. Schreiber Das ursprüngliche Alter der Bisthümer Trier, Cöln und Lüttich. Trier 1860. S. 18 u. 19. Auf den Bildern in den römischen Katakomben ist Christus und Petrus allein mit Stäben abgebildet und keiner der folgenden Päbste trägt dort einen Stab.

[2]) Eine ähnliche Romfahrt zum hl. Vater mit gleich seltsamen Ordal bei Schönwerth Sitten und Sagen der Oberpfalz. I. 114.

[3]) J. W. Wolf Beiträge zur deutschen Mythologie. II. 233 ff.: „Der elbischen Jungfrauen Streben geht oft dahin, die Liebe schöner, edler und tapferer menschlicher Männer zu gewinnen; die Art und Weise, wie sie dieses ausführen, ist verschieden."

[4]) Mitgetheilt in J. W. Wolfs Zeitschrift. I. 26 ff.

Schwaben erzählt auch Caesarius von Heisterbach.[1]) — Hulda ist eine Dienerin der Frouwa, eine Waldfrau; Tanhauser selbst aber ist dem Namen nach nur ein Waldhäusler, der im Walde wohnt, der im Tann gehaust hat. Später, mit dem Verglimmen des Heidenthums, ward die Sage allmählig christianisirt, Frau Hulda die „lichtgemâle“ Elbe, sank zur Teufelinne und Hexe herab, der heidnische Priester, mit der Bind- und Lösegewalt, der den weissen Stab in der Hand trägt, an dem das Gottesgericht sich bewährt, ging folgerecht in den „heil. Vater“ über, dem die höchste Gewalt gegeben. Nun wird auch das Blüthentragen eines dürren Stabes erklärlich. Es galt für ein uraltes Ordal, das sich schon auf IV. Mosis 17, 8 stützt, wo erzählt wird, wie Aarons Stab Blüthen und Mandeln getragen habe — ein bei den mittelalterlichen Dichtern (Walther, Conrad v. W. u. A.) sehr beliebtes Symbol der heil. Jungfrau. — Aehnliches erzählen rabbinische Legenden vom Stabe Mosis. Durch ein gleiches Stabwunder wird Joseph als der von Gott der hl. Jungfrau bestimmte Gemahl bezeichnet. Es wiederholt sich in der schwedischen Tradition, auch hier schneidet der Priester dem spielenden Neck die Hoffnung ab: „Ehe wird dieser Rohrstab, den ich in der Hand halte, grünen und blühen, als du Erlösung erlangst;“ trauernd wirft der Neck die Harfe hin; der Priester reitet fort und bald beginnt sein Stab in Laub und Blüthe auszuschlagen; da kehrt er um, dem Neck das Wunder zu verkünden, der nun die ganze Nacht über fröhliche Weisen spielt.[2]) Die Sagen von den blüthentragenden Stäben kehren wieder in Hessen, Oesterreich, Bayern, Tirol und Schwaben.[3])

---

[1]) Vgl. Wolf Beitr. II. 255; die ebendaselbst S. 256 ff. aus Vincentius bellovacensis folgende Historie hat bereits Kornmann in s. Mons Veneris 1614 S. 77—81 aufgenommen.

[2]) Grimm Myth. 888.

[3]) In Hessen: vgl. E. Lynker Nro. 270. S. 193. — Vernaleken Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. S. 117—19. — In Bayern: vgl. Lasaulx Philosophie der Geschichte. 1857. S. 119. Zingerle in der Germania. V. 125 f. dazu gehört folgende Sage aus Seefeld in Tirol: Vor vielen Jahrhunderten war dem gewaltigen Edelherrn Oswald Milser eingefallen, sich vor allem Volke auf eigene Weise zu erhöhen und am grünen Donnerstag die Communion in einer grossen Hostie reichen zu lassen. Kaum lag indessen der göttliche Leib auf der Zunge des thörichten Sünders, so brach unter demselben der Boden, worauf er kniete, ein und bis an die Brust versank der Frevler. Vergebens klammerte er sich an die Stufen des Altares; sie wichen unter seinen Händen. Der erschrockene Priester, der ihm schnell die Hostie aus dem Munde nahm, rettete den Edelherrn, dieser aber wanderte stehenden Fusses in das Kloster zu Stamms und beschloss dort sein Leben in Reue und Busse. Sein Weib, das dem Wunder keinen Glauben schenken wollte, vor dessen Augen jedoch, ein Wahrzeichen der schauerlichen Begebenheit, drei Rosen am verdorrten Stocke aufblühten, entrann dem Schlosse und endete verzweifelnd in der Wild-

Der Venusberg in Uffhausen sowohl, wie der am Hörselberg in Thüringen und wo sich sonst ein solcher findet, waren Cultusstätten der Frouwa, Rosengärten der holdseligen Göttin, heilige Wälder, wo ehedem die Holde ihren Gottesdienst, ihren Preis, ihre Verehrung erhielt. Darum sind sie heute noch als Hauptversammlungsort der Hexen verdächtig;[1]) von hier aus zieht noch „die wilde Jagd," den treuen Eckart an der Spitze, der die Begegnenden aus dem Wege weist oder sie ermahnt, sich niederzuwerfen;[2]) in ihrem Gefolge zieht auch Frau Hulda. Dann aber sitzt sie wieder zurückgedrängt im Berge, früher war sie ausserhalb desselben, ebenso wie ihre nun bergentrückten Genossen, die alten Götter, Kaiser und Helden. Der Hörselberg gilt seit alter Zeit als Sitz der Hulda, als Strafort der verdammten Seelen (Mannhardt S. 264), in ihm befindet sich sogar das Fegefeuer.[3]) So hat die Sage sich christianisirt und das alte Elbenreich ist zum Teufelsspuck herabgesunken.

---

niss. — In Schwaben (vgl. Volksthümliches aus Schwaben, von Birlinger und Buck. 1861. I. 319) wird ganz bedeutungsvoll erzählt, dass der dürre Baum, an den eine Unschuldige als Hexe gebunden wurde, nach ihrem Tode erblühe. Vgl. dazu die blühenden Lanzen, Legende aus dem Leben Karl d. Gr. nach der Kaiserchronik in W. Menzels Taschenbuch. 1826. S. 137.

[1]) Grimm Myth. 887. 1004 u. 1230. Nach der Münchner Handschrift Cod. bav. 2197 (Mone Anz. VII. 426), die verschiedene Inquisitiones enthält, „welche auf mehrerley Personen böser Verdacht, der Hexerei willen eingeholt worden a. 1620," heisst der „Venesberg" das „Paradies," wohin die Unholden fahren. — Anderes vom Hörselberg in Bechsteins Thüringer Sagen. S. 130 ff.

[2]) Der dem wilden Heere vorausziehende Eckart findet sich auch als namenloser Mahner im benachbarten Tirol. Ein Mann läuft dem wüthenden Heere voraus und schafft die Leute aus dem Wege oder heisst sie sich niederzuwerfen. Die dort häufig fahrenden Kutschen hat Zingerle (Sagen. 1859. S. 12) richtig als einer Göttin angehörend erklärt: wer davor nicht zu Boden fällt und dadurch seine Verehrung bezeigt, wird mit dem Tode bestraft oder entführt.

[3]) „Von dem Horselberg bey Isanach in Thüringen" heisst es bei Kornmann Mons Veneris. 1614. S. 374: „Dieser Berg ist in Thüringen nicht weit von Isenach, ist berühmt von nachfolgenden Geschichten. Es war ein Königin von Engellandt mit Namen Renischwig, welche als jhr Herr König, der jhr auss dermassen lieb war, dann er sie auss einem geringen Geschlecht zu einer Königin vmb jhrer Tugent willen erwehlet hat, gestorben war, wolte sie die Trew an jhm auch nicht vergessen, sondern gab nach seinem Todt viel Almusen, liess vor seine Seel viel Gebet thun, vnd vermeynet jhren Herren damit eines auss der Peyn vnd Fegfewr zu erlösen, da wardt gesagt, dass jhr Herr sein Fegfewr im Landt zu Thüringen in einem Berg, der Horselberg genent, hette, in diesem Berge hörten die Innwohner offtmals jämmerlich Geschrey von den Seelen oder Geistern so darinnen lagen, darumb wardt er von jhnen genant Horselberg, daselbst vnter dem Berge, bawet die Königin ein kleine Kirch vnnd ein Dorff darbey, vnd nante es Sathansstätte, dann jhr die bösen Geister allda erschienen waren, das Dorff wirdt jetzundt Sattelstedt genant, in diese Kirche gieng die Königin mit jhren vnnd sonstigen heyligen Jungfrawen, offt, bettete, gab Almusen vnnd

Die Sage hat dreifache Entwicklung erlebt. Ursprünglich war sie eine rein heidnische. Dann christianisirte sie sich mit vielen anderen Genossen. Da mochte man denn erzählen, dass ein Ritter vom Christenthum abgefallen und zum alten Heidenglauben zurückgetreten war (wie denn solle Rückfälle nicht vereinzelt, sondern z. B. in Thüringen in Fülle wirklich vorgekommen); er hatte eine stille Gemeinde gefunden, wo der alte Cult in sinnlichster Weise ausgeartet blühte und geübt ward. Aber er sieht sein Verbrechen ein und sehnt sich, dem heidnischen Wesen gegenüber, nach der Wohlthat des Christenthums. Dass vielleicht in der Sage selbst „ein Ausdruck der Sehnsucht nach dem alten fröhlichen Heidenthum" sein mag, ist nicht zu läugnen; so erscheint sie nun (nach Menzel und Grässe) als „der Ausdruck des verführerischen Reizes und des Abscheus zugleich, den das alte Heidenthum den Christen einflösste." — Zuletzt übertrug sich die Sage auf unseren Dichter, der seinem Namen und seinem Leben nach wie wir bald sehen werden, hinreichend Berührungspunkte bot.

Wie sich um den gleichzeitigen Albertus Magnus, weil er mehr wusste als andere Menschenkinder, und wie sich später über den Erzzauberer Faust ein Sagennimbus zusammenzog, der aus viel älteren Erzählungen bestand, als diese Personen waren auf welche sie sich niederliessen, weil sie ihrer Natur nach anscheinend glaubwürdigen Anhalt boten, so gab auch das leichtfertige Leben unseres Minnesingers hinreichend Stoff zu sehr bedeutsamen Muthmassungen, um die uralte Sage auf ihn zu übertragen. Er hatte sich mit schönen Weibern und Frauen überall umgethan wie ein Don Juan, und seiner Heldenthaten im Liede sich gerühmt; er war ja auch ein Stück Faust, der zwar nicht mit dem Teufel doch mit der Göttin der Sinnlichkeit einen Bund geschlossen zu haben schien. Einzelne der Minnesänger hatten um diese Zeit wohl schon von der Frau Venus gehört und citirten sie in ihren Liedern, der Tanhauser aber kannte (vielleicht von dem Aufenthalte bei Kaiser Friedrich II. in Italien her oder aus dem von Albrecht von Halberstadt verdeutschten Ovid) den ganzen heidnisch-klassischen Olymp; zuletzt war er auf des Kaisers Seite, auch noch ein eifriger Ghibelline: Grund genug also, um ihn mit dem Pabstthum in schiefe Stellung zu bringen. Das Volkslied nennt den Pabst Urban, und es stimmt wirklich etwas mit seiner Geschichte überein, dass allerdings

thel andere gute Werck für jhres Herren Seel biss an jhr Ende. — Vnnd Anno 1398 erhuben sich am hellen Tag drey grosse Fewr in der Lufft bey Isenach, vnnd da sie ein weil gebranten, kamen sie zusammen vnd theilten sich wieder, vnnd fuhren alle zu dem Horselberg, darüber wurden 16. Mann abghört, die es gesehen." —

in der Zeit von 1264—68, also in Tanhäusers alten Tagen, ein Pabst Urban, dieses Namens der vierte, auf dem römischen Stuhle sass. Im Ganzen ist der Name des Pabstes ziemlich gleichgiltig, wenn er nicht doch vielleicht einen Fingerzeig geben sollte für die Zeit, in welcher das Lied auf den damals schon verschwundenen Tanhauser sich historisirte. Das Entlibucher-Volkslied hat als Zeichen seiner uralten Abkunft gleich im Beginne eine doppelte Alliteration, [1]) die anderen Volkslieder wurden besonders in der Reformationszeit sehr beliebt und in unzähligen fliegenden Blättern verbreitet wegen der damals gar willkommenen Pointe mit dem Pabst. — Unser bayerischer Chronist, der ehrenveste Johannes Turmair, von seinem Geburtsort Aventinus genannt, hat durch seine Combination merkwürdigen Durcheinander und Schwulst über Tanhauser zusammengebracht; wir danken ihm aber die Kunde, dass der „alt Danheuser" zu seiner Zeit noch fleissig gesungen ward; die Tonweise war sehr beliebt und ging desshalb auf viele andere Texte über, ebenso wie der Ton, in dem man den alten Hildebrand singt. Auffallender Weise weiss Aventin auch, dass Tanhauser „bis an Egypten, durch Asien und Syria gereist," obgleich in seiner fabelhaften Zusammenstellung mit der Amazonenkönigin weniger darauf zu achten ist, als dass er ihn auch vorchristlich setzt! Wenn Aventin „den alten Tanhäuser" zu seinen Zeiten ebensowohl wie das Lied vom alten Hildebrand singen hörte und ersteres mit diesem zusammenstellt, so steht uns nichts im Wege, dem Liede dasselbe hohe Alter, wie dem vom alten Heermeister Hildebrand zu vindiciren; der Name des Pabstes aber ist von gar keiner Bedeutung. Den Tanhauser für den Verfasser der Lieder zu erklären, worin seine eigenen Schicksale beschrieben werden, ist ganz unzulässig, dann müsste auch der edle Brennenberger das Gedicht gemacht haben, das von seinem tragischen Ende singt.

Was unseren Dichter selbst betrifft, der leider jeder anderen Namensbezeichnung entbehrt, so wird er, wie wir bereits oben den „Tan-hauser" erklärt haben, schwerlich sehr vornehmen Adels gewesen sein. Zwar gab es verschiedene Edelgeschlechter dieses Namens in Oesterreich und Bayern, in Franken, der Oberpfalz und in Schwaben, aber keines ihrer Wappen stimmt mit dem, welches wenigstens der Maler der Pariser HS. unserem Dichter beizulegen für gut hielt: ein quergetheilter, oben schwarzer und unten goldener Schild und auf dem Helm zwei mächtige Fänge. Wenn man weiss, dass in den alten

---

[1]) Bei Uhland I 770: „Wele gross wunder schauen will,
der gang in grünen wald usse."

Wappenbüchern die Heraldik aller theueren Juden und Heiden von Adam her ebenso genau verzeichnet und abgebildet ist, als jener ritterlichen Sänger und Recken von König Artus Tagen her, so wird man auch auf die diplomatische Zuverlässigkeit der Manessen keinen grossen Glauben mehr geben.

Das Volkslied nennt ihn einen fränkischen Ritter;[1]) wir wissen sonst nur, dass er sich, wahrscheinlich nicht mehr allzujung, unter Friedrich dem Streitbaren einen Hof bei Wien errungen.

Von seinen sechszehn Liedern gibt der Reiseleich (V) zuerst über sein früheres Leben Aufschluss; er schildert darinnen seine Kreuzfahrt, die er vielleicht unter Friedrich II. (1228) unternahm; dabei legt er seine weitere Länder- und Völkerkunde in ganzer Breite aus. Als Landfahrer und Kreuzritter ist er in den Manessen abgemalt: ein junges, schönes, edles Gesicht, mit dem ersten Flaum am Kinne, auf dem Haupte eine grüne Gelehrtenmütze, von der nach rückwärts ein schützender Ueberhang gegen die Sonnenstrahlen fällt; im langen, weiten, hellgrünen Rocke, ohne Gürtel steht er da, eine hohe noble Gestalt, die offene Linke sinnig von der Brust abgewandt, mit der Rechten den weissen Mantel emporhebend, der, vorne offen, am Halse sich schliesst, rechts vor der Brust ein grosses, gleichschenkeliges rothes Kreuz.[2])

Er weiss, dass Sicilien dem Kaiser unterthan sein soll und wie man die Frauen zu Palermo (III. 15) behandeln kann; zu Rom hat er oft den „Vogt“ gesehen, er kennt allerlei wunderliche Sitten der Sarden (V. 8), vermuthlich fuhr er durch oder an Italien hin, in seinem Liede auf der Seefahrt (XIII.) preist er Jeden glücklich, der auf den Gefilden von Apulien beizen und pirschen kann.[3]) Dess darf man mich nicht

[1]) Daisenbergers geograph. Handlexicon von 1811 verzeichnet 9 Ortschaften unter dem Namen Tanhausen: bei Burgau, Freising, Heideck, Hemau, Landau an der Isar, Moosburg, Schongau, Schwandorf und Spalt. Ein Tanehusen bei Gunzenhausen erscheint urkundlich 1195. Ein Dorf und Schloss Dannhausen hat Friederich Bischof zu Eychstatt a. 1385 an das Stifft erkauft. (Pastorius Franconia rediv. 1702 S. 393.) Ein kleiner Markt Tanhausen liegt zwischen Augsburg und Krumbach. Menzel im „Odin“ citirt Faber evagat. I 153. III. 221, der die Geschichte erzählt und den Ritter herleitet „de Danhusen villa prope Dünkelspüchel.“ Ein Danhäuserberg ist im Fichtelgebirg: Panzer I. 130 u II. 426. Auch ein Danheuser-Weyer ist in der Oberpfalz bei Waldsassen, wenigstens citirt Helfrecht (Fichtelgebirg 1799. S. 259) denselben „aus einem ungedruckten Bergbüchlein vom Jahre 1648.“

[2]) Früher hat Hagen (IV. 424) ein schwarzes Kreuz gesehen, in V. 264 gibt er glaubwürdiger ein rothes an. Die Abbildung ebendas. Taf. XXXV zeigt, wie die übrigen Copien, von keiner besonderen Treue. (Eine einzig mustergiltige Arbeit dieser Art hat E. Fellner mit den Copien der Weingartner Liederhandschrift im V. B. der Publ. des lit. Vereins zu Stuttgart geliefert.)

[3]) Wol im, der nû beizen sol | ze Pülle ûf dem gevilde! | der birset, dem ist

zeihen, sagt er, ich beize weder mit Winden noch mit Falken, ich mag Füchse nicht gelagen, man sieht mich auch nicht folgen nach Hirschen und nach Hinden, ich trage kein Schapel von Rosen, auch darf man meiner nicht warten, wo der grüne Klee steht, noch mich in Gärten suchen bei wohlgethanen Kinden, denn ich schwebe auf der See. Ich bin ein arbeitselig Mann, der nirgends kann bleiben, denn heute hie, morgen anderswo. Wo litt Einer so grosse Noth? zu Creta war ich dem Tode nahe, wenn Gott mich nicht doch erlöst hätte. In einer Nacht schlug ihn der Wind an einen Stein, die Ruder zerbrachen, die Segel zerrissen und flogen über die See, die Marner (Schiffer) alle schrieen, das währte bis an den sechsten Tag dass die Stürme aus der Berberei und Türkei wehten. Mein Wasser das ist trübe, mein Zwieback (piscot) ist hart, das Fleisch versalzen, schimmelig der Wein, Rosenduft wäre mir lieber als der Geschmack, Erbsen (zisern) und Bohnen geben mir nicht hohen Muth. Ahi! wie selig ist der Mann, der für sich mag reiten! Zum Schlusse nennt er die zwölf Winde der Windrose, deren Namen zu erfahren er freilich nicht die Heimath verliess, durch Gott sei er ausgefahren und nicht um diese Frage, wie wehe ihm auch geschieht!

Ein andermal, in seinen alten Tagen singt er von seinem geographischen Wissen und seiner Welterfahrenheit ganz gewaltig (V). Er hat vom König von Marokko gehört, der im Kaukasus (Goucasals) goldene Berge hat, doch trug ihn sein Wille nie dahin, wie reich der auch sei. Vom König von Persien hörte er Wunder sagen und von dem noch gewaltigeren in India, doch hörte er die Heiden den König von Latrize beklagen und den Soldan von Sitrican. Dagegen hat er den Herrn der Berberei selbst gesehen, und kannte den Pilat von Zazamank, der auch zu Babilonie gelobt wird ob seiner Güte. Nach Alexandrien hat er keinen Gedanken und der König von Baldak soll mit keinem Besuche Tanhausers beehrt

---

dâmit wol, | der siht sô vil von wilde; | etc. des darf man mich nicht zîhen, ich beize ouch niht mit winden, | in' beize ouch niht mit valken, in' mac niht vühsen gelâgen; | man sieht ouch mich niht volgen nâch hirzen unt nâch hinden; | mich darf ouch nieman zîhen von rôsen schapel tragen; | man darf ouch mîn niht warten, | dâ stêt der grüene klê, | noch suochen in dien garten | bî wol getânen kinden: ich swebe ûf dem sê. | Ich bin ein erbeitsaelic man | der niene kan belîben, | wan hiute hie, morne anderswan; | sol ich daz iemer trîben, | des muoz ich dicke sorgen, | swie vroelich ich dâ singe, | den âbent unt den morgen | war mich daz weter bringe, | daz ich mich sô gevriste, ûf wazzer und ûf lande, | daz ich den lîp gevüere unz ûf die selben stunt, | ob ich den liuten leide in alsô snoedem gewande, | sô wirt mir diu reise mit vreise vil wol kunt. daran solde ich gedenken, diewîle ich mich vermac: | in' mag im niht entwenken, | ich muoz dem wirte gelten vil gar ûf einen tac. | — Wâ leit ieman sô grôze nôt etc.

werden. Viel hat er vom König Cornetiu (aus dem Wigalois?) gehört; ihm ist bekannt, dass der Jordan an Thomas (Dômas? Damaskus) vorübergeht! nach Jerusalem im Cornetal ist er gekommen und Nicosia (Encolie) im Cyperland ist ihm kund. In Armenien war er in Lebensgefahr, vorüber an Antiochien kam er nach Türgis,[1]) da waren der Tatern (Mongolen) viel, von denen er singen will; der Vattan[2]) mit seiner Milde zwang die Griechen. Zu Salnekke sass ein Montfort; zu Konstantinopel war eine grosse Meerfey. Was er mit der grossen Meer feie zu Constantinopel meint, ist unverständlich, wenn nicht hier eine Verwechslung mit Cypern obwaltet, wo damals nach Richards Löwenherz Eroberung (1191) das französische Haus der Lusignan herrschte, in welchem die Fee Melusine heimisch war, deren Name nur eine Umsetzung von Lusignan bildet. Der Montfort ist eine Verwechslung mit Montferrat, die Markgrafen von Montferrat erwarben durch die Heirath Reinhers mit einer Tochter des Kaisers Emanuel (1179) das Königreich Thessalonich, und herrschten bis 1305. Salnekke ist das auch im Hug- und Wolfdieterich genannte, heutige Saloniki. Dann nennt er noch die Rumanie, wo Troja stand, Künis, wo die Weiber und nicht die Männer erben, daran stossen, wie er vom Hörensagen weiss, die Bulgarei und die Valven (I. 10) in Tanagran, worüber die Ungarn und Reussen klagen. Der Böhme, der mit dem (deutschen) Reich einhellig sein (wie Sicilien dem Kaiser gehorchen) soll, ist wohl Ottokar, der Sohn König Wenzels I. — Kerlingen (Frankreich) steht in gutem Frieden, dabei ist Engelland, das den Dichter auf Artus bringt. Wer die fünf starken Königreiche von Spanien nicht weiss, ist ein Kind, sie sind Portugal, das unmassen reiche Galizien, Arragon, Kastilien und Navarra, wer sie sehen will, der fahre dahin, so muss er mir die Wahrheit zugestehen. In der Nähe, bei Orense, wird an den Kampf Terramers gegen die von Champagne (Schampuneisen) gedacht; Oravil so den Burgen grosse Noth schuf, ist vielleicht Arabele, später wird auch Vivianz genannt; der Tanhauser hat mal beiläufig vom hl. Willehalm

[1]) Türgis, die Türkei, das türkische oder ikonische Reich, das damals ostwärts von den Mongolen und Tatern bedrängt wurde, wie es westlich Griechenland bedrängte.

[2]) Den „Vattan, der gar mit sîner milte Kriechen twank" erklärt Hagen (IV. 424 auf Raumer gestützt) als Vatazes, auch Kaiser von Nicäa genannt, weil die vom Kaiserstuhle zu Constantinopel durch die Franken verdrängten Komnenen sich dort behaupteten. Unter diesen war Vatazes, König Friedrichs II. Tochtermann (1235), dem Kaiser Balduin II. (seit 1228) durch Macht und List sehr gefährlich und hatte seinem Schwiegervater die Huldigung versprochen, wenn die Franken aus Constantinopel, das er 1238 vergeblich belagerte, vertrieben würden, was auch bald nach seinem Tode (1235) durch den ersten Paläologen Michael geschah 1261.

(vgl. oben S. 230 ff.) gehört. Vienne hat viele Legisten (Rechtsgelehrte), aber von der Kunst Astronomie und Nigromantie zu Toledo will er nichts lernen, nicht gut ist Zauberei. Fern liegt Hibernia mit vielen glaubenstreuen Schotten; zu Norwegen bedarf man gegen die Kälte wohl guter Kleider. In Dänemark scheint Tanhauser auch bei König Erich (1242—1250) [1]) zugesprochen zu haben (VI. 14). Dann lenkt er auf den Helden von Oesterreich über, bei dem er gesessen war, und auf den Fürsten von Bayerland, der sich wohl mit Königen vergleichen mag, nie sah ich einen so milden, noch so reichen, so recht lobelichen Fürsten. Nun hat er genug erzählt und die Tanzlust beginnt wieder: Her zu mir an den Reihen, du Gute, Klare und Süsse! ihr Mund brennt, wie ein Rubin im Sonnenglast; und Tanhauser spielt mit den Flotirern, Harfnern und Tamburaeren um die Wette, bis ihm über dem Heia hei! die Saiten zerbrechen, was dem Fidelaere alle Wochen geschieht.

Er war weit herumgekommen in der Welt, hatte vieler Herren Länder gesehen, war in Noth und Ungemach gerathen und hatte endlich an Herzog Friedrich dem Streitbaren (den letzten Babenberger), dessen Milde schon so viele unserer Sänger erprobten, einen freigebigen Herrn gefunden. Nun war dieser ein Charakter, der nicht absonderlich makellos in der Geschichte dasteht, [2]) aber der dankbare Tanhauser erhebt wie alle diese Speichellecker, doch sein Lob in glänzender Weise bis zu den Sternen, denn er gab ihm einen schönen Hof bei Wien und ein Gut in Hinperg: „ze Wiene hât' ich einen hof, der lac so rehte schône, Liupoltsdorf war darzuo mîn, das leit bî Luchse nâhen; ze Himperc hat' ich schoene guot' (XIV. 5). „Er ist unsere Wonne, singt er von ihm (I.), alle schönen Frauen am Rheine fragen nach ihm und auf den Alpen sogar lobt man ihn und die Seinen. Traurige Herzen werden froh, wenn er den Frauen den Reigen vorsingt, da helfe ich ihm und singe zu allerlei Zeit gerne den Maien. Versuch' es Einer, ihn besser zu loben als ich." Und wirklich war Friederich (wie man aus Ulrich's von Lichtenstein „Frauendienst" weiss) nicht nur gerne bei Ritterspiel, sondern sang selbst den Frauen den Maienreigen vor [3]) und vielleicht sind selbst die Schlussverse in diesem Liede des Tanhausers ein Tanzlied des Herzogs.

---

[1]) Der stets milde König Erich VI. trug den Zunamen der Plogpenning, weil er zu seiner Kreuzfahrt nach Liefland eine Abgabe von jedem Pfluge erhob; man nannte ihn später auch den Heiligen, weil sein Leichnam zwei Monate nach seiner Ermordung noch frisch gefunden wurde.

[2]) W. Menzel Geschichte der Deutschen. 4. Aufl. S. 337.

[3]) Auch Neidhart erzählt, wie der Herzog beim Reigen der schönen Bäuerinnen des Sanges pflag.

Aber nur zu bald hatte er den Tod (1246) seines Sanges- und Tanzgefährten, der sein grösster Wohlthäter war (Gott lohne ihm dafür! XIV. 5) zu beklagen (VI.); von nun an scheint es ihm wieder übel ergangen zu sein. Die schönen Weiber, der gute Wein, der leckere Imbiss und zweimaliges Baden in der Woche [1]) brachten ihn um sein Hab und Gut (XIV. 3). Erst verpfändete er wohlgemuth seinen Besitz und verlor ihn gänzlich, da er ihn nicht mehr zu lösen vermochte; seine im Glücke ehedem zahlreichen Freunde wendeten ihm den Rücken; da zog er wieder als Fahrender weiter, wie er sich selbst komisch schildert (XVI. 6):

„Mîn söumer treit ze ringe gar, mîn pferit gât ze swâre,
die knehte mîn sint ungeriten, mîn malhe (Tasche) ist worden laere;
mîn hûs daz stât gar âne dach, swie ich darzuo gebâre,
mîn stube stêt gar âne tür, daz ist mir worden swaere.
mîn kelr ist ingevallen, mîn küche ist mir verbrunnen,
mîn stadel stât gar âne bant, des höus (Heu) ist mir zerrunnen;
mir ist gemaln noch gebachen, gebrûwen ist mir selten;
mir ist diu wât ze dünne gar, des mag ich wol entgelten;
mich darf durch (mîn) geraete niman nîden, noch beschelten.“

Er möchte, wie er in einer etwas unklaren Strophe (XIV. 1) sagt, wohl auch ein Landesherr sein, damit er etwas von dem aus Welschland gebrachten Golde bekommen hätte. Dennoch fährt er vornehm verschmächlich weiter, wolle er nichts von dem vielen Gute, das anderseits aus Thüringen kommt, wo er, wie unerfahren er auch sei, doch leicht einen freigebigen Herren fände (swie tumb ich sî, ich vinde dâ den, der mich gehielte schône), lieber will er immerdar arm, fest an der Krone halten und dem Könige wohl sprechen, ohne zu wissen wann er ihm lohne. Das war also kurz nach Herzog Friedrichs Tode, nachdem Pabst Innocenz IV. die Wahl eines neuen deutschen Königs anstatt des entsetzten Königs Friedrich II. betrieben und angeblich grosse Summen über Venedig nach Deutschland gesandt hatte, wodurch der Landgraf Heinrich von Thüringen sich Anhang gewann und 1246 am

[1]) Das Baden war im Mittelalter, wo man wie heut zu Tage noch in verschiedenen Gegenden, sehr sparsam mit dem Wechsel der Wäsche umging, vielbeliebt und nothwendig. Weinhold hat in seinem schönen Buche über „die deutschen Frauen“ S. 343 das Betreffende über die mittelalterlichen Bäder zusammengetragen. Die gute Gewohnheit hielt sich lange; noch im Jahre 1470 erhielt der Zimmermeister Heinrich von Straubing, der den schweren Dachstuhl auf unser Frauen Münster zu München setzte, sonntäglich von der Stadt acht Pfennige Badegeld ausbezahlt. Vgl. meine Geschichte der Münchner Frauenkirche. 1859. S. 16.

Himmelfahrtstage (17 Mai) zu Hochheim bei Wirzburg, doch nur von geistlichen Fürsten erwählt wurde. [1])

Schon früher musste der zu Wien 1237 verstorbene Bischof Engelbrecht von Babenberg (VII. 32) zu seinen Gönnern gezählt haben, auch dessen Neffe, der im Jahre 1248 ermordete „junge Fürst von Meran“ Otto II. (VI. 11), dessgleichen die bereits 1242 ausgestorbenen Grafen von Bogen bei Straubing (VI. 13). Jetzt wendete er sich wahrscheinlich an den Hof Herzogs Otto des Erlauchten zu Landshut, dessen schmuckes Schlösslein im Rufe einer gastlichen Sängerherberge stand; hier sang ehedem der Neidhart, hier dichtete Reinbot von Durne seinen hl. Georg, mit dem er dem herzoglichen Paare nach Würdigkeit ein Denkmal setzte. Zwar mochte es hier zu Landshut nicht wohl räthlich sein, den bekannten Leich zum Preise Friedrich des Streitbaren anzustimmen, da Herzog Otto schwere Händel mit des Tanhausers früherem Schutzherrn gehabt hatte. Im Ganzen aber verband sie dieselbe Gesinnung, denn auch Herzog Otto (1231 — 53) hielt standhaft gegen Pabst und wider Gegenkönige zum Kaiser. Dieser hatte ihn nach Friedrich des Streitbaren Tode zum Statthalter von Oesterreich eingesetzt und König Konrad hatte sein (im Jahre 1226) erstgebornes Töchterlein Elisabeth geheirathet (Herbst 1246), die so Konradins Mutter wurde. Tanhauser scheint längere Zeit zu Landshut verweilt zu haben, er singt vom Herzog (V. 16):

„Der ûz Beierland mac sich ze künigen wol gelîchen.
ich gesach nie vürsten mê sô milten, noch sô rîchen,
sô rehte lobelîchen,
Heia! Tanhûsaere, nû lâ dich ie mêr bî im vinden
gar ân allen wandel dîn! sô liebest dich dîn kinden
und mac dîn leit verswinden.

Ob er aber bis zu Otto's Tode allda verblieben, ist ungewiss, doch rühmt er Otto's Söhne, Herzog Heinrich von Niederbayern und Ludwig den Strengen (VI. 33 u. 34):

Uz Beierlant ein vürste wert,
den grüeze ich mit gesange;
sîn herze manger êren gert;
dez milte muoz mich belangen.
Sîn bruoder heizet Ludewic,
der hat der tugende ein wunder . . .

---

[1]) Leo Vorlesungen. 1861. III. 563 ff.

Doch muss ihn alsbald wieder seine Zugvogelnatur zu unstätem Wandern (heute hie, morgen anderswo. XIII. 2) weiter getrieben haben. Vielleicht wendete er sich an den jungen Grafen von Abenberg, einen der beiden letzten fränkischen Grafen dieses Namens, mit denen auch Wolfram von Eschenbach wohl bekannt war. Auch ein „Hûc der Twingaere,“ der zu den alten Grafen von Tübingen gehörte, steht auf des Tanhäusers namhafter Liste, von der wir noch den Herzog Heinrich von Brabant ausheben, der in französischer Sprache dichtete, indess sein Sohn, der liederkundige Herzog Johann die deutsche Sprache zu Brabant zu pflegen begann. Zum Schlusse rühmt er den Herzog von Brandenburg, der kein anderer als unser Minnesinger Otto mit dem Pfeile sein kann und der seit 1266 mit seinen drei Brüdern gemeinsam die Mark regierte. Tanhauser fordert dann Frau Ehre auf, ihn zu Lobes achtenden Herren zu weisen und will einen Fürsten nennen, dessen Gruss und Lachen ihm Freude gewährte, dessen Mund reine und dessen Wort süsse ist, davon reine Frauen das Beste haben — aber er bleibt uns dessen Namen schuldig.

Von seinem Ende weiss man nichts, auch nicht wo er gestorben, doch scheint er das Regiment Rudolphs von Habsburg (1273) nicht mehr erlebt zu haben. Dass es ihm aber oft noch übel erging, steht nicht in Zweifel, denn er mochte weit des Weges fahren, bis er einen Herren fand — der sein Lob bezahlte. Bisweilen kamen ihm dann in der Noth die Erinnerungen an die guten Tage, da er wohlhabend war und holde Freunde um sich hatte, die ihm redlich halfen, sein Hab' zu verthun und ihm dann den Rücken kehrten. Nun bin ich doch derselbe, der ich vor zwanzig Jahren, ruft er aus (XII. 1), ich bin Gast und selten Wirth, mein Leben ist unstäte. Mit Freuden gedenkt er an Nürnberg, wie sanfte ihm da war! [1]) Ich that viel Manches hie bevor, was mich nun reuet sehre, hätt' ich gewusst, was ich nun weiss, leicht hätte ich nun mehr, aber ich kannte mich damals nicht,[2]) das muss ich jetzt entgelten! (XII. 2.) Zu dem Hause, das er sich nun selbst baut, helfen ihm der Unrat (Mangel) und Herr Schaffenichts, einer heisst Seltenreich (ein gar guter Wirthsname aus den späteren Weihnachts- und Fastnachtsspielen,[3]) der eine Carri-

---

[1]) Ueber diese guten Tage zu Nürnberg vgl. Ritter von Lang Jahrbücher zu 1218 und 1219.

[2]) Dieselbe Klage führt auch Walther (104, 26): „ich bin ein wunderlicher man, daz ich mich selben niht enkan verstân und mich sô vil an frömde liute lâze.“

[3]) Vgl. Weinhold Weihnachtsspiele S. 143 u. 144 und Wackernagel über die deutschen Appellativnamen in Pfeiffers „Germania.“ V. 291.

catur der schönen „saeldenrîch“ in sich schliesst), der Zadel (Gebrechen) und der Zweifel sind mein stätes Gesinde; Herr Schade und Herr Umbereit finden sich oft bei mir; wird mein Haus von solcher Massenie vollbracht, so schneit es mir sicherlich in den Busen. Die Schilderung erinnert beinahe an die Edda, wo die Wohnung der Todtengöttin Hel nur noch mehr unheimlicher geschildert wird.

Von den Liedern des Tanhauser sind wahrscheinlich nur die wenigsten auf uns gekommen, denn er wird in einem so langen, vielbewegten Leben doch mehr gesungen haben, als die Paar Tanzlieder und Lobsprüche, denn eigentlich minnesängerische Weisen finden sich nur zwei oder drei, das übrige ist verweht und verflogen, auch mag er sonst allerlei Handwerk getrieben haben, vielleicht auch etwas Hofmeisterei und Erziehungskunst, von der die später zu besprechende „Hofzucht“ ein artiges Exempel wäre.

Offenbar war er mit seinem Fürstenlob ein Vorläufer der späteren Spruchsprecher und Reimdreher, die an den Höfen mit dem Verfall der ritterlichen Sangeskunst Platz gewannen. Wenigstens ist es verdächtig, dass er bei den Meistersängern in so gutem Andenken verblieben und dass diese wirklich einige seiner Töne oder Weisen bewahrt haben. Er selber klagt (XIV. 2), dass er, was freilich Niemand weiss, keine guten Töne könne, die zu den Höfen Eingang schaffen; gäbe mir Jemand solche, so sänge ich von hofelichen Dingen, dann sänge ich, fährt er fast bitter und ironisch heraus, ohn' Unterlass von schönen Frauen, ich sänge von der Heide, von dem Laub und Maien, ich sänge von der Sommerzeit, vom Tanz und auch vom Reihen, ich sänge vom kalten Schnee, von Regen und Wind, von Vater, Mutter und Kind, von Kegel und Flederwisch — wer aber löst mir die Pfänder? [1])

Im reizenden Jugendleben des nachmaligen Gralkönigs Titurel wird uns erzählt, wie sich der Kleine immer gesegnete und bekreuzte, wenn er von der Minne hörte. Befragt darüber erwiedert Titurel, dass die Lesung des Ovidius ihm einen solchen Abscheu vor der Minne beigebracht habe, sie scheine ihm ein Geist der Hölle, doch merke er wohl auch, wie sie vielen Leuten gar Freund und guter Geselle sei; nur mit

[1]) Ich solde wol ze hove sîn, dâ hôrte man mîn singen:
nû irret mich, daz nieman weiz, in' kan niht guoter doene.
der mir die gaebe, sô sunge ich von hovelîchen dingen,
ich sunge verrer unde baz von allen vrouwen schoene;
ich sunge von der heide, von loube unt von dem meien,
ich sunge von der sumerzît, von tanze und ouch von reien;
ich sunge von dem kalten snê, von regen unt von winde,
ich sunge von dem vater unt der muoter, von dem kinde:
wer loeset mir diu pfant? wie wênig ich der vinde!

Mühe vermag ihm der Lehrer zu erklären, wie die Minne wohl zu unterscheiden, denn Minne müsse man zu allen Dingen haben; vor Allem müsse man Gott minnen und durch diese Minne sich von allen Sünden rein halten; eine aber heisse man Minne, die verpfände die Glückseligkeit und hasse Gott, wer ihr nachgehe, der müsse sein Gericht leiden. — Es ist kein Zweifel, dass der Tanhauser die letztere Art sehr genau kannte und ihre Wege ging. Dazu hatten ihm wahrscheinlich die (schon 1210) durch Albrecht von Halberstadt verdeutschten Metamorphosen den ganzen klassischen Olymp aufgeschlossen und in das durch seinen Farbenzauber bestrickende leichtsinnige Leben der alten Götterwelt eingeführt. Denn er kennt die alten Gottheiten vom Hörensagen ziemlich sicher, auch schwebten ihm die Gestalten der deutschen Heldensage vor und dazwischen das ganze Personal der Aeneide, so dass es in seinem Leiche zum Preise der Frauen wie auf einem buntwimmelnden Fasching durcheinander fährt. (IV.) Zuerst nennt er Isolde, Diane, Medea und Frau Pallas, Juno und Dido, Latricia, Palatrica (die den Frauen viel der Kinder stahl), Helena, Amarodia, Frau Anevant schufen, dass Troja zerstört ward; dazwischen wirft er die aus Hartmann von der Aue bekannte Lunete und gibt ihr auch einen Vater Namens Willebrand, dann spricht er wieder vom Apfel der Venus, wie Paris sein Leben desshalb verlor und Menelaus tod lag; Sybilla war ein listig Weib, die in allen Dingen kluge Frau Blanschiflur ist schuld an des Waleisen langen Exil. Dann kommen die Ritter: dem Gawan gibt er das Wappenbild Tschonatulanders; Iwein wird genannt und Sarmena (?) der über Gahmurets Müssiggang klagt; Lanzelot, Parcival, Hektor und Achill und der Graal zu Karidol rollen alle ihm durcheinander, auch Priamus und Thisbe sind ihm bekannt. Die Dichtung vom Zauberhorn, welches an Artus und Ginover Hof zur Prüfung kam, und die Geschichte von dem verhängnissvollen Zaubermantel, „der in unwandelbare Frau beschloss“ (IX, 3) und das leichtfertige Leben am Hofe des Artus prostituirte, erzählt umständlich unser wackerer Heinrich von dem Türlin in der Aventiure Krone; Tanhauser weiss hinreichend davon. Mancher Name ist auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Nach all dem bunten Schnickschnack, wobei die heimische Heldensage noch ihren richtigen Antheil hat, hebt er das Lob seiner schönen „Creatiure“ an, die sich eine ziemlich genaue Zergliederung und Aufzählung ihrer Reize gefallen lassen muss, bis ihm über dem Singen und Springen der Fiedelbogen wieder entzwei reisst; doch ist er hier wenigstens in der Sprache völlig deutsch, während er sich ein andermal mit welschen Reimen auf das sonderbarste ausstaffirt hat. (III.) Er beschreibt das Begebniss mit einer Frau in einem bach-

durchrieselten Forste und die fremdländischen Worte, mit denen er sich aufputzt,[1]) passen ganz gut zu dem wunderlichen Thun, das durch die Verhüllung nur noch anziehender erscheint.

Das alles sind unbändige, in Sinn und Form freie, muthwillige Reigen und Tanzlieder; nicht so naturwüchsig und frisch, wie jene des Neidhart, aber in ihrer Intention ganz ebenbürtig. Das ganze Minneleben war jetzt herabgekommen und gemein sinnlich geworden. Die unschuldige Zeit der ersten Liebe war vorüber; es war, wie bei solchen Naturen, die sich nicht immer in idealer, geistiger Objectivität erhalten können, die gefährliche Sentimentalität plötzlich in die reele Welt des Genusses umgeschlagen. Nur zweimal taucht beim Tanhauser der edlere Ton der alten Minnesänger empor: das eine ist ein Maienlied (VII.) zum Preise der Guten, die ihm am Herzen liegt und ein anderes (XV.) aus seinen alten Tagen: er habe lange den lieben Kinden zu Liebe bei den Linden gesungen, das aber habe sich verkehrt und der Sänger finde keine Ehre mehr; so bittet er denn die Reine um Trost.

Wie im Entwicklungsgange der Kunst, so geht es auch mit der Dichtung und mit der Liebe. Wie hoch, wie rein ist z. B. der Madonnencult und dessen Ideal in den frühesten Bildern, wie keusch und züchtig ihre Darstellung, gleich jener Minne „die nicht zu sprechen wagt und in ihrer Noth das Haupt beugt und der Geliebten sich neigt bis auf den Fuss.“ Bald aber, nachdem selbst der himmlische Klosterbruder die Geissel gebraucht, um sich in der Höhe seiner reinen Anschauung zu halten, sinkt der Cult ins Leibliche und die guten Meister wissen mehr die Verherrlichung der mütterlichen Pflichten oder gar nur die Reize ihrer Geliebten den profanen Augen der Welt preiszugeben. So war das Minnewesen bereits ein Venusdienst geworden und so passt auch die Sage nur zu treffend auf den Tanhauser. Bei Walther ist es noch ein unschuldiges Spiel, wenn er die Hälmchen zieht über die Geliebte (66, 10), beim Tanhauser ist es offenkundiger, er rühmt sich pompös seiner Siege, nur geschah es bisweilen, dass er an die unrechte gerieth, die ihn wacker abfahren liess, was er dann unter komischen Bildern verbirgt und seine Verehrte der Launenhaftigkeit anklagt — eine Untugend, die von den Frauen ausgehend, den Minnedienst frühzeitig untergrub.[2]) „Freunde (singt er bitter) helfet mir der Lieben danken, der ich um hohen Preis singe, guten Trost habe ich von ihr; sie gehrt des Apfels, den Paris der Göttin gab, bringe ich ihn, so mag

---

[1]) z. B. von amûre seit ich ir,
daz vergalt sie dulze mir. etc.

[2]) Vgl. Weinhold Deutsche Frauen. S. 166 ff.

ich heissen ihr Amie. Sie will von mir bloss den lichten Polarstern (Tremuntanen. VIII). Ich soll ihr bringen den Salamander und machen, dass die Rhone von der Provençe bei Nürnberg gehe und die Donau in den Rhein, gelingt mir das, so thut sie, was ich will. Sag' ich ja, so spricht sie nein. Zergeht der Mäuseberg gleich Schnee, so lohnet mir die Reine; Alles, was mein Herze begehrt, ist gewährt, wenn ich ihr auf einen See ein Haus von Elfenbein baue; ich soll ihr bringen aus Galiläa den Berg, darauf Herr Adam sass. Ein Baum steht in India, den will sie von mir han; ich soll den Gral gewinnen, dessen Parcival pflag, auch nach Noa's Arche trägt sie Begehr: heia hei! brächte ich die, wie lieb ich dann wäre![1])

Jâ hiute und iemer mêre jâ,
heil alle und aber jâ,
zichent herze wâfenâ!
wie tuot mir diu vil guote!
daz sie mich niht machet vrô.
dez ist mir wê ze muote (IX, 3).

Meine Frau fährt er weiter fort (X), der ich so viel gedienet han, will lohnen mir; sie will, dass ich den Rhein wende, dass er nicht mehr vor Coblenz gehe; mag ich ihr den Sand von der See bringen darinnen die Sonne zur Ruhe geht, so will sie mir gewähren. Ich muss dem Monde seinen Schein benehmen, wenn ich sie haben soll;[2]) vermag ich rings um die Erde einen Graben zu ziehen, gelingt es mir zu fliegen wie ein Staar und hoch mich zu schwingen wie ein Aar, so thut sie, was ich nur begehre. Verthäte ich tausend Speere auf einmal, wie Herr Gahmuret vor Kanvoleis mit reichem Tjost, so thut sie, was ich lange erfleht. Könnte ich der Donau und der Elbe den Fluss nehmen, so thut sie mir wohl; ich brauche ihr nur den Salamander aus dem Feuer zu bringen, so will die Liebe mir lohnen; kann ich Sommer und Klee, Regen und Schnee verwenden, so geschieht mir Liebe von ihr.

---

[1]) Mich vröut noch baz ein lieber wân den ich von der schoenen hân: | sô der Miuseberc zergê | sam der snê, sô lônet mir diu reine; | alles des min herze gert, | des bin ich an ir gewert, | minen willen tuot si gar, | bûwe ich ir ein hûs von helfenbeine, | swâ si wil, ûf einem sê, | sô habe ich ir vriuntschaft und ir hulde, | bringe ich ir von Galilê | her, ân' alle schulde,| einen berc, gevüege ich daz, | dâ her Adâm ûfe saz, | heiâ, hei, daz waere aller dienste ein überguldel | Ein boum stât in Indian | grôz, den wil si von mir hân; | minen willen tuot si gar, | seht, ob ich ir'z allez her gewinne. | etc.

[2]) Etwas Aehnliches weiss bereits Walther (52, 53 ff):
möhte ich ir die sterne gar
mânen unde sunnen
zeigene hân gewunnen,
daz waer ir, so ich iemer wol gevar.

Ich hab' den Muth
Was sie mir thut
Das soll mich Alles dünken gut.
Sie nahm die Ehr' an mir in Hut.
Die Reine! —
Ausser Gott alleine
So weiss die Fraue Niemand, die ich meine!

Dabei ist es wirklich widerlich, die schönen alten Worte von minniglichen Fraue, süsser Treue, reine Weib u. s. w. nur als spöttische Redensarten und Lockvögel in seinem Munde zu hören.

Die Vermuthung, der Tanhauser habe in Wien, Landshut oder anderswo, wie Walther von der Vogelweide, bei hartköpfigen Buben Pädagogik getrieben, gewinnt durch eine 264 Zeilen lange Reimrede einige Begründung, welche des Tanhausers Hofzucht genannt und dem Dichter zugeschrieben ist — mit welchem Rechte ist fraglich.[1]) Der Tanhauser hat als ein tüchtiger Lebemann sicherlich sich auf feine Sitte verstanden und könnte Manchen in seinen guten oder schlimmen Tagen darnach gezogen haben; dass er aber seine grosse Zucht in solches Reimwerk gebracht haben soll, ist nicht recht denkbar. Setzt ihr euch zum Essen, so sollt ihr zuerst sprechen: „Gesegne uns Jesus Christus,“ auch der Armen nicht vergessen; dann geht es hofmeisterlich mahnend weiter: mit dem Löffel und aus den Schüsseln nicht zu saufen, sich nicht über die Schüssel zu halten wie ein Schwein oder zu schmatzen, auch die abgenagten Stücke nicht wieder zurückzulegen, Senf und Salz nicht mit den Fingern zu nehmen, sich in das Tischlach nicht zu schneuzen oder die Sach' an die Hand zu reiben; während man noch Speise im Munde hat, nicht darein zu trinken wie ein Vieh, auch sei es gut, vorerst den Mund zu wischen „daz du besmalzest niht den tranc,“ auch sei es anständig, beim Schneiden den Finger nicht auf das Messer zu legen wie die Kürschner thun (als ein kürsner pflîget). Auch sollt ihr die Kehle während des Essens nicht mit blosser Hand jucken, geschieht es aber dennoch, so nehmet hofelich das Gewand und jucket damit, das ziemt bass. Zugaffer sind immer da, die solche Unzucht vermerken. Auch soll man mit dem Messer nicht in den Zähnen stüren oder den Unflat aus den Ohren nehmen. Dessgleichen eifert er

[1]) Die Handschrift davon wurde 1393 zu Innsbruck copirt und befindet sich nun in Wien. Vgl. Hpt's Zeitschrift VI. 488—96 u. VII. 174. Von da an gibt es in diesem Artikel eine reiche Literatur, welcher grösstentheils der alte „Cato“ zu Grunde liegt und welche, durch die einzelnen Jahrhunderte verfolgt, eine reiche Ausbeute für culturhistorische Studien bieten würde.

löblich gegen jedes Uebermass in Speise und Trank u. s. w. Ein Schritt weiter — und wir stehen schon bei „Tölpels Bauernmoral,“ [1]) die jedenfalls unflätiger aber dafür auch mit mehr Humor dasselbe Thema behandelt und in ihrer Art mehr zu lachen gibt, dabei oft wörtlich dieselben Lehren wiederholt, wenn auch in wahrhaft magenumwendender säuischer Weise.

Das letzte Gedicht (XVI.) welches van der Hagen verzeichnet, ist ein an die Weisheit des „Wartburgkrieges“ gemahnender Räthselspruch. Endlich theilt die Jenaer HS. unserem Tanhauser noch ein grosses, aus vier mächtigen Strophen bestehendes, sehr schönes Gedicht zu, [2]) welches in tröstlicher Weise von der Umkehr und Rückkehr des Dichters Zeugniss gibt, von seinem reuigen Sinn und dem tiefen Vertrauen auf Gottes Huld und Gnade, der ihm die Sünde büssen lässt und verzeihet.

Die aus dem XV. Jahrhundert stammende Colmarer Liederhandschrift [3]) enthält Bl. 785 ff. vier Lieder „in Tanhusers haupt ton od gulden tone.“ Das erste: „gelickes wer mir not, wo ich der land hinkêr“ ist ein dem Tanhauser in den Mund gelegtes Lied, worin er um seine Sünden klagt, von seinen Reisen in ganz sinnloser Weise erzählt und darüber jammert, dass ihn Frau „Fenes“ mal gegrüsst. Die folgenden beiden „Maria himel hort“ und „wer soll myn's endes pfligen, wenn ich von hinnen muss“ sind durch ihren frischen Anfang ausgezeichnet, worauf aber bald wieder das dürrste, meistersängerliche Gereime folgt, von dem das vierte „man hat uns prophezyt“ ganz voll ist.

Fassen wir nun Alles zusammen, so haben wir im Tanhauser einen Mann vor uns, der früher schon die weite Welt erfahren, der gute und böse Tage in Fülle erlebt, bei welchem Wohlleben und Noth gewechselt,

---

[1]) Scheible Schaltjahr. I. 137 ff.

[2]) Hagen III. 48. Hieher gehört auch ein Zwiegespräch, welches der Tanhauser mit der Frau Welt führt und welches dem bekannten Abschiede Walthers v. d. V. nachgebildet scheint (Keller Fastnachtspiele. Nro. 124. 46. B. der Publ. des lit. Vereins. S. 47—53); in rührenden einfachen Klagen trachtet der traurige Büsser nach dem Heile und weiss seinen Weg, von dem ihn die Welt trotz aller Schmeichelei nicht zu wenden vermag.

[3]) Dieselbe war erst Eigenthum der Schusterzunft zu Colmar, kam bei deren Auflösung 1789 in die Hände Pfeffels, von da nach seinem Tode 1809 durch dessen Erben in den Besitz des Buchhändlers Neukirch in Basel, worauf endlich am 28 Oktober 1857 die Münchner Hof- und Staatsbibliothek den Codex vom Buchhändler Georg in Basel für 1866 fl. 40 kr. erwarb. (Cod germ. 4997.) Diese Handschrift, welche 856 doppelspaltige Blätter zählt und 1598 gebunden wurde, enthält viele wirkliche Lieder der Minnesänger, aber oft in ganz veränderter und oft zur völligen Unkenntlickeit abgeschliffenen Gestalt.

der bei vielen Fürsten und Herren zu Gaste sass und nach einem langen, unruhigen Wanderleben von Italien bis Dänemark, von Spanien bis nach Oesterreich, hinreichend aufgeklärt über seine eigene Thorheit und die Untreue der Welt, sich zu Gott wendet vor seinem Scheiden. Wir haben oben die Punkte berührt, welche es möglich scheinen lassen, dass eine glaubbar viel ältere Sage auf ihn sich übertragen und endlich haften bleiben konnte. Das Zusammenwachsen der Mythe und Sage ist kaum an einem schöneren Beispiel nachzuweisen. Desto unerklärlicher ist die Behauptung Zander's,[1]) der mit unhaltbaren Hypothesen zu beweisen sucht, die Sage vom Tanhauser sei erst aus den Lebensereignissen des Dichters entstanden: Der Tanhauser sei auf seiner Kreuzfahrt wider seinen Willen in entlegene asiatische Gegenden und in ein Liebesverhältniss mit einer muhamedanischen Prinzessin verstrickt worden und bei ihr ein Jahr oder mehr verblieben. Ueberdruss oder Reue wollten ihn in den Schoss seiner Kirche zurückführen und er pilgert nach Rom. Aber die Kirche oder deren Oberhaupt verwirft ihn, so wendet er, ein aus der Christenheit ausgestossener und gebannter, sich zu seiner muhamedanischen Geliebten in das Morgenland zurück, worauf keine Kunde mehr zu uns gedrungen, indem er dort verschollen und gestorben ist. So weit Herr Zander mit seiner unbegreiflichen Erklärung, die eine neue Tanhauser-Biographie erfindet, um eine ihm unverständliche Sage darnach erklären zu können. Dann wäre natürlich das ganze übrige Leben Tanhausers, das von seinem Kreuzzuge und den Querfahrten an den Fürstenhöfen Deutschlands ziemlich klar vorliegt, nur eine Fabel! Mit solchen Versuchen, die nicht einmal mehr in einem Romane erlaubt sein können, wird unsere Wissenschaft nicht gefördert. —

Wie der Tanhauser, so weiss der Graf Konrad von Kirchberg[2]) von der Frau Venus, ja er kennt sogar die heisse Fackel des Amor (I. 3), Wenn doch ihr rothes Mündlein meinen Kummer wenden wollte, zwei lichte Wängelein wären gut gegen sehnende Noth und ein minnigliches Umfahen. Wâfen, herre jo! wenn ihr rother Mund mir ein Küssen leihen wollte!“ Die Stelle erinnert auffallend an Walther;[3])

---

[1]) Fr. Zander Die Tanhäuser-Sage und der Minnesänger Tanhäuser. Königsberg 1858. 4°.

[2]) Hagen I. 23 ff. IV. 55 ff.

[3]) Walther 54, 7: si hât ein kussîn, daz ist rôt:
gewünne ich daz für mînen munt,
sô stüende ich ûf von dirre nôt
und waere ouch iemer mê gesunt.
dem si daz an sîn wengel legt
der wonet dâ gerne nâhen bî:

anderes verräth Neidhart'schen Einfluss. Die Geliebte weiss nicht, was Minne sei, da will er ihr's lehren, die Lösung ist aber nicht so unschuldig wie Sigunens Frage im Titurel, sondern streift an die in v. d. Hagens „Gesammt-Abenteuern“ häufig vorkommenden Geschichten. Das frischeste unter seinen Gedichten ist ein Mailied (V.):

1. Auf, der Mai kam in das Land,
Der da löst der Sorgen Band:
Kinder, Kinder, seid gemahnt,
Mannigfalte Wonne kommt zu schauen.
Auf der lichten Haide breit
Sind die Blumen ausgestreut
Wie ein Teppich weit und breit:
So erscheint er grünen Waldesauen.
Da höret man die Nachtigall
Auf dem blühenden Reise
Singen wonniglichen Schall.
Berg und Thal
Hat der Mai bekleidet, sich zum Preise.
Freuet euch, ihr Jungen,
Die Blumen sind entsprungen.
Nun singet den Reihen
Und seid fröhlich froh des lichten Maien!

2. Auf denn Kinder, Paar und Paar
Geh die freudenreiche Schaar
Nach dem Anger rosenklar,
Wo die Blumen aus dem Grase dringen.
Leget an der Ehre Kleid:
Wo sich Lieb bei Liebe freut,
Gibt der Mai viel Süssigkeit.
Lauschet, lauschet, wie die Vögel singen!
Wie das sanft den Ohren thut:
Freut euch, stolze Laien.
Sah ich doch der Maien Bluth
Nie so gut:
Lasst dabei uns tanzen, lasst uns reihen.
Freuet euch, ihr Jungen etc.

---

ez smecket, sô manz iender regt.
alsam ez vollez balsmen sî.
daz sol si lîhen mir:
swie dicke sô siz wider wil, sô gebe ichz ir.

3. Wohl auf, Rose, Gepe, Hiliegart,
Geri, Guote traut, an die Fahrt!
Vrŏude, Anne, Ellin, Igel zart,
Rese, Engel, Uedelhilt, Beate, Gisel, Uote.
Diemuot, Wille, Gŏzze, Irmellin,
Klare, Wunne, Ite, Minne, Tilije Fin,
Hezze, Mezze, Salme, Katrin,
Kristin, Berhte, Liebe, Adelgunt, Vite, Guote,
Mije, Suffie, Else, Uedelsint,
Sidrat, Künigunt, Pride,
Heilwik, Hilte, Lügge, Edellint,
Herburk-Kind,
Krete, Saluet, Elide, Hille, Juzze, Hemme, Fide:
Freuet euch ihr Jungen etc.
4. Ei, was säumst du, junger Mann?
Komm und kommt ihr all hindann
Zu den Kindern auf dem Plan!
Allem Trauern wird die Kraft benommen.
Siecher Mann wird bald gesund,
Der von Minne wurde wund:
Mancher rosenfarbne Mund
Lockt ihm Lust ins Herz, das muss ihm frommen,
Wo man Blumen viel und Klee
Findet in den Auen:
Da sind wieder ohne Weh
Heur wie eh
Aufgedrungen in des Maien Thauen.
Freuet euch ihr Jungen etc.
5. Ei, die Liebe, wo sie sei,
Wär' ich heut ihr nahe bei,
Seht, so würd' ich sorgenfrei,
Die mir lieb war stets vor allen Dingen.
Fröhlich in des Maien Bluth
Bräch ich ihr den Schattenhut.
Ueber alle Güte gut
Ist sie ja, ihr Lob so will ich singen
Gern um ihren Habedank.
Keusch und Tadelsreine
Ist die Liebe sonder Wank.
Ohne Dank
Sing' ich der Geliebten, die ich meine.
Freuet euch, ihr Jungen etc.

Wir erhielten da eine hübsche Blumenlese mittelalterlicher Frauennamen! Der Dichter hat diese Manier des poetischen Katalogisirens von den volksmässigen Singern, den Neidhart an der Spitze, erlernt. Ohne Weibes Hilfe, sagt er VI. 3, kann Niemand froh werden noch hohen Muthes reich; er will der Fraue, die ihn mit Unminne quält, als Dienstmann zu eigen sein.

Graf Konrad von Kirchberg erscheint 1255 in einer Ulmer Urkunde; das gleichnamige Schloss dieser Familie stand an der Jller.

Ein vielbewegtes und politisch bedeutsames Leben hatte der Markgraf Berthold von Hohenburg (an der Lauterach) geführt.[1]) Er stammt von den Markgrafen des Nordgau, welche, zunächst gegen die heidnischen Böhmen gerichtet, mit Ernst I. (Ludwig des Frommen Tochtermann) beginnen, der sich mit seinem Eidam Karlmann gegen dessen Vater, Ludwig den Deutschen, verband und dessen Geschichte, in Vermischung mit Ernst V. und Herzog Ernst von Schwaben, die Grundlage zu den im XII. und XIII. Jahrh. entstandenen Gedichten vom Herzog Ernst von Bayern[2]) abgab. Von seines Enkels Ernst's III. Brüdern ist Leupold der Stammvater der Grafen von Scheyern und Wittelsbach, und Aribo der Grafen von Seon und Burghausen, von dessen Tod auf der Jagd durch ein Wisend (Büffelochs) noch zu Anfang des XIII. Jahrh. das Volk in Liedern sang.[3]) Ernst V. ward von Kaiser Otto I. (mit dessen abtrünnigem Sohne Ludolf er es hielt) seines Landes verlustig nnd flüchtig, nachmals wieder begnadigt. Ernst VI. besass um 1028 bestimmt das Gebiet von Hohenburg, Ernst IX. wird zuerst in einer Urkunde von 1138 Graf von Hohenburg genannt; er war Kaiser Friedrichs I. Kriegsgefährte und Begleiter. Mit ihm (nach 1162) und seinem Bruder Friedrich wäre der Mannstamm ausgestorben, nachdem beide schon um 1147 ihr Schloss Hohenburg mit allen Dienstmannen dem Bischof Heinrich von Regensburg zugeeignet hatten. Dennoch hinterliess Friedrich von Hohenburg eine Wittwe Mechtild von Andechs,[4]) welche sich 1210 mit dem Hochstifte Regensburg dahin einigte, dass die Grafschaft Hohenburg, ihre Morgengabe, ihren etwaigen männlichen Nachkommen zweiter Ehe, zu Lehen verbleiben sollte. Sie vermählte sich hierauf mit dem Markgrafen Diepold von Vohburg. Dieser, auch der letzte seines Stammes, war K. Heinrichs VI.

---

[1]) Vgl. Th. Ried, genealog. diplomat. Geschichte der Grafen von Hohenburg, Markgrafen auf dem Nordgau. Regensburg 1812 und Hagen IV. 68 ff.

[2]) Vgl. oben S. 89 und Ried S. 17 ff.

[3]) Vgl. oben S. 81.

[4]) Ried S. 43 ff.

Feldherr, erhielt von ihm die Sicilische Grafschaft Acera, führte nach dessen Tode (1197) den Oberbefehl des deutschen Heeres und die Statthalterschaft, und besiegte, nach mehreren Niederlagen, 1205 den Grafen Walther von Brienne, der als Gatte der ältesten Tochter Tancreds, Albinia, die Herrschaft in Anspruch nahm, aber mit dem Leben aufgeben musste. Der Markgraf hatte noch viel mit den unruhigen Baronen des Landes zu kämpfen, bis K. Friedrich II. selbst die Regierung antrat, mit dem er bald darauf (1212) nach Deutschland heimkam. Hier ward seine Macht durch die Vermählung mit Mechtild noch ansehnlich vermehrt; er heisst seitdem in Urkunden 1212—25 abwechselnd Markgraf von Hohenburg und wurde 1226 auch in der Erbgruft der Hohenburger begraben. Er bekam vier Söhne, Berthold, Otto, Diepold und Ludewig, von denen der erste immer kurzweg als der Markgraf von Hohenburg erscheint und mit unserem Dichter ein und dieselbe Person ist. Auf ihn passen auch alle diese geschichtlichen Beziehungen in den Liedern.

Dieser Berthold von Hohenburg war, wie sein Vater, ein bedeutender und mächtiger Mann, ein Heer- und Reichsführer der Staufer in Deutschland und noch mehr in Italien. Durch König Konrads Gemahlin (Konradins Mutter Elisabeth von Baiern) dem Kaiserhause verwandt, war er 1237 mit seinem Bruder Diepold Edelknabe an dem prachtvollen Hofe Friedrich II., dann sein Vertrauter und Feldherr in Italien, und nach des Kaisers Tode (1250, dessen Testament er unterschrieb) Konrads tapferer Vertreter in Italien; mit Manfred (Konrads Stiefbruder) eroberte er 1251 Avellino in den Abruzzen, unterhandelte für Konrad mit Pabst Innocenz III. und wurde in politischen Dingen auch nach Griechenland gesandt. Berthold heirathete eine Vaterbruderstochter der Mutter Manfreds, Namens Isolde, und war durch Gunst und Vergabung des Königs gewaltig im Lande. Nach Konrads Tode (1254) erhielt er, bereits Oberfeldherr durch den letzten Willen des Königs die ganze Reichsverwaltung beider Sicilien in Konradins Namen (dessen Aussöhnung mit dem Pabste ihm sehr empfohlen worden), übergab sie aber bald an Manfred. Beide wurden hierauf 1254 vom Pabst Innocenz IV. gebannt, erkannten noch in demselben Jahre dessen Lehensherrschaft an und wurden von ihm bestätigt, namentlich Berthold in der Grafschaft Montescaglioso und anderen Schankungen Konrads. Zugleich erhielt Berthold die Würde eines Grossmarschalls von Neapel und Sicilien, mit ansehnlichen Einkünften und freiem, standesmässigem Unterhalt am damals in Neapel befindlichen päbstlichen Hofe; auch seine Verwandten wurden mit Ländereien belehnt. In dem bald darauf zwischen Manfred und dem Pabste aus-

gebrochenen Kriege, blieb Berthold mit seinen Brüdern Otto und Ludwig (der bereits von K. Konrad die Burg Monteforte besass) auf Seiten des Pabstes; besonders thätig erschien Otto auf dem Kampfplatze, wurde aber bei Foggia (Ende 1254) aus dem Felde geschlagen. Wenige Tage darnach starb der Pabst in Neapel, und Berthold wirkte hier hauptsächlich mit zur schleunigen Wahl Alexander IV., der ihm sogleich die Schankungen seines Vorgängers bestätigte, das Erbrecht derselben sogar auf Seitenverwandte ausdehnte und noch das Herzogthum Amalfi hinzufügte. Otto wurde mit der Grafschaft Catanzalo belehnt. Bei der Fortdauer des Kampfes mit Manfred musste der Pabst den stets ihres Vortheils wahrnehmenden Hohenburgern an 8000 Unzen Goldes verschreiben und ihnen Gravina und Bolenta einräumen, damit sie sich aus den Einkünften allmählich bezahlt machten. Berthold, der vom Papste der Mutter Konradins zu dessen Bevollmächtigten vorgeschlagen wurde, führte das päbstliche Heer gegen Manfred, erfand zum Schutze hölzerne Kriegsmaschinen in dreieckiger Gestalt, die immer aufrecht standen, wie sie auch gewälzt wurden, eroberte Trani, Baroli u. a., unterhandelte durch Isolde mit Manfred, und wollte, da dieser ihm nicht mehr traute, den Kardinal Octavian, der in Foggia eingeschlossen war, entsetzen, wurde aber von Manfred aus einem Hinterhalte überfallen und völlig besiegt. Der Kardinal musste nun Frieden eingehen, in Folge dessen die Hohenburger von Manfred begnadigt und in ihre Herrschaften wieder eingesetzt wurden. Als aber der Pabst den Frieden nicht bestätigte und ein Graf von Wasserburg am päbstlichen Hofe Manfreds Gesandten heimlich zu wissen that, dass Berthold mit seinen Brüdern und andern Baronen des Königreiches eine Verschwörung gegen ihn angezettelt, liess Manfred die Hohenburger sogleich verhaften und hielt am 2. Febr. 1256 zu Baroli eine Reichsversammlung, in welcher die des Hochverraths Angeklagten überwiesen und einstimmig zum Tode verurtheilt wurden. Manfred verwandelte diese Strafe gnädig in ein lebenslanges Gefängniss: es scheint jedoch, dass sie bald heimlich aus dem Wege geräumt wurden, weil schnell darauf eine Urkunde vom 21. März 1258 den endlichen Heimfall der Veste Hohenburg an Regensburg durch den Tod aller vier Brüder bezeugt. Auch seinen gleichnamigen Enkel, der Manfreds Tochter Gannaro ehelichen sollte, musste dasselbe Schicksal getroffen haben. Die reichen Güter der Hohenburger kamen zum Theil auch an Bamberg, und 1296 belehnte der Bischof Berthold den Herzog Ludwig von Baiern mit der Stadt Amberg und allen ihm durch den Tod der vier Brüder erledigten Lehen.

Wir haben hier ein reiches diplomatisches Leben vor uns, Berthold ist unter den Minnesingern derjenige, der sich wohl zuhöchst hinaufschwin-

delte, der als Vertrauensmann des deutschen Königs und dessen Stellvertreter, mit den höchsten Würdenträgern verkehrte und nebenbei auf sein eigenes Wohl hinreichend bedacht war, bis ihn plötzlich das blutige Verhängniss erreichte, das auf alle Deutsche in italienischen Landen lauerte und alsbald wieder ein schönes, blutjunges Leben erjagen sollte. Der Hohenburger Markgraf erscheint allerdings bisweilen in zweifelhafter Beleuchtung; doch war seine Stellung als Vertreter Konradins, zwischen dem gewaltigen, allen Staufern feindseligen Pabst und dem verwandten, auf eigene Herrschaft bedachten Manfred, eine sehr schwierige. Er war ein tapferer und kluger Kriegsmann, der zwischen den ärgsten politischen Händeln noch Zeit für Saitenspiel und minnigliche Tändelei fand.

Das Conterfait des Hohenburgers im Manessencodex weist auf eine in der Ferne lebende Geliebte hin: der Markgrafe sitzt, hat ein rothes pelzgefüttertes Kleid an, und übergibt einem vor ihm stehenden Garzun seine Lieder in einem „briefe"; hinter ihm hängt das Ritterschwert friedlich am Nagel, das Wappen aber hat der Maler wieder aus eigener Phantasie dazu gemacht.[1]

Berthold hatte, mit dem mannigfach befreundeten Manfred (der bald nach ihm, 1268 durch den gräulichen Anjou sein Leben verlor) auch die Liebe zur Dichtkunst gemein; wenn es wahr ist, dass Manfred eine ganze Schaar deutscher Singer und Spielleute um sich hatte, so könnten des Hohenburgers Lieder auch wohl in Wälschland gesungen sein. Wenigstens sagt er (VI. 1), dass er dem Könige (Konrad) überall den Leib hinführen wolle, dass sein Herze aber doch zurückbleibe, das hat für ewige Zeiten ein Weib, von der es selbst unser Herrgott nicht vertreiben könnte.

Wohl denen, sagt er, die von guten Weiben gut sprechen (I. 1), wohl mir, dass ich ein so schönes und reines Weib zu einer Frauen habe (II.); dafür macht ihm das Scheiden grosse Pein und auch ihr thut es so wehe, dass sie's nicht überleben zu können und dem grimmen Tode rufen zu müssen glaubt; er erzählt sodann, dass er dem Pabste von ihr und seiner Liebe gesprochen und dieser eingesehen habe, er minne ein Weib mit ganzer Stäte (III, 3.), Gott war gewiss viel sanften Muthes als er das reine Weib schuf, die das beste ist, was der Dichter je gesehen hat. Unter seinen wenigen Liedern, die zur Abwechslung

[1]) Hagen V. 220. Taf. VIII.a (38). Nach Siebmacher II. 11 u. Falkenstein Nordgau II. 359 hatten die Markgrafen von Hohenburg im silbernen Schilde einen geschobenen rothen Querbalken, als Kleinod einen geschlossenen silbernen Flug mit des Schildes Bild. Sonst wird als Wappen auch noch ein rother Löwe genannt, der vom Manessen-Maler beigefügte ist nicht zu finden.

auch unter anderen Namen vorkommen (ein übrigens bei den kleinen Poeten häufig wiederkehrender Umstand, der einen Literärhistoriker zur gelinden Verzweiflung bringen könnte) findet sich ein schönes Wächterlied, welches Graf Pocci in der alten Weise der Minnelieder, componirt hat;[1]) es lautet (Simrock. S. 26):

Wächter: Ich wach um eines Ritters Leib
Und deine Ehre, schönes Weib:
Weck' ihn, Fraue!
Gott gebe, das ist mein Begehr,
Dass er erwacht und Niemand mehr.
Weck' ihn, Fraue!
Nicht säumig seid:
Es ist nun Zeit;
Ich bitte nicht um seinethalb allein:
Willst du ihn bewahren,
So lass ihn fahren:
Verschläft er sich, die Schuld ist einzig dein.
Weck' ihn, Fraue!

Die Frau: „Ach müssest du unselig sein,
Wächter, und all das Wecken dein!
Schlaf, Geselle!
Dein Wachen wär wohl alles gut;
Dein Wecken mir gar unsanft thut.
Schlaf, Geselle!
Hab' ich, Wächtersmann,
Dir doch nichts gethan
Als Gutes, und doch fügst du mir die Pein:
Du mahnst des Tages
Dass du verjagest
Viel süsse Freuden von dem Herzen mein.
Schlaf, Geselle!“ —

Wächter: Wie gern ich dir den Zorn vertrage,
Der Ritter scheide vor dem Tage.
Weck' ihn, Fraue!
Er wagt' es auf die Treue mein,
Da befahl ich ihn den Ehren dein.
Weck' ihn, Fraue!

---

[1]) Vergl Sechs altdeutsche Minnelieder, als Frühlingsgruss 1835; componirt (bereits 1826) von Franz Gf. von Pocci. München in der lit. artist. Anstalt.

Du selig Weib,
Muss er den Leib
Verlieren, sind wir beide mit verlorn.
Ich sing, ich sage,
Es naht dem Tage:
Nun weck' ihn, denn ihn wecket doch mein Horn:
Weck' ihn, Fraue!

Am Ende und an der Neige des Minnesanges steigt noch eine schöne jugendliche Gestalt auf, sein Lockenhaupt, das einst die Krone getragen und verloren hatte, ist blutig, es ist „König Konrad der junge, der arme Konradin!“ [1]) In dem nahe bei Landshut gelegenen Schlosse Wolfstein [2]) war der letzte Staufer geboren (25. März 1252), dessen kurzes Leben eine Kette von Leid und verlorenen Freuden bildet. Der erlauchte Otto hatte den Enkel kaum gesehen, so schloss er auch schon unter dem Beistande des heiligmässigen Bruder Berhtold, des berühmten Predigers, viel zu frühe die Augen. Kaum zweijährig wurde Konradin bereits vaterlos; so lebte er mit der Mutter Elisabeth bei seinem Oheim Herzog Ludwig auf der Hochhuet (Trausnitz) bei Landshut, an einem Hofe, wo ehedem so feine Sitte geherrscht und durch Otto's „Milde“ viele hungerige Sänger und arme „Fahrende“ zugingen und weilten. Hier war Reinbot gesessen und hatte seinen St. Georg zusammengemacht, hier hatte der Neidhart offenes Gelass und der Tanhauser ein Asyl gefunden, Konradin konnte den letztgenannten in zarter Jugend noch gesehen haben, da derselbe auch der Herzoge Ludwig und Heinrich gedenkt. Von da zog dann Elisabeth mit Konradin nach München. Welchen Eindruck musste es auf die Seele des vierjährigen Knaben gemacht haben, als der jähzornige Oheim seine unschuldige Gattin, die schöne Maria von Brabant in eifersüchtiger Wuth auf dem Mangoldensteine (18. Febr. 1256) enthaupten liess! Ein Edelfräulein der Herzogin, die Helke von Brennenberg, das Schwesterlein des unglücklichen Sängers, hatte der strenge Ludwig erdolcht und sodann der Hinrichtung seiner Gemahlin zugeschaut, unempfindlich gegen den Jammer der schönen Frau, die ihm ihre reinen Hände bot und nur noch ein Küssen und Umhalsen von ihrem Gatten erbat, [3]) dem Konradins Mutter zu Füssen lag, mit Thränen um Mariens Leben bittend!

[1]) Als Erbe von Sicilien wurde er König genannt, und zwar mit dem Beisatze der junge oder der Staufer zum Unterschiede von seinem Vater; erst die Wälschen haben den Chunradin aus ihm gemacht.

[2]) Wiesend Topographie von Landshut. 1858. S. 236.

[3]) Vgl. die darauf bezüglichen Strophen des Meister Stolle, welche weiter

Als sich Konradins Mutter ein Paar Jahre darauf zu München (6 Okt. 1259) an den Grafen Meinhard IV. von Görz und Tirol vermählte, ward Konradin als überzähliges Stiefkind hinausgeschickt auf seine welfischen Stammgüter. Hier trieb er sich zu Ravensburg, Buchorn und in anderen kleinen Städten am Bodensee um. Er war in der Nähe seines wahrhaft väterlichen Vormundes, des Bischof Eberhart von Constanz, von dem er vielleicht sein schönes Latein erlernte. Auch lebte er am Hofe seiner treuen Kämmerer zu Arbon, der Brüder Markward und Volkmar von Kemenaten, welch letzterer der Poesie und den Poeten hold war, wenigstens loben ihn Kelin und Meister Rumelant von Schwaben und Rudolf von Montfort rühmt ihn gar als meisterlichen Dichter. Hier lebte Konradin in Freuden und Fröhlichkeit, der Jagd und ritterlichen Künsten ergeben. So ist er in den Manessen abgemalt: Der fast mädchenhafte Jüngling mit schwarzen Augen und Brauen, kurzen blonden Locken, auf denen der goldene Kronenreif mit den drei Lilien sitzt, im einfachen langen grünen Röcklein mit goldenem Halssaum und steinblitzendem Gürtel reitet auf einem den grünen Hügel hinangaloppirenden apfelgrauen Jagdrosse. Sattel, Steigbügel, Gebiss und Zaumschmuck sind golden, die Zügel roth und schwarz. Fürbüge und Decke sind roth; seine Schuhe schwarz. An den Händen trägt er grosse weisse Fäustlinge, er hat so eben einen weissen Falken nach einem Vögelein in die Luft geworfen. Nebenan springen bellende Bräckelein.[1]) Ihm zunächst jagt ein anderes Herrlein einher, einen weissen Perlenkranz in den fliegenden Flachsen, rothgekleidet, den scharfen Falken auf der Faust: vielleicht Friedrich von Oesterreich, sein treuer Freund und Schicksalsgenosse in Lust und Leid.

Von ihm haben sich zwei minnigliche Lieder erhalten, ächt im Style der Zeit; wenn auch vielleicht nicht gerade ganz aus seinem Munde, so sind sie doch so, dass man es gerne glauben möchte. Sie klagen zart und innig, dass die Geliebte ihn seines Kindes-

---

unten folgen. Dagegen hat Söltl (Ludwig der Strenge. 1857. S. 95 ff.) zu beweisen gesucht, dass die einfache Thatsache, der Herzog habe seine Gemahlin enthaupten lassen, durch die Sage in den folgenden Jahrhunderten erst zu einer Gräuelthat ausgemalt wurde; er findet es wahrscheinlich (S. 101), dass Herzog Ludwig gar nicht dabei anwesend gewesen, sondern vom Lager bei Augsburg aus den Befehl zur Hinrichtung übereilt gegeben habe. Jedenfalls ist Meister Stolle sehr genau von dem Vorgange unterrichtet, er spricht wie ein Augenzeuge und nennt die ungetreuen Räthe Ludwigs, die ihn dazu verleitet.

[1]) Als Wappen ist ihm das silberne Kreuz des Königreiches Jerusalem beigemalt, das ihm durch seine Grossmutter Jolanthe gebührt; doch hat der Maler keinen Helm mit Zimier darübergesetzt, weil Konradin noch nicht Schwertleite empfangen hatte.

alters entgelten lasse, und dass er selbst noch nicht wisse, was Minne sei. Man war begierig, wer die Besungene sein möchte und erfand sogar, dass Konradin bereits 1266 vermählt worden sei,[1]) doch ist von einer Wittwe Konradins nichts bekannt, noch mehr, die angebliche Brigitta, die ihm zuerkannt wurde, das Töchterlein des Markgrafen Dietrich von Meissen, war noch gar nicht auf der Welt, da ihr nachmaliger Vater der Markgraf Dietrich erst in dem Jahre heirathete, wo Konradin fiel. Sind übrigens die beiden Lieder von Konradin, so mag man billig staunen, wie wacker sich das gute Kind schon in den damaligen Ton hineingearbeitet hatte. Er brennt vor Noth und verzagt vor Leide über ihren rothen Mund, der ihn ganz der Sinne beraubt; sie, der er vor allen Frauen gedienet hat, will ihn verderben lassen! „Würde sie meine Treue fassen, so wäre mein Trauern klein" — aber seine Freude ist todt, da ihn nicht Weibes Güte tröstet. Das andere lautet im ähnlichen Styl (nach Simrock):

1. Ich freue mich der Blumen roth,
Die nun der Mai uns bringen will.
Die stunden eh' in grosser Noth,
Ihnen schuf der Winter Kummers viel.
Entschädigen mag der Mai uns wohl
Mit manchem wonniglichen Tage:
D'rum ist die Welt nun freudenvoll.

2. Was hülfe mir die Sommerzeit
Und diese lichten langen Tage?
Nur eine Frau mir Trost verleiht,
Von der ich grossen Kummer trage:
Sie will mir geben hohen Muth,
Sie thäte tugendlich daran,
Wenn meine Freude würde gut.

3. Wenn ich mich von der Lieben scheide,
So ist's um all mein Glück gethan,
O weh, so sterb' ich fast vor Leide,
Dass ich es je mit ihr begann.
Ich weiss nicht, Frau, was Freuden sind:
Mich lässt die Liebe sehr entgelten
Dass ich an Jahren bin ein Kind.

[1]) Die in Langs Regesten III. 273 desshalb verzeichnete Urkunde bedarf wohl einer Prüfung.

Während indess Konradin so seines jungherrlichen Lebens pflag, sang das Volk Spottreime, beissende Lieder und Schnatterhangen auf die Sorglosigkeit und Gutmüthigkeit des jungen Königs,[1]) der von seinen Verwandten wacker benützt und ausgezogen wurde.

Wir treffen ihn häufig in rechtsmässigen Handlungen; er verleiht Privilegien und Rechte, zu denen er keine Gewalt hatte, verkauft und verpfändet Besitzungen, die mitunter längst nicht mehr sein eigen waren, von seinen lauernden Verwandten verleitet, die dann ihr Recht schon durchzuschlagen hoffen. Am 14. April 1263 bestätigte Konradin im Kloster Steingaden auf Bitte des Abtes Berthold alle vom Herzoge Welf und seinen übrigen Ahnen ertheilten Privilegien. Unter den Zeugen war auch ein Bruder des früher genannten Hiltpolt von Schwangau, Namens Konrad. Derselbe stand dem jungen Könige in Treuen zur Seite. Er begleitete den eilfjährigen Konradin nach dem Kloster Wiltau, wo der junge Fürst den 16. April desselben Jahres vor den Grafen von Tyrol, Eschenlohe, Rotteneck und anderen Edlen. im Falle seines Ablebens ohne rechtmässige Erben, seinem lieben Oheim und Erzieher, dem Herzoge Ludwig von Bayern alle seine Besitzungen, die ihm noch erbrechtlich und eigenthümlich zugehörten, mit allen Leuten, Rechten, Ehren und Würden zum rechtmässigen Eigenthum vermachte. Von hier aus begab sich Konradin nach dem Kloster Raitenbuch und genehmigte am 20. April 1263 nicht nur den Verkauf einer Mühle in Schongau (welche Volkmar von Kemenaten und Schwigger von Mindelberg von ihm zu Lehen getragen, aber schon 1256 sammt allem Zugehörigen um 45 Pfund Augsburger Münze an das genannte Kloster abgetreten hatten), sondern nahm auch am Tage darauf das Kloster selbst in seinen besonderen Schutz und bestätigte ihm alle Rechte und Freiheiten. Beiden Verhandlungen wohnte Konrad von Schwangau als Zeuge bei. Am nächstfolgenden Tage (22. April) kam Konradin selbst auf

---

[1]) Der sogenannte Bruder Wernher, ein armer fahrender Mann, suchte sich dagegen durch ein ungeheucheltes Lob seiner Milde zu empfehlen:

Ich bin wohl über des edlen Königs Milde froh,
darin er lebt und dabei übt so tugendliche Güte,
davon sein Lob von Schulden steigt und hohe steht.
Des edlen Kaisers Kind will ich euch zeigen so:
und stünde ein ganzer Wald von Tugenden in milder Blüthe,
der könnte nimmer vollaustragen die Tugend, die er begehrt;
er ist ein lautertragender Baum,
der Obst mit Willen reret (ausstreut);
ihr aller Milde ist gegen die seine gar ein Traum,
sein' Hand viel Manchem sein Gülte (Einkommen) mehret.
Mich jammert nur, dass ich allein dies nie von ihm genoss;
es liegt an seiner Milde nicht; mein Unglück das ist leider allzu gross.

die Schwanenburg, wo er dem Hugo von Montalban die ihm von seinem Vater K. Konrad IV. verliehenen Güter um Scharnitz bestätigte.

Darauf ging er an den Bodensee und zu seinen treuen Kämmerern nach Arbon, wo er in sorgloser Unbefangenheit seine Tage verbrachte und den Bürgern den Blutbann schenkte, was er auch am Tage aller Heiligen 1266 zu Schongau rechtskräftig vestete. An den jungen König aber erging die Mahnstrophe des Marners, seine Erbreiche wieder einzunehmen, der Krone seiner Vorfahren sich würdig zu halten und die Macht im deutschen Reiche zu mehren. „Gott hat ihm den Leib (Leben, Gesundheit, Kraft und Wohlgestalt) und schon in der Kindheit so viel Heil (Schönheit und Geist) verliehen, dessen er sich nicht überheben soll. Ehret die Ritter, minnet die Frauen und vergesst uns arme fahrende Leute nicht (!). Euch vorgesteckt ist ein hohes Ziel, seht Euch vor und um und spielt es auf der Ehre Spiel, gedenkt an Euere Altvorderen, deren so Mancher die Krone trug bis ihn der Tod vom Leben schied. Wer Euch dient, dem sollt Ihr mit Gnaden bereit sein. Euch sei der Wittwen und der Waisen Kummer leid, habt die Deutschen werth; in Eurem Herzen minnet Gott, so thut er für Euch, was Ihr begehrt; verdient Akkers (Akkon) und Sicilien, Schwaben habt Ihr ohnedies schon, dazu das Egerland (das Friedrich I. erheirathete) und Nürnberg: [1]) Will's Gott, so kommt auch die Krone von Rom auf Euer Haupt!"

Noch einmal kam der junge König auf das schöne Schwanenschloss: Hier war es, dass Konradin im Monate August des Jahres 1267 Abschied nahm von seiner Mutter, ehe er in die wälschen Lande und sein frühes Grab zog. Eine zahlreiche Versammlung hoher Gäste hatte sich zu Schwangau eingefunden: Konradins Stiefvater, der Graf Mainhard von Görz und Tirol, sein lieber Ohm der Herzog Ludwig von Bayern, die Grafen Berthold und Heinrich von Eschenlohe, viele Ritter und Edle waren zugegen, bereit, ihm auf dem Zuge nach Italien zu folgen und sein heiliges Anrecht auf Neapel und Sicilien mit den Waffen geltend zu machen. Es muss ein Scheiden gewesen sein, schwer und traurig, wie das des jungen Giselher zu Bechlaren; ahnungsvoll sieht die Mutter das Unheil voraus, am Tage des Scheidens von ihrem Sohne sucht sie ihr banges Vorgefühl durch eine fromme Handlung zu erleichtern, um die himmlischen Mächte zu gewinnen oder zu versöhnen, indem sie dem Nonnenkloster in Volldepp — Zollfreiheit gewährte. [2])

---

[1]) Das schon 1112 Reichsstadt war, auch 1173 die Reichskleinode bewahrte und besonders von den Staufer-Königen häufig bewohnt ward.

[2]) Datum in castro Swanegowe, exeunte Augusto. d. h. 21. August 1267.

Meister Sigeher aber, der wahrscheinlich wie der Marner die milde Hand gehörig gefühlt hatte, sang: Ein Staufer soll heuer noch höher steigen als vorig Jahr und mit dem Schwerte um Ehre streiten, wie Alexander! [1]) —

Ueber Bregenz war Konradin mit seinen Begleitern und einem zahlreichen Heere nach Italien gegangen und am 20. Okt. 1267 in Verona angelangt. Herzog Ludwig forderte von seinem lieben Neffen neue Entschädigung für den auf diesem Zuge bestrittenen Aufwand und Konradin, der ihm schon zu Eschenlohe am 16. April 1263 und darauf noch einmal am 24. Oktober 1266 zu Augsburg alle seine Erb- und Lehengüter sowohl in Deutschland als in Italien geschenkt hatte, wusste sich in seiner Verlassenheit nicht anders zu helfen, als demselben um 3000 Mark Silbers (kölnischen Gewichts) Dinge zu verpfänden, über die er eigentlich keine Gewalt hatte: die Augsburger Stadt-Vogtei, das Schlösslein Schwabeck nebst der Strassenvogtei über die Leute und Güter der Stadt und Diözese Augsburg, die Vogtei über die St. Manger-Klosterleute und Güter zu Füssen, endlich einen Berghof (curia supra montem) in der Gegend von Hohenschwangau mit den nahen Dörfern und allen Gerechtigkeiten. [2]) Unter dem Vorwand, dass der gedrohte Bann des Pabstes weiter mitzureisen nicht gestatten wolle, wurde hierauf Konradin von seinem Ohm, der zurück nach Bayern ging, dem lieben Gott und seinem Schicksal befohlen — wobei auch noch einige Hoffnung der übriggebliebenen Erbschaft war. Nicht allein die besungene unminnigliche Frau, sondern Alle liessen es ihm reichlich entgelten, dass er an Jahren noch ein Kind! —

Sein freudiger Empfang zu Rom unter Gesang und Tanz, sein glänzender Siegeszug auf das Kapitol sind eine um so leuchtendere Erscheinung, als der grauenvolle Fall unmittelbar darauf folgte und die Verkündigung des Pabstes erfüllt ward, dass der Jüngling wie ein Lamm zur Schlachtbank gehe. An der Richtstätte zu Neapel wurde später eine Porphyrsäule aufgerichtet und ein Kapitäl aus dem Marmor gemeisselt, welcher am 29. Oktober 1268 als Block gedient hatte. Man baute über die Stätte eine Kapelle und die Rede ging, die Wände seien beständig feucht geblieben, zum Zeichen des unschuldigen, um Rache schreienden Blutes. In der Neuzeit ward die Kapelle — in ein Kaffeehaus umgewandelt, die Säule und das Kapitäl in eine andere Kirche verschleppt; auf letzterem ist ein Lorbeerkranz eingegraben, die Jahr-

---

[1]) Hagen II. 261. (VII. 5.)

[2]) Muffat Beschreibung und Geschichte von Hohenschwangau. 1837. S. 41 ff. Ritter von Lang Jahrb. 1816. S. 189.

zahl 1268, ein unerkennbar gewordener Wappenschild und etwas, das wie ein Handschuh aussieht.[1]) Sollte das eine Erinnerung sein an den Handschuh, welchen Konradin vor seiner Hinrichtung dem blutgierigen Anjou, welcher sie mit ansah, zur ewigen Fehde hinwarf und wodurch er den Schwiegersohn seines Oheims (König Manfred), den Peter von Arragonien zu seinem Nachfolger ernannte? Heinrich Truchsess von Waldburg überbrachte das Kleinod und Peter zog ihn an und gebrauchte ihn so gut, dass er Sicilien und sein Enkel Alphons auch Neapel gewann; von diesem könnte dann Konradins Denkmal stammen. Von Konradins letztem Ende gingen aber damals in Italien und bald in Deutschland die schönsten Sagen: Wie der junge König mit seinem Freunde Friedrich am Schachspiele sitzend, das Todesurtheil ruhig vernommen, aber den Kanzler Robert von Bari heftig gescholten, weil ein König nicht von seinesgleichen gerichtet werden könne; wie Graf Robert von Flandern den Kanzler, nach Verlesung des Urtheils, unter den Augen des Anjou niedergestochen; wie Konrads Mutter die Hinrichtung mit ansehen musste[2]) und vergeblich ein schweres Lösegeld für die Leiche des Sohnes bot, die unbeerdigt liegen bleiben musste, bis die guten Karmeliten endlich heimlich selbe begruben; wie Friedrichs Haupt vom Rumpfe fliegend, noch Ave Maria rief und Konradin es aufhob und küsste; und wie der Scharfrichter endlich selber von einem andern Büttel umgebracht wurde, damit er sich nicht rühmen könnte, so viel edles Blut vergossen zu haben.[3]) Auch sei ein Adler vom Himmel herabgeschossen, habe seine Fittiche durch das Blut gezogen und sich damit wieder in die Lüfte geschwungen, Blutrache drohend.

Tief und unheilbar schnitt in alle Gemüther der Fall des letzten Staufers. Welsche Sänger sogar, wie der edle venetianische Troubadour Barthelemi Zorgi, hielten ihren Groll nicht zurück, ebenso klagten die Provençalen Paulet von Marseille und Aicarts del Fossat,

[1]) Konradins Grabstein mit lateinischer Inschrift wird in der Kirche del Carmine gezeigt: im Kreuzgange steht an einem Pfeiler die steinerne Bildsäule einer Frau, die einen Beutel in der Hand hält. Diese Frau soll Konradins Mutter sein, die nach Neapel kam, ihn loszukaufen, aber vergeblich, worauf sie das Lösegeld den Karmelitern weihte. Die Geschichte weiss hievon jedoch nichts. — In dankbarer Erinnerung an die Verdienste der Staufer um die Wittelsbacher, liess der König Maximilian II. (noch als Kronprinz) dem unglücklichen Konradin ein schönes Denkmal in Neapel errichten, welches in Marmor den Heldenjüngling nach Thorwaldsen's Modell darstellt. Söltl S. 47.

[2]) Das ist jedoch unrichtig, da Elisabeth die Schreckensbotschaft auf der Hochbuet (Trausnitz) zu Landshut erhielt. Sie gründete zur Erinnerung an ihren armen Sohn 1272 das Cisterzienser-Stift Stams in Tirol und wurde daselbst 1273 begraben.

[3]) Vgl. v. d. Hagen Briefe in die Heimath. 1819. III. 265 ff. u. MS. V. 99.

und unter den Deutschen der Meissner, der sogenannte Schulmeister von Esslingen [1]) und der wackere Reimchronist Ottokar, das Volk klagte und sang noch lange davon, auch die bayerischen Herzoge hatten ein recht aufrichtiges Bedauern und Herzog Heinrich von Niederbayern erklärte den Kardinälen bei der Thronbesteigung des Pabstes Gregor XI. (1271): Der Tod des Herrn Vetter Konradin thue ihm zwar noch wehe, aber er habe sich selbst in's Unglück gestürzt, nachdem er wider den Willen des heiligen Vaters, wider den wohlgemeinten Rath des Oheims Ludwig, unreif an Jahren, schwach an Kräften, ohne Hilfe verbündeter Freunde, frevelnd sich der Gefahr aufgeopfert! —

Berthold von Hohenburg und Konradin sind die Vertreter der Nachblüthe der höfischen Poesie, ihnen schliesst sich noch Herr Kuonrat von Birkenbach bei Abensberg oder Forchheim gelegen an. Sprache und Inhalt sind wie aus den besten Tagen des Minnesangs, doch erscheint Konrad erst 1260 in Urkunden. [2])

Was sonst noch von minnesängerischen Namen hier erwähnt werden kann, ist wenig bedeutend. Ein fahrender Singer vielleicht noch, der Meister Alexander, oder der wilde Alexander genannt, [3]) d. h. der wundersame, von seinen bilderreichen, räthselhaften Gedichten. Er stammte vermuthlich aus der Umgegend von Burgau, zwischen Ulm und Augsburg. Er vergleicht Burgau mit „Galois,“ wohin Herr Gawan den Weg nicht wiederfinden konnte: ebenso habe er zu Burgau vergeblich hineinzukommen versucht, man versagte ihm Gruss und Antwort und die Leute, die schweigend heraussahen, hatten ihren Herrn so versperrt, als ob es der König Ermenrich und er (der Dichter) der zornige Eckehart wäre. [4]) Es ist also eine Anspielung auf Wirnts „Wigalois“ und

---

[1]) Der alte Meisner mahnt den Pabst „das Oberhaupt der Welt,“ an seinen Eid dem römischen Reiche zu helfen, und die deutschen Fürsten an eine Kaiserwahl um nicht fürder durch Habgier „die deutsche Zunge, der alle Welt dienen sollte,“ an ihrem Rechte zu kränken; auch nicht ihr Erbe in fremde Lande zu geben, sondern an den erbarmungslosen Tod des jungen Konrad zu denken, vor dem noch allen deutschen Fürsten schaudert. — Der Schulmeister von Esselingen singt in seinen Spottliedern auf König Rudolf von Habsburg: „Der Scharle (Karl von Anjou) habe um beide Sicilien drei Spiele auf den Tod angestellt: das erste „Buf“ genannt, hat der Prinz (Machtfrid, Manfred, Konradins Oheim) mit Land und Leben verloren; das zweite „von Haupt oweh!“ genannt, hat König Konradin verloren; zu dem dritten „hacke nach!“ hat König Rudolf keine Lust, weil ihm der Scharle darin zu stark ist.“ – Dagegen erwartete Meister Conrad von Wirzburg immer noch von König Rudolf diese Heerfahrt.

[2]) Hagen III. 408. IV. 760.

[3]) Hagen IV. 665.

[4]) Her Gâwîn stîc, noch strâze vant,
do er ze Gâlois in daz lant

Heldenbuch. Das als so ungastlich geschilderte Burgau war der alter Markgrafen, nach deren Abgang 1075 die Grafen von Biber-Schelklingen und Rockenstein es besassen, bis K. Rudolf es 1282 Schwaben seinem Sohne verlieh.

Eines seiner Räthselgedichte enthält mancherlei geschichtliche Züge, ı Deutung jedoch sehr schwierig ist: Ein Hirte band einen tollen l los, so dass viele Schafe geschoren und gebissen auf dürrer Heide n; ein Licht erlosch hierauf zu Mainz und ein Adler flog traurig :k, doch tröstete ihn, dass in Apulien eine listige Schlange starb; Rhein erwarb der Elbe Minne durch eine Taube zu Braunschweig; Wolf in Schwaben freute sich der Missethat, dass in Bayern ein ges Maulthier auf unrechtem Pfade geht.[1]) Mit dem vom Hirten lassenen tollen Hund ist vielleicht der Böhme Albert (vormals herr zu Passau) gemeint, welchen Gregor IX. mit dem grossen henbann gegen Friedrich II. nach Deutschland sandte (1239—40), er, besonders von Bayern aus, seine Bannbullen losliess, gegen te, Fürsten und Bischöfe den Fluch aussprach, welche das Intergegen den Kaiser nicht vollstreckten. Sehr überraschend sind die prüche der dadurch Betroffenen, welche mit dem vom „wilden ander" gebrauchten Bildern wörtlich zusammentreffen: Bischof Kon- von Freising sagte: „der Pabst mag seine italienischen Schafe eren, uns (deutsche Bischöfe) aber hat Gott eingesetzt, dass wir Wachthunde die Wölfe in Schafskleidern von unseren Schafen ab-n." Der Erzbischof Eberhard von Salzburg schrieb an den stark-igen Herzog Otto von Bayern „er möge den grössten Schuft, der

hin wider rîten wolde:
so mac Burgou Gâlois wol sîn,
dâ kund' ich nie gekomen în;
doch versuoht' iz, als ich solde.
mir wart dâ gruoz und rede verzîgen,
sie sâhen hinûz unde swîgen,
und heten ir herren sô verspart
und teten alle dem gelîch
als ez waere künic Ermenrîch,
unde ich der zornic Eckehart.

[1]) Ein Hirte enthand seinen tollen Hund;
davon geht beschor'n und ungesund
manch Schaf auf dürrer Weide.
Ein Licht erlosch ze Mainze sider;
da flog ein Aar mit Leide nieder,
doch kam ihm Trost nach Leide.
Zu Pülle eine listige Schlange erstarb;
der Elbe Minne der Rhein erwarb,
das fügte eine Taube zu Braunschweig.
Sich freute der Wolf der Missethat
in Schwaben, dass in Bayern gaht
ein stetig Maulthier unrechten Steig.

auf zwei Beinen einhergehe, den verpesteten Schurken Albert, aus Bayern verjagen und keine Schlange in seinem Busen nähren." Der Kaiser endlich schrieb aus Italien an die deutschen Fürsten: „Ich will der Heerde ihren Hirten, dem Volke seinen Bischof, der Welt ihren geistlichen Vater wiedergeben; ich will dem wölfischen Tyrannen seine Heuchlermaske vom Antlitze reissen." — Auf diese Verhältnisse scheint auch der Schluss des Gedichtes zu deuten, dass der Wolf in Schwaben sich der Missethat freute; denn Albert ging 1242 durch Franken und Schwaben nach Lyon, wo Innocenz IV. den Kaiser absetzte.[1]) — Das stätige Maulthier in Bayern auf unrechtem Wege wäre dann unser Herzog Otto, welcher anfangs dem päbstlichen Nuntius nachgab. Das zu Mainz erloschene Licht, das den Aar, unter welchem man den kaiserlichen Adler verstehen müsste, betrübte, soll nach Hagen's Interpretation, der Erzbischof Sigfrid II. sein, der erst gegen den Kaiser war, dann auf dem Reichstag zu Eger (1240) mit König Wenzel von Böhmen und den sächsischen Fürsten zu ihm übertrat und 1249 starb. Die listige Schlange in Apulien wird auf Gregor X. gedeutet; das letzte Gleichniss aber, von der Minne, welche zwischen dem Rhein und der Elbe durch eine Taube zu Braunschweig gestiftet worden, kann nur Irmengard sein, welche mit dem Markgrafen Hermann IV. von Baden vermählt wurde und von mütterlicher Seite mit Herzog Otto verwandt war.

Die meisten seiner Sprüche sind voll verblümter und wohlbemäntelter Anspielungen; dass es ihm zu Burgau noch schlechter ging als Herrn Walther zu Tegernsee, erklärt sich ganz leicht aus dem damaligen Partheigetriebe. Wo er von der Minne spricht, herrscht eine die Neige des höfischen Gesanges scharfbezeichnende Roccocco-Anschauung: Ihr Wappen ist ein nacktes, blindes und gekröntes Kind in rothem Felde, das in einer Hand einen goldenen Pfeil, in der anderen einen Brand und zwei Schwingen zum schnellen Flug ausbreitet: Wen die Minne bekriegt, den bestürmt Amor, der Könige König, mit kindischer Tücke; blind, wüthend und nackt spielt er, im blutrothen Felde der

---

[1]) Albert soll 1247 oder 1252 von den Passauer Bürgern lebendig geschunden worden sein, doch ist das nur eine Sage, die aus dem Passauer Wappen entstand. Dieses stammt aus dem Jahre 1189, wo Bischof Wolfher mit Barbarossa nach Palästina zog; da seine Krieger so tapfer gegen die Sarazenen fochten, liess er auf seine Fahne einen blutrothen Wolf malen. Später als man die Wappensage nicht mehr verstand, bezog man dieses auf den angeblich geschundenen Albert von Böhmen. Vgl. Schreiber Otto der Erlauchte. 1861. S. 246 u. 292 und Leo Vorlesungen. III. 561. Albert stammte übrigens aus einem alten, mit den Grafen von Wasserburg und den Edlen von Parsberg verwandten Adelsgeschlechte in Bayern; er verlebte einen Theil seines Lebens in Böhmen und war der czechischen Sprache kundig, wesshalb er auch den Namen Albert der Böhme erhielt.

Wunden und des Todes, sein Feldgeschrei ist Ach und Weh. Die Minne gibt kurze Freuden und lange Leiden; der Dichter bittet sie, ihn zu tödten, sie aber beruft sich auf ihr urkundliches Recht, ihren Brief.

Merkwürdig ist, bei diesen Dichtern auch ein theoretisches Bewusstsein ihrer Kunst zu finden. Wolfram von Eschenbach spricht sich sehr bestimmt aus, dass er seine Kunst nicht gelernt, nicht aus den Büchern habe, sondern dass sie eine Gabe sei und das Gefühl und sein gerader Sinn seine Lehrmeister. Ebenso hat der „wilde Alexander" eine bedeutsame Ahnung von der Heiligkeit und Würde der Dichtkunst: wie Dichten, Singen, Saitenspiel und Tanz durch der Welt Betriebsamkeit und sündhafte Schuld vom Königshause herabgekommen sei in schnödere Hände, dass armes Volk sich der Kunst angenommen und dafür von den Herren fahrende Habe erhielt; wer nun die Kunst diesen Singern wieder entwinden will, der soll Saitenspiel üben, neue Lieder singen und an Hochzeiten (Festen) springen wie König David vor der Bundeslade (d. h. mit dem Saitenspiel vortanzen); so erheben sich die Künste wieder: „dünkt euch das aber ein schämlich Leben und könnt ihr es nicht, so sollt ihr denen geben, die sich der Kunst haben angenommen." — Dieser Gang der Kunst, welche so zunächst auf den heiligen und königlichen Harfner und Tänzer David zurückgeführt wird, gilt hier zunächst auch für die heimischen, mit Kaiser, Königen und Fürsten anhebenden Singer. — Wenn hierauf Fuchs und Dachs um Einfalt, Rind und Esel um höfische Sitte, Hund und Schwein um Reinheit wetteifern, so stellen diese Bestien das unreine, ungesittete Volk dar, welches „tugendlos um unverdientes Lob streitet; wenn Einer ein Kunstlein kann, so will er alsbald ein Hofmann sein." Solch schnödes Hofgesindel, welches unverschämt und gierig zudringt, wird bald ausführlicher beleuchtet werden; hatte ja schon Walther darüber zu klagen.

Von den Minnesingern und Dichtern, welche an der Grenze der höfischen Lyrik stehen, sind nur noch wenige spätere Namen, aus der Zeit der Nachblüthe und des Verglimmens aufzuzählen. Ob der Urenheimer[1]) zu der im XII. und XIII. Jahrh. vorkommenden gleichnamigen Familie am Inn gehört habe, ist unbestimmbar; er lobt den Grafen Otto von Anhalt und nennt sonst keinen von den unseren Herren. Graf Albrecht von Haigerloh aus Schwaben ist nur vorübergehend zu erwähnen, insoferne er dem Herzog Otto von Baiern viele verdriessliche Händel bereitet hatte und zuletzt von dem Heere des Herzog Otto auf seiner Burg zu Linstetten erschlagen ward (1295).[2]) —

[1]) Hagen IV. 712. [2]) Ebendas. IV. 86 ff.

In weiter Ferne folgen zwei andere adelige Sänger nach: Hugo VIII. von Montfort[1]) und Oswald von Wolkenstein. Der erstere hatte Güter um Bregenz und einige im Allgäu, die er jedoch bald abtrat, so dass wir ihn nicht zu den bayerischen Dichtern zählen können, der andere, Oswald von Wolkenstein[2]) in Tirol, kam nur flüchtig nach Baiern. Er hatte fast die ganze damals bekannte Welt „erfahren," d. h. durchreist und war in seinem höchst abenteuerlichen Leben durch alle möglichen Schicksale gekugelt. Herzensangelelegenheiten brachten ihn zuerst um die Zeit des Constanzer-Concils nach Baiern; die schöne Margaretha von Schwangau hatte die Minne dieses neuen Odysseus gewonnen, glühende Lieder entquollen ihretwegen seiner Seele; vielleicht hat ausser Rückert kein deutscher Dichter das Thema der reinen Liebe so unendlich durchgespielt, als Oswald, freilich sinnlicher nach dem Geiste seiner Zeit, aber gewiss mit ebenso grossem tautologischem Eifer. Später, im Jahre 1423, wurde Oswald von den tirolischen Bündnern nach Baiern und Deutschland geschickt, um die Reichsfürsten gegen den Herzog Friedrich von Tirol einzunehmen. Nachdem er zuerst bis in den hintersten Theil des Grädner-Thales vor Herzog Friedrich hatte flüchten müssen, zog er heimlich, nur von einem berittenen Knechte begleitet, zuvörderst nach Salzburg, fröhlich wie der Vogel, der seinem Käfig entronnen, mit der Hoffnungsleichtigkeit eines dichterischen Gemüthes. Kaum hatte der Erzbischof seine Ankunft erfahren, als er ihn sogleich in seinen Pallast einladen liess. Es erregt Staunen, wie der bald 60jährige Mann, der auf Krücken gehen musste und durch Leiden aller Art verwittert war, mit dem fröhlichsten Muthe in die Kreise des vielbewegten Lebens trat. Gesang und Saitenspiel waren überall hin seine Begleiter und zugleich das natürlichste Mittel, seinen eigentlichen Reisezweck zu verbergen. Die kostspieligen Tafeln des Erzbischofes und die Ehren, welche ihm allenthalben zu Theil wurden, behagten ihm weniger, als das heimliche Einverständniss der Salzburger Regierung mit den Plänen des Kaisers. Unter sicherem Geleite

[1]) Geb. 1357; dichtete von 1396 an. † 4. April 1423 zu Pfannberg. Vergl. Weinhold in den Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark. 1857. VII. 127—80. Sein Schloss im Allgäu ist ganz zerfallen und verschwunden. Vgl. Schrank bayer. Reise. 1786. S. 166

[2]) Geb. 1367 † 2. August 1445. Seine Minnelieder wurden in neuerer Zeit, schon 1804 von Röllig in Wien, neu nach den alten Melodien gesetzt. Vgl. Gräters Iduna 1812. S. 188; sein Portrait in Hormair's Taschenb. 1824 und in Lewalds Tirol. 1831. S. 160. Vgl: Beda Weber: Tirol und die Reformation. 1841. S. 413 ff. Eine Ausgabe seiner Gedichte besorgte B. Weber 1847. Vgl dazu dessen: Oswald von Wolkenstein und Friedel mit der leeren Tasche. 1850 Zingerle: Tirols Antheil an der poetischen National-Literatur im Mittelalter. 1851. S. 11. Eine kurze Uebersicht seines merkwürdigen Lebens in meiner Lit. Gesch. 1853. I. 142—48.

verliess er Salzburg und brach nach München auf. Hier hatte er eine Zusammenkunft mit Wilhelm von Starkenberg, der mittlerweile aus seiner Haft zu Greifenstein entwischt war. Die bayerischen Herzoge, Ernst und Wilhelm, zeigten sich gern bereit, gegen Tirol im Interesse Sigmunds und den verfolgten Landesherren Dienste zu leisten. Ein grosses Fest, welches die Münchner Ritterschaft den tirolischen Gästen gab, erhöhte durch die erlesenste Frauenblüthe bei Gesang und Saitenspiel Oswalds Freude über das Gelingen seiner diplomatischen Wanderung. In Augsburg und Ulm wurde er überall mit Festen und Tänzen bewillkommt; von da zog er, überall mit gleichen Ehren empfangen, nach Heidelberg und Köln und über Nürnberg zurück. Unterdessen hatte ihm Friedrich den Vorsprung abgewonnen, und Oswald fiel auf der Rückkehr vom Nürnberger Reichstag (1426) in der Gegend des Bodensees in die Hände von Friederichs Spähern, die ihn aufpackten und gefangen legten; erst am 1. Mai 1427 kam zu Innsbruck eine Versöhnung mit Herzog Friedel zu Stande.

Es könnte vielleicht auffallen, dass von unseren bayerischen Herren und Herzogen noch so wenig die Rede gewesen. Wir haben indess sorgsam Alles gesammelt und sowohl in der Epik, als auch wo sich Gelegenheit bot, in der Lyrik die gehörigen Stellen erwähnt. Von Heinrich den Löwen, durch die verschiedenen geistlichen Höfe, von den einzelnen adeligen Geschlechtern, die z. B. unserem Wolfram und Walther Liebes und Gutes erwiesen, von den edlen Herren, bei denen der Spervogel und Tanhauser gastete, bis zu der fürstlichen Milde, die auf der Hochhut bei Landshut, München und Donauwörth waltete, liesse sich doch eine ansehnliche Reihenfolge zusammenstellen. Indessen kommt trotzdem bei den Minnesingern noch wenig Erhebliches vor. Die Vornehmeren von ihnen dichteten in eigenen Angelegenheiten oder standen sonst in freundlichen Beziehungen zu den Höfen; das eigentliche Loben und Preisen jedoch kommt erst mit den sogenannten „Fahrenden“ auf, die von der Hand zum Munde lebten und mit hohlen, unfüllbaren Händen ihre Sprüche sich bezahlen liessen.

Der erste, der von einem solchen gehrenden und fahrenden Manne genannt wird, ist Ludwig der Kellheimer und sein Sänger der sogenannte Bruder Wernher. Er gehört, wie man vielleicht aus dieser Bezeichnung schliessen könnte, keinem Orden an, sondern ist ein Laye, wie er sich selbst als solchen bekennt; er ist ein Wallbruder, der durch das Kreuz zur grossen Brüderschaft der Wallfahrer gehörte, eben nur als Pilger, kaum als Krieger. Als Pilger, das Bündel auf dem Rücken, den Stab in den Händen, ist er abgemalt, gerade im Begriffe, einem reichgekleideten Ehepaare Maere zu sagen. Von ihm ist ein

Klagelied auf Ludwig den Kellheimer gedichtet, der im September 1231 ermordet wurde: mit ihm, sagt er, ist dem Kaiser und dem Könige ein Helfer erschlagen, er habe das Reich so in Ordnung gehalten, dass alle deutschen Lande befriedet waren. Wenn Wernher hinzufügt, dass er auch den völligen Verlust des heiligen Landes über Meer abgewendet habe, so bezieht sich das darauf, dass Herzog Ludwig 1221 im Namen des Kaisers dorthin Hilfe brachte, aber den Unfall des christlichen Heeres und den Verlust von Damiette konnte er doch nicht verhindern. Unklar ist, wie Herzog Ludwig zwischen Pabst und Kaiser Sühne gestiftet haben soll, wenigstens war er nicht unter denen, welche den Vertrag von St. Germano 1230 zu Stande brachten. Deutlicher ist, dass er, wie Wernher sagt, den König bei der rechten Ehe (Gesetz, Bund) erhielt,[1]) insofern er den eigenmächtigen Schritten König Heinrichs, die zur Empörung führten, kräftig entgegentrat, daher derselbe fälschlicher Weise auch des Mordes bezüchtiget ward, dem aber gerade dieses Gedicht widerspricht, so wie einer andern Angabe, dass der Kaiser den Mörder gedungen habe:[2]) es war ein Blödsinniger, den der Herzog beleidigt hatte.

Wernher war um so glücklicher bei dem Herzog, einem milden Herren „der Hülfe Schein" erfahren zu haben, als er von bösen Leuten oft Spottes allzuviel erduldete und oft, während er sang, hinter sich in seine Ohren den Hohn hören musste (III, 18. Str. 10); er war aber selbst ein Scheltender und oft recht bösmaulig giftig. Wernher war kein Bayer, er lebte in Steyer, Oesterreich und Bayern; dass er aber von vielen Dingen wusste, beweist z. B. das halbdunkle, bildliche Gedicht (III, 12. Str. 10): Ein ehedem gebranntes Pulver, das der Teufel aus Bayerland brachte, rieb ein Schalk (Knecht) unter salzen Brod und streute es auf die Rinder-Trifft, dass alle davon starben, so dass „uns" die Ehrenpflüge stille liegen, doch haben „wir" noch vier Thiere, ein Moyn, ein Irch, einen Hirsch und ein Rind, die wohl

---

[1]) Jung und alt, arm und reich, helfet mit mir klagen
des Fürsten Tod aus Bayerland; wer soll uns nun ergetzen
der grossen Treue, die man stetigliche an ihm fand?
Dem Kaiser und dem Könige ist Hülfe an ihm erschlagen;
er konnte das Reich also berichten und also besetzen,
dass er ohne allen Schaden stand über jedem deutschen Land.
Das Land über Meer wäre gar verloren
ohne seine starken Räthe.
Der Pabst und der Kaiser hatten grossen Zorn:
die Sühne machte er mit Treue stäte.
er schuf auch, dass der König blieb an seiner rechten Eh:
wie er es hier verdienet hat, Gott gebe, dass es ihm dort bass ergeh!
Hagen III. 19. Str. 4.

[2]) Vgl. W. Schreiber Otto der Erlauchte 1861. S. 12.

zu einem Pfluge genügten, wenn sie gleichen Strang ziehen wollten, Irch aber ist hüftelahm.[1]) Mit diesen Thieren ist wohl eine heraldische Anspielung gemacht, zu den beiden ersten räthselhaften Namen erhielten wir im Helmbrecht bereits einige weitere Analogien. Wernher scheint auf den verderblichen Krieg (1223—34) zwischen Bayern und Oesterreich anzuspielen, als Herzog Friederich der Streitbare, im Bunde mit K. Heinrich, das angrenzende Land des bayerischen Herzogs Otto verheerte, worauf dieser, mit dem Könige versöhnt, des Herzogs Land ob der Ens schrecklich verwüstete. Bruder Wernher war auch mit dem Grafen Heinrich von Ortenburg (c. 1240) bekannt und scheint dessgleichen sich zu Nürnberg aufgehalten zu haben.

Ein Graf Konrad von Oettingen wird von Rudolf dem Schreiber[2]) beklagt; der wackere Graf habe in drei Jahren, seit er Ritter ward und bevor er Deutschland verliess, das grösste Lob erworben. Vermuthlich ist damit der Graf Konrad von Oettingen gemeint, welcher durch Heirath die Landgrafschaft Niederelsass erwarb; ein Sohn, oder ein Enkel von ihm, Namens Ludwig, wird auch von dem jungen Meissener gepriesen.

Herzog Otto der Erlauchte (1231—1253) ist schon durch Reibot von Durne, vom Tanhauser und Anderen als Sängerfreund bekannt; Meister Friedrich von Sonnenburg ist unter den Minnesängern der bedeutendste Herold seines Ruhmes. Seine Heimath ist noch nicht ermittelt, viele Gründe sprechen jedoch für Tirol; er dichtete jedenfalls schon vor 1253 und war 1287 bereits gestorben. Er war weit in Deutschland herumgekommen und sass wahrscheinlich eine gute Zeit lang am bayerischen Hofe, bei mehreren Herzogen. Herzog Otto wird überschwänglich gepriesen als Grundveste und Schmuck der Christenheit, Leitstab der Ehre, Hand der Gerechtigkeit, Adamas der Treue, Blüte der Tugenden und fruchtbare Balsamrebe, wie sich an seinen edlen Kindern zeige. Seine Tochter Elisabeth

[1]) Ein Pulver weiland ward gebrannt,
das schuf ein Knecht auf Rinder Tod,
und säte es auf die Weide, auf die man die Rinder trieb;
er rieb es unter gesalzen Brot:
der Teufel bracht' es aus Baierland
und schuf, dass da der guten Rinder wenig am Leben blieb.
Davon uns leider sind erlegen
die Ehrenpflüge, seit dass uns die Ochsen sind verstorben.
Wir han noch viere: wollten die nur gleichweis pflegen
der Züge, so wären wir an Baue nicht verdorben;
ein Moyn, ein Irch, ein Hirsch, ein Rind, also die viere sind genannt;
d'ran hätten wir für einen Pflug genug, nur dass uns Irch an Lenden ist verlahmt.

[2]) Hagen IV. 550.

wurde an König Konrad vermählt (1246), der Sonnenburger nennt sie die Kaiserin und Königin von Rom. Ihre Brüder, Ludwig II. und Heinrich I. sind ihm, wie dem Tanhauser, gleichfalls bekannt; sie waren des Vaters tapfere Gehülfen im Kriege gegen den böhmischen Ottokar und wurden Angesichts des Heeres, zu Oetting am Inn, zu Rittern geschlagen (1253), kurz vor Otto's frühem Tode. Sodann kannte der Sonnenburger das ungarische Königskind Elisabeth, König Bela's Tochter, welche bei Lebzeiten Herzog Otto's mit seinem jüngeren Sohne Heinrich vermählt wurde und welche 1271 starb. Ferner kannte er die Herzogin Maria von Brabant, die Vaterschwester Herzog Johannes von Brabant, welche im August 1254 Herzog Ludwig des Strengen Gattin wurde und kaum zwei Jahre darauf ihr Leben auf unschuldige Weise verlor. Der Sonnenburger nennt ferner die Fürstin selbst, die Herzogin Mutter Agnes, welche 1267 und ihre beiden Töchter: Sophie (geb. 1236, 1259 mit dem Grafen von Hirschberg vermählt † 1289) und Agnes, die als Nonne im Anger Kloster zu München im Rufe der Heiligkeit starb. — Von Herzog Heinrich in Niederbayern aber rühmt er, er sei ohne Falsch und Wank, schlicht wie ein Lineal, er sei ein Spiegel aller Tugenden gegen Gott und die Welt, seine Milde ohne gleichen, er habe den guten Namen, davon Salomon spricht, erworben; sein Lob leuchte vor anderen Fürsten, wie der Morgenstern vor den kleinen Sternen. -- Von Bayern zog der von Sonnenburg an den von vielen deutschen Singeren besuchten und besungenen Hof nach Prag, er rühmt den König von Böheimland.

Herzog Ludwig der Strenge, der zu München Hof hielt, wurde schon oben (S. 231) mit dem Titureldichter in Verbindung gebracht; er ist der „Beier prinz duc Loys et Palatinus," wie es in den von Boisserée entdeckten Heidelberger Fragmenten des jüngeren Titurel heisst. Bei den mit seinem Bruder Heinrich im J. 1255 vorgenommenen Theilung hatte Ludwig Oberbayern und die Pfalz mit der Kurwürde und dem Reichsviertel für sich behalten. Während des Interregnums v. 1256—73 war er Reichsverweser und darauf bezieht sich die Strophe,[1]) worin Ludwig, der im römischen Reich nicht seines Gleichen habe, ein hochgeadelter Aar genannt wird, der mit seinem weiten Fittich die kleineren Vögel (Fürsten) in Schwaben, Bayern und Franken beschirmen und dessen Banner (sîn gevidere) man von Oesterreich bis Flandern herrlich flattern (swanken) sehe. In diese Zeit muss also auch der jüngere Titurel fallen, den ich, durch Boisserée

[1]) Boisserée S. 391. Vgl. dazu Wackernagel Lit. Gesch. S. 196 u. Pfeiffers Germania. VI 247.

und San-Marte verführt, in meiner Abhandlung über „Kaiser Ludwig den Bayer und sein Stift zu Etal“ (1860) leider noch jünger gemacht hatte, worüber mich Franz Pfeiffer zu Wien an der angeführten Stelle seiner Germania freundlichst belehrte, wofür ich ihm hier meinen innigen Dank ausspreche.

Ludwig hatte das namenlose Unglück, seine unschuldige Gattin in einem Anfalle von blinder Eifersucht und wüthenden Zornes enthaupten zu lassen. In zwei gewaltigen Strophen ruft Meister Stolle (der zw. 1250—75 blühte) Wehe über diese rasche, unselige That: [1])

O weh! heute und immerfort Waffen sei geschreit (gerufen)!
so wehe dem Tage, so weh der Nacht, so weh der feigen Zeit,
so weh dir, gar verschamte Frucht
aus Bayerland, wie hast du dich geschändet
an einer hochgelobeten Frauen, die weithin war erkannt (berühmt),
von Königes Künne war sie geborn, geheissen von Brabant:
Ihr' weiblich Ehre, ihr' weibliche Zucht,
ihr' weiblich Freude, die hast du erwendet (vernichtet).
Sie ist nun an der Märtyrer Statt,
so wie die gute heilige Katharein,
die liess sich flechten auf ein Rad,
für ihren süssen Gott litt sie viel manche schwere Pein:
So ist der edelen Herzoginne Seele vor Gott erkoren,
da sie gar ohne Schuld mit wahrem Morde hat ihr Leben verloren.

Bei allen meinen Tagen, fährt er in seiner zürnenden Strafrede weiter, vernahm ich noch nie so grossen Mord; wehe, dass der Bayerherr an Tugend und an Würdigkeit sich so bloss gemacht hat, Gott schände die, so ihm den Rath gegeben haben, die zweie: der von Isolsried und der von Brockenberg haben zu dem lästerlichen Werk gerathen, sie verdienten auf einem Roste (Hürde) verbrannt zu werden!

„nû muget ir hoeren jâmer klagen,
sie bat ir herren kusses ê irme ende“:
„sol ich nû sîn von iu erslagen,
des muezet ir vil dikke winden sêre iuwer hende;
ich lâze ez an der megede sun, daz ich unschuldik bin:
der tôt, den ich nû lîden muoz, der wirt noch iuwers heiles ungewinn.“ [2])

---

[1]) Hagen III. Str. 16 u. 17.

[2]) Nun möget ihr hören Jammer klagen:
sie bat ihren Herrn um ein Kuss vor ihrem Ende:

Hätte der Dichter, der vielleicht ein früheres Landeskind der unglücklichen Maria von Brabant war, die Reue des Herzogs erfahren, der sich so zergrämte, dass er über Nacht ergraute und durch werkthätige Busse, gutes Regiment und fromme Stiftungen die rasche That zu sühnen suchte,[1] er hätte sicherlich noch eine dritte, versöhnende Strophe hinzugefügt. Auffallend ist, dass der Dichter so genaue Kunde hat, wie ein Augenzeuge spricht und die bösen Rathgeber des Herzogs namentlich zu bezeichnen weiss. Der eine gehörte wahrscheinlich zu den alten bayerischen Edlen von Bruckeberg, sesshaft zwischen Moosburg und Landshut, von welchen ein Albert 1253 und Konrad 1259 in den herzoglichen Urkunden vorkommen; der andere, Isol oder Isolsried, ist unseres Wissens noch nicht belegt.

In ächt meistersängerischer Weise wird der Herzog vom Meister Rumelant gepriesen:[2] Wie durch schwarze Nacht licht das Morgengrau dringt und dann das Himmelblau der klaren wolkenlosen Luft mit lichter Sonne Glazt geziert wird, so ist geschönet und gezieret das Bayerland mit einem Fürsten, der uns Gehrenden und manch anderem Gaste noch die Pfänder löset! er ist von allem Falsche klar, wie die Luft, in allen Treuen erprobt, des römischen Reiches erster Kieser an der Kür, zu Layenfürsten ist er Schlüssel und Thür: „Ludewik, herzôge unt pallenz grâve genennet." Der hülfsbedürftige Meister Rumelant hatte also eine gnädige Aufnahme gefunden, und war wohl aus der Herberge erlöst und mit etlichen Pfund Pfennigen beschenkt worden. Das andere Gedicht enthält eine leise Anspielung auf das grausige Ende der Maria von Brabant oder vielmehr auf die Trauer des Herzogs darüber: Ich kann (sagt der Reimschmied mit einem schiefen Seitenblick auf Konrad von Wirzburg, der sein Lob auf K. Rudolf in solcher Weise erhoben), ich mag des Fürsten Edelkeit nicht im Vergleiche messen mit Thieren oder Würmern, noch mit Vögeln oder Fischen, denn er ist ein Mensch, ein Mann, ein Ritter und ein Held. Es hat viel grosser Würde, ist ein gerechter Christ, von hochgefürsteten Adel, reich und auserwählt; ich will von Aaren, Falken und

„Soll ich nun sein von Euch erschlagen,
so müsst Ihr oft noch schmerzvoll ringen Eure Hände;
mein Zeuge ist der Jungfrau Sohn, dass ich unschuldig bin:
der Tod, den ich nun leiden muss, der wird noch Eures Heiles Ungewinn."

[1]) So entstand z. B. 1266 das Kloster zu Fürstenfeld. Vgl. Söltl Stiftungen der Wittelsbacher. 1858. S. 34. — Doch genügte das ihrem Bruder Heinrich III. von Brabant noch nicht, sogar sein Sohn und Enkel Johann I. und II. drangen fortwährend auf Genugthuung und noch Ludwigs Sohn Rudolf musste sich 1308 verpflichten, an Mariens Grabe zu Donauwörth eine heil. Messe und ein ewiges Licht zu stiften und bei einem Kreuzzuge nach dem hl. Grabe oder gegen die Preussen vier Ritter mitzusenden.

[2]) Hagen III. 55. Str. 13.

Leuen, von Leoparden und Panthern schweigen, damit will ich mein Lob nicht verbläuen (verdunkeln; oder verbleien = schwer machen), männliches Lob geziemt ihm, dass all sein Trauern weiche (siege), sein Lob hat durch die Welt viel Strassen und Steige gebahnt, dass ihm Frau Ehre neige; das ist seiner Tugenden Lohn.

Elisabeth, Konradins Mutter, wurde bereits öfters genannt, z. B. vom Sonnenburger und Boppo; ihres ersten Gemahls, des König Konrad, wird vorübergehend vom Meister Sigeher gedacht.[1]) Dieser Meister Sigeher war ein auf seiner Kunst herumreitender bürgerlicher Singer, er war in Preussen, lobte den König Wenzel I. (Wazlab), der ohne Unterschied Franken, Thüringen und Schwaben reichlich bezahlt habe, er preist den König Ottokar von Böhmen; vorübergehend erwähnt er den Staufer, unter welchem Konradins Vater verstanden sein muss, den er in beliebter Weise mit Alexander vergleicht.

Der unbekannte Dichter des Lohengrin,[2]) dessen Abfassung in die Zeit von 1276—1290 gesetzt ist, hat (v. 7617) ein Lob des Bayerlandes eingeflochten, welches vielleicht eine Beziehung zu Herzog Heinrich von Niederbayern (1253—90) vermuthen lässt. Deutlicher spricht der bereits erwähnte von Sonnenburg und der fahrende Boppo. Die Rede ging, Boppo sei Student gewesen, nachmals Magister geworden, habe fast ganz Deutschland auf Sangeskunst durchzogen, er sei auch nach Dänemark gekommen u. dgl.; er wurde sagenhaft berühmt durch seine angebliche Stärke, auch von seinem Ende muss seltsame Maere gegangen sein. Er war ein armer, landfahrender und gehrender Mann, er selbst sagt, dass seine Armuth unheilbar sei; nur wenn das Unmögliche geschieht, wenn Herzog Meinhard von Kärnthen und Tirol sein Land verliert, wenn Herzog Heinrich aus Bayerland keine Milde mehr übt, wenn der Schwarzwald ausbrennt, Wirzburg des Weines mangelt u. s. w., dann ende auch seine Armuth.[3]) Daraus ist abzunehmen, dass der zweite Gemahl der Königin Elisabeth auch zu Boppo's Wohlthätern und Gönnern gehörte; sein Lob für Herzog Heinrich ist fein und schmeichelhaft genug.

Bei seinem Sohne, Herzog Otto von Niederbayern († 1312) hatte der Frauenlob zugesprochen; er rühmt, dass es ihm nie an Ritterschaft gebrach,[4]) ferner preist er einen Ludwig Grafen von Oet-

[1]) Hagen IV. 663. II. 361. (II. Str. 2.)
[2]) Herausgegeben von Rückert. 36. B. der Bibl. d. ges. deut. Lit Leipzig 1858.
[3]) Hagen II. 384. (Str. IV.)
[4]) Hagen III 126 (Str. 64) u. IV. 731 und Ettmüller: Heinrich Frauenlob. 1843. 16. B. der ges. deut. Nat.-Lit. Er starb 1317 zu Mainz.

tingen, welches nur der vierte dieses Namens, der um 1295 lebte, sein könnte. Bedeutender ist sein schöner Spruch auf Bruder Berhtold von Regensburg,[1]) den berühmtesten Prediger seiner Zeit. Dieser stammte aus einem Regensburger Rathsgeschlechte und hiess eigentlich Lech. Im Barfüsserkloster daselbst empfing er zuerst durch den gleichfalls berühmten Mystiker Bruder David von Augsburg[2]) die Weihe zum höheren Geistesleben; er weckte in seinem Schüler den mächtigen Drang nach äusserer Wirksamkeit. Ergriffen von feuriger Begeisterung trug Berhtold den in einsamer Zelle gewonnenen Geist christlicher Lehre hinaus in die Welt, um dem zur Zeit der Kaiser- und Pabstwirren oft ganz verlassenen, nach Trost und Erbarmung dürstenden Volke das wahre, einfache Christenthum zu verkünden. In den uns erhaltenen Reden weht ein eigenthümlich poetischer Hauch. Seit dem Jahre 1247 hatte er die Lande vieler Völker durchzogen, überall predigend und das Wort Gottes in reiner Lauterkeit freudig verkündend. Wir begegnen ihm zuerst im Graubündtnerland, woher vielleicht der Irrthum entsprang, er sei Schweizer'scher Abkunft gewesen; 1250 war er zu Augsburg, ein Jahr darauf zu Regensburg. Gleichzeitige Chronisten melden, dass oft mehr als 60,000 Menschen vor seiner Kanzel versammelt gewesen, er predigte auf Wiesen, oder von hohen Bäumen herab, von den Linden, auf welchen nach mittelalterlicher Sitte häufig Gerüste oder kleine Altanen zur Aussicht angebracht waren;[3]) ein Augenzeuge versichert, der Prediger habe immer ein Federchen an einem Faden herabgelassen, dadurch den Luftzug bemessen, und darnach seine Richtung genommen, so dass er von den grössten Massen des vor ihm lagernden Volkes immer leicht verstanden werden konnte. Im November des Jahres 1253 strömte das Landvolk aus dem Isarthale, von der Vils und der Pfettrach und aus den Holzländen in Landshut zusammen, um die Worte seines honigfliessenden Mundes zu

---

[1]) Ueber Bruder Berhtold vgl. K. Roth Deutsche Predigten. 1839 S. 9 und Schuegraf ebendas. S. 80 84. s. Predigten hat Kling (1821) modernisirt herausgegeben, eine kritische Ausgabe ist von Pfeiffer vorbereitet. Berhtold hatte vier Geschwisterte; sein Bruder Marquard kommt 1253 als Bürger zu Regensburg in einer Urkunde vor; seine Schwester Elisabeth stand im Rufe der grössten Frömmigkeit und wurde desshalb bei ihrem Tode am 8. Juni 1292 neben ihrem Bruder in der Kapelle des hl. Onuphrius, im Minoritenkloster zu Regensburg, begraben. — Ein anderer Bruder hiess gleichfalls Berhtolt und war zu Regensburg verheirathet; 1259 wird noch ein Sifrid genannt, gleichfalls ein Bruder des Predigers.

[2]) Geb. zw. 1210 - 20. † 1271 zu Augsburg. Er war nicht allein Biograph und spekulativer Mystiker, sondern auch in der Rechtswissenschaft sehr erfahren, wenigstens glaubt Pfeiffer (Haupts Zeitschrift IX. B.) dass Bruder David an der Abfassung des Schwabenspiegels wesentlich betheiligt war.

[3]) Vgl. oben S. 167.

hören; er wohnte bei Otto dem Erlauchten auf der Hochhut und stand dem mit päbstlichem Banne belegten Streiter mit allen kirchlichen Tröstungen bei, als er am 29. November 1253 aus dem Leben schied. Bruder Berhtold predigte dann in Böhmen, durchzog Oesterreich und 1263 Mähren und Ungarn, überall wie ein Apostel verehrt. Dem Burg- und Bannerherren von Andechs weissagte er den Untergang seines Schlosses; das Sterben seines Lehrers, des Bruder David, sah er in einem gleichzeitigen Gesichte während einer Predigt, hielt inne, verkündete dessen Todesnoth und forderte zum Gebete für den Scheidenden auf. Bruder Berhtold starb dann am St. Luciatage 1272 zu Regensburg. Der Grundcharakter seiner Reden [1]) ist schlichte Einfalt; in ruhiger Klarheit aber aus dem ganzen Innern, aus dem Innersten fluthend, geht seine Rede dahin, wie ein grosser herrlicher Strom, Alles mit sich führend, denn das Wort kommt von Einem, der aus dem Volke geboren, zum Volke redet. Das dankbare Volk vergass seiner nicht, lange blieb sein Gedächtniss gefeiert und gewahrt, wie das eines Heiligen; endlich verblich auch dieses und selbst sein Grab ist in Vergessenheit gekommen.

Frauenlob aber, der ihn oft gehört haben mochte, dichtete später folgenden Spruch, der in die damaligen Zeitverhältnisse einen tiefen Einblick gewährt und hier mit Recht folgen kann, da er zum rühmlichen Gedächtniss eines Mannes gehört, wie das Vaterland nicht in jedem Saeculum aufzuweisen hat.

Swaz bruoder Berhtolt je gesprach vor manegam jâr,
deist allez wâr;
wan je ze disen zîten
siht die welt man strîten
wider daz reht ze aller stund in den landen wîten.
ez sint niht künige unt vürsten mêr, die vride unt suone machen.
Der herren kriec der wil diu lant verderben gar.
nû nemet war,
wie sich die welnt nu stellen,
veigen je gesellen; [2])
der tiuvel schende ir lîp, die nû anders niht enwellen.
ach herre got, daz klage ich dir, diu welt wil sêre swachen.
Swie hie ûf erden der lîp gevar

[1]) Sie wurden von einem seiner Schüler aufgeschrieben. Der Heidelberger Codex, welcher die Predigten Bruder Berhtolds enthält, wurde im Auftrage der frommen Pfalzgräfin Elisabeth von Bayern 1370 geschrieben.

[2]) d. h. sich dem (ewigen) Tode Geweihten vereinigen.

her, vater, nim der sêle war.
diu welt ist gar
an triuwen bar
jedoch sô suln wir sorgen dar:
vor gotes geriht dâ stênt zwô schar,
diu ein hât grôzes leides vil, diu ander in vröuden lachen.
Bruoder Berhtolde tet ê got grôz•wunder kunt,
durch sînen munt
sprach got von himelrîche
also wirdiclîche:
„die dinc, diu vor geschen sint, noch schehnt tegelîche;
diu welt diu nimt an triuwen abe unt treit ein valsch gemüete.“
Er sprach: „diu swert diu werdent wider einander gân,
man siht ûfstân,
daz niemen volget mêre
vater noch muoter lêre,
die alten sint der jungen spot, swar der lande ich kêre;
diu welt diu solt versinken gar: sô nert uns gotes güete.
Meineider der ist worden vil.
nu merke, waz ich dir sagen wil:
roub noch enstil,
du niht vehil.
du sage dem priester ûf ein zil, [1])
wan ez ist niht ein kindes spil:
swer sîner schult ze bihte komt, der vliuht der helle glüete.“
Man vindet bruoder niht als bruoder Berhtolt was.
nît unde haz
den tragent ouch die pfaffen;
vüllen unde laffen [2])
des pflegent sie ze aller zît; wir sin niur ir affen.
sie tragent uns bösiu bilde vor, war nâch suln wir uns rihten?
„Niht sehet an ir werc, ir sehet an ir wort:
diu sint der hort;
sie tuon ouch swaz sie wellen.“
vinden wirs zer hellen
daz überwinden wir nie mêr; darnâch suln wir stellen [3])
wir suln verdienen, daz wir komen ze gotes angesichte.“

---

[1]) d. h. beichte vollständig, verheimliche nichts.
[2]) Schwelgerisch essen und mit der Zunge schlürfend trinken.
[3]) Darnach trachten.

Du hilf uns, himelkünigîn
du milder genâde ein voller schrîn,
ach, bit daz dîn
trût kindelîn
daz ez uns tuo sîn helfe schîn.
in helle grunde ist sêre pîn:[1])
Marîa, ûzerwelte vruht, du solt uns zu dir pflihten. —

Wir haben den ganzen Entwicklungsgang der ritterlichen Lyrik verfolgt. Erst waren es hohe, adelige Herren, welche die süssen Töne anschlugen und ein standesherrliches Spiel damit trugen. Dann folgten die eigentlichen, von Gott mit der reichsten Sangesgabe begnadigten Dichter, die aber, nie absonderlich mit irdischen Schätzen bedacht, ruhelos auf Wanderzügen und an den Höfen herumfahren, bis sie irgend eine stille Rast gefunden; sie sind selten adeligen Stammes, aber kundig aller Weisheit und gelehrt in mannigen Dingen. Aber nur zu bald entartet ihr Treiben, sie legen sich vom Lieben aufs Loben, vom Preis der Frauen auf den Herrendienst, nicht mehr die Minne, sondern die Milde der Fürsten ist ihr Hauptthema; Preis und Schelte richten sich darnach, wie der in Rede stehende sich erwiesen, ob er mit offenen Händen an die zudringende Landplage gespendet oder das heillose Gesindel ausgejagt habe. Schon bei der Schilderung der volksthümlichen Epik hatten wir Gelegenheit, die arme fahrende Diet aufzuführen, die sich zur Zeit des höfischen und ritterlichen Singens aus allen Ständen recrutirte und höchst ansehnlich vermehrte, bis sie über der ausgehenden Dichtung sogar die Oberhand erhielt und den Platz behauptete. Diese „Sänger“ drangen bei grossen Festen, Reichstagen, Schwertleiten der Fürsten, bei Turneyen und Hochzeiten ungestüm an die Höfe und vor die Burgen,[2]) ergötzten mit allen möglichen Künsten das Volk, spielten die Tanzreihen und sangen darzu, füllten ihren knurrenden Magen und den immer leeren Seckel und zogen mit einer Schelte und Fluchrede ab, wenn ihre Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Wie diese Leute dann zu loben wussten, haben unsere Fürsten erfahren, von ihrer Flegelei gibt der wilde Alexander ein erhebliches Beispiel, noch mehr der Boppo mit seiner Schimpferei auf den Meisner,[3]) um von näher liegenden Beispielen zu schweigen. Was diese Leute nebenbei für Handtierung trieben, hat der Kanzler[4])

[1]) Pein der Schmerzen.
[2]) Vgl. Walthers Schilderung vom Hofe zu Thüringen. Lachmann 20, 4 ff. und Wolframs Klagen im Parc. 297, 16 ff.
[3]) Hagen II. 384 Str. III. 2.
[4]) Hagen II. 390 (8). In einer Reihe altdeutscher Predigten aus dem XIV.

gezeichnet: sie gingen nach Brod, waren Musiker, Gaukler, Puppenspieler und Betrüger, führten Bären und seltene Thiere mit sich, die ihre Kunststücke machten, oder producirten sich im Style unserer Herculesse und Feuerfresser auf den Jahrmärkten. Einer lebt vom Betrug, sagt der Kanzler, der zweite vom Spiel, ein anderer lügt sich an den Höfen herum, der vierte sei ein Seiltänzer (ein gumpel man), der fünfte spiele den Narren, der sechste lebe vom Spotten und Schelten, der siebente handle mit alten Kleidern, der achte sammle Federn, der neunte thue Botendienste, der zehnte lebe von der Lüderlichkeit seines Weibes, seiner Tochter oder Magd. In den Bildern, welche der Mönch Conrad von Scheyern um das Jahr 1240 zum Josephus Flavius malte, findet sich auch das Conterfait einer Seiltänzerbande: indem einer dem anderen auf dem Nacken sitzt, thürmt sich eine Pyramide von drei Männern auf, der oberste ist eben im Begriff, über ein Seil, das von zwei Nebenstehenden gehalten wird, zu springen.[1]) Walther von der Vogelweide hat unter dem Bilde eines Gauklers das unstete Gemüthe eines charakterlosen Menschen gezeichnet;[2]) es ist kein Zweifel, dass er ebenso gut wie Conrad der Philosophus dergleichen Dinge gesehen hat. Er nennt auch die „snarrenzaere" (80, 33), d. h. die Dudelsackbläser und Schnurrpfeiffer, im Parcival beim Einzuge der Fürsten, werden oft genug Tamboure genannt, die ihre Trommeln hoch werfen und mit Schalle schlagen, dazu Flötenspieler und Fiedelaere, auch eine Harfe (Schwalbe) kommt vor; bei Neidharts Reigen spielt der Sumber mit, es gab Holibläser und Virtuosen aller Art. — Der kaum dem Namen nach gekannte Meister Kelin (1246—72)[3]) schilt zwar die fahrenden Schmeichler der Herren, ist aber selbst so ein fahrender, bedürftiger Singer, der nicht einmal ein Pferd besitzt. Er hatte in Schwaben, wie er ruhmredig bekennt, gute

Jahrh. kommt bei der Auslegung des Baumes im Traume Daniels unter anderen auch die Stelle vor: welchez ist diu frucht auf dem paum? Sieh, daz ist der Sünder, der den spilleuten gibt ezzen und trinchen durch weltleichen ruom, und daz sie in der umb lobent vor der welt. Docen in Hormeyr's Archiv. 1821. S. 214 und Hoffmann S. 73.

[1]) Oberbayr. Archiv. II. 171.

[2]) Lachmann 37, 34 ff.:
Ich habe Herrn gekannt, die wie die Gaukler waren,
Im Täuschen und Betrügen gar behendiglich erfahren;
So einer spricht: Was ist wohl unter diesem Hute?
Nun heb' ihn auf: da steht ein wilder Falk in stolzem Muthe.
Heb' auf den Hut: Da bläht ein Pfau sein bunt Gefieder;
Heb' auf: da blickt ein Meerwunder hernieder:
Zuletzt war's eine Krähe nur, so oft das auch geschah etc. Ich kenne falsche Gaukelbüchse etc.

[3]) Hagen IV. 708.

Aufnahme gefunden, es sind aber kaum drei Ehrenmänner daselbst, doch fand er sie richtig heraus; er kennt auch die Besten am Rheine; in Bayern lebte er gemächlich und in Osterfranken am Maine, dann wandte er sich wieder nach Bayern, wo die Edlen sich vor seiner Schelte hüten mögen; endlich trabte er nach Wien. Das Mittelalter kannte nicht allein fahrende Ritter, d. h. solche, welche auf Aventiuren planlos umherschweiften, wie Gahmuret, Parcival und Gawan, auch fahrende Sänger, die wie Morolf von sich sagt, auf Erwerb, von der Hand zum Mund die Länder durchzogen, denen sich fahrende Spielleute, fahrende Frauen und mit dem Aufkommen der Universitäten auch die fahrenden Schüler anschlossen, die später nur von den gartenden Landsknechten an Unverschämtheit und Zudringlichkeit noch übertroffen werden konnten Es gibt über die fahrenden Schüler eigene Gedichte, z. B. von Johann von Nürnberg,[1]) sie spielen in vielen kleineren Gedichten eine bedeutende Rolle, verstanden sich aufs Teufelsbannen, noch besser aufs Betrügen und Stehlen, trieben allen möglichen Unfug und brandschatzten das arme Volk unter dem Vorgeben, auf Geistlich studieren zu wollen. Vergeblich wurden diese scholares vagantes schon im Ende des XIII. Jahrh. von den bayerischen Synoden verboten und die dagegen Handelnden mit dem Kirchenbanne belegt,[2]) umsonst eiferte das Salzburger Concil von 1274 dagegen und bestimmte, dass Keiner, der mal in ihrem Orden (secta) gewesen, je ein geistliches Amt erhalten könne — sie waren so wenig auszurotten, wie die Gaukler, Tänzer und Tänzerinnen, Spassmacher und Springer, welche die Stadt Regensburg im Jahre 1308 bei Strafe eines Pfundes Pfenninge aus dem Burgfrieden verbannte — aber vergeblich.

Das glorioseste Zeugniss, wie unverschämt dieses fahrende Volk an den Höfen zudrang, geht aus den Rechnungen des bayerischen Herzogs Albrecht von Niederbayern hervor. Zwar stammt dieser Beleg aus einer späteren Zeit, erst aus dem Jahre 1392, allein es mag früher auch nicht besser gewesen sein. Wir entnehmen daraus nur die „Verehrungen,“ welche fahrende Leute, Pfeiffer, Spielleute, Fiedler und Gaukler erhielten:[3]) „Am Sonntag nach Conversionis Pauli des Ernfelser Fiedlern geben 1 Pfund. Am Montag nach Purificationis beatae Mariae, Sorgnicht dem Sprecher, 1

[1]) 306 Verse; in den Altdeut. Wäldern. II. 49—59; aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrh.

[2]) Lipowsky Gesch. der Schulen in Bayern. 1825. S. 126.

[3]) Freiberg Ges. Schriften. 182?. II. 116 ff. Aus dem Rechnungsbuche des Wolfhart Helltampt, Protonoturius illustris principis Alberti junioris infer. Bavariae.

Pfund. Am Freitag nach Valentini des Massenhauser Pfeiffer 1 Pfund. In die Mathiae apostoli einem varenden Schuler geben, genannt Letus Georius, 60 Pfenninge. Am Mittwochen vor Invocavit einem des von Saltzburg Pfeiffer geben 1 Guldein. Am Pfintztag darnach Liebel dem Pfeiffer geben, dass er damit sollt ausrichten all Spielleut, die hie bei dem Hof gewesen waren, 3 Pfund! Am Suntag Reminiscere zweien Fiedlern, einer war Herzogen Clementen Knecht, der andere des Bischof von Trient, 6 Schillinge. Am Samstag vor dem Palmtag Hannsl dem Pfeiffer des Markgrafen Johann geben 1 Pfund. In die Paschae einem Landfahrer, der über die heilige Zeit hie bei meinem Herrn gelegen war, geben 1 Pfund Pfenninge. Am Mondtag nach dem Sonntag Jubilate des von Wirttenberg Pfeiffern geben 1 Pfund. Am Sonntag vor Ascensionis dmn. des Bischofs von Costnitz Fiedler geben 3 Schillinge.“ Dann kommt ansehnliches „Botenbrod,“ welches den Herolden fremder Herren verabreicht wurde und gleich darauf heisst es weiter: In die Viti: Pöndel dem Fiedler des Landgrafen, der meinem Herrn von dem von Otting gesandt war, geben 1 Pfund. In die Petri einem fahrenden Mann, einem Gaukler, geben 24 Pfenninge, eodem die: „drein varenden frawen“ 16 Pfenninge. Am Montag vor Margarete einem fahrenden Schüler geben 32 Pfenninge, eodem die: zweien Fiedlern des Bischof von Prag, geben 60 Pfenninge. An Pfintztag nach Alexi: Liendl weilant des Römischen Kunig Singer geben 1 Pfund. Am Mondtag nach Laurentius dem Singer des Römischen Kunigs, Bruder Lautenslaher geben 60 Pfenninge. Eodem die: einem Landfahrer mit einem jungen Knaben, einen Lautenschlager, geben 36 Pfenninge. In die Bartholomäi: dem Irrgang Sprecher (!)[1] geben 1 Pfund. In vigilia nativitatis beatae Mariae: des Markgrafen Knecht von Baden mit einer Rotten, geben 1 Pfund. Am Pfintztag vor exaltatione sanctae crucis: Herzog Johannsen des Römischen Kunigs Bruder seinem Fiedler, dem Chuntzen, 1 Pfund, eodem die: dem Rappel Hertzog Stephans Fiedler und seinen Gesellen geben 1 Pfund, item: einem Knaben mit einer Fiedeln geben 24 Pfenninge. Am Montag darnach einem Vagans, genannt Vakundus, geben 60 Pfenninge. Am Pfintztag vor Mathäi apostoli: des Kunigs von Frankreich Herolden und einem Gesellen mit ihm, geben 2 Pfund item: des Rawssengruner Knecht mit einer Fiedeln geben 60 Pfenninge. In die Ruperti: dem Suchensin und seinen Gesellen geben 4 Pfund! so hat man ihn gelöst aus der Herberg von dem Hunermair mit 7 Schillingen und 6 Pfenningen.[2] Eodem die: dreien Windisch Pfeiffern geben 60

[1] Vgl. oben S. 322 **Meister Irregang** (Rüdiger von Münerstadt?).

[2] Ebendas. S. 148.

Pfenninge. Am Mittwochen vor Micheli: des Massenhauser Knecht mit einer Fiedeln geben 32 Pfenninge item: Görgen, des Torringer Knecht, mit einer Fiedel, geben 60 Pfenninge. Am Samstag vor Micheli: einem fahrenden Mann, einem Gaukler, geben 32 Pfenninge, item: zweien Fiedlern des Herzogs Heinrich von Braunschweig (Brwnswinkch) Knechten, geben 6 Schillinge. Am Mondtag darnach dem Sprecher des Johannsen von Lichtenstein, genannt Peter lob den frummen 60 Pfenninge. Am Freitag vor Ephiphaniam dmn. Ortel des Ernfelser Fiedler geben 60 Pfenninge. Am Pfintztag nach Erhardi: Markgrafen Procopen von Mähren Fiedlern geben 6 Schillinge. Am Suntag nach Erhardi: „einem Holländer, einem Landfahrer, der mangerlay geradikcheit vnd parat kunde" 1 Pfund. Am Freitag vor Conversionis St. Pauli: Vtzn Herzogen Friederichs Pfeiffern geben 1 Pfund. Des Burkgrafen Knecht mit einer Aventewr geben 1 Pfund u. s. w.

Die Leute drängten sich, wie man aus der Zeitfolge sieht und gaben einander die Thür in die Hand; die Ausgaben betrugen in kurzer Zeit, nur für fahrende Leute die nicht unerhebliche Summe von 33 Pfund und 52 Pfenningen — und das in Silber! die Pfenninge waren „siberin." Diese Verehrungen waren höchst bedeutend, ihr Werth wächst, wenn man bedenkt, dass nach einem vollen Jahrhundert, in welchem der Geldcurs bedeutend gestiegen, d. h. sich verringert hatte, der Baumeister der Münchner Frauenkirche, Herr Jörg von Haselbach, für die Arbeit eines ganzen langen Sommertages nur 28 Pfenninge erhielt, so dass mancher Schnurrant, der an der herzoglichen Tafel hofirte und dafür mit 60 Pfenningen beschenkt wurde, leicht das Doppelte oder Dreifache in einer Viertelstunde erhielt von dem, was der wackere Meister, der zugleich den ganzen Bau ersann, leitete und werkthätig ausführte, in einem ganzen langen Sommertage verdiente!

In Herzog Albrechts Rechnungen kommt der Pfeiffer Liebl, der ehemalige Singer am Hofe des König Wenzel, am häufigsten vor; er musste in die herzoglichen Dienste auf der Hochhuet (Trausnitz) gekommen sein, einmal, nachdem er mit seinen Gesellen bei einem Tanze des Herzogs „gehovirt" hatte, bekamen sie extra zum „Vertrinken" 18 Pfenninge; ein anderes Mal erhalten sie ein neues Wintergewand, wozu man 18 Ellen Tuchs brauchte, ein Drittel zu 13 Pfenningen, facit 3 Pfund und 68 Pfenninge. Einmal wird er mit einer „Aventewr" nach Prag geschickt und bekommt 6 Ellen neues Tuch zur Ausrüstung, was 5 Schillinge und 6 Pfenninge kostet. Neben ihm scheint auch ein gewisser Haider hier sesshaft gewesen zu sein. Von grossem Interesse ist die Nachricht über den Suchensinne, der hier am 27. März 1392 mit seinen Gesellen durch die Milde des Herzogs

aus der Kreide kam und eine stattliche Verehrung obendrein erhielt. Er war ein Fahrender, wie der Oesterreichische Suchenwirt und der Teichner; sein Leben wird an die Grenze des XIV. und XV. Jahrh. gesetzt. Er reimte wahrscheinlich ebenso viele Lob- und Strafreden, wie Andere seines Gleichen; auch hat man noch 13 Lieder, die seinen Namen tragen,[1]) dazu verfasste er ein „Minnegericht“ und einen „Streit der Minne mit dem Pfennige“ d. h. ein witziges Kampfgespräch zwischen Liebe und Geld.

Die Art und Weise, wie diese Singer „ihr Sach“ an den Höfen vortrugen, erhellt aus dem Schwanke des Grünenwald[2]) der in den Diensten des Herzog Wilhelm von München stand. Die Geschichte spielt für den uns gemessenen Zeitraum wohl etwas zu spät, mag aber ihrer lehrreichen Anschaulichkeit wegen doch hier stehen: „Auf einem Reichstag zu Augspurg gschach ein gueter schwank von einem Singer an des Herzog Wilhelmen von München Hof. Er was ein berüempter Musicus vnd Componist, hiess mit seinem Namen N. Grünenwald. Er was ein guter Zechbruder, nam nit für gut, was jme an seines gnädigen Fürsten vnd Herren Tisch fürtragen ward, sondern sucht jm anderstwo guet Geselschaft, so seines gefallens vnd kopfs waren, mit jme dapfer dempften vnd zechten: kam so weyt hynein, daz alle Schenken vnd was er in barem gelt mit jme dahinbracht, in naszer waar vnd gueten Bisslein dahin ginge, noch must die Maws baz getauft werden. Er macht dem Wirt bey acht Gulden an die Wand. In summa, es kam auf die letzt dahin, dass der Herzog von München sampt andern Fürsten, Herren vnd Städten aufbrechen wollten. Der Wirt erfuhr die Sach, kam zu dem guten Grünenwald vnd fordert sein ausständige Schuld. „Lieber Wirt, sagt Grünenwald, ich bitt Euch von wegen guter vnd freundtlicher Gesellschaft, so wir nu lang zusammen gehabt, lasset die Sach auf dissmal also beruhen, bisz ich gen München komm, denn ich bin yetzt zumal nit verfasst, wir haben doch nit so gar weyt zusammen. Ich kanns Euch alltag schicken, dann ich hab noch Kleynot vnd Gelt zu München, das mir die Schuld für bezalen möcht.“ „„Das gönne Dir Gott, sagt der Wirt, mir ist aber damit nicht geholfen: So wöllen sich meine Gläubiger mit Worten nit bezalen lassen, nämlich die, von denen ich Brot, Wein, Fleisch, Salz, Schmalz vnd ander

[1]) Fischart's Frankfurter Archiv. III. 223 — 48. Halteus Liederbuch der Klara Hätzlein. S. 92 und Aufsess Anzeiger. 1832. S. 213.

[2]) Der Schwank findet sich im Rollwagenbüchlein des Meister Jörg Wickram, Stadtschreibers zu Burckhaim bei Kolmar (1557) und in der Einleitung zum Wunderhorn 1806. von C. Brentano und Achim von Arnim nacherzählt: „Ein gueter Schlemmer dichtet ein Liedlein, damit ward sein Wiert bezalt von den Fuggern.“

Speyss kaufen vnd bekommen muss, es muss alleweg Bargelt da sein: komm' ich auf den Fischmarkt, sehen die Fischer bald, ob ich vmb Bargelt oder auf Borg kaufen wöll; nimm ich's auf Borg, muss ich's doppel bezalen. Ir Gesellen aber setzt Euch zum Tisch, der Wirt kann Euch nit gnug auftragen, wenn jr gleichwol nit ein pfenning in den Teschen habt. Darumb merke mich eben, wess ich auf dissmal gesinnet bin. Willt Du mich zalen, mir Hail, wo nit, will ich mich den nächsten zu meines gnädigen Fürsten und Herren von München Secretairen verfügen, derselbig wirt mir wol Weg vnd Steg anzeygen, damit ich bezalt werd.““ Dem guten Grünenwald was der Spiess an den Bauch gesetzt, wusst nit wo aus oder wo an, dann der Wirt, so auch mit dem Teufel zur Schul gangen, was jm zu scharf. Er fing an die allersüssesten und glattesten Wort zu geben, so er seine Tag je gestudiert vnd erdenken mocht, aber alles was vmb sonst. Der Wirt wollt' sich keinswegs nit geschweygen lassen vnd sagt: „„Ich kenn nit viel vmbstend. Glatt geschliffen ist bald gewetzt. Du hast Tag vnd Nacht wöllen voll sein, den besten Wein, so ich in meinem Keller gehabt, hab ich Dir müssen auftragen. Darum darf es nur nicht viel Maewss. Hast Du nicht Geld, so gib mir Deinen Mantel, dann so will ich dir wol ein zeitlang börgen: Wo du aber in bestimmter Zeit nit kommst, wird ich den Mantel auf der Gant verkaufen lassen; diss ist der Bescheide mit einander.““ „Wohlan, sagt Grünenwald, ich will der Sachen bald Rath finden.“ Er sass nieder, nahm sein Schreybzeug, Papyr, Fäder und Dinten und dichtete ein achtstrophiges Liedlein, in welchem seine Noth buchstäblich, ganz der Wahrheit gemäss geschildert war, wie ihm der Wirt den Mantel gepfändet habe u. s. w. Diss Liedlein fasst Grünenwald bald in sein Kopf, ging an des Fuggers Hof, liess sich dem Herrn ansagen: Als er nun für jne kam, thäte er sein gebührliche Reverentz. Demnach sagt er: „Gnädiger Herr! ich hab vernommen, dass mein gnädiger Fürst vnd Herr, allhie aufbrechen vnd auf München zuziehen will. Nun hab' ich je nit von hinnen können scheiden, ich hab' mich dann in Ewer Gnaden abgeletzt. Hab Deren zu lieb ein newes Liedlein gedicht, so Ewer Gnad das begert zu hören, wollt ich's Deren zu letze singen.“ Der gut Herr, so dann von Art ein demütiger Herr was, sagt: „„Mein Grünenwald, ich wills gern hören, wa seynd Deine Mitsinger, so dir behilflich sein werden, lass sie kommen.““ — „Nein, gnädiger Herr, sagt er, ich muss allein singen, dann mir kann hierinn weder Bass noch Discant helfen.“ — „„So sing her,““ sagt der Fugger. Der gut Grünenwald hub an vnd sang sein Lied mit ganz frölicher Stimm heraus. Der gut Herr verstand sein Krankheit bald, mainet aber nit, daz der Sach

so gar wär, wie er in seim Singen zu verstehn geben hat, darumb schickt er eilends nach dem Wirt. Als er nun die Wahrheit erfuhr, bezalt er dem Wirt die Schuld, errettet dem Grünenwald seinen Mantel vnd schenkt jhm eine gute Zehrung darzue; die nahm er mit Dank an, zog demnach sein Strass. Disem Grünenwald kam sein Kunst auf diessmal gar wol, sunst het er sein Mantel hinder jn lassen müssen vnd nackent aus Augspurg gezogen sein. Darumb Kunst nimmer zu verachten ist." —

Aehnliche Vorkommnisse mussten auch früher schon an der Tagesordnung gewesen sein, wofür wir nur zu unzweideutige Andeutungen gefunden haben. In Betreff des Vortrages der Lieder geht aber hervor, dass diese häufig als Terzett oder Quartett und vielleicht in sehr künstlichen Weisen vorgetragen wurden. Doch gab es, von den früheren Zeiten her auch solche, die nie sangen, sondern nur sprachen, so Einer ist z. B. der Freidank, der lange genug fälschlich für ein und dieselbe Person mit Walther von der Vogelweide gehalten wurde, bis endlich Pfeiffer den schneidenden Unterschied hervorhob und ihre völlige Verschiedenheit zeigte.[1]) In der Folge kamen eigene Spruchsprecher, die meist dem bürgerlich gelehrten Stande angehörten und an den Höfen, theilweise als Ehrenholde und „Persevante" ihre Wappenkunst und Genealogie trieben. Ein solcher ist der österreichische Teichner und Peter Suchenwirt,[2]) welch letzterer hier erwähnt wird, weil er einmal einen festen Hieb auf die bayerischen Herzoge führt. In dem artigen Spruche von dem Pfenninge, wo er das Geld in der Person eines alten weitgereisten und überall bekannten Mannes auftreten lässt, der dem fahrenden und gehrenden Dichter begegnet und ihm Aufschlüsse gibt über verschiedene Länder und Städte, kommt er (v. 193—209) auch nach Payrlant; der Pfenninc will bei ihnen einkehren, bei welchen er lange schon zu Gaste gewesen, obgleich ihm dort nie Ruhe und Rast gegönnt, sondern Arme und Glieder zerschlagen wurden. Er macht dann einige dunkle Anspielungen darauf, dass die Herzoge, vielleicht ob den endlosen Fehden und Kriegen geldarm geworden; sie verkauften auch an Kaiser Karl IV. einige Städte und den österreichischen Herzogen die Ansprüche auf Tirol. Der Spruch passt auf die Jahre 1358 — 1379 und auf Albrecht von Holland, den Sohn Kaiser Ludwig des Bayer.

---

[1]) Vgl. Franz Pfeiffer: Zur deutschen Literaturgeschichte. 1855. S. 37 ff. u. in s. „Germania." II. 129 ff.

[2]) Er lebte um 1400. Ausgabe von Primisser 1827. S. 93 ff. u. 289.

Ein Persevant und Ehrenholt gleich ihm war Johann Holland von Eggenfelden, der in Diensten des Herzog Ludwig stand und 1424 im Auftrage des kaiserlichen Kanzlers Kaspar Schlickhens einen grossen Spruch zu Ehren des bayerischen, rittermässigen Adels zusammenreimte.[1]) Er muss ein lustiger Herr gewesen sein, der immer bei gesundem Appetit verblieben und ein durstiges Leberlein hatte, denn ausser den sechs Sprachen die er kann,[2]) rühmt er sich sein Lebtag selten gefastet zu haben:

> dann von natur iz ich gern frue,
> und, ob's mich lust, drinckh ich darzue,
> wie es dann von Alter herkhomen ist,
> darbey bleib ich zu aller frist.
> Mit neurung ist mir nit woll,
> ich wurd die Woch ehe achtmal voll.

Demgemäss ist er auch abgemalt, von ansehnlichem ehrenfesten Umfang, mit langschnäbeligen Schuhen, den kaiserlichen Adler auf dem goldenen Wappenrock, schwertgegürtet, denn er ist „ein Knab der Waffen und des Adels Kind," in der einen Hand den Heroldenstab, in der anderen das Barettlein haltend. Trotz unserer etwaigen Verwandtschaft kann ich ihm jedoch keine absonderliche Bedeutung in der Geschichte der Dichtkunst einräumen, wenn auch seine handfesten Turnierreime dem Genealogen willkommen sein mögen. Der Niederländer Willem von Hildegaertsberghe, der zeitweise am Hofe Albrechts von Bayern († 1404) und Wilhelms († 1435) sich aufhielt und dessen „spoken" Hoffmann von Fallersleben (Horae Belg. I. 88. VI. 201) für die besten der ganzen Gattung ansieht, darf hier nicht vergessen werden. Einen Spruch zum Lobe der bayerischen Fürsten hat Hans von Westernach zusammengereimt,[3]) der jedoch ebenso wenig wie der wackere Jacob Püterich von Reicherzhausen mit der Poesie zu schaffen hat,[4]) obwohl er sich einen nicht unlieblichen

[1]) Abgedruckt in R. Duellius excerpta genealogica. Leipzig 1725. S. 249 ff. und von da in den Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern. 1861. VII. 117 ff. Die einen besseren Text enthaltende HS. liegt jedoch zu Herzogenburg und enthält zugleich den Ehrenbrief des Pütrich von Reicherzhausen.

[2]) Latein, Teutsch und Polen,
Frantzösisch und Enngelisch,
Darneben guet Vngerisch.

[3]) Rudhart Histor. Taschenbuch. 1850/51. Der Dichter, der seinen Spruch auch für sangbar hielt, war wahrscheinlich kein Adeliger, sondern nannte sich nach seinem Geburtsorte, dem Pfarrdorfe Westernach am gleichnamigen Flüsschen, in der Herrschaft Mindelheim gelegen.

[4]) Adelung. Leipzig 1788. 4°. Anmerkungen dazu gab Docen in Aretins

Poeten nennen lassen mochte. Er schrieb im J. 1462, bereits 60 Jahre alt, einen bereits oben S. 113 berührten „Ehrenbrief“ an die Pfalzgräfin Mathilde, in welchem er sein literaturgeschichtliches Wissen niederlegte und zwar „in des von Laber gemainen Ton.“ Das Verzeichniss seiner vielleicht nicht immer auf die ehrlichste Weise gesammelten Bibliothek ist von grossem Interesse, besonders durch die zwischen durch eingestreuten Nachrichten über die früheren Dichter, die besonders in Betreff unseres Wolfram von Eschenbach von Belang geworden sind. Gegen das Ende seines Ehrenbriefes fällt er jedoch aus der Rolle, er wollte bloss von seiner Gedichtsammlung reden und nennt mehrere prosaische Werke, z. B. die vierundzwanzig Alten des Otto von Passau. Er hatte, wie Hugo von Trimberg, vierzig Jahre lang an seiner Bücherey gesammelt, und war zwischen Ungarn und Brabant weit umher gefahren, auch am Grabe des edlen Ritters von Montevilla zu Lüttich gestanden. Er bekennt offenherzig, die Bücher überall als sein Eigenthum angesehen und Manches „durch Leihen“ erworben zu haben, doch jagte er nur auf alte Bücher, die neuen galten ihm gar nichts. Grossmüthig verlieh er sie auch wieder und zog sich vom seligen Jan von Seitz den Spott dafür zu, dass er (Püterich) der Bücher gern vergessen wollte, wenn man ihm nur den Sack, darin er sie verliehen, wiedergäbe; er muss also sehr kostbare Einbände besessen haben, d. h. solche gold- und perlenbesetzte Bücherbeutel, wie man sie noch auf niederländischen Bildern sieht. Auch klagt er über die losen Schälke am Hofe, deren er fünfe und darunter den Kanzler Rosler namhaft macht, dass sie ihn manchmal nach einem alten Buche auf den Holzweg schickten, ein Erlebniss, dass seither wohl manchen Sammler noch getroffen hat. — Ulrich Füterer wurde schon beim Ausklingen der ritterlich-epischen Dichtung genannt, hier ist nur noch eines fröhlichen Sängers zu gedenken, eines Neidhart in neuer, verjüngter Auflage: Hans des Hesselloher. Was man von seiner Familie weiss, ist kurz Folgendes:

Sein Vater Nikolaus der Hesselloher war 1418 Richter zu Wolfrathshausen, dann 1433 Zöllner der Herzoge Ernst und Wilhelm zu München, endlich Pfleger zu Pähl, wo er 1453 starb und nebst

---

Beiträgen. IX. B. S. 1198 1209. Vgl. Hagen IV. 883 ff. und Karajan in Haupts Zeitschrift. VI. 31 ff. (mit dem besseren Text). Die Handschrift, aus welcher Duellius excerp. geneal. 1725. S. 265—84 den Ehrenbrief copirte, war damals Eigenthum des Klosters St Andreae an der Traisen, eines der ältesten geistlichen Stifte Oesterreichs unter der Enns, von da kam dieselbe 1783 an das Chorherrenstift Herzogenbusch; unter Pütrichs Bilde steht: Jacob Pütrich nennt man mich,
In Reichertzhausen hauset ich,
Ein Poet Teutsch nit unlieblich.

seiner ehelichen Wirthin Margaretha Lungin in der Kirche begraben wurde. Er hatte zwei Söhne Andreas und Hans; der erstere, welcher am Hofe zu München in seiner Jugend als Edelknecht gedient hatte, folgte ihm in dem Amte zu Pähl. Hans aber muss sich lange unstät herumgetrieben haben; W. Hund erzählt in seinem Stammbuch von ihm: er habe „viele deutsche Lieder gemacht, lächerlich und artig," unter anderen eines auf eine Bauernhochzeit: „Von üppiglich Ding so wollen wir heben an"[1]) und ein anderes: „Hänsel Heseloher, wie lang wilt du närrisch sein!" und eines, das er als Freier einer Jungfrau von Hölenstein fertigte: „Es taget von dem Hölenstein." Das müsste eine Tochter des Hannsen von Hölenstein gewesen sein; der Hölenstein bei Brannenburg war ehedem ein ritterlicher Sitz, der nun in ein Bauerngut herabgesunken ist. Ob er die Minnigliche erhalten habe, ist ungewiss, es müsste schon um 1437 gewesen sein. Im Jahre 1450 verehelichte er sich mit Anna Schondorferin von Pähl und erhielt in der Folge zwei Töchter, Namens Barbara und Anna.[2]) Die beiden Brüder finden sich ein paar Mal urkundlich: einmal kauften sie etliche Güter vom Augsburger Domcapitel; die andere Urkunde ist vom J. 1460: die Herzoge Johann und Sigmund (Söhne Albert III.) verschreiben den Brüdern Andreas und Hans Heselloher die Pflegschaft Pähl sammt dem Umgelde auf ihre Lebenszeit für die treuen Dienste, die sie ihrem Ahnherrn Ernst I., ihrem Vater und ihnen selbst geleistet haben. Von ihren gefreiten Sitzen, die sie auf Pähl und auf Rösselsberg hatten, wurden sie laut Herzog Albrechts Landtafel „in die Landtavel beschrieben und dienten dem Fürsten selbander wohl bewappnet und bezeucht mit zwey Pferden." Wann Andreas starb, ist ungewiss, da sein Grabstein beim letzten Kirchenbau entrückt und zerbrochen wurde; er liegt jetzt umgewendet unten an den westlichen Stufen der Stiege, welche zum Gottesacker führt und nur sein Name ist noch ersichtlich. Hans folgte ihm in der Pflegschaft nach; 1466 erscheint er schon allein in landrichterlicher Thätigkeit. Am Mittwoch vor St. Magdalena 1469 siegelt Rudolph von Schondorf den Uebergabsbrief des Hans Heselloher, Land- und Stadtrichters zu Weilheim, gemäss welchem Kaspar Hechenkirchner von Königsdorf dem Kloster Polling ein Holz, genannt die

---

[1]) Nach Schmellers Abschrift abgedruckt bei Uhland I. 653 (13 Strophen), wo auch die weitere Lit. aus alten gedruckten Liederbüchern verzeichnet ist, und in Hormayr's histor. Taschenbuch. 1831. S. 243 ff.

[2]) Die Barbara wurde 1470 mit Hans Schellenberg zu Weilheim verheirathet; sie brachte ihm als Mitgift den Sitz Pähl zu. Die Anna ehelichte Wolf Aeresinger zu Dürgenfeld 1485; beide Eheleute stifteten im Kloster Bernried für sich und ihre Verwandten einen Jahrtag. Anna starb 1499. Oberb. Archiv. IX. 247 u. 248.

Wannen, verkauft.[1]) Im folgenden Jahre 1470 starb Hans der Heselloher, wahrscheinlich zu Pähl. Eine Denksäule aus Granit, 9 Fuss hoch, am westlichen Abhang von Rösselsberg verkündet das vormalige Dasein der Heselloher auf dem Rösselsberge. Ihr Wappen, das die Rösselsberger beibehielten (ein doppelter Pferdskopf in weissem Schild) findet sich nebst der Jahrzahl 1483 auf dieser Säule, wie auch auf alten Oefen im Schlosse Rösselsberg.

Als Dichter steht der Heselloher weit unter Neidhart, doch ist er gleich unbändig, fröhlich und ein Freund des Bauernlebens. Auch er schildert den bäuerlichen Hochmuth, der selbst beim Tanze gepanzert einherritt, böse Händel anfängt, worauf sich eine tüchtige Prügelei, ein Scharmützel und Dreschen anhebt, das mit Löchern in den Köpfen und blauen Flecken endet. — Von einer nothigen Bauernhochzeit, die in eine arge Prügelei übergeht, singt der Spruch von Mayr Betzen.[2]) Der Mayr Betz will seine Buhle heirathen, dazu kommen nun die dörperlichen Zeugen wie Schollentritt, Herman der Hufschmied, Cunrat Plattenkopf, Mair Nasztropff, Völcklin der Schnaufer u. s. w. Der Bräutigam erhält von der Braut einen Bock und ein Kalb, eine falbe Kuh, zwei Bienenstöcke, ein Schwein und ein Blassel, Frau Metz aber, seine Zukünftige, erhält zwei angesäte Jaucherte Feld, drei Malter Haber, einen Hahn mit vierzehn Hennen und fünf Pfund Pfenninge. Viele Gäste kommen zur Hochzeit mit ächten Bauernnamen, wie Cüntzlin der Genszbluom und Albrecht Rindschuch. Nach der Brautnacht gehts zur Kirche, wo der Bräutigam unterwegs tüchtig abgerauft und geschlagen wird, wie es die Sitte verlangte. Nach der Trauung kommen viele Freunde der Braut und nun hebt ein Schlingen und gieriges Fressen an: Rüben mit Speck werden verschlungen, dass den Bauern Kinn und Hände triefen, darauf Würste und Muss mit grossen Brocken, die neidische Gefrässigkeit ist prächtig gezeichnet. Darauf geben die Gäste recht nothige Geschenke, einer einen alten blauen Hut, der ihm ehedem vier Haller gekostet, einer eine Schwinge, einen alten Kamm, der reichste ein Spiegelein, ein neu hanfen Aermeltuch, einen Kübel, eine alte Juppen, eine hölzerne Kandel, zwei alte Bundschuhe, eine ungewaschene Hose u. dgl. erhält das Paar geschenkt. „Wernlin der dieth gab ain hennen, die was siech, und sprach: se hin, prewtigam, ich wölt sy selbes gessen han, doch hab ich dirs erspart." Alle aber schreien und juchzen und der Spielmann muss pfeiffen. Da stürmen Alle zu der Linde und springen auf dem Stroh, bis einem die

---

[1]) Oberbayr. Archiv V. 229. IX. 27. X. 262.

[2]) Haltaus Liederbuch der Maria Hätzlein. S. 259 ff.

Hose niedergeht und er zusammenstürzt, im Fallen hat er eine Jungfrau niedergestossen und dieser ein Spiegelein zerbrochen, da verlangen die anderen Schadenersatz und darüber geht nun eine blutige Prügelei los, die mit einer allgemeinen Niederlage endet. — Das Ganze ist mit fester, sicherer Hand gezeichnet, und mit spöttischem Muthwillen belebt, wie es unser Hanns der Hesselloher auch nicht besser hätte machen können. — Seine muntere Laune und sein lustiger Muthwille ergossen sich noch in allerlei Reimen und Liedern, die jedoch noch immer behaglicher sind, als das Geklimper der

Meistersänger. Die Anfangs so süsse, im Alter herbe Pflanze des Minnesanges verholzte gänzlich und schlug mit den Singschulen zu Nürnberg und Augsburg, Ulm, Regensburg und München in die unerquicklichste Reimerei über. Man erfand Satzungen, nach welchen gedichtet werden musste, Tabulatur genannt, man machte den Werth eines Gedichtes abhängig von reinen Aeusserlichkeiten, von dem engeren Anschliessen an die einmal angenommenen Formen; man zwang armselige Gedanken in mühevoll zusammengeflickte Stollen und Gegenstollen mit ihrem Abgesange; wer so ein hölzernes Gedicht regelrecht und wohlgeschnitzt vollendet hatte, der trug es singend vor. Die Merker sassen und sahen wohl auf die zwei und dreissig Regeln; griff der Ton in den eines anderen Meisters nicht ein so weit vier Silben sich erstreckten, so ward er abenteuerlich benamset und der Singer unter seltsamen Ceremoniell zum Meister gekrönt. Nach einer aus dem XV. Jahrh. stammenden Münchner Handschrift, die solche Meistergesänge, Fabeln, kleine Histörchen, Weinsprüche und geistliche Lieder enthält,[1]) sang man „im groben don“ oder in des Regenbogs langen Ton, in des Frawenlobs grun don, ferner in dem Atspis Ton „Aspis ein wurm gehaissen ist“; auch der Marner, Conrad von Wirzburg, sogar der Walther v. d. Vogelweide mussten sich Berufungen auf ihren Namen gefallen lassen, denn die guten „Meister“ behaupteten, dass ihre „holdselige Kunst“ schnurgerade von den „zwölf alten Singeren“ abstamme. Unter diesen Erfindern neuer Töne ragen der Holzunger (in des Hultzing hofdon) der Ernpot und Meister Steinhem oder Steinhein hervor, auch des Leschen Tagweis wurde berühmt und die Schlüsselweise des Fritz Ketner, der unter den 12 alten Nürnberger Meistern thront; ein anderer heisst Konrad Harder. Andere beliebte Tonweisen waren: in des Munich von Salzpurk don, in fraw eren don, des Tanhausers haubt-don, der lange Regenbogen; des Regen-

[1]) Vgl. Docen in Aretins Beiträgen. IX. 1128 ff.

bog blauer don,[1]) dessen Briefweise und Zugton; es gab einen zigeldon, einen profeten don des Friedrich Kettner, beliebt waren des Muscaplüt guldeiner und des Heinrichs von Müglin langer don. Zu München gab es auch eine „Poetenschule," die sich jedoch, mit Anstand zu reden, nicht über die nothdürftigste Schulmeisterei erhob. Einer dieser Namen ist Hanns Seudlinger 1410 und Fr. Hammerl 1438, später erscheint Chr. Bruno von Hyrzweil, beider Rechte Licentiat und Poet der löbl. und fürstlichen Stadt München, der den Boccaccio und Cicero übersetzte, ferner der poetische Decan Melchior Kretz († 1554), der Leinweber Leonhard Nonnenpeckh, welcher der Lehrmeister des jungen Hans Sachs wurde, der zu München sein erstes Lied zum Preise Gottes dichtete; der Stadtschreiber Sigmund Scheidenreisser übersetzte 1537 zuerst den Homer, Andreas Vinkh, Hieronymus Ziegler und der unglückliche Martinus Balticus. Der ein armseliges Wanderleben führende Weinsberger Weber Michael Behaim kam wohl auch in unsere Stadt und hinterliess eine ansehnliche Anzahl seiner Reime. Zu ihm gehört der Meistersänger Ulrich Wiest zu Augsburg 1449, dessen Straflied gegen die Bischöfe, die mit dem Almosen ihre Kriege und weltlichen Gelüste bestreiten, in der Folge sehr berühmt geworden.[2]) Gleichfalls ein Augsburger ist Jörg Breining (1488), der ein Lied auf den hl. Ulrich (7 Strophen in des Regenbog langem Ton) und den hl. Alexius (19 Strophen) dichtete; auch fabrizirte er viele Lieder, von denen er die Freude genoss, eine Anzahl zu seinen Lebzeiten noch gedruckt zu sehen.[3]) Der bedeutendste jedoch ist unstreitig der Nürnberger Hans Rosenplüt, dem wir eine Menge der heitersten Weinsegen, gurgelnder Zechersprüche, Trinklieder, weiser Priameln, dann die unter dem Titel des Klopfan[4]) bekannten Neujahrsreden, Fabeln, historischen Sprüche und Fastnachtspiele verdanken, von denen das meiste in die folgenden Abschnitte gehört.

Wirft man einen Blick auf die ganze Entwicklung, vom Beginne des Minneliedes bis auf diese ehrsamen Meister herab, so bleibt als letztgiltiges Urtheil die grosse Trilogie von Blüthe, Reife und Verfall

---

[1]) Barthel Regenbogen, angeblich ein Schmied von Ulm (?), gab sein Handwerk auf und zog zu Anfang des XIV. Jahrh. nach Mainz, um sich unter Frauenlob „zu bilden."

[2]) Bei Uhland Nro. 165.

[3]) Gräters Iduna. 1812. S. 190. Massmann Alexius. S. 11. Fünf gar nützliche fruchtbare Lieder, gedruckt durch Lucas Zeissenmair zu Wessobrunn. 1503. 4°. Wackernagel Bibliographie. S. 459 ff.

[4]) Oskar Schade im II. B. der Weimarer Jahrb., bes. abgedruckt und vermehrt Hannover 1855.

unläugbar und der künstlerische Werth der guten Meistersänger erscheint als ein höchst zweifelhafter. So lange die Dichterschule in der Sonnennähe der Begeisterung gestanden, war der Wein, der in ihr gewachsen, auch süss und feurig, er fiel ab, als das Gestirn der reinen Minne niederging, zuletzt brauten sie sich ein saueres Bier und tranken, mit vielen breiten Worten einander zur Holdseligkeit auffrischend, damit einen kühlen Rausch sich zu.

C.

Volkslied.

Neben dem höfischen Minnesang und dem dichterischen Treiben des hölzernen Handwerks treibt das Volkslied seine fröhlich rankenden Sprossen. Das Volkslied ist doppelter Natur: insoferne es aus dem ewig jung bleibenden volksthümlichen Singen und Sagen hervorgewachsen, ist es immer mehr epischer Natur; daneben macht sich, eine Zwillingsschwester des ritterlichen Minnedienstes, das subjective lyrische Gefühl geltend, welches in unerschöpflich wechselnden Formen Leid und Freude, Trauer und Jubel ergiesst.

Das lyrische Volkslied, welches wir schon oben (in der Einleitung zur volksthümlichen Epik) angedeutet haben, trägt kein anderes Zeichen seines Herkommens, als die provinzielle Mundart, aber auch dieses ist unsicher und trügerisch, da diese Liedertöne von Land zu Lande flogen. Nie ist der Singende mit Namen genannt, bisweilen haben es ein Paar Bergknappen (Hauer) gemacht, die gar wohl gesungen bei Meth und kühlem Wein, und es ist etwan der Wirthin ihr Töchterlein dabei gesessen, oder es haben's drei gute frumme Landsknecht „gethan," zwei Alte und ein Junger, ein freier Reitersknab, oder es ist überhaupt allen schwarzbraunen Mägdelein zu lieb gemacht und gesungen zu einer guten Nacht. Viele sind mit so zarter Verschämtheit und mit ruhigem, allmähligen Entfalten der Herzensempfindungen gedichtet, dass man deutlich sieht, wie die Frauen die Hand mit im Spiele und den grössten Antheil daran gehabt haben.

Was die Bestimmung für unser bayerisches Vaterland insbesondere erschwert, ist, dass sie zur Zeit ihrer Entstehung nicht in Schrift kamen, sondern in naturwüchsiger, mündlicher Ueberlieferung verblieben. Was später davon aufgeschrieben wurde und in den älteren Liederbüchern unserer Bibliotheken sich erhalten hat, das kommt meist auch anderwärts vor, denn das wahre Volkslied hat keine geographische Heimath, ebensowenig wie es sich an eine Zeit binden lässt. Mit necki-

scher Genialität und wahrhaft verführerischer Lebendigkeit tritt es dem gelahrten Wesen und dem ernsthaftigen Handwerk entgegen, die Plastik der Bilder verführt bis zur Keckheit, man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang still, und dieser sichere Wurf, der das Colorit der Musik überlässt, wirkt wie Gervinus treffend bemerkt,[1]) besser als die glänzendste Farbengebung der Minnesinger bei unsicherer Zeichnung. „In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volkes: hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft; hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier perlt der ächte deutsche Wein, hier küsst die deutsche Liebe, die manchmal noch köstlicher ist, als ersterer.“ [2]) Die Natur hat wieder die Oberhand erhalten und die Liebe ist zur Staffage geworden; hier versenkt sich ein Mädchen bis in die lebendige Unterhaltung mit der Haselstaude, der „Frau Haselin,“ hier blüht treue Liebe im Vergissmeinnicht [3]) und in dem Kräutlein „Schabab“ die Verschmähung;[4]) sie brauchen nicht zu sagen, dass die schöne Natur sie beglückt, sie beschreiben auch nicht auf gut meistersängerisch die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weisse, Glätte und Zartheit, sondern wenn der Singende das rothe Mündlein vermisst oder besitzt, wenn ihm die schneeweisse Hand gereicht oder verweigert wird, so ermisst man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie schön und werth ihm Beides ist. Wie in der ritterlichen Dichtung so ist auch hier die Liebe der Quell und das Grundthema der meisten, dann aber gibt es Gassenhauer, Reuter- [5]) und Bergliedlein, neue, weltliche Texte

[1]) III. 307.

[2]) Heinrich Heine Gesch. der neueren schönen Lit. in Deutschl. 1833. II. B.

[3]) Vgl. Grimm Altdeut. Wälder: Bedeutung der Blumen und Blätter. I. 137.

[4]) Gervinus nennt das Schabab ein „gefabeltes Kraut,“ es existirt aber wirklich unter diesem Namen und die botanische Bezeichnung dafür lautet Achillea ptarmica.

[5]) Vgl. z. B. aus einer Münchner HS. (XV. Jahrh.) bei Uhland. I. 394 u. 1016. — Einer der fröhlichsten dieser Art ist der freilich etwas spätere Jörg Graff, aus dem Ries gebürtig, er trat als Landsknecht in Kaiser Maximilians Kriegsdienste, bis er, der Bruder aller Landsknechte, wegen einer Wunde aus dem Orden scheiden musste; er lebte zu Augsburg, Nürnberg und Strassburg, wo er um 1523 gestorben sein soll. Anfänglich in volksthümlichen Weisen dichtend, bequemte er sich später mehr zur Meistersängerei. Vgl. O. Schade im Weimar. Jahrb. IV. 1856. S. 418 ff., wo auch die histor. und landschaftlichen Anklänge erläutert sind. Von ihm ist das flotte:

Gelobt sei, der zum ersten erdacht
desz man in der münz die häller macht:
er hat's gar wol besunnen,
mir ist gar oft all meine münz
biss auf drei häller zerrunnen.

nach alten geistlichen Weisen, Jägerlieder, Zechersprüche und Weinsegen voll sprudelnden Humors, z. B. die des Hans Rosenplüt:[1])

Du bist meiner Zungen eine süsse Naschung
Und bist meiner Kehle eine reine Abwaschung;
Du bist meinem Herzen ein edel Zufliessen
Und meinen Gliedern ein heilsam Begiessen
Und schmeckest mir bass denn alle die Brunnen,
Die aus den Felsen je sein gerunnen.
Wenn ich kein Dutten nie gerner gesach,
Behüt' dich Gott vor St. Urbans Plag,[2])
Und beschirm' mich auch vor dem Strauchen
Wenn ich die Stieg' soll hinauf tauchen,
Dass ich auf meinen Füssen bleib
Und fröhlich heim geh' zu meinem Weib
Und Alles das wisse, was sie mich frag.
Nu behüt dich Gott vor Niederlag!
Du seist hinnen oder do aussen,
Gesegen dich Gott und bleib nicht lang aussen.

oder: Nun gesegne dich Gott, du allerliebster Trost!
Du hast mich oft von grossem Durst erlost
Und jagst mir alle meine Sorge hinweg,
Und machst mir alle meine Glieder keck,
Denn du machst manchen Bettler frohlich
Der alle Nacht leit auf einem bösen Strohlich.
So machest du tanzen Münche und Nunnen,
Die es nicht thäten, tränken sie Brunnen;
So machst du's manchem Handwerksmann,
Dass er in einem zerrissenen Kleid muss gan;
Die alten Bauern in den Dorfen
Deren hast du manchen in den Koth geworfen
Wann sie sich nesteln an ein Weinreben:
Das sei dir Alles vor Gott vergeben,
Und ich gebeu' dir beim päbstlichen Bann
Du seiest bei Frauen oder bei Mann,
So komm herwieder zu rechten Zeiten
Wenn ich den Mund oft in die Schwemm' muss reiten.

---

[1]) Haupt Altdeut. Blätter. I 401 ff.

[2]) St. Urban ist der Patron der Winzer und der Weinhauer; St. Urbans Plage die Trunkenheit und das Podagra. Der Tag dieses Heiligen wurde im Elsass, im Etschland und in Franken besonders gefeiert. Die Nürnberger

Der Wein wird bei Harpfen, Geigen, Tanzen und Baden immer vom Dichter zu Gast geladen, er ist der Tröster der Pilgram auf den Wallwegen, er ist der Tröster der Lahmen und Blinden, doch steht auch die Warnung dabei: „Wer dein zuviel an die Ohren hengt, der hat sein Weisheit auss geschenkt.“ Rosenplüts Zecherwitz hat mehr von der Plauderhaftigkeit des alten Abu Seid als von der Schenkenweisheit des Mirza Schaffy. Doch ist es immerhin lehrreich, unsere Vorfahren zu beobachten, wie sie vor vierhundert Jahren hinter der Kanne sich gebehrdet haben und dabei aufthauten:

Nun grüsse dich Got, du lieber Trunk!
Ich war dir holt, da ich war jungk:
So will ich im Alter nicht von dir weichen;
Ich will dir Nacht und Tag nachschleichen,
Und wo du bist, da bin ich gern.
Wenn ich kann krawsen und Becher leren
Und auch wol slawchen aus dem Glas.
Das lernt ich wol do ich junk was;
Doch dunkt mich ich thu' im Alter auch Recht.
Alle meine Freunde haben dich nie verschmeht.
Wann du zewhest an dich als der mangnet.
Mancher zu mittage zu dir get
Der kaum von dir kumpt zu mitternacht.
Das haben dein suese zug gemacht:
Und, wurffest du ir Zehen des Nachts in das Kot ernieder,
So gingen sie doch des Morgens alle gern hinwider
Und suchen sollich lieb und freuntschaft zuder (zu dir)
Sam werest du ir leiplicher Bruder.
Alle Juden, Heiden und Christen, die piten
Daz Got beschawern wolle und befrieden
Den Stock und die Reben, daran du hangest.
Wenn du so lieblich vor mir prangest,
Wie mochte ich dir das ymmer versagen,
Ich musste dich herein giessen in mein Kragen.

Ein anderer Erguss der Hans Rosenplütlichen Laune lautet:

Nu gesegen dich Gott, du edele Leibsalb!
Du ertzneyest mich allenthalb,

---

hielten einen eigenen Umzug (Abbildung in Roth's Nürnb. Taschenb. 1812. I 232), wobei der „heilige Bischof“ auf einem Schimmel ritt und wenn es an dem Tage regnete, jedesmal in den der St. Lorenzkirche gegenüber befindlichen Wassertrog geworfen wurde.

Wann du bist ein gesunter Syropel!
Der Keyser von Constantinopel
Und der grosse Kan von Kathey
Und der Priester Johann, die reichen drey:
Die mochten dein Adel nicht vergelten:
Solt ich dich dann dorumb schelten?
Kein Hochtzeit ward nie so gross,
Bist du nicht darauf, so ist sie bloss
An Freuden und an Frolichkeit.
Gelobt sei der Stock, der dich do treyt!
Man sagt von kühlen Brunnen im Mayen
Wenn Mann und Frawen darüber reyen:
Kumest du nicht dar mit vollen Flaschen,
So schlägt alle Freude in die Aschen!
Und wäre der Pabst zu Tisch gesessen
Und sollte der Kaiser mit ihm essen
Und hätten vor sich dreissig Gericht'
Noch war' es alles zumal vernicht'
Wenn du nicht gegenwärtig wärst;
Und wo du meiner Hülf' begehrst,
So müssen dir dienen all' meine Glieder:
Nun gesegen dich Gott und kum' schier herwieder.

Wie früher Einer zu Benedictbeuern alle Lieder, deren er habhaft werden konnte, in einen Codex zusammenschrieb (vgl. oben S. 430 die carmina burana), so veranstaltete eine Frau zu Augsburg, Namens Clara Hätzlerin, wahrscheinlich im Auftrage des Jörg Roggenburg,¹) eine ähnliche Sammlung aus ihrer Zeit, die sie mit dem Jahre 1471 vollendete.²) Es ist ein starker Foliant von 353 Blättern, den die Schreiberin zusammentrug, die man seither für eine Nonne hielt, die aber schwerlich diesem Stande angehört haben kann. Denn abgesehen davon, dass ein Nönnlein dergleichen lustige und häufig auch säuische Lieder mit ihrer Hand kaum copiren würde, so wäre auch der Beisatz ihres vollen Namens unerklärlich, da es herkömmliche Sitte war und ist, dass die Klosterjungfrauen bei dem Eintritt in die Ge-

¹) Er malte mit ungeschickten Federstrichen sein Wappen hinein und schrieb dazu: „Item, daz puch ist Jörg Roggenburg, wer esz hab, der lasz jms wyder werden. Anno dom. 1470."

²) Nach der nun zu Prag befindlichen HS. herausgegeben von K. Haltaus. Quedlinburg 1840. (VIII. B. der Bibl. der ges. deut. Nat.-Lit.) Eine ältere Sammlung ist in München, die von der Prager HS. der Clara Hätzlerin bedeutend abweicht.

lübde mit der Welt auch ihres früheren Namens sich begeben, es müsste nur eine ausgesprungene Nonne gewesen sein, wie jene, welche Helmbrechts Haube stickte und mit Händearbeit ihr Leben fristete; dann wäre der zweideutige Inhalt auch völlig begreiflich.

Das Buch oder vielmehr die darin aufbewahrte Dichtung, trägt doppelte Signatur. Ein Theil schleicht noch in den alten Geleisen der mittelalterlichen Poesie fort, ist aber im Vergleiche mit derselben matt und unerquicklich; doch sind auch schon neue Wege eingeschlagen, die als Ausgangspunkte für die Richtungen der darauf folgenden Zeit zu betrachten sind, als die Keime der später aufblühenden Blumen.

Voraus stehen die erzählenden Minnelieder, in welchen der Sinn für die äussere Natur, für Liebe und die menschlichen Empfindungen, für alles Objective oft sehr prägnant hervortritt, dieses geschieht jedoch im Gewande der Erzählung, welche ebenso an dialektischer Plauderhaftigkeit leidet wie an meistersängerischer Breite des laufenden Fadens. Die Handlung spielt sich mit handwerksmässiger Steifheit ab, dazu kommt eine gewisse Monotonie, die namentlich immer in der Einleitung empfindlich ist. Der Poet geht spazieren oder auf die Jagd, verirrt sich in einen schönen Garten oder in einen Wald und begegnet einer fabelhaft schönen Frau, entzückt redet er sie an u. dgl. Ein hübsches Genrebildchen ist das Folgende: [1]) Als der erzählende Dichter einst aus der Kirche kommt, blickt er zufällig in des Pfarrers Gemach und gewahrt da eine junge Frau, welche kniend vor dem Pfarrer beichtet. Neugierig horcht er. Der Pfarrer fragt die Frau, ob sie nicht Buhlschaft treibe und als sie es bejaht, so ermahnt er sie, selbe fahren zu lassen, da keine ohne Sünde sei. Allein sie erwidert, dass die Liebe zu ihrem Knaben keine Sünde sein könne, da er nichts anderes gedenke, als wie er ihr zu Willen lebe, und sie züchtig und ehrsam liebe. Der Pfarrer meint zwar: Gott habe geboten, man solle Ihn allein im Herzen lieben und von weltlicher Liebe lassen, sie aber versetzt: Gott habe auch geboten, man solle seinen Nächsten wie sich selbst lieben, also belehrt sie ihn, wie die Liebe zu ihrem Gesellen sie beglücke und wie dieser wiederum ihretwegen nach Sittsamkeit, Frömmigkeit und Ehre strebe. Die Ehe und Ritterschaft seien die kräftigsten Orden, ohne Buhlschaft würde es anders stehen, die Liebe treibt den Geliebten zu Reisen und Thaten; es stünde schlimm um die Christenheit ohne liebende Ritterschaft. Der Priester erklärt sich für überwunden und ermahnt sie zur Treue; sie verspricht es, wenn ihr der Geselle treu bleibe, auf ewig. Der Pfarrer wundert sich darüber, dass sie nach so

[1]) Haltaus S. 115–22.

vielen Lobeserhebungen an ihres Gesellen Liebe zweifeln könne; sie bittet ihn um Vergebung dieser Schuld und geht. Der Dichter aber preist solche Treue, schmäht auf die Klaffer und wünscht den Beiden Glück und Freude. — Ein andermal (S. 143) führen zwei Frauen Krieg, ob es besser sei, Liebe zu üben oder ohne Liebe zu bleiben; es ist ein dialektischer Streit, den die Frau Minne, die Schulmeisterin der Liebe, angezettelt hat. Es kommen nun allerlei Verhältnisse, gereimter und ungereimter Natur zur Sprache, schwere casuistische Fälle und symbolische Fragen, z. B. was die verschiedenen Blätter, Espen, Linden und Eichenlaub bedeuten, Hagedorn und Wegweis u. s. w. Dessgleichen findet sich die schon früher von Conrad von Wirzburg bearbeitete schöne „Herzmäre" in einer neuen Behandlung. (S. 173 ff.) Ein andermal (S. 187 ff.) wird der Wankelmuth der Männer gegeisselt, aber auch von der Untreue der Weiber sind abschreckende Beispiele (wie ain muoter ir dochter pulen lernet. S. 305) gegeben. Dazu kommen allegorische Erzählungen, in denen sich mehr oder minder glücklich, der Einfluss der klassischen Literatur verspüren lässt, Frau Venus und ihr ganzes Hofgeschwader tritt zu Tage und wandelt personificirt in der Welt umher, den Menschen unter verschiedenen Umständen, im Traume, auf der Jagd, auf Spaziergängen erscheinend, Alles meist mit armseliger Erfindung.

Ohne Vergleich erquicklicher ist das eigentliche Liebes-Lied, das in der Handschrift den zweiten Theil bildet, vom Herausgeber aber voraus gesetzt wurde. Der grössere Theil hat noch alle Gegenstände mit dem Minnegesang des XIII. Jahrhunderts gemein. Der Singende erfreut sich noch, wie früher, der Natur, des Frühlings und besonders des Maien, des Sommers und des Herbstes, der rothen Blumen, des Thaues, des grünen Angers und des Waldes; es gibt noch Tage- und Wächterlieder, der Sänger buhlt noch um die Gunst seiner Angebeteten, schildert mit überflüssiger Wählerei ihre inneren und äusseren Vorzüge und Reize, preist seine Dienstleistungen, seine Treue, seinen Eifer an, wagt aber nicht den Namen der Gefeierten kund zu thun, fürchtet den Tag und die bösen Klaffer, beschwört sie nur um eine kleine Huld, um einen Blick, um eine Umarmung ihrer schneeweissen Hände und auch um mehr, damit sein Herzeleid für lange Zeit Beruhigung, er selbst Kraft zur Beharrlichkeit in seiner Liebe fände. Die Lieder sind sinnlicher, nackter und freier geworden, ebenso wie die Sprache an Beweglichkeit und die Phantasie an Ausdehnung zugenommen hat, das feinste, zarteste und gröbste liegt nahe beisammen, die früher conventionelle höfische Sprache ist zu einer Redensart verschliffen, herabgekommen und gemein geworden, darum verlautet manches viel platter,

wie denn statt des minniglichen Firlefanzes die „buhlende Liebe“ und „Buhlerei“ sich gefunden hat. Ueberraschend ist die Fülle der Tage- und Wächterlieder, die bis in die gewöhnlichste Gemeinheit herniedersteigen; desto kräftiger reagirt dagegen das eigentliche Volkslied, das mit brunnenklarer Lauterkeit wie ein muthwilliges Wässerlein durch das lustige Grün geschwätzig dahinplätschert, indess das ganze Erbe des Mittelalters nur durch künstliches Druckwerk in Bewegung erhalten wird. —

Natürlich finden sich in der Sammlung der Klara Hätzlerin viele Gedichte von bekannten Sängern, häufig mit dem Beisatz ihres Namens; merkwürdiger Weise sogar aus der Blüthezeit der Lyrik; so hatten sich einige Marienlieder des frommen Mönchs von Salzburg bis auf diese Zeit herab erhalten (S. 257 u. 302), Sprüche des Freidank und das Fresslied Neidharts (S. 69), obgleich in etwas zeitgemässerer Weise mit modernisirtem Texte; daneben zwei Sprüche von dem österreichischen Teichner, von Peter Suchenwirt, von dem unstäten Fahrenden Suchensinne, den wir bereits oben (S. 560 ff.) begegneten, vom Meistersänger Muscablüt, vom tiroler Eulenspiegel aller Ritterlichkeit, dem weitgereisten Grafen Oswald von Wolkenstein, ferner von Hermann von Sachsenheim, Hans Rosenplüt und dem sonst weiter unbekannten Jörg Schilcher und Kaltenpach (S. 283). Das Liederbuch der Klara Hätzlerin ist also eine Art lyrische Anthologie [1]) und gibt einen Einblick in die ihr erreichbare Literatur und in den Geschmack jenes Herren, in dessen Auftrag sie den Codex zusammenschrieb. Auch die Sittensprüche des sogenannten Cato und einige Spruchweisheit des Freidank haben hier Platz gefunden, dazu eine niedliche Sammlung von Sprüchen und Priameln. [2]) Den leeren Rand der Blätter aber benützte die Schreiberin, um epigrammatische Denkreime einzutragen, von denen je zwei meist so zusammen-

[1]) Andere lehrreiche Sammlungen dieser Art sind die Wirzburger Handschrift, heschrieben von Rottmann in Ast: Zeitschrift f. Wissenschaft u. Kunst. Landshut 1808. I. B. 4. Hft. S. 94—98; in Hagen's MS. IV. 901 ff. und in dessen Ges. Abent. III. 765 — 770, dessgleichen von Dr. Ruland. Ferner die aus dem Anfange des XVI. Jahrh. stammende Papierhandschrift auf der Regensburger Stadtbibliothek (vergl. Mone Anzeiger VII. 493 ff. Hagen Ges. Abent. III. 794 ff.) und die Heidelberger Liederhandschrift, welche 1516 zu Augsburg entstand.

[2]) z. B. No: du solt sein, ob dem tisch ain adler, vf dem veld ain leo, vf der gassen ain pfaw, in der kirchen ain lamb, in dem pett ain aff! — oder: Ain zaun wert drey jar, ain hund wert drey zäun, ain pferd drey hund, ain mensch wert drey pferd, ain esel drey menschen, ain schneegans drey esel, ain kraw drey genns, ain hirsz drey krawen, ain aich drey hirsz, ain helfant wert drey aichen. — Eine Unzahl Priameln finden sich in einer Münchner Handschrift; die Anfänge verzeichnet bei Keller Fastnachtspiele III. 1162 ff.

stehen, dass Lob und Tadel, der letztere oft ziemlich schmutzig, einander gegenübergesetzt sind. —

Walther von der Vogelweide und Reimar von Zweter waren die ersten politischen Dichter, die mit unerschütterlicher Freimüthigkeit ihrem edlen Zorne in kunstvollen Sprüchen und Strophen Luft machten. In derselben Weise ging auch der Volksgesang, welcher in seiner epischen Vorschule immerdar nur von edlen Fürsten und Heroen der Vorzeit gesungen hatte, bald auf den geschichtlichen Boden der Gegenwart über und es entstand das historische Volkslied, dem auch alsbald das politische Lied folgte. So wie die Sage zur Geschichte sich verhält, so steht auch das Volkslied, was Thatsachen betrifft, ohne Zweifel hinter der Urkunde zurück; aber das Lied gibt, was die Urkunde viel weniger kann, das Licht oder den Schatten an, in welchem sich Personen und Handlungen in der Meinung der Mitlebenden abgespiegelt haben.[1] Und welch eine Macht die Meinung sei, und wie sie viel öfter die Mutter als die Tochter der That sei, das lehrt fort und fort die Geschichte. Das regelrechte poetische Verdienst wird bei solchen Producten natürlich immer weit zurückstehen. Eines der ältesten ist das Lied von den beiden Heinrichen.[2] Den Inhalt bildet der Empfang der beiden Heinriche bei Kaiser Otto I. und eine nach dem Gottesdienste folgende Berathung Otto's mit Heinrich von Bayern. Ueber das Geschichtliche haben sich Grimm und Docen[3] verbreitet, das Formelle daran zeigt, dass die Dichtung sich kaum aus den Eierschalen der Latinität befreit hat, denn die erste Hälfte der Langzeile ist immer in lateinischer Sprache abgefasst. Später kommt das Spottlied auf K. Ludwig den Bayer. Es enthält 136 Verse und stammt aus den Jahren 1334—40; der verunglückte Anschlag, welchen Kaiser Ludwigs Feldhauptmann, der Graf Rudolf von Hohenburg, auf die Stadt Feldkirch machte, bot die Veranlassung dazu. Das Gedicht ist aber für uns nur in so ferne von Belang, als der Sänger, der offenbar bei Feldkirch zu Hause war, die Münchner Frauen spöttelnd beklagt, weil ihre Männer in das Feld ziehen sollten (v. 99); sonst hat der Spruch für uns keine Bedeutung.[4] Daran reiht sich der Spruch

---

[1]) Vgl. Schmeller in der Einleitung zu Körners histor. Volksliedern. 1840.

[2]) Nach Wackernagels Herstellung in Hoffmanns Fundgruben. I. 340.

[3]) Docen in Hormayr's Archiv. 1823. S. 532: Herzog Heinrich I. von Bayern. Sohn Kaiser Heinrichs des Vogelstellers, lebte mit seinem älteren Bruder Kaiser Otto längere Zeit in Unfrieden, bis Beide auf Bitten ihrer Mutter, der trefflichen Mathilde; wieder ausgesöhnt wurden; Heinrich erhielt durch den Kaiser, nach Herzog Bertholds Tode, im Jahre 947 das Herzogthum Bayern und starb nach einer unruhigen Regierung 952.

[4]) Lassberg Leidersaal. 1825. III. 121—24.

von der Allingerschlacht 1422[1]) und das Lied von der Belagerung Bambergs 1435, [2]) dessen Dichter sich einen Hoffer nennt, der um ein Gewand bittet.

Hieher gehören auch die Lieder von Tanhauser und Brennenberger, welche bereits oben ihre Würdigung erfuhren, ferner vom Judenmord zu Deggendorf 1337,[3]) vom edlen Möringer,[4]) vom verwegenen Stegreifritter Eppele von Gailingen († 1386) und von dessen mythischem Sprunge über den Main zu Wirzburg oder von der Nürnberger Stadtmauer, [5]) sein Rösslein ist ein Wunschpferd und die letzte Metamorphose oder Incarnation des göttlichen Sleipnir; hieher gehören der Nürnberger Schüttensamen[6]) und die Klage über das unglückliche Ende der schönen Agne's Bernauer[7]) u. s. w.

Das eigentliche politische Lied beginnt mit dem Krieg der Fürsten und Städte (1450);[8]) der Dichter sagt: der Böse habe den Samen der Zwietracht ausgesäet, die hochfärtigen Stände vertreiben den Adel und feinden die Geistlichkeit an; sie nennen sich das römische Reich und wären doch nur Bauern, welche hinter der Thüre stehen müssten, sobald die Fürsten hervorträten. Trompeten und Pfeifen habe ihnen König Sigismund erlaubt, welche doch nur dem Adel zukämen und Bürger und Bauern übermüthig gemacht hätten. Jetzt, fährt er fort, trügen sie Marderpelze, früher hätten sie noch mit Fuchspelzen vorlieb genommen, damals hätten sie auch stinkende Stiefel gehabt. Auch ihre Weiber tragen gleich den adeligen Frauen mit Hermelin verbrämte Kleider. Klöster und Kirchen haben sie geplündert und zerstört, selbst das hl. Sacrament haben sie nicht verschont. Am ärgsten geschah dieses im Böhmerland; Michel Behaim und der Rosenplüt, welche als Augenzeuge dabei waren, können davon erzählen. Nachdem

---

[1]) Hormayr Taschenb. 1832. S. 125

[2]) Heller Die Altenburg bei Bamberg. 1828. S. 131.

[3]) Hormayr Taschenb. 1832. S. 145. Körner. 1840. S. 227. Schels in den Verhandl. des hist. Vereins von Niederbayern. VI. 243 ff.

[4]) Grimm Deut. Sagen. II. 253 ff. Uhland Nro. 298.

[5]) Hormayr Archiv. 1831. S. 445. Heller Muggendorf und Umgebung. 1829. S. 178. Körner S. 195 ff. Uhland I. 1014. Gödeke Grundriss. S. 258 u. 269. Den Sprung zu Wirzburg besingt der gekrönte Dichter Mag. Joh. Lorich von Hadamar, welcher im Gefolge des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen von Hessen 1541 die Stadt Wirzburg passirte; er sah das angeblich zur Erinnerung gesetzte Steinkreuz, ebenso der Reimschmied Joh. Episcopius 1569.

[6]) Uhland I. 345.

[7]) Vgl. Hoheneicher in der Eos. 1825. Nro. 123.

[8]) Hormayr Archiv. 1832. S. 27. Taschenbuch. 1832. S 24 ff. u. im Liederbuch der Hätzlerin, Haltaus S. 39—41. (Uhland Nro. 166.)

in dem obengenannten Gedicht. die Fürsten, welche für den Glauben gegen die Städte das Schwert zogen, aufgezählt sind, kommt folgender Vers (v. 85—90):

Augspurg hat ain weisen rat!
Das brüft man an ir kecken tat
Mit singen, tichten und claffen.
Sy hand gemacht ain singschul
Vnd setzen oben uf den stul
Wer übel redt von pfaffen.

Die Meisterschulen zu Augsburg und Nürnberg entstanden im XV. Jahrhundert. Das Gedicht scheint von einem Geistlichen herzurühren, dem es ein grosses Herzeleid ist, dass die Bürger, welche er Bauern schimpft, über den Adel obsiegen, wesshalb er auch am Schlusse deren Verderben wünscht:

Gelück bestand dem adel bey,
verpewt den pawern ir geschray!
wunsch ich von ganzem herzen,
daz sy sich vor dem adel schmiegen
vnd nicht gewynnen an den kriegen
dann rew, laid vnd schmerzen.

Die Gedichte im Liederbuch der Hätzlerin fallen in die Zeit der Kaiser Karl IV. bis Friedrich III. oder bayerisch gesprochen, von Herzog Johann († 1397) bis Albrecht IV. († 1508). Die Democratie erhielt bereits 1349 in Nürnberg durch Geissbart und Pfauentritt und in Augsburg nach dem Misslingen von 1303 in den Jahren 1352 und 1368 durch den witzigen Weber Johannes Weiss die Oberhand. Obschon Karl IV. die alten Geschlechter wieder einsetzte, sassen doch nach wenigen Jahren die Handwerker abermal im Rathe. Es gährte überall furchtbar; noch kläglicher gestalteten sich die Verhältnisse unter dem (1400 abgesetzten) K. Wenzel. Ritter und Städte lagen in offener, blutiger Fehde; die Städte waren zum Selbstbewusstsein ihrer Kräfte gelangt und schlossen Bündnisse, ebenso der Adel (Löwenbund). Ueberall Gährung und Unruhe; in Bayern die blutigen Händel Caspar des Torringers mit Herzog Heinrich.

Bürger und Bauern hatten sich auf Kosten des Adels gehoben, hatten den Handel an sich gebracht, hatten Reichthümer aufgehäuft, einen Glanz, eine Kraft, einen Stolz entfaltet, welche den Adel zu Neid, Feindschaft und entnervenden Kämpfen verleiteten.[1] Je mehr

[1] Vgl. das Gedicht Ritter und Bauer in Docens Miscell. 1807. II. 242 a.

der Adel mit den Fürsten im Bunde die Bürger zu demüthigen suchte, je mehr er sich bei seinem Versinken in Armuth und Hilflosigkeit auf Gewalt, Raub und Plünderung legte: desto kräftiger rührten sich die Bürger, desto selbständiger kämpften sie hinter ihren eigenen Mauern auf eigene Faust für ihre Freiheit und ihr Recht.

Wir haben oben in der merkwürdigen Aeusserung über die Augsburger Singschule einen clericalen Schmerzensschrei vernommen, es ist vielleicht gut, im Gegensatze dazu die Singschule selbstredend einzuführen, wie sie sich im Jahre 1449 äusserte:

Die arm gemain die waist nit, was sie tut,
vergeust des kriegs unschuldiglich ir plut,
ich bitt dich, herr, hab uns in deiner hut!
wann die häupter, die cristenhait regiern
und die den hailgen glauben solten ziern,
die sicht man in dem krieg den raien fürn:
bischof von Menz der fürt den raien vor,
ich lobt es bass, sung er daheim im kor
und lugte, dass er gieng das recht gespor.
Der bischof von Babenberg tanzt im nach,
bischof von Aistett springt den raien auch,
dem almusen ist zkriegen worden gach;
vil hailger vätter haben den glauben gmert
und haben gross volk zum christenglauben kert:
der glaub durch sie wirt widerumb zerstört,
o herre gott! das laid tu ich dir klagen,
ich hab gehört man vinds durch die weissagen:
es kum darzu dass pfaffen werden erschlagen!

Als im Beginn des XIII. Jahrh. die Sitte aufkam, dass man für die Spendung der heiligen Sacramente bestimmte Taxen entrichten sollte, damit der arme Clerus seine Abgaben nach Rom leichter bestreiten könne: da hatte Walther mit heiligem Zornmuthe seine Stimme erhoben und die armen Bettelorden hatten sich zuerst auf die Seite der unruhigen Köpfe gestellt und die „Wohlthaten Gottes“ ohne „Pfennige“ gespendet. Bald aber wurden auch diese Democraten des Christenthums in den allgemeinen Strudel gerissen und gaben sich den weltlichen

bei Uhland I. Nro. 133. Dazu das Treiben des Ulrich Schwarz in Augsburg, der sich öfters zur Würde des Bürgermeisters schwindelte, bis er 1478 durch den Strang gerichtet wurde. Vgl. das Lied auf den durch ihn 1477 gemordeten Hanns Vittel, mitgetheilt von Massmann in den Bayr. Annalen. 1833. S. 1140.

Interessen der anderen, vornehmen Orden hin. Zwar war die simonistische Neuerung bald wieder unterdrückt worden, der Klerus aber hatte die Welt nun einmal lieber gewonnen, als das Gottesreich und die adeligen Bischöfe trieben ritterliches Spiel und Waidwerk um die Wette mit der verkommenen Buschklepperschaft. Wie tief die „Pfaffheit“ herabgekommen war, zeigt ein einziges Exempel. Als Herzog Albrecht III., dieser wahrhaft fromme Herr, die verweltlichten Klöster reformiren und desshalb den ausgezeichneten Abt Konrad V. mit dem Zunamen der Ayernschmalz, von Tegernsee nach München kommen liess (1448),[1] waren in einer Nacht die Augustinerherren aus Angst vor dem braven Visitator aus ihrem Kloster verschwunden und binnen drei Tagen aus der Stadt, nach Augsburg und Ulm entflohen, so dass der stattliche Klosterbau völlig verlassen stand. Durch Herzog Albrechts Bemühungen und seinen redlichen Willen kam allgemach wieder eine bessere „Pfaffheit“ zu Stande, wo aber sein Arm nicht hinreichte, da wucherte das Unwesen ärger denn je, und Ulrich Wiest sang in seiner verlästerten Singschule zu Augsburg im J. 1449 mit Recht:

Den gaistlichen ist almusen nit gegeben,
dass si der cristenhait söln widerstreben,
si füren unordentlichen ir leben:
das almusen turnieret unde sticht,
das almusen das hadert unde ficht,
das almusen treibt alle ungeschicht.
Das almusen das ludert unde spilt,
das almusen das raubet unde stilt,
das almusen kainer büberei bevilt,
das almusen hovieret unde singt,
das almusen alle unrecht verbringt,
das almusen das jaget und baist (beizt)
das almusen das krieget unde raist,
das almusen wittwen und waisen naist.
Das almusen die beste pferte reit,
das almusen die lindeste bette leit,
es hat den grössten wollust in der zeit,
das almusen das tregt die besten wat,
das almusen die beste klainet hat,
ich kan nit vinden wa es gschriben stat;

[1]) Burgholzer Beschreibung von München. 1796. S. 212. Westenrieder Beiträge. V. 38 ff.

das almusen das zeucht die zärtste leib,
das almusen das pfligt der schönsten weib,
ich main dass's kain lerer zum rechten schreib etc.

Unter dem Almosen sind nicht allein die Bettelorden verstanden, sondern auch die zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten, die neben den Klöstern der allgemeinen Noth steuern sollten und derselben höchst hilfreich unter die Arme griffen, auch die Anzahl der angeblichen Armuth und wirklich Nothdürftigen so segensreich vermehrten, dass ein schreckliches Proletariat und eine unabsehbare Landplage entstand. Die Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten einer einzigen Stadt, z. B. von Straubing, [1] gibt hierin einen wahrhaft erschrecklichen Einblick: die Armuth und der Uebermuth wurde nur gefüttert und grossgezogen. Erst die neuere Zeit wusste dieser brennenden Frage von fürchterlicher Tragweite eine neue Behandlungsweise abzugewinnen.

Alle Fragen der Zeit laufen in Rosenplüts Sprüchen zusammen, er ist der beste Repräsentant aller damaligen Bewegungen. Er hatte den Zug des Reichsheeres gegen die Hussiten mitgemacht und schildert die unglückliche Niederlage und schmähliche Flucht von Tachau und Tauss (14. August 1431) als Augenzeuge. [2] Es klingt wie Ironie, wenn er die verbündeten Fürsten vorerst prahlerisch unter sich reden lässt, wie sie der Husserey zu Leibe gehen wollten und wie sie dann beim Anblick der Feinde allen Muth verlieren und in kopfloser Eile ihre Rettung suchen. Am schönsten lässt er den Herzog Albrecht von Bayern, den Bischof von Franken und Wirzburg sprechen; mit einem Gebet für die vielen Erschlagenen endet er dann sein „Gedicht." Noch schärfer ist der andere „Spruch von Beheim," [3] der auf das Bitterste die Uneinigkeit der ausgezogenen Fürsten tadelt, die alle vorerst in Ruhmredigkeit sich ergingen, die zu erobernden Städte im voraus unter sich theilten und beim Anzuge der Hussiten immer gleich Fersengeld gaben:

Do wurden die fursten alle zu toren
Vnd fluehen ee sie ye kein veinde gesahen;
Solt got das nicht von in versmahen

---

[1] Vgl. G. Kolb. Straubing 1858. Die Stadt Nürnberg hatte 1467 wie Rosenplüt in seinem Spruch beschreibt, fünf Almosen; in München gab es auch ein reiches Almosen; über das damalige Bettelwesen gibt das Liber Vagatorum, Augsburg 1509 und Hoffmann von Fallersleben im Weimarer Jahrb. 1856. IV. 65 ff. sehr lehrreiche Aufschlüsse.

[2] Zum erstenmale gedruckt aus der Dresdner HS. in Jordan: Das Königthum Georgs von Podebrad. Leipzig 1861. S. 414—21.

[3] Ebendas. S. 421—27.

Vnd waren doch alle durich got auskumen,
Vnd suchten dannoch nur iren frumen
Wie yeder mocht seinen peutel fullen.
Darumb wir got bitten sullen
Dass er der cristenheit dorumb nicht plag
Dass manig furst so schentlich flag
Die alle treulose wurden an got
Dass die Hussen aus in triben iren spot
Dass got mocht getrauert haben vnd der engel.

Er habe manch freien Fussgänger gesehen, der gerne sein Leben gewagt hätte, hätte man ihm nur Erlaub gegeben. Er wollte gerne den Fürsten ihr Lob geben, doch habe er Keinen gesehen, der solches verdiente:

Denn ist das nicht eine grosse Schand:
Dass Alle zogen aus dem Land
Eh' sie ein Schloss oder Stadt gewonnen?
Ich fürcht', sie haben einen Faden gesponnen
Daran hängt Jammer und Herzeleid.

Mit einem Stossseufzer an die reine Mutter und Maid Maria, dass wir nicht im unrechten Glauben ertrinken und dass der ewige Vater mit seiner himmlischen Massenie helfe, schliesst der tiefbekümmerte Dichter.

Ein anderer späterer Spruch behandelt den Krieg der Fürsten, Städte und Bürger unter sich.[1]) Er beschreibt den Zug der Stadt Nürnberg und ihren Sieg über den Markgrafen Albrecht Achilles, der eher den Beinamen eines vulpes Germaniae als den des edlen und offenen Achill verdiente. Der diesem Fürsten gegebene Beiname und eine gewisse ritterliche Tüchtigkeit haben ihn zwar mit einem glänzenden Nimbus umstrahlt, der gegen seine nicht wenigen Schattenseiten lange verblendete, bis ihn neuere Forschungen jenes fabelhaften Scheines entkleideten,[2]) den nur die markgräflich brandenburgischen Scribenten um ihn gehüllt hatten.

Die Veranlassung zu diesem Stadtfehdezug war beiläufig folgende: Die Erwerbung der Brandenburger Mark hatte den Burggrafen von Nürnberg schweres Geld gekostet und sie zum Verkaufe der burggräflichen Rechte und Besitzungen geneigt gemacht. Als es dann dem Burggrafen

[1]) Von Nürnberger Rayss. Ein Programm von Lochner. Nürnberg 1819. 4°.
[2]) Vgl. Höfler in s. Einleitung zu Eybs Denkwürdigkeiten. 1849.

Hanns geschah, dass ihm der bayerische Pfleger zu Lauf, Christoph Leininger seine Burg verbrannte, worüber der Burggrafe sich so grämte, dass er noch in demselben Jahre verstarb (1419), so beschloss sein Bruder, der Markgrafe Albrecht, Burg und Gerechtsame an die Stadt Nürnberg zu verkaufen, was am 27. Juni 1427 um 120,000 Gulden zu Stande kam. Später gereute den Markgrafen wieder der Handel und er beschloss, die Stadt mit Waffengewalt dahin zu bringen, dass der Kauf rückgängig und Nürnberg zu einer markgräflich brandenburgischen Landstadt gemacht würde. Desshalb wurde die ganze Macht des hohenzollerischen Hauses im Frankenland, die ganze Verwandtschaft und Freundschaft, der ganze Adel Frankens,[1]) viele am Rheine und in Schwaben aufgeboten, die der Stadt absagten, mit Ausnahme des Herzog Albrecht von Bayern, der nach dem Tode der Agnes Bernauer mit der Prinzessin Anna von Braunschweig sich schnell vermählt hatte. Dagegen war Herzog Otto, der Sohn Kaiser Ruprechts, der in Mosbach hauste, auf der Seite des Markgrafen. Letzterer zog aber, als es zum Treffen kam, sehr bedeutend den Kürzeren, indem er von der wohlgerüsteten Stadt geschlagen wurde. So viel genügt als historische Introduction, um unseren Dichter nun reden zu lassen. Dieser ruft zuerst Gottes friedreiche Gnade an, Er wolle seiner Erbarmung Wolke rieseln lassen und seines Zornes Hagel von der unfriedlichen Welt abwenden und das heilige Reich handhaben, dass es nicht unterdrückt werde, sondern bei dem Rechten bleibe. Der Adel sei zwar eine scharfe Ruthe, die sie um ihrer Sünden willen strafe, doch sollten nur die Bürger zusammenhalten, so könnten sie wohl noch gewinnen. Das dabei gebrauchte Gleichniss ist von der damals üblichen Art, die Augen der Würfel oder Karten zu zählen, hergenommen: möge nur Taus Es (der niedere Bürgerstand) sich an Kotter drei (den höheren Bürger- oder Mittelstand) fest anhalten, so können sie doch gegen Ses Zink (den Adel und die Fürsten) das Spiel gewinnen.[2]) Gott blicke doch immer von den Zinnen seiner Gnade herab, halte das Schiff der Frommen vom Ertrinken zurück und sei ewig barmherzig gegen die von ihrem Unrecht Zurückkehrenden, am

[1]) Der bei Gelegenheit des Turniers oder Gesellenstechens am 28. Februar 1446 von der Stadt entfaltete Prunk mochte den heimlich lodernden Grimm des Landadels nicht wenig angefacht haben, so dass dieser später zur Demüthigung der Stadt gerne die Hände bot.

[2]) Es, Daus, Drey, Katter oder Guater, Zinck, Ses ist aus dem Französischen verkauderwelscht. Es ist das franz. As, Daus (deux) die Zwei im Würfel und auch in der deutschen Karte; figürlich bedeutet Daus Es das gemeine Volk, Quater Drei den Mittelstand, Ses Zink Standespersonen; daher das Sprichwort von Contributionen: Daus Es hat nichts, Ses Zink gibt nichts, Quater Drei muss herhalten. Desgleichen Ses oder Es, aut Caesar aut nihil.

Ende werde doch noch Recht gesprochen werden. Diess mögen sich die von Nürnberg merken, sich an das Recht halten um nicht zu fallen, wiewohl die Stadt wie ein Pferch sei, um welchen zweiundzwanzig Wölfe laufen und lauern, bis sie die Schäflein draussen haben. Diese Wölfe sind lauter grosse und kleine Fürsten, welche den Schafen schriftlich abgesagt hatten: es sind vier Hohenzollern, ein Zähne bleckender Wolf von Bayern (Fürst Otto zu Mosbach, † 1461), zwei von Eichstätt (Bischof Johann von Eych) und Bamberg (Anton von Rotenhan), einer von Mainz, drei von Braunschweig, ebensoviele von Stettin, zwei von Meckelnburg, von Limbach und Wirtemberg. Dagegen haben die Nürnberger einen kräftigen Beistand an den Eidgenossen, den Schweizern mit den langen Spiessen, so dass sie auf acht Meilen in's Geviert (weit vnd da preyt vnd lanck) ihre Feinde mit Feuerbesen abkehren konnten.

Rosenplüt beabsichtigt keineswegs einen Bericht vom ganzen Krieg zu geben, er hebt nur drei ruhmreiche oder doch vortheilhafte Kriegsthaten der Nürnberger hervor, unterlässt aber natürlich alle dazwischen fallenden Gefechte. Es ist ihm allein um das Hauptgefecht bei Rednitzheim zu thun, das den grössten Theil seines Gedichts einnimmt und dem er höchst wahrscheinlich selber beigewohnt hat. Er gibt ein sehr genaues Gemälde der Schlacht, ganz in derselben Weise, wie die späteren Maler Altdorfer, Schäufelin oder Feselen ihre Alexanderzüge und Perserkriege dargestellt haben. Der reisige Zeug der Nürnberger, ihre Wagenburg wird einem Thier verglichen, das auszieht und Stein, Blei und Pfeile ausgibt, welche Ritter und Knechte einnehmen; Niemand konnte es noch niederwürgen; sein Rüssel bestand aus tausend Büchsen- und Armbrustschützen, zwei tausend Spiesser waren seine zwei Seiten, sein Zagel sechshundert Reiter und achthundert Schweizer sein Herz. Dieses Thier zog von Abenberg (28. April 1450), wo es der Markgraf mit tausend Mann angreifen wollte; aber vor der Stellung, welche das Thier annahm, wichen die Gegner; der Anschlag des Markgrafen zerbrach, das Thier zog ungejagt heim, was dem Markgrafen so leid that, dass er mit Trauern seinen Rittern klagte, er hätte viel lieber ein Auge verloren. Weil aber das Thier nicht innen liegen wollte, zog es bald wieder aus, zuerst gegen die Stadt Spalt. Das blieb dem Markgrafen nicht verschwiegen, er bot Jung und Alt auf, um dem Thier nachzustreben; mit 400 Pferden rannte er in Spalt ein; da wandte sich das Thier zum Heimzug, aber ohne sich, wie er gehofft hatte, zu fürchten und spie (pfuchzte) ihn an mit den grossen Büchsen auf den Karren, dass er nicht bestehen mochte, sich zurückzog und das Thier bei einem Wasser erwartete. Er liess hier eine Wagenburg schlagen, in die er 5000 Bauern stellte und gedachte es wie in einer

Falle zu fangen. Der Markgraf mahnet seine Ritterschaft, mannhaft zu sein, sich nicht betören und von den Schweizern keinen leben zu lassen, die müssten die ersten sein in den Sack! seine einzige Sorge ist, die Gegner möchten nicht bleiben, da seine Anzahl gegen die ihre doppelt sei. Allein die Nürnberger Hauptleute thaten wie wackere (frumme) Leute, ohne Feiern und Ruhe kamen sie wieder zu ihren Schaaren und redeten sie an, sich zu rüsten, der Feind halte vorne auf sie, nun sollten sie beisammenbleiben. Da schrieen Alle: das walt Gott! liessen das Vieh vor sich hin treiben und zogen nun auf die Feinde und diese wiederum mit zwei Spitzen auf sie. Wir wurden ihrer bei Zeit gewahr, sagt Rosenplüt, und sahen sie gegen uns glitzern. Da rief der Schweizer Hauptmann: Wer nun thun will als ein rechter Mann, der soll Füss' und Hände regen; ich merke der Feinde Vorhaben; das wollen wir mit Gottes Hilfe brechen. Man liess also die Feinde ganz nahe herankommen und schoss plötzlich auf die stolz prangenden „reysigen“:

da ward unter uns ein solichs Krachen
von mangem harten Büchsenschuss
dass ihnen und uns verging das Lachen
zu Hembach an des Wassers Fluss.

Eben war die Sonne am Untergang, die Feinde aber hielten sich fest, bis ihrer dreiundzwanzig an den Sätteln klebten, d. h. getroffen waren. Der Markgraf wollte warten, bis sie sich verschossen hätten und dann die Schweizer auseinander treiben, ein Ritter aber protestirte dagegen: „Herr! lasst uns nicht so jämmerlich morden, hört! sie schiessen je länger, je mehr; sie sind zu lauter Teufeln worden, gegen sie hilft weder Kreuz noch Segen, noch Harnisch von Stahl und Eisen; zudem nehmen die Schweizer Niemand gefangen, darum lasst uns von hinnen wenden, der grimme Zorn hat sie befangen, sie werden den Adel morden und schänden.“ Da wichen sie das Wasser hinab, die Nürnberger ihnen nach. Doch brachte das Bitten und Flehen des Markgrafen sie dahin, dass sie sich hinter eine Kirche zogen. Aber wir schickten ihnen bleierne Schlehen (pleyern slehen, v. 299), und trieben sie mit Schüssen wieder stromaufwärts bis auf eine Aue. Fünfmal musste die Ritterschaft weichen. Nun sagte ein weiser Ritter: „Fürst, edler Herr, glaubt mir, ich gönne euch Ehre und Gut, aber die Feinde begehren den Kampf noch viel stärker als wir. Sie haben euch vorher schon einmal gestraft, lasst euch nicht so sehr nach ihnen dürsten. Für einen Hasen ist es nützer und ehrlicher zu weichen, als zu sterben von den Hunden. Ihr habt sie lange gesucht und seid ihnen

nachgeschlichen; ich wollte, ihr hättet sie nie gefunden." Nun schrie der Markgraf: „Hilf Ritter St. Georg! Gott und die Heiligen haben mein vergessen!" Er eilte zur Wagenburg und rieth ihnen zu entweichen, um wenigstens ihr Leben davon zu bringen. Da begann die eiligste Flucht, so dass wenn Einem ein Aug entfallen wäre, er sich nicht darnach gebückt haben würde. Im Gedränge gingen Viele zu Grunde. Sie entwichen nach Roth, der Markgraf nach Schwabach, die eingebrochene Nacht wehrte der Verfolgung. Hätten wir nicht zu hoch geschossen, so wäre nicht die Hälfte davon gekommen, aber auch so hatten sechs Priester die ganze Nacht hindurch zu thun, den Verwundeten Gottes Leichnam und die „heiligkeit" zu bringen. Die Nürnberger behaupten, nur einen Todten gehabt zu haben und einen anderen durch eigene Hand verloren zu haben, die Feinde zählten 118 Tode. Es war also damals schon so wie heut zu Tage. Rosenplüt jubelt, dass der Wolf vor den Schafen habe flüchten müssen; die Hauptleute, welche dabei waren, sind natürlich namentlich aufgezählt. Die Fürsten machten aus Nürnberg selbst ein Raubhaus, in welches sie während des Krieges 2300 Gefange und 28000 Kühe einbrachten; dadurch blieben die Lebensmittel stets wohlfeil, das Pfund Fleisch kostete 5 Heller, um ein Ei (oder wie man jetzt sagen würde, für einen gebratenen Apfel) kaufte man sich so viel gekochte Speise, dass man sich satt essen konnte.

Dieses Hauptgefecht, welches Rosenplüt mit genauen Details wie ein Augen- und Ohrenzeuge beschreibt, war das letzte Zusammentreffen, in welchem der Markgraf seine Kräfte mit der Stadt mass. Am 6. Juli 1450 wurde durch kaiserliche Commissarien ein Stillstand gemacht und es kam, wenn auch zu keinem eigentlichen Frieden, doch zu einem friedlichen Stillstand. —

Das Fürstenlob repräsentirt Hans Rosenplüt der Schnepperer[1]) mit dem schönen Spruche auf den trefflichen Herzog Ludwig den Reichen, von Landshut.[2]) Die Einleitung dazu ist ganz gut meistersingerisch: Eines Morgens, als der Tag gerade sein Fenster öffnete, sei der Dichter in ein hohes Gebirge spaziert, wo er zwischen den Felsen eine wunderschöne Zwergin fand, die ihm wie ein Engel vom Himmel bedäuchte. Sie spricht ihn an und fragt, wer er sei und Rosen-

[1]) Früher hielt man den Rosenplüt dieses Beinamens wegen für — einen Bader, von der Schneppe beim Aderlassen; doch hätte schon das „snipensnap" aus dem Wartburgkrieg zur Deutung führen können. Es bedeutet einen redseligen Menschen, wie man heute noch ein plappermäuliges Kind scherzweise Schnippschnapp Schnepperer nennt.

[2]) Zum ersten male abgedruckt in Jordan: Georg von Podebrad. Leipzig 1861 S. 408—14.

plüt respondirt, er trage fremde Abentewer[1]) zu Fürsten, Herren, Königen und Kaisern, er erforsche ihre Wappen, um sie nach Adams Ehre zu „plasaniren und auch ihre Farb zu difidiren," an ihren Höfen suche er seine Nahrung. Er gibt sich also für einen Spruchsprecher, Ehrenholt und Persevant aus, der mit diplomatischen Noten vielleicht im Interesse oder Dienste seiner Stadt, an verschiedene Höfe gesandt wurde und in solcher Eigenschaft auch nach Landshut gekommen war. Die Zwergin fragt ihn nun weiter. ob er überhaupt noch einen lebenden Fürsten wisse, der nach den drei höchsten Dingen strebe: nach Ritterschaft, adeliger Ehre und der mit Schild und Speer den Frauen zu liebe steche und turniere; wisse er er einen solchen, so solle er ihr dessen Farben plasoniren. Nun nimmt Rosenplüt die Backen voll, behauptet in heiteren Reimen die halbe Welt durchreist zu haben, aber weder in Indien beim Priesterkönig Johannes, noch beim grossen Kan von Kathey, oder im Kaiserthum von Trebisunda, weder beim König Suldan, auch nicht in Spanien, Frankreich, England oder Italien überhaupt auf dem weiten Erdkreis vom Orient bis zum Niedergang, keinen zweiten gefunden zu haben, der mit Herzog Ludwig von Landshut zu vergleichen wäre, der ganz einzig die Blumen der Ehre sei und ihr Korn ausdresche;

Sein schilt empfing nye mackel noch mayl,
Der stet gehalbirt zu zweyteyl
Halb weiss halb pla schon gerawttirt
Und in einundtzwanzig teyl gedifidirt,
Auch sicht man auf seinem Helm sitzen
So leblich als man mocht malen vnd snytzen
Zwischen zweyen flugeln einen gelben leon
Mit roter zungen sam er wolle geon.

Seiner Ehren Boltz ist wohl befiedert; wenn er sich mit Worten verbunden, so löste er den Knoten nie. Neunzig Tag ist dieser Herre zu Felde gelegen und hat Krieg geführt, ohne eines Bauern Scheune oder Haus abzubrennen, von den gefangenen Bauern habe er nie eine andere Schatzung genommen, als dass er sie wieder nach heim liess und ihre Felder bauen hiess; den Stiften zu Bamberg und Wirzburg habe er wieder zu ihren Rechten verholfen; er ist ein Hintreiber aller Uebel und aller Seligkeit Hergeber. Allen, die ihm beigestanden haben den Krieg zu beenden, sei Gottes Lohn: dem hochw. Bischof und

[1]) Derselbe Ausdruck findet sich in den oben berührten Rechnungen des Herzogs Albrecht, Liebe wird mit einer Abentewr nach Prag geschickt.

Cardinal von Augsburg und dem ehrsamen weisen Rath von Nürnberg, auch Markgraf Albrecht habe die ewige Ruhe. Auch dem hochgeboren Herzog Wilhelm von Sachsen ist Adel und Ehre zugewachsen; der hat an dem Recken gesponnen und getreulich zum Frieden mitgearbeitet, dass das „mordisch wetter“ ward gestillt. Gott möge es ihm vergelten, wenn er an seiner letzten Rechnung liege wo alles Böse und Gute unverschwiegen bleibt. Gott sprenge seiner Gnaden Segen auch auf den Bischof von Franken, der gleichfalls bei der „Richtigung“ (zu Roth) am Mondtag vor St. Johannestag 1460 mitgearbeitet.

Mein Got, mein Herre, mein williger Sterber
Halt auf die hellischen Valcken und Sperber,
Die allen Selen noch sweymen vnd schiessen,
Teyl mit Dein vnschuldigs Plutvergiessen
Vnd lasse die Armen zu gnaden kumen
Die in der Reise haben Schaden genumen
One Reue, one Peicht vnd one alle Puss,
Laes auf sie regen deiner Gnaden Guss
Herre durch Dein Sterben, das Du tetst
Des Du noch nye verschuldet hetst!
Herre gib Gewalt vnd gut Gericht
Den Fursten hie in meinem geticht.
Gib in ein Concluss in allen iren Dingen
Das ein yeder Te deum laudamus werde singen.
Herre, gib in sterk als dem Sampson,
Gib in Gehorsam als dem Abraham,
Gib in Andacht als Jeromias. (Jechonias?)
Gib in Lanngkleben als Esechyas,
Gib in Manheit als dem Gedeon,
Gib in Reichtum als dem Salomon,

Gib ihnen Zucht wie dem Kaiser Otto, sende ihnen Mahnung wie dem Lot, dass sie vor Unglück fliehen, mache ihre Ehe wie die des Zacharias, gib ihnen ein Alter wie das des Noah, und die Weisheit des Daniel, dass jeder Land und Leute regiere wie Herzog Gottfried von Belgien, lass sie nicht Hoffart fallen, verleih' ihnen Reue wie König David pflog, gib ihnen überhaupt alle Vorzüge

Dass sie bestehen vor den zwölf Mannen
Da vor man spricht das letzt Urtheil,
Mach' sie von allen ihren Sünden heil
Und behüt sie dort vor ewigen Sochen [1])

---

[1]) mhd. söchen (v. siechen) sohte, kränklich sein; behüte sie von dem ewigen Siechthum oder Tode.

Wenn sie Dein Gebot je haben gebrochen.
Lasse sie Deines unschuldigen Sterbens geniessen
Und aller Märtyrer Blutvergiessen,
Und gib Dich ihnen an ihrem Ende
Zu Speise aus des Priesters Hände
Damit man ewiglich dort geniest.
Das bitt ich Dich Herr Jesu Christ
Durch alle Dein väterlich Güt'
So hat gedicht Snepperer Hans Rosenplüt. —

Unterdessen war 1453 Byzanz gefallen; es dauerte lange, bis man in Deutschland das ungestüme Vordringen des Islam begriff, das in politischer wie wissenschaftlicher Weise für uns von der höchsten Bedeutung wurde. Rosenplüt erging sich in seinem „Vassnachtspiel“ [1]) in übermüthigen Scherzen; ernster ist sein Lied „von den Turken,“ welches in 39 fünfzeiligen Strophen sehr feine Anspielungen auf die deutschen Zustände enthält und sicherlich mit seinem Sarkasmus auf ganz andere Kreise berechnet war, als das Fastnachtspiel, welches einzig an den hausbackenen Spiessbürgerverstand des süssen nürnberger Pöbels appellirte, der Alles gehörig mit Schweinerei versetzt haben musste, um es geniessbar und unterhaltlich zu finden. In diesem Liede [2]) mahnt er den (deutschen) Adler, sich vorzusehen, die Türken, die ihm die Federn zu zausen verstünden, seien ausgeflogen und die Zeiselein und Meisen hätten sich dazugesellt; die Türken sind im Griechenlande flügge geworden: Gott gebe euch, Herr Adler, Glück und lasse euere Flügel wachsen:

Die Turcken haben gesammelt einen Haufen
Und wollen grosser Vögel zwen beraufen;
Herr Adler, seid weise!
Der Koch ist wohl strafens werth
Versalzet er die Speise.

Haben dieselben Vögel die Plattengeier und Ungetauften abgerauft, so werden sie euch dann rupfen, das Bier wird erst durch den Hopfen bitter! Schweigt nicht so lange, Herr Adler! man harzet den Bogen vor man geigen will; mit Fluchen ist nichts gethan; das Kind fürchtet die Ruthe nicht bis es selbe gekostet hat. Die Turcken haben schon Junge ausgeheckt: die grossen Plattengeier spotten euer, Herr Adler,

---

[1]) In Gottscheds nöthigen Vorrath. II. 28. Tieck Deut. Theater. 1817. I. 3. Keller Fastnachtspiele. 1853. I. 288—304 u. Jordan S. 394—402.
[2]) Jordan S. 402—8.

ebenso die Kanzelschreier; die Turcken werden den „beschorenen Kittel“ wohl um seine Hoffart strafen. Unter allerlei Vogelbildern bringt er die fürstliche Habgier gegen die Städte zur Sprache, welche den unauslöschlichen Hass der beiden unteren Stände gegen den hohen steigerte und die furchtbare Nothwehr der Niederen sowie die Hintansetzung alles sonst natürlichen Gehorsamsgefühles zur Folge hatte. Er fordert den Kaiser mit scharfen Gleichnissen zum Durchgreifen auf: Besen, Schwert und Hobel zu gebrauchen. Die Gottesliebe ist wie Schnee zergangen. Der Antichrist thut wirklich Unrecht, jetzt nicht zu kommen. Die Ehre des höchsten Königs sucht Niemand, darob ward Nabuchodonosor schon verflucht; der Halm gibt das Korn nicht, bis der Schlägel über ihn kommt:

Die trew die wonet nymmer bey den hochsten,
der reichtum wil die armut nymmer trosten.
nyemant heylt die wunden,
got slahe dann mit seinem slegel
darein und ertzeig sein macht hie unden!

Friedlicher ist sein Spruch von Nürnberg[1]) (aus dem Jahre 1447), dessen Inhalt wir hier gerne nacherzählen, denn er gereicht ja zum Lobe einer biederen, deutschen Stadt, welche damals der bedeutendste und ansehnlichste Punkt in Mitteldeutschland war und vielleicht geeignet gewesen wäre, die Herzkammer des ganzen Reiches zu werden.

O Nürnberg, du viel edler Fleck, ruft er aus, deiner Ehren Bolz steckt an dem Zweck, deine Weisheit hat ihn geschossen und die Wahrheit ist in dir entsprossen. Du hast einen weisen Rath, eine gehorsame Gemein und eine wohlgezogene Priesterschaft, die mit solcher Haft gebunden ist, dass keiner über die Schnur kaufen darf. Die besonderen Vorzüge der Stadt sind fünf grosse Almosen: das „der zwölf Brüder“;[2]) das zweite die beiden Findelhäuser;[3]) das dritte die Sundersiechen,[4]) die in der Marterwochen geistig und leiblich gespeist und bekleidet werden; das vierte ist die Aussteuer armer braver Jung-

[1]) Herausgegeben als Programm von Lochner. Nürnberg 1854. — Ein späteres Lobgedicht auf Nürnberg, aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Kunz Hass hat Barack herausgegeben, Nürnberg 1858; er bildet eine Ergänzung und Nachtrag zu Rosenplüt.

[2]) Gestiftet 1388 von Conrad Mendel; das Haus wurde schon 1381 gebaut.

[3]) Sie stehen bereits 1365 im Testament des Berthold Tucher.

[4]) Gestiftet 1394.

frauen;[1]) das fünfte ist das grosse Almosen[2]) für Hausarme, an die jeden Sonntag vor der Tagmess 312 Laib Brod und 624 Pfund Fleisch vertheilt werden; dasselbe geniessen 156 Arme. Dann rühmt der Spruchsprecher die sieben Kleinode der Stadt: das erste ist die dreifache Mauer und der Graben, in welchem fünf Wagen nebeneinander fahren können. die Mauer hat 187 Thürme, wohl mit Büchsen versehen, dass manchen Büchsenmeister darnach gelüsten mag. die Feinde aus ihnen zu empfangen; Mancher mag sich wohl verwundern, dass die von Nürnberg bei so stattlicher Rüstung sich so vieles langmüthig gefallen lassen, doch hat ihre grosse Weisheit den Nutz und Frommen stets im Auge, der aus dem Frieden entspringt; Mancher begehrt sie wohl zu vertilgen und lechzt mit den Zähnen nach ihnen, brummt sie an und bisse sie gerne, wenn er nicht fürchtete, trocken geschoren zu werden (vorcht er sich nicht for truckem schern). Das zweite Kleinod ist der Wald, aus dem selbst ein altes Weib oder eine Radspinnerin sich leichtlich an einem Tage so viel Holz nach Hause schaffen kann, dass sie auf zwei Tage Brod im Hause hat. Das dritte Kleinod ist ein Steinbruch,[3]) aus dem manche hohe Kemenate aufgebaut wurde, die, stünde sie auf einem Berge, für eines Fürsten Herberge gelten könnte. Das vierte ist ein Kornhaus, dann wird der schöne Brunnen[4]) gerühmt und sechstens die Pegnitz, die so breit ist, dass kein Hirsch darüber springen könne, sie fliesst mitten durch die Stadt, säubert dieselbe und treibt 67 Mühlräder, die alle innerhalb der Mauer arbeiten, kein Fürst sei im Stande, wenn er denen von Nürnberg auch noch so sauer (feindlich) sei, dass er eines der Räder stelle. Das siebente und kostbarste Kleinod ist ein Nagel und ein Stück vom Kreuze Christi, ebenso „das heilige wahre Eisen von dem Speer, das man Gott in die Seite stiess," dazu fünf Spitzen aus der Dornenkrone. Diese Heilthümer werden zu Nürnberg gezeigt,[5]) denn Gott selbst hat sie der Stadt zugeeignet und auch Kaiser Sigmund, der das ganze Reich durchzogen, aber nirgend eine Stadt wie Nürnberg gefunden habe, ihre Weisheit und Wahrheit habe ihm wie eine süss klingende Saite ge-

[1]) Gestiftet von Hilpolt Kress 1427.

[2]) Gestiftet von Burkhard Sayler am Sonntag vor St. Veitstag 1388.

[3]) Bei Mögeldorf, hinter dem sog. Schmaussenbuck, an der Gritz und bei der Buchenklinge gelegen.

[4]) Gleichzeitig mit der Frauenkirche (1355—61) von Schonhover errichtet. Vergl. Rettberg Nürnbergs Kunstleben. 1851. S. 35 Das eiserne Gitter fertigte 1586 Paul Köhn. (Rettberg S. 176.)

[5]) Von diesen Heilthümern und ihrem Vorweisen erzählt auch eine merkwürdige Incunabel, gedr. zu Nürnberg 1487. — Sie wurden auf einem eigenen Gestül an dem Schopperischen Hause am Fischmarkt gezeigt.

schienen, die oft vor ihm hallte und desshalb habe er ihnen das Heiligthum befohlen. Alle mögliche Kunst und Wissenschaft ist zu Nürnberg zu finden:

Vnd hat ein man gros lieb vnd gunst
zu hübscher maisterlicher Kunst
vnd hat nach allen künsten sein frag,
sucht er im peheimer land zu Prag
vnd auch in österreich zu Win,
sucht er nach dem zierckel vnd noch lien
vnd sucht in polaw und in preussen
vnd in grossen nogårten vnd hochen reussen.
vnd zu kanstantinopel in krichen:
Noch fint er nicht wahrhafftiglichen
daz er mit suchen hab ein feir.
Sucht er in egipten, zu alkeir
vnd auch in hohen Indian
vnd an dem hoffe brister Johan,
noch ist sein suchen nich gebis.
Such er in Frankreich zu pariss,
vnd in der höchsten schul athenis
vnd sucht phisica Orienis
vnd sucht grammaticam priscians
vnd sucht die weisheit salomonis
vnd sucht dy loyacum aristotilis
vnd sucht geometriam euclidis
vnd sucht rhetoricam thuliy
vnd prakticam Pitagori
vnd sucht boety musicam
vnd ptholomeus astronomyam
die kunst find er in Nürnberg all,

dazu noch die Kunst, in siebenerlei Metall zu arbeiten. Daran reiht sich der ausgebreitete Handel, den Nürnberg treibt

vnter der ganzen Himels deck,
die ingber vnd die pfefferseck
vnd alle speczerey von edler kraft
vnd was man zelt für kawfmaschaft
das hat alles zu nürnberg sein nyderlag,

so dass man nicht weiter zu suchen braucht. Sieben Sprachen gibt es in der Christenheit, wohin die mit Kaufmannschaft und Gewerbe ziehen und aus diesen Landen mit sauerer Mühe ihre Nahrung gewin-

nen: Ungaria, Sclavonia, Türkei, Arabia, Grecia, Francia und Saxonia. Die der Stadt eigenthümliche Kunst des Rothschmidthandwerks [1]) hat seine eigene Stelle (v. 241—256):

Viele Meister find ich in Nürnberg,
Deren sind ein Theil auf dem Rothschmidtwerk,
Dergleichen in aller Welt nicht lebt.
Was kreucht oder leuft, schwimmt oder schwebt,
Mensch, Engel, Vogel oder Fisch, Wurm oder Thier
Und alle Creatur in leiblicher Zier,
Und alles das aus der Erden mag spriessen,
Dessen Gleichen können sie aus Messing giessen
Und keinerlei Stück ist ihnen zu schwer.
Ihr Kunst und Arbeit ist offenbar
In manchen Landen fern und weit,
Seit ihnen Gott solche Weisheit verleiht
So sind sie wohl werth, dass man sie nennt
Und für grosse künstliche Meister erkennt.
Denn Nimrod solche Meister nie gewann
Der den Thurm liess bauen zu Babilon.

In den folgenden Versen (257—84) wird das Lob eines Mannes erhoben, des einzigen, der im ganzen Gedicht durch namentliche Bezeichnung geehrt ist; er heisst Meister Konrad Paumann, der kunstreiche Organist von St. Sebald, der obwohl er einen Mangel an seinem Gesicht hat, dennoch durch die Gnade Gottes ein Meister über alle Meister in der Musik ist. Würde man einem Meister seiner Kunst wegen krönen, so sollte er wohl eine goldene Krone tragen.[2]) Dieser seiner Zeit so gefeierte Tonkünstler war blind geboren, dess frühe verwaisten Knaben hatte sich der edle Ulrich Grundherr und später dessen Sohn Paulus angenommen und seine wunderbare Begabung für Musik ausbilden lassen. Lochner fand über den bisher völlig unbekannten

[1]) Bereits 1336 gab es Messingschmiede zu Nürnberg; 1405 kommen die Rothschmiede unter diesem Handwerksnamen vor.

[2]) v. 266 ff.: mit contra tenor vnd mit faberdon | mit primi tonus tenorirt er | auf elamy so sincopirt er | mit resonanczen in accutis | ein trawrichs hercz | würt freyes mutes | wen er auss ottaf discantirt | vnd quint vnd vt zusamen resamirt | vnd mit proportiones in gravibus | Respons antiffen vnd introitus | Impin sequencen vnd responsoria | das tregt er als in seinem memoria | ym was plicetum oder geschaczt | vnd was für muscam wirt geschaczt | In kores amtum kan er aussen | rundel muteten kan er slugmaussen | sein haubt ist ein solchs gradual | In gemessem cantum mit solcher zal | das got hat selbs genotirt dor ein | wo mag ein besser meister sein | dor vmb ich nürnberg preis vnd lob | wan sie leit allen steten ob |.

Meister glücklicherweise die erste Urkunde, [1]) in welcher Konrad Paumann, im J. 1446 als Organist zu St. Sebald, verspricht, ohne Erlaubniss sich nicht von der Stadt trennen zu wöllen; auch gedenkt er seiner genannten Wohlthäter ausdrücklich. Doch erhielt er 1450 vom Rath auf sein Ansuchen die Erlaubniss zu reisen und sein musikalisches Talent auch auswärts zu zeigen; er erwarb in Italien an den kunstliebenden Fürstenhöfen Anerkennung, Belohnung und sogar den Ritterschlag und kam endlich an die Spitze der Kapelle Herzog Albrechts von Bayern, [2]) in welcher Stellung er an St. Pauli Bekehrungstage 1473 zu München starb. Sein schönes Epitaph, links am Brautportal der Frauenkirche, rühmt ihn, als den „kunstreichst aller Instrument und der Musica Meister," auf dem Steine ist er orgelspielend abgebildet, umgeben von Laute, Harfe, Fiedel und Flöte.

Nachdem Rosenplüt so Nürnbergs Ehre gerühmt, zählt er die heiligen Städte auf; er weiss deren jedoch nicht mehr denn fünf: Jerusalem, weil es durch Christi Blut und seinen heiligen Leichnam geheiligt ist; Rom, weil viele Päbste und sieben Apostel dort begraben liegen, Trier, weil dort die zehntausend Ritter erschlagen sind, Cöln, weil diese Stadt durch das Blut der eilftausend Jungfrauen geheiligt ist, endlich Nürnberg, weil darin von Priestern so grosser heiliger Gottesdienst begangen wird; wenn Einer über das Gebot tritt, so muss er fort und ohne alle Fürbitte heisst es: Gehe mit Gott! Auch findet sich daselbst manch schriftweiser Mann, der des Himmels Wort auf der Kanzel verkündigen kann, so dass mancher Sünder wieder zu Gottes Dienst gereizt und gelockt werde. Darum heisse er mit Recht die Stadt heilig; der sei nicht weise, welcher Nürnberg schmäle. Rosenplüt behauptet, alle deutschen Lande durchsucht zu haben, (ich han all deweczsche land durchsucht), doch finde er in keiner Stadt

---

[1]) S. 29 ff u. Histor. polit. Blätter. 1859. 34. B. S. 388. — Die Grabschrift lautet: Anno MCCCCLXXIII. an Sant Pauli Bekerungs Abent ist gestorben und hie begraben der kunstreichist aller Instrument und der Musika Meister Conrad Paumann Riter. purtig von Nirnberg und plinter geboren. Dem Gott Gnad. — Wie man aus dieser Grabschrift 1474 und 1476 machen konnte und den „Paulmann" für einen „gebornen Ritter" ausgeben, ist unbegreiflich. Trotz Lochners Erhebung und trotz dem an der Münchner Frauenkirche aller Welt sichtbaren Epitaph erschien doch noch ein „Paulmann" im Programm des Münchner Jubiläumsfestes!

[2]) Kaiser Friedrich III. beschenkte ihn mit einem goldbrokatenen Kleide, einem Schwerte mit goldenem Behäng und mit einer goldenen Kette; ebenso war der Herzog von Ferrara sehr freigebig. Albrecht III. gab ihm einen Jahrgehalt von 80 rhein. Gulden. Paumann hinterliess, da er mit Margaretha Weichsserin von Nürnberg verheirathet war, eine Familie und viele ausgezeichnete Schüler.

sieben reformirte Klöster [1]) wie zu Nürnberg, in denen Tag und Nacht dem König der Ehren der englische Lobgesang dargebracht werde. Hierzu werden die Klostergeistlichen durch den weisen Rath unterstützt. Wer daher von Nürnberg übel rede, sei ein Gauch und verdiene nicht weise zu heissen, üble Nachrede sei überhaupt eine versalzene Speise.

Noch etwas gebe es in Nürnberg, was das Allerweiseste sei, das in einer Stadt gefunden werden könne. Gesetz und Ordnung werde, wo man mehr Hirten habe als einen, oft zertrennt; in Nürnberg sei nur ein Hirte, der mit der Heerde (mit dem viech) nie stolzirt, sondern so treulich gehütet habe, früh und spät, dass kein Ungeziefer sie vergiften konnte, wie oft auf hohen Stiften geschehen sei und auch bei einfältigen Zünften, da der Teufel oft seinen Samen säe, so dass Mord und Jammer ausgebrütet werde; bei vielen Hirten werde oft übel gehütet. Der Hirt sei der weise fürsichtige Rath, der Tag und Nacht, früh und spät, getreulich hüte über alle Gelehrte und Laien; er könne das nicht besser erklären, als wo viel Aare (Adler) auf dem Zaune sitzen, da haben die Hühner nimmer guten friedlichen Raum.

Schliesslich folgt nochmals Nürnbergs Lob wegen seines klugen Benehmens nach Aussen, das auf die Erhaltung des Friedens gerichtet sei. Er lobe nicht auf blossen Schein, sondern aus Kenntniss und Erfahrung. Ihre Ehre habe noch nie gehinkt, und wie übel man ihnen auch nachgesprochen, noch habe man ihr Siegel nie zerbrochen,[2]) noch an irgend wem ihr Geleit zertrümmert. Im Garten des Friedens wächst Glück und Seligkeit; wo Unfriede ist, da hagelt es und schauert; eine jede Creatur trauert, wenn sie in Unfried ihre Speise suche. Darum heisse er die von Nürnberg weise, weil ihnen der Friede so recht wohl schmecke. Der Esel schlägt gegen den Müller nie aus, er schlage ihn denn vorher, dass es ihn anmuthe. „So hat geticht Snepper Hans rosenpluet.“ [3]) —

[1]) Rosenplüt dichtete seinen Spruch 1447, ein Jahr darauf 1448 hatte Albrecht III. die grosse Klosterreformation zu München in Arbeit. — Im Vergleich zu anderen Städten herrschte zu Nürnberg grosse Sittlichkeit und Zucht auch unter der Geistlichkeit; Lochner (S. 32) citirt dazu das Urtheil des Conrad Celtes.

[2]) Das Zerbrechen der Siegel war eine Erklärung der Unwürdigkeit.

[3]) Andere Sprüche und kleine muthwillige und lascive Erzählungen von Rosenplüt bei Keller Fastnachtspiele. S. 1083: Von den sechs Aerzten. — S. 1098: Die Beich. — S. 1103: Der Kalender. — S. 1107: Die Klag vom Wolf. — S. 1115: Disputatz mit eim Juden. — S. 1124: Von einem Einsiedler und der Welt Lauf. — S. 1135: Die Handwerker. — S. 1139: Von einer edlen Kaiserin zu Rom. — S. 1152: Von dem Müssiggänger. — S. 1158: Von einer meisterlichen Predigt. — S. 1172: Von einem fahrenden Schüler u. s. w.

Ueberblickt man noch einmal den Verlauf der Epik und Lyrik, so ergibt sich, dass die Poesie von ritterlichen Höfen in derselben Weise zu den Bürgern überging, wie die bürgerliche Macht von den Rittern auf die Städte kam. Der Adel, der einst des Sanges gepflogen und die Sänger genährt und beherbergt hatte, hatte nun auf andere Dinge zu denken. Einst hatte er den süssen Weisen gelauscht und sie selbst geübt, jetzt griff er nach dem Schwerte; aber es war nicht wie in den Kreuzzügen, für ein hohes, fernes Ideal, sondern es war ein wüstes Buschklepperthum und Strauchdiebtreiben, Niederwerfen der Kaufleute und offener Raub und Mord. Die Schilderungen im Helmbrecht sind nur zu wahr, und der Eppele von Gailingen gab es gar viele. Ruhte das Schwert, so gab es Trinkgelage, Jagd und Prasserei, dazu passte der Hofnarr, aber nicht der Sänger. Man verschloss ihnen das Thor. Wohl zogen noch einige Zugvögel umher; aber elend und armselig, wie ihr Lohn, ist auch ihr Thun und ihr Leben, nur die Spruchsprecher und Lobhudler machten noch ihr Glück und fanden Gehör.

Desto willkommener hiessen die Bürger den Gesang, sie pflagen der Kunst — so gut sie selbe erfassten und verstanden. Gott segne das ehrbare Handwerk!

Drittes Buch.

Dramatische Dichtung.

Das mittelalterliche Drama ist aus dem kirchlichen Gottesdienst und aus dem fröhlichen frischen Volksleben herausgewachsen. Demgemäss ist es doppelter Natur; es zerfällt in das religiöse Schauspiel, die sogenannten Mysterien, und in die Comödie, aus der sich unser heutiges Theater entwickelte.

Die Geschichte des religiösen Schauspiels ist mit der Kirche verknüpft, es erstand aus ihrer Liturgie, gerade wie bei den Griechen. Wie zuerst die Jungfrauen am Orakel des pelasgischen Zeus zu Dodona „dem allmächtigen Baumeister der Welt und dem freundlichen Herdgenossen der Menschen" ihre Hymnen sangen, [1]) so erscheinen in den frühesten Anfängen der Mysterien die als Frauen verkleideten Priester, die in der Kirche zum Grabe Christi wallen, vom Engel die Kunde seiner Auferstehung vernehmen und mit dem Freudengesange „Christ ist erstanden" zum Altare zurückkehren. Wie bei den Festen des Dionysos der Chor zuerst seine Reigen zu den wechselnden Strophen führte und die Geschichte des Gottes mimisch dargestellt wurde, so that auch das christliche Drama dessgleichen, wobei der Tanz lange Zeit sein tausendjähriges Recht behaupten wollte und nur mit Mühe unterdrückt werden konnte.

Die Entstehungsgeschichte der griechischen Dramatik bildet überhaupt zum ersten christlichen Schauspiel eine merkwürdige Analogie. Dionysos war (wie der Mythus berichtet, der durch die Cadmus-Colonie um 1500 vor Christus nach Griechenland kam und an das ungefähr um eben diese Zeit dem Volke Israel gegebene Mosaische Gesetz erinnert) der Sohn des höchsten Gottes und einer sterblichen Mutter, also der von dem Menschen im tiefsten Innern seines Herzens ersehnte Mittler zwischen Gott und Menschen, zwischen Geist und Sinnlichkeit; er war der menschgewordene und in die Sphäre der Sinnenwelt herab-

---

[1]) Vgl. Lasaulx Das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona. 1841 u. H. Alt Theater und Kirche. 1846.

steigende oder vielmehr mit jedem neuen Frühling aufs Neue erstehende und sich offenbarende Gott, der durch das von ihm dargereichte Geschenk, den Wein, den Menschen es möglich machte, auf kurze Stunden wenigstens die alltägliche Welt zu vergessen und sich in die Seligkeit des Götterhimmels hineinzuträumen. Auf den heiligen Bergen entsprang die Quelle der Poesie, der lyrischen wie der dramatischen; hoch sprang die crystallne Säule empor, in ihr spiegelte sich das ganze Wissen und Glauben des Volkes und sein ganzer Schatz religionsphilosophischer Vorstellungen und Ideen lag zu Grunde. Wie aber der Quell am Bergeshang lustig hinabrann, da trübten sich die Wellen, bis sie Blut, Erde und Unrath führend, hinabpolterten und über ihre Ufer ausgetreten, in die Ebene sich verloren. Was aber gleichsam nur ein ahnungsreiches Vorspiel gewesen im Jugendalter der Menschheit, was eingehüllt und bis zur Unkenntlichkeit vermummt, der Materie wieder anheimgefallen war, das war mit dem Christenthum Wahrheit geworden, das hatte die Kirche mit heiligender Kraft und alldurchdringender Liebe aufgenommen. Der verwelkte alte Naturcult bekam einen neuen Festcyclus und die verschollene alte Kunst wurde der früheren Berechtigung beim Gottesdienste zurückgegeben. Wenn das Judenthum den Drang nach Wahrheit auf Kosten der Rechte der sinnlichen Natur befriedigte, indem der Mensch sich hier durch eine weite Kluft von der Gottheit getrennt sah, so stillte das Heidenthum das Verlangen nach dem sinnlich Schönen, aber auf Kosten der Wahrheit, indem hier die Götter zwar herniederstiegen, aber genauer in's Auge gefasst, doch nur todte Steinbilder verblieben, denen die schaffende Phantasie allein ein problematisches Leben und eine träumerische Herrlichkeit verlieh. Die starre Wahrheit des Judenthums musste sich mit den Formen der sinnlichen Schönheit befreunden und das, was im Heidenthum nur der verklingende Rest einer ehemals ergangenen Verheissung war, musste Wahrheit werden, dann erst konnte die Sehnsucht des Menschen nach beiden Seiten hin befriedigt erscheinen. Das geschah im Christenthum mit dem Dogma von dem Gott-Menschen, welches einerseits die Wahrheit des Judenthums bestättigte, andererseits aber dem Bedürfniss der sinnlichen Natur, Theil zu haben an dem Göttlichen, Genüge leistete. Die Künste hielten nun alle ihren Einzug in das Heiligthum, sie hatten jetzt erst ihre volle Berechtigung erhalten, sie nahmen ihre Stellung am Altare und um denselben ein, und auch das Drama wurde bei der Feier in reichlichem Masse zugelassen. An die Stelle des um den Opferaltar gezogenen früheren Naturcyclus, ordnete sich um den Altartisch des heiligen Mahles das Kirchenjahr, die Woche und der Tag mit seinen Gebetstunden und unblutigen Opfern zu einem mehr und mehr

dramatisch gestalteten Gottesdienste, der endlich zu einem förmlich symbolisch-liturgischen Drama ward, das die Darstellung des Erlösungswerkes zum Inhalt hatte und wovon sich erst späterhin die Darstellungen einzelner Theile desselben, namentlich die Geburts- und Passionsgeschichte unseres Erlösers, als Gegenstand besonderer Darstellungen, abzweigten und weiter ausbildeten.

Der Mittelpunkt des altchristlichen Gottesdienstes, das Officium der Messe, ist ganz dramatisch geordnet; sie ist eine dramatische Gedächtnissfeier und eine unblutige Wiederholung des grössten und heiligsten Weltschauspieles, des Leidens und Todes Christi, worin alle einzelnen Theile den Fortgang dieser grossen Opferhandlung darstellen, die sich gleichsam in fünf Acten vor den Augen der anwesenden Mitopfernden entwickelt.[1]) Zuerst im Introitus bis zum Credo die Vorbereitung und Heiligung des Opfernden, der den heiligen Berg besteigt, dann bis zum Canon die Oblation, hierauf in der Wandlung bis zum Pater noster die unblutige Opferfeier selbst, darauf die Grablegung in der Communion und endlich am Schlusse die Danksagung und der Segen; ferner die handelnden Personen, der Priester und die ihm beim Hochamte assistirenden Leviten und das Volk, sie sind stets im lebendigen Wechselverkehr, einander anredend und antwortend; alle einzelnen Theile, die Farbe und Gestalt der priesterlichen Kleidung und des Altares, ja die Grundform und der Bau der ganzen Kirche selbst — Alles ist symbolisch; auch die Vesper mit ihrem mehr reflectirenden, lyrischen Charakter stellt, dem Chor der alten Tragödie vergleichbar, mit ihren Antiphonen, Capiteln und Responsorien eine Wechselhandlung des Priesters vor, der am Altare als Chorage mit dem Volke des Opfers waltet. Man denke sich dazu noch die dem lebhafteren, prachtliebenden Charakter des Orients entprechende Ur-Liturgie des heil. Chrysostomus: Und das grossartigste und erschütterndste Drama ist fertig.

Vorzüglich war es die altheilige Zeit von Weihnachten und Dreikönig, wo früher auch die Ueberirdischen ihren Umzug gehalten hatten,[2]) ferner der Palmtag mit dem Einzuge Christi, die Leidenswoche und Christi Grablegung, die sehr frühe Darstellung fanden, dann aber die Feier der Auferstehung am Ostertage, wo als Frauen verkleidete Priester

[1]) Diese Idee hat Guido Görres in seinem Aufsatze über das Passionsspiel zu Oberammergau (in den Histor. polit. Blättern. 1840. VI. B.) durchgeführt; er hat auch das Verdienst, die Geschichte der altdeutschen dramatischen Kunst zuerst angeregt zu haben.

[2]) Ueber die feierlichen Vorbereitungen des Mittelalters auf die Weihnachtszeit vgl. Weinhold Weihnachtspiele. 1853. S. 45 ff.

zum Grabe kamen, vom Engel angeredet wurden und zum Altare zurückgekehrt, die Freudenbotschaft von dem erstandenen Heiland im Jubelgesange verkündeten: Das Alles brauchte nur einige Ausschmückung, um ein Gegenstand der entschiedensten Vorliebe des Volkes zu werden.

Betrachten wir die heiligen Zeiten des Kirchenjahres, so sind diese sowohl für die Entwicklung des religiösen Schauspiels, wie auch für die aus dem Volksleben herausgewachsene Dramatik von höchster Bedeutung. Vorerst Weihnachten.

Durch die Dämmerung der Adventabende und der Zwölfnächte gehen noch verschiedenartige Gestalten und Wesen; im Norden altheidnische Götter, im Süden die lebendig gewordenen Bilder der biblischen Geschichte; mitten unter ihnen tauchen aber die alten Heiden auf und gemahnen an die gestürzte Dynastie, deren Reich das Kristkind eroberte. Früher waren die Ueberirdischen eben zu solcher Zeit, begabend und segenspendend in den Marken umgezogen. Was also heut zu Tage dabei noch gesungen, gesagt und agirt wird, hat für uns einen guten Sinn.

Es war die heilige Julzeit der Germanen. Nach der vollen Bestellung des Winterfeldes, wenn alle Ernte in den Hof eingebracht war, begann die heilige Zeit des Gottes. Da zog er auf seinem weissen Rosse durch das Land, empfing Opfer und gab Segen. In der Darstellung des „Schimmelreiters“[1]) ist die Erinnerung an diesen Umzug gewahrt; ihn begleitet fast überall ein Bär, gleichfalls ein heiliges Thier, oder anderes unheimliches Gesindel mit geschwärzten Gesichtern (Tirol). St. Martin musste für Wuotan eintreten, er erscheint Segen spendend und bescherend; ihm wird zur Minne getrunken; ihm zu Ehren zecht der Bauer in der oben mitgetheilten Erzählung des Strickers.[2]) Der „Pelzmärtel“[3]) ist ganz und gar noch ein heidnischer Unhold; auch der wackere „Knecht Ruprecht“[4]) ist wieder Niemand anders, als ein ruhmglänzender (hruodperaht) Gott und Wuotan; ihn begleitet Frau Brecht oder Bertha; an ihre Stelle ist St. Nicolaus designirt oder „der rauhe Klas,“ wie er wohl noch genannt wird, der sogar bisweilen noch beritten kommt, aber auch als kinderliebender Bischof in Casula und Mitra hereintritt, von einem dienstwilligen, apfelspendenden Engel begleitet. Dagegen hat der

---

[1]) Vergl. Rochholz Sagen. II. B. S. XXXIX. Weinhold Weihnachtspiele. S. 6 ff.

[2]) Vgl. oben S. 308 ff.

[3]) Simrock Mythol. S. 550.

[4]) Ebendas. S. 549.

„Klaubauf“ [1]) ganz das heidnische Wesen gewahrt; er ist nur schrecklich geworden. Mit Nicolaus kommt auch die „Habergaiss“ die von vier Männern gebildet wird, welche mit weissen Kotzen bedeckt sind; der Vorderste hält einen hölzernen Gaiskopf empor, dessen untere Kinnlade beweglich ist und womit er klappt.[2])

Diese Umzüge waren das Vorspiel zu der Feier der zwölf Nächte. Diese Zeit, wo die Sonne ihren Wendepunkt erreicht, bis zu dem Tage, wo sie wieder vorwärts geht, die zwölf Nächte, die Zwölften, Rauchnächte und Loostage genannt, waren ehedem geheiligt; der Gottesfriede herrschte. Alles ergab sich der festlichen Freude. Und die Gottheit wachte sichtlich über die Heilighaltung ihrer Zeit; daher noch der Glaube, dass keine Arbeit vorgenommen werden dürfe; namentlich ist nicht zu spinnen erlaubt, den Uebertreter trifft die Rache der missachteten Götter, besonders die Mägde, deren Spinnrocken nicht abgesponnen ist, werden von der hausmütterlichen Göttin Berchte oder Frau Holle gestraft. Auch das Haus muss fein sauber sein und gefegt, sonst schneidet die Berchtel den faulen Dirnen den Leib auf und füllt Kehricht hinein. Das glaubt man heut zu Tage noch so gut in Tirol wie in Altbayern, am Lechrain und in der Oberpfalz. Auch erscheinen, entsprechend an der Stelle der alten Götter, am Dreikönigtage, die drei Weisen, die Magier; Buben singen und drehen ihren Stern und laufen in den Gegenden noch über Land, wo die Polizei, die sich überhaupt gerne über alles ächte alte Volksleben legt, selbes noch nicht zu verbieten geruhte.

Andere pflegen „das Kristkind anzusingen,“ auch sang man in und ausser den Kirchen Wiegenlieder, meist in wechselnden Strophen. Einen Beleg hiefür bietet die (aus Tegernsee stammende) Münchner Handschrift, welche die Lieder des früher genannten Mönches von Salzburg enthält; allda heisst es: „Zu den weihnachten der froeleich ympnus: „A solis ortus cardine.“ Und so man daz kindel wigt über daz „Resonet in laudibus,“ hebt unser vraw an ze singen in ainer person: „Joseph lieber neve [3]) mein;“ so antwurt in der andern person Joseph: „geren liebe mueme mein.“ Darnach singet der kor die andern vers in einer diener weis, darnach der kor.“ [4]) Man kann daraus entnehmen,

---

[1]) Vgl. Grimm S. 483. Alpenburg Mythen. S. 60.

[2]) Habergeis: Simrock S. 549. Zingerle Volksmeinungen. S. 42 u. 130. Alpenburg Mythen. S. 250 u. 385. Vonbun Vorarlberg. S. 21 und in Fromanns Mundarten. II. 513.

[3]) neve gilt allgemein als Verwandter; Joseph dagegen heisst sie nach der biblischen Verwandtschaft seine Muhme.

[4]) Pfeiffer in den Altdeut. Blätt. II. 329 u 341 ff.

dass eine Krippe aufgebaut war, an der Maria sass und den heiligen Joseph aufforderte, das Kindlein zu wiegen und anzusingen.

Mehr dramatische Entwicklung war jedoch durch die Ankunft der Magier geboten, welche schon sehr frühe dargestellt wurde. Haben wir ja doch ein glaubwürdig aus dem IX. Jahrh. stammendes Spiel in einer gleichzeitigen, bereits sehr gebrechlichen und verwaschenen Freisinger Handschrift, welche für uns nebenbei noch das Interesse hat, dass es wahrscheinlich der letzte Codex war, mit dem sich unser unvergesslicher Schmeller beschäftigte; er copierte die Schrift und sandte sie an Weinhold in Graz, wenige Tage vor seinem Tode. Weinhold versuchte nun mittelst des Orleanser Mysteriums und dem Rituale von Rouen die Lücken theilweise auszufüllen.[1])

Diese adoratio war offenbar eine Kirchenvorstellung, die nach der Terz des Epiphanientages folgte. Die Könige mit Kronen geschmückt zogen in den damals üblichen „Reisekappen,"[2]) wahrscheinlich aus drei verschiedenen Theilen der Kirche auf den Altar zu, vielleicht sogar von Dienern begleitet, welche in Tuniken und Ueberwürfen die Geschenke trugen.

Der erste, aus der Mitte kommende König weist mit dem Stabe nach dem Stern und spricht: Stella fulgore nimio rutilat; der Zweite, von Rechts kommend, deutet gleich richtig, dass dieser die Geburt des Königs der Könige bedeute, indess der Dritte, von Links kommend, die Erinnerung an die alten Prophetien erneuert. Da treffen die Magier vor dem Altare zusammen, küssen sich und singen: Eamus ergo et inquiramus eum, offerentes ei munera, aurum, thus et mirram, und eintretend in den Chor, fragen sie nach dem neugebornen König der Juden, sie forschen bei den Bürgern Jerusalems, von denen Einer gleich zu Herodes stürzt, der sie so ausforschen lässt:

Quae rerum novitas aut quae vos causa subegit
ignotas temptare vias? quo tenditis ergo?
quod genus? unde domo? pacemne huc fertis aut arma?

Man denkt dabei unwillkührlich an die Schilderung im Heljand, wo die Weisen als „Wehrmänner von Osten, als Emire und biderbe Degen" dargestellt sind; sie finden den reichen Herodes den schnöden und meinhardigen und stets mordbegierigen König in seinem Saale sitzen; ohne Säumen fragt er, welch Gewerbe sie auf den Weg ge-

---

[1]) Weinhold Weihnachtspiele. S. 56 ff.

[2]) Diese Kappen waren weite Ueberzieher mit Aermeln, welche die ganze Gestalt von Kopf bis zum Fusse verhüllten, sie wurden vorzüglich auf Reisen getragen und waren sehr bequem. Vgl. oben S. 210. Anm.

bracht, die Wehrmänner auf die Wallfahrt. Mit verächtlichem Spotte spricht er: Ihr führt wohl gewundenes Gold (Bauge oder Goldringe) zur Gabe für jeden Gaumann, zu dem ihr so im Gange kommt zu Fusse gefahren; wo ihr fernher seid, weiss ich nicht, wahrscheinlich Sprösslinge anderer Geschlechter, Abkömmlinge von gutem Adel. — In der Freisinger „adoratio“ examinirt sie Herodes gleichfalls persönlich, sie nennen Tharsis, Arabien und Saba ihre Heimath und deuten auch ihre mystischen Geschenke; dann werden durch einen „miles“ die „Schreiber“ citirt und diese über den bedenklichen Fall aus den heiligen Büchern zur Rechenschaft gezogen.

Herodes wird wüthend und schmäht sie mit leider verlorenen Schimpfwörtern, indem er ihnen ihre Bücher, ohne Zweifel zum Jubel des zuschauenden Volkes, an den Kopf wirft. Darauf werden die proceres befragt, die hohen Priester (die im Heljand als „die allergescheutesten im Sprechen, die in ihrer Brust am meisten Buchweisheit wissen“ aufgeführt sind); ein Waffenträger des Herodes gibt schlauen Rath, die Magier aber werden schleunigst weiter geschickt. Der Stern leuchtet ihnen nun auch wieder vor.

So begegnen sie den Hirten; erstaunt fragen die obstetrices, wer die fremden Ankömmlinge seien und weisen selbe zu dem neugebornen König, vor dem die Magier sich niederwerfen. Ein Engel mahnt sie, andere Wege zurückzukehren.

Das sind die Reste eines sehr anerkennenswerthen Stückes, welches eine ziemliche Ausbildung des Drama voraussetzt und vieler Personen zur Ausführung benöthigt war, dessgleichen einer Scenerie; denn ohne Stall zu Bethlehem, der vielleicht in einer Seitencapelle untergebracht war, wird es schwerlich abgegangen sein. Hieran schloss sich dann eine Darstellung des Kindermordes, von dem in dieser Handschrift leider nur der Beginn erhalten ist. Doch handelt davon ein anderes Stück:

Ordo Rachelis betitelt, welches eine Freisinger Handschrift des XI. Jahrh. überliefert hat. Es beginnt mit der Anbetung der Hirten und der Mahnung des Engels an Joseph nach Aegypten zu entfliehen. Herodes, wüthend bei der Kunde vom Entweichen der Magier, beschliesst, alle zweijährigen Knäblein zu tödten, was der „armiger“ auch ruhig mit den Worten „disce mori puer!“ beginnt. Indessen singt der Chor den bekannten Hymnus auf das Epiphaniafest:

Hostis Herodes impie,
Christum venire quid times u. s. w.[1]

[1]) Vgl. Simrock Lauda Sion. S. 86.

Darauf erhebt Rachel die Klage über die gefallenen Kleinen, eine Trösterin tritt herzu und so gestaltet sich ein Duett, das mit einem „Te Deum laudamus“ endet.

Wir werden später noch ein Weihnachtspiel zu besprechen haben. Vorerst wenden wir uns im Jahreskreise weiter schreitend zur Osterfeier. Auch sie ist schon in dem vorchristlichen Volksleben begründet; unzählige Gebräuche und allerlei räthselhafte Vorkommnisse weisen dahin.[1]) Der schönen Schwester des Donnerers, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, des strahlenden Morgens und des wiederkehrenden Frühlings war ehebevor diese Zeit heilig, Ostara's Name klingt noch aus der deutschen Benennung des Pasha. Ihr gelten der zierliche Frauenschuh, der da und dort in das Osterfeuer geworfen wird und das Gertrudenkraut, ihr zu Ehren werden die Eier gefärbt und die Heiligen Walpurgis und Mechtild[2]) mussten sich es gefallen lassen, dass allerlei unverdächtige Anzeichen eines früheren Cultes auf sie übertragen wurden. Es ist die grosse Feier- und Freudenzeit, die dem Baiwaren durch die Auferstehung des Weltheilandes noch lieber wurde und die er alsbald nach seiner Christianisirung mit aller möglichen Pracht auszuschmücken begann.

In allen Kirchen des fränkischen Reiches wurde die Erinnerung an die grosse Leidenswoche des Welterlösers vor dem Volke auf eigenthümliche Weise unter Mimik und Gesang begangen. Die Einleitung dazu hub am Palmtage mit einem feierlichen Umgang an, wobei der Heiland einzog; alte frühzeitige Nachrichten erzählen, dass die Jugend dabei einen Esel herumfuhr, in welchem scharfsichtige Forscher gleichfalls ein heidnisches Götterthier, das als Goldesel noch eine grosse Rolle im Märchen spielt, zu erkennen wagten; die Sitte hielt sich übrigens lange und war noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Uebung. Bedeutender ihrer dramatischen Gestaltung wegen, war das Absingen der Leidensgeschichte; an vielen Orten wurde „der Passion“ deutsch gesungen, wie heute noch vom Musikchore aus; der Messner vertritt die Stimme des Evangelisten, der Geistliche den Heiland, eine Knabenstimme die Magd, der Schullehrer den Petrus und das Volk bildet den

[1]) Dazu gehören z. B. das Ostergelächter, die in der Kirche erzählten Ostermärlein, welche im J. 1802 noch in der Nähe von München üblich waren; dass dabei wirklich ächte Märchen erzählt wurden, beweist die Notiz im Tagblatt 1802. S. 793: der Pfarrer erzählte „von einem Höckerichten, Hinkenden und Einäugigen, der ausging, um sich einen Gevatter zu suchen und den Tod antraf“ u. s. w.

[2]) In ganz überraschender Weise loderte der alte Cult noch einmal auf beim Tode der hl. Mechtild zu Diessen am Ammersee († 1160), der Tochter des Grafen Berthold II. von Diessen und Andechs; ich werde in einer anderen Schrift ausführlich auf diese und andere Erscheinungen zurückkommen.

Chor. Auch die dazu gehörige Handlung wurde durch Priester und Kleriker und zwar in verschiedener Kirchenkleidung gegeben. Stehend unter dem Kreuze des vielgeliebten Sohnes sang Maria am Charfreitag die rührende Klage, viele Lieder dieser Art, vom XI. Jahrh. angefangen bis zum XV. haben sich als Belege dieser Sitte erhalten. Nachdem darauf das Bild des Gekreuzigten in weisses Linnen gelegt und in's heilige Grab getragen worden war, zogen in der Osternacht zwei oder drei Diacone mit der weissen Cappa und einem Humerale über dem Haupte bekleidet und jeder mit einem Weihrauchgefässe von seltsamer Form versehen, zur Grabstätte hin. Sie stellten die heiligen Frauen vor, die am Ostermorgen das Grab unseres Herrn besuchten. Auf ihrem Hingange sangen sie in feierlich ernster Haltung die Antiphon: „Wer wird uns den Stein von der Oeffnung des Grabes wegwälzen? Alleluja!" Indessen hatten zwei andere Kleriker in Dalmatiken gekleidet und das Haupt mit dem Humerale verhüllt, das heil. Grab besetzt; sie stellten die Engel vor. Wie nun die erstgenannten ihren Gesang vollendet, begannen zwischen Engeln und Frauen folgende Wechselgesänge:

Engel: Wen suchet ihr im Grabe, o Christinnen?

Die heil. Frauen: Jesum, den gekreuzigten Nazarener, ihr Himmelsboten!

Engel: „Er ist nicht mehr hier. Er ist auferstanden, wie Er es zum voraus sagte; gehet und verkündet es, dass Er auferstanden ist, Alleluja! Kommt und sehet den Ort, wo der Herr hingelegt war. Alleluja! Alleluja!

Während der letzten Antiphon traten die drei Kleriker, welche die heil. Frauen vorstellten, zu jener Stelle hin, wo das Crucifix lag, welches schon vor der Auferstehungsfeier entfernt worden war und inzensirten den Ort, dann nahmen sie das Leintuch sammt den Rauchgefässen und kehrten zum Chore zurück, mit halblauter Stimme singend: Nun mögen die Juden sagen, auf welche Weise die Soldaten, die das Grab bewachten, den König verloren, da es mit einem Steine verschlossen war. Warum bewahrten sie den Fels der Gerechtigkeit nicht? Mögen sie entweder den Begrabenen zurückgeben, oder mit uns den Auferstandenen anbeten und sprechen: Alleluja!

Zu den Jüngern Christi sich wendend, sangen sie ferner: „Wir kamen weinend zum Monumente und sahen einen Engel des Herrn, der da sass und sprach, dass Christus auferstanden sei." — Auf dieses erschien am Altar ein Priester in rother Casula, die Auferstehungsfahne in seiner Hand, den erstandenen Erlöser vorstellend, wie er sich den

heil. Frauen zu erkennen gab. Die ganze Feier schloss mit jubelnden Ostergesängen und dem Te Deum laudamus.[1])

Wir werden in der Folge auf ein schönes Osterspiel treffen, das auf diesem liturgischen Boden sich ausgewachsen, vorerst aber kommt in historischer Reihenfolge das grandiose Ludus de adventu et interitu Antichristi, welches frei dasteht, obwohl es gleichfalls in der österlichen Zeit dargestellt wurde. Es war nicht allein ein Schaustück, sondern auch ein Singspiel, oder eine Oper, die mit dem höchsten Pomp aufgeputzt war und allerlei Künstlichkeiten, vorerst aber einen tüchtigen Regisseur erforderte. Der uns erhaltene Text stammt aus Tegernsee und ist wahrscheinlich nach dem Entwurfe des Dichters abgeschrieben, der bei der Inscenirung vielfältig weiter ausgeführt ward.[2]) Dass der ziemlich fabelhaft gewordene „Wernher von Tegernsee“ der Verfasser gewesen, wird wohl Niemand mehr ernstlich behaupten wollen, wenn man den Dichter des „Marienlebens“[3]) darunter versteht, der überhaupt den Beinamen von Tegernsee nimmer geniessen kann; doch wäre es immerhin möglich, dass gerade dieses Stück einem wirklich diesen Namen tragenden Componisten gehörte, der sich in diesem Fache in seiner Zeit ganz unvergleichlich hervorthat.

Es ist unstreitig auch ein politisches Spiel. Man will sogar wissen, es sei vor dem Heldenkaiser Friederich Barbarossa aufgeführt worden, welcher der Schirmvogt des Klosters gewesen. Eigenthümlich ist, dass das römische Kaiserthum deutscher Nation, wie es in der Stauferzeit als Weltherrschaft galt, darinnen eine beinahe zweifelhafte Rolle spielt. Sollte die Tendenz dabei gewesen sein, den Kaiser zum Kreuzzuge zu treiben und noch mehr dafür geneigt zu machen? Das Jahr, in welchem es zur Aufführung gekommen sein kann, wäre dann beiläufig 1189, in welchem der Kaiser bereits zur „Gottesfahrt“ gerüstet, in die Nähe von Tegernsee kam. Damals stund dem Kloster der Abt Manigold vor, da Abt Conrad am 17. Januar 1189 verstorben war.

1. Die Scenerie ist genau angegeben: Im Hintergrunde gegen Osten steht der Tempel des Herrn; das wäre möglicher Weise die

---

[1]) Vgl. Schubiger S. 69.

[2]) Abgedruckt von Pez in dessen Thesaurus anecdot. 1721. II. 3. 186 ff. Engelhardt schrieb ein latein. Programm darüber. Erlangen 1831. Kugler brachte den Stoff in eine Novelle (vgl. dessen belletristische Schriften. 1851. VII. B.), die allen histor. Grundes entbehrt. Gödeke Grundriss S. 55 u. 94 und K. Hase in seinem ausgezeichneten Buch über das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858. S. 26 ff. Ueber die verschiedenen mittelalterlichen Legenden vom Antichrist vgl. Menzel Deut. Dicht. I. 256 ff.

[3]) S. oben S. 367.

Tegernseerkirche selbst, da entweder auf dem Friedhofe oder im Hofe des Klosters, vor dem Portal der Kirche gespielt wurde. Davor stehen nach den Weltgegenden die sieben Thronsitze der Hauptpersonen mit ihren Schaaren. Unmittelbar vor dem Tempel soll, nach dem Textbuch, der Thron des Königs von Jerusalem und der Sitz der Synagoge aufgestellt werden; gegen Westen der Thron des römischen Kaisers; hier befinden sich auch die Throne des deutschen und fränkischen Königs. Gegen Südost ist der griechische König placirt, gegen Mittag thronte der König von Babylon und jener der Heiden. Nachdem das also eingerichtet, tritt zuerst das Heidenthum (Gentilitas) mit dem babylonischen König in Versen singend vor: Sie behaupten die Unsterblichkeit der Götter, die in ihrer Vielzahl überall verehrt und gefürchtet werden sollen; „Thoren und ganz Unsinnige allein können einen Gott glauben und der festen Annahme des Alterthums zu widersprechen wagen. Wenn wir nämlich, lautet ihr Dogma weiter, auch an Einen glauben, der dem All vorstehe, so geben wir dagegen zu, dass dieser Eine verschiedenen Anderen untergeordnet sei. Da dieser des Friedens Gut mit milder Güte hegt, so ist es jener, der mit wilder Wuth des Krieges Sturm erregt. So sind ihrer Viele und ihre Amtierung verschieden, und darin liegt der Beweis für ihren Unterschied. Wollte einer behaupten, dass so vielen Dingen Einer vorstehe, so müsste er doch durch die Gegensätze derselben berührt werden; da wir aber nicht zugeben, dass Einer den Gegensätzen unterliege, sondern im Gegentheil durch diese göttlichen Wesen berührt werde: so entscheiden wir, dass die Götter, deren Walten wir von einander verschieden sehen, sich auch unter sich unterscheiden." Dieser mit „Deorum immortalitas" anhebende Chorgesang wird in der Folge während des Spieles noch oft wiederholt. Unterdessen nehmen das Heidenthum und der König von Babel ihre Sitze ein.

2. Hierauf zieht die Synagoge mit der Judenschaft herein mit folgendem Gesang:

„Unser Heil und unser Hoffen ist, o Herr! nur stets bei Dir!
Nicht den kleinsten Trost auf Erden bei den Menschen finden wir.
  Wer kann je auf Christi Namen seines Heiles Hoffnung gründen?
Denn, wie wäre der im Stande, der dem Tode unterlegen
Anderen mit seinen Kräften zu verleihn des Lebens Segen!
  Wer von dem die Rettung glauben, der sie selbst nicht konnte finden?
Nicht die Menschen können helfen, Einer ist Emanuel,
Drum mit gläubigen Vertrauen betet an Gott Israel.
  Jesum und den anderen Göttern sollt ihr ewig Fluch verkünden!"

Auch sie wiederholen dieses (nostra salus) in der Folge noch oftmals, unterdessen nehmen sie ihre Sitze ein. Darauf nähert sich die Kirche (Ecclesia), sie trägt eine Krone auf dem Haupte und einen Panzer am Leibe, weibliches Gewand umwallt ihre Glieder; ihr zur Rechten schreitet die Barmherzigkeit mit dem Oelzweig, ihr zur Linken die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert; auch diese sind als Frauen (muliebriter) gekleidet; auf der rechten Seite folgt ihnen der apostolische Vater (Apostolicus) mit dem Clerus, auf der linken Seite der römische Kaiser mit seinen Kriegsmannen. Die Kirche aber singt von ihrem Gefolge respondirt:

„Doch aus einem solchen Leben, das des Todes Macht vernichtet,
Ist der Glaube auferstanden, hat zum Himmel sich gelichtet.
Wer der neuen Glaubenswahrheit nicht will unterwerfen sich
Ist an Leib und Seel' verloren, hier und dorten, ewiglich.“

Sie wendet sich mit dem Apostolicus und dem Clerus, nebst dem Kaiser und seinem Gefolge an die ihr bestimmte Stelle und nimmt ihren Sitz ein. Hierauf traten auch die anderen Könige mit ihren Begleitern vor, jeder sang etwas Passendes und ging dann an seinen Thron. Der Tempel ist wieder frei sichtbar. Doch steht noch ein Thron leer.

3. Hierauf begann der Kaiser; er sendet seine Gesandten zuerst an den Frankenkönig mit der Botschaft (sicut scripta tradunt):

Wie in allen alten Schriften aufgeschrieben steht zu lesen
Ist dereinst die ganze Erde römisches Eigenthum gewesen,

das habe die Tapferkeit der Urahnen zu wege gebracht, aber die Unthätigkeit der Nachkommen wieder verscherzt, sie haben die Macht des Reiches zerfallen lassen, wir aber wollen sie wieder herstellen. Darum sollen alle Könige dem römischen Reiche den früher bestimmten Tribut bezahlen. Das im Kriege also starke Volk der Franken soll mit seinen Waffen dem Könige dienen; tragt also dem Könige auf, dass er in nächster Zeit mit Treuen dieses leiste.

Die Boten machen sich mit diesem Auftrage auf, gehen zum Frankenkönig, stellen sich vor denselben und singen: „Heil entbietet der Kaiser der Römer seinem geliebten und erlauchten Könige der Franken. Deiner Einsicht ist es sicherlich bekannt, dass dem Römerrechte Du unterthan sein sollst. Desshalb fordert Dich zurück des höchsten Herrschaft Spruch, der zu halten und immerdar zu fürchten ist. In seinem Dienste laden wir Dich ein und befehlen Dir, schnell zu kommen nach dem Gebote.“

Dieser erwidert jedoch kurz ablehnend: „Wenn man den Geschichtschreibern einigen Glauben schenkt, so gehören nicht wir dem Reiche. sondern dieses uns. Denn jenes haben die älteren Gallier schon besessen und uns, ihren Nachkommen, hinterlassen. Das wird uns jetzt durch räuberische Gewalt entrissen; fern sei es, dass wir Räubern gehorchen.“

So entlassen, kehren die Abgeschickten zurück und erstatten vor ihrem Kaiser den Bericht: „Uebermüthig haben sich die Franken über Dich erhoben und widersetzen sich hartnäckig Deiner Majestät; selbst Deines Reiches Recht wird geschwächt, indem sie selbes ein räuberisches nennen. Also mögen sie mit gerechter Strafe gezüchtigt und gewitzigt werden, damit an ihnen Andere gehorchen lernen.“

Darauf singt der Kaiser: „Stets vor dem Sturze tritt der Hochmuth ein, darum wundert Euch nicht, wenn sie übermüthig reden! Ihren Stolz werden wir sicherlich brechen und unter unseren Füssen sie zermalmen. Die jetzt als Krieger uns nicht folgen wollen, werden bald als Sclaven uns dienen müssen.“ — Sogleich zieht er mit seinen Heeren gegen den Frankenkönig, der ihm schon entgegenrückt; es gibt eine Schlacht, in welcher der Franke überwunden und gefangen zum Throne des Kaisers geschleppt wird. Ob das durch stumme Bilder und Gruppen oder als wirkliches Leben dargestellt wurde, ist nicht zu entscheiden, doch wäre das erstere leicht denkbar. In der nächsten Scene sitzt der Kaiser triumphirend auf seinem Throne und der gefangene Frankenkönig steht demüthig vor demselben und singt: „Die Herrlichkeit des Triumphes wird durch die Schonung der Besiegten erhöht und geadelt; besiegt willfahre ich nun Deinen Befehlen. Gerne bekenne ich, dass mein Leben mit des Reiches Würde zugleich in Deiner Macht stehe. Willst Du mich aber in die alte Ehre wieder einsetzen, so wird des Besiegten Ehre das grösste Lob des Siegers sein.“

Und der Kaiser nimmt ihn auf und belehnt ihn wieder grossmüthig mit seinem Reiche: „Lebe durch die Gnade und empfange die Würde, wenn Du mich allein als Kaiser anerkennst.“

Der Frankenkönig, also ehrenvoll entlassen, kehrt in sein Reich zurück und singt das Lob seines edelmüthigen Feindes: „Des römischen Namens Ehre achten wir, wir rühmen uns, dem erhabenen Kaiser zu dienen, dessen Macht fruchtbar ist; Dich allein wollen wir als den Leiter über Alle bekennen und Dir mit ganzer Seele immerdar gehorchen.“

4. Nun entsendet der Kaiser seine Boten an den König der Griechen; seine Rede lautet ähnlicher massen (sicut scripta tradunt etc.) wie früher; der Grieche soll seine Abgaben pflichtschuldigst entrichten.

Die Boten gehen und singen dort ihr altes Lied wieder, nur mit kleiner Aenderung. Der Griechenkönig nimmt sie ehrenvoll auf (Romani nominis honorem veneramur etc.), er ist überaus glücklich und geehrt, dem Kaiser Tribut geben zu dürfen; er entlässt sie nicht nur mit Ehren, sondern macht sich selbst zum Kaiser auf und dieser nimmt ihn zum Dienstmann und belehnt ihn feierlich mit seinem Reiche. Darauf kehrt auch er lobsingend in sein Land zurück.

5. Eine weitere Sendung erlässt der Kaiser an seinen viellieben König von Jerusalem; auch er nimmt sie ehrenvoll auf, dieselbe Scene wiederholt sich, er wird belehnt u. s. w.

6. Jetzt, da die ganze Kirche dem römischen Reiche unterthan ist, erhebt sich der König von Babylon in Mitte der Seinen; er ist wüthend aufgebracht über den Aberglauben der Neuzeit und über den Irrthum der Christenleute. „Fast ist die Sitte des Alterthums schon zerstört, singt er, und den Göttern die gebührende Ehre entzogen; ihren Cult wollen wir nicht noch ganz zerstören lassen, sondern den Christennamen von der Erde vertilgen, und das müssen wir von dem Orte beginnen, wo diese Sekte ihren Ausgang nahm." — Er ordnet und mustert sein Heer und macht sich auf, Jerusalem zu belagern. In seiner Noth beschliesst der bedrängte König seine Zuflucht zum Kaiser zu nehmen; „geht hin, singt er seine Boten an, und meldet diese Uebel der Kirche, der römische Kaiser wird unser Retter sein." Diese ziehen vor den Kaiser und singen ihn an: „Schutzherr der Kirche, erbarme Dich unser! die Feinde des Herrn drohen uns zu vernichten. Eingefallen in des Herrn Erbtheil sind die Feinde und halten die heilige Stadt belagert; die Stätte, auf der seine heiligen Füsse standen, suchen sie durch den unreinsten Dienst zu besudeln."

Der Kaiser verspricht augenblickliche Hülfe und entlässt die getrösteten Boten, welche zurückgekehrt ihrem Könige Muth machen: „Handle männlich und sei vor dem Feinde sicher, denn schon naht der Befreier" u. s. w.

Inzwischen während der Kaiser sein Heer sammelt, erscheint plötzlich der Engel des Herrn: „Judäa und Jerusalem, fürchtet euch nicht! Du weisst ja, morgen wirst Du die Hülfe des Herrn erfahren; denn Deine Brüder sind da, die Dich befreien und Deine Feinde mit Macht bezwingen werden." Dieselben Zeilen wiederholt der freudige Chor der Judenleute.

7. Unterdessen ist der Kaiser mit seinen gepanzerten Schaaren angerückt und es hat sich eine Schlacht entsponnen; um selbe schneller zu beenden, macht er einen Zweikampf mit dem König von Babylon,

überwindet denselben und jagt ihn davon. Das war ohne Zweifel wieder in einem lebenden Bilde dargestellt, dessen Mittelpunkt der kaiserliche Tjost bildete. Hierauf zieht der Kaiser in den Tempel der seine Thore öffnet, beugt anbetend die Knie und singt, indem er die Krone vom Haupt nimmt und mit dem Scepter und Reichsapfel in den Händen hält, vor dem Altare:

„Nimm, was ich bringe, mit gnädigem Herzen,
König der Könige, Dir sei das Reich!
Einzig durch Dich nur sind wir die Herrscher.
Du allein bist der Lenker des All!"

Er opfert darauf die Krone und kehrt dann auf seinen Sitz, das heisst in sein römisches Reich zurück, während die Kirche, die mit ihm nach Jerusalem hinabgestiegen war, im Tempel zurückbleibt. Kirche, Heidenschaft und Synagoge stimmen, jedes in ihrer Weise, einen Chorgesang an. Da nahen sich

8. die Heuchler (hypocritae), schweigend und mit dem Schein der Demuth, schleichenden Trittes, sie verneigen sich ehrerbietig nach allen Seiten und buhlen um die Gunst der Layen. Zuletzt kommen sie immer näher und vereinigen sich endlich vor der Kirche und dem Throne des Königs von Jerusalem. Dieser nimmt sie unbegreiflicher Weise mit Ehren auf, leiht ihnen Gehör, und ergibt sich ihnen ganz. Nun ist der rechte Zeitpunkt für den Widerchrist (Antichristus) gekommen, er tritt ein, die Brust mit dem Panzer umgürtet; die Heuchelei geht ihm zur Rechten, die Ketzerei, unter der sich der Dichter vielleicht die Secte der Waldenser dachte, zur Linken. Letztere wird von ihm also angesungen:

„Da ist meines Reiches Stunde!
So bewirkt den ohne Zaudern
Dass ich meinen Thron besteige
Und die Welt nur zu Mir bete!
Euch erkenne ich als tauglich
(Dazu hab' ich euch gehegt),
Euere Hülfe, Fleiss und Treiben
Sind mir jetzt ganz unentbehrlich.
Christum ehren noch die Völker.
Ihn anbeten und achten sie —
Sein Gedächtniss sei zerstöret,
Seine Glorie komm' auf mich,
(zur Heuchelei.) Auf dich sei mein Werk gegründet,

(zur Ketzerei.) Durch dich wachst dann der Bau;
(zur Heuchelei.) Du gewinne mir die Layen,
(zur Ketzerei.) Du vernichte mir den Clerus."

Und die Beiden respondiren in submissesten Treuen und hochmüthiger Zuversicht:

„Durch uns wird die Welt Dir glauben,
Christi Name wird Dir weichen.
Die Heuchelei: Ich gewinne Dir die Laien!
Die Ketzerei: Ich vernichte Dir die Pfaffen
Dass sie Christi Namen läugnen."

Das Paar rückt langsam vor, der Widerchrist folgt in einiger Entfernung nach. Das Schwesternpaar macht sich an den Thron des Königs von Jerusalem, fraternisirt mit den Heuchlern und bedeutet ihnen flüsternd, die Ankunft des Widerchrist zu verkünden. Diese eilen ihm entgegen und singen freudig: „Lange schon wankte die heilige Religion; Eitelkeit erfasste die Mutter Kirche. Wozu die Verschwendung durch geschmückte Männer? Gott liebt nicht die weltlichen Prälaten. Steig hinan zum Gipfel der königlichen Macht; durch Dich sollen die Ueberreste des Alterthums verwandelt werden!"

Aber der Widerchrist weiss nicht, wie das geschehen soll, noch hat er ein Gefühl seines Nichts und spricht: „Ich bin ein unbekannter Mann!" Jene aber wissen ihn zu trösten: „Durch unseren hilfereichen Rath wird die ganze Welt Dir unterthan werden; wir haben Dir die Layen geneigt gemacht, nun wird durch Dich die Lehre der Pfaffen stürzen; durch uns wirst Du diesen Thron behaupten und Deine Klugheit das Uebrige vollenden." Also fasst der Widerchrist Muth und singt zu den Heuchlern, die den Thron des schwachen Königs von Jerusalem umlagern: „Endlich habt ihr mich geboren, den ihr lange schon unter den Herzen der Kirche empfangen; erheben werd' ich mich also, die Reiche unterjochen, das Alte absetzen und neue Rechte vorschreiben." Die Heuchler ziehen ihm die Oberkleider ab, dass er jetzt ganz in glänzenden Waffen erscheint, steigen mit entblössten Schwertern hinan, setzen den König von Jerusalem ab und krönen den Widerchrist feierlich singend: „Stark werde Deine Hand und erhöhet Deine Rechte."

9. Der arme vertriebene König von Jerusalem begibt sich nun allein zum deutschen Könige, klagt ihm seine selbstverschuldete Noth, wie er zu spät einsehe, dass er durch die List der Heuchler betrogen worden, „den Gipfel der Herrschaft hielt ich für beglückt, wenn er durch die Einfalt dieser Leute geordnet wäre; so lange Du des römischen

Reiches Schützer warst, blühte unter Ehren der Stand der Kirche; jetzt liegt offen das Uebel Deines Abzuges, es blüht des verderblichen Aberglaubens Gesetz." — Unterdessen führen die Heuchler den Widerchrist siegreich in den Tempel des Herrn und richten dort seinen Thron auf, nachdem sie die Kirche (welche zurückgeblieben war) mit Schmach und Schlägen vertrieben hatten; sie flüchtet zum Sitze des apostolischen Vaters. Der Widerchrist aber beschliesst an die einzelnen Könige Boten zu senden und unterrichtet sie demnach: „Ihr wisst, dass von Gott ich dazu euch gegeben bin, dass durch alle Länder hin ich die Herrschaft übe; dazu hab' ich euch als taugliche Diener auserlesen, durch welche die ganze Welt unserem Gesetze unterworfen werde. Darum besetzt zuerst die Gränzen der Griechen, unterjocht dieselben durch Schrecken oder durch Krieg." Die Boten gehen vor den Griechenkönig und singen: „Heil, o König! sei Dir von unserem Erlöser, dem Lenker der Könige und des ganzen Erdkreises, welcher, wie es in der Schrift der Welt ist verheissen, endlich vom Himmel herabstieg, von der Burg des Vaters entsandt. Jener, immer derselbe in der Gottheit bleibend, ladet uns zum Leben ein durch seine Milde. Dieser will von Allen als Gott verehrt sein und befiehlt, dass er als solcher angebetet werde; willst Du diesen Befehl übertreten wirst Du durch das Schwert mit den Deinen umkommen."

10. Der Grieche fühlt sich ungemein geschmeichelt und macht sich eine grosse Ehre aus dem Antrag, er läuft gleich vor den Widerchrist, beugt vor ihm die Knie und überreicht ihm in Treuen die Krone. Der Widerchrist malt ihm und allen den Seinen den Anfangsbuchstaben seines Namens auf die Stirne, setzt ihm die Krone wieder auf und entlässt ihn gnädig.

11. Dasselbe wiederholt sich der Reihe nach wie früher mit denselben Personen. Der nächste, der zum Falle kommt, ist der Frankenkönig, der Widerchrist gewinnt ihn nicht durch Drohungen, sondern durch Güte und Geschenke; der Widerchrist küsst ihn bei seiner Ankunft, malt ihm das Zeichen auf die Stirne u. s. w. Noch unvorsichtiger, meint er, wäre es mit den Deutschen zu kämpfen, also wird 12. der deutsche König mit der grössten Artigkeit behandelt, durch Geschenke geehrt und in feinster Weise um Freundschaft gebeten. Dieser aber gibt ganz unerwartete Antwort; er durchschaut den Trug und gelobt, die Schmach zu rächen. Beschämt ziehen die Boten ab und hinterbringen ihrem Herren die Beleidigung und hetzen ihn noch mehr auf; er sammelt sein Volk, bietet seine Bundesgenossen alle auf und befiehlt, Germaniens Gränzen zu überfallen und das stolze Volk mit

seinem Könige zu zermalmen. Die Mannen marschiren auf, auch die Deutschen sind gerüstet, sie stellen sich einander gegenüber und es entspinnt sich eine Schlacht, die wir uns vielleicht gerade so als Handgemenge zu denken haben, wie die Maler des XII. Jahrh. in ihren Miniaturen darzustellen wagten: es ist eine zahme Prügelei der Klosterleute und Hörigen, die jedoch mit der Niederlage des abgöttischen Heeres endigt, denn der Widerchrist wird besiegt; triumphirend kehrt der deutsche König auf seinen Thron zurück.

13. Aber der Feind sucht andere Mittel, was durch Gewalt nicht möglich war, soll nun durch List gelingen. Die Heuchler führen einen Menschen vor den Widerchrist, der sich lahm stellt; er wird geheilt und der deutsche König in seinem Glauben schwankend. Ein weiteres Wunder mit einem Aussätzigen imponirt dem König noch mehr und der Zweifel gewinnt schon die Oberhand; zuletzt tragen sie Einen herein, der im Treffen erschlagen worden sein soll und sich todt stellt; der Widerchrist heischt ihm, sich zu erheben und Zeugniss zu geben der Wahrheit: Da erhebt sich der angebliche Todte von der Bahre und singt: „Du bist die Weisheit der höchsten Wahrheit, Du die unbesiegte Kraft der göttlichen Majestät." Sogleich stimmen die Heuchler im Chor ein — und der König der Deutschen ist verführt: „Im Namen Dieses, singt er, werden Todte auferweckt, die Lahmen gehen, Aussätzige werden rein" also hat er kein Bedenken mehr, ihm göttliche Ehre zu erweisen, er steigt zum Widerchrist hinan, bietet ihm mit gebeugten Knieen seine Krone, lässt sich von ihm salben und krönen, auch verspricht er einen Kriegszug gegen die Heiden, wozu ihm der Widerchrist das Schwert übergibt.

14. Der deutsche König wendet sich also, um den einen Glauben an den Widerchrist zu verbreiten, an seinen königlichen Mitbruder von Babylon, aber dieser ist zu fest in seine Vielgötterei verstrickt, um sich einen Gott octroiren zu lassen; der deutsche Abgesandte wird zornig und wirft dem Babylonier die Götzenbilder um. Das ist das Signal zur Schlacht, in welcher der babylonische König gefangen und besiegt wird und erst aus den Händen des Widerchrists sein Regiment zurückerhält. Nun wenden 15. sich die Heuchler an die Synagoge und verkünden ihr die wahre Ankunft des Messias:

„Du bist vorzugsweise das Volk königlichen Geschlechtes,
als gläubiges Volk wirst du überall gepriesen;
für die Erhaltung des Gesetzes bist du lange schon verbannt,
fern vom Vaterland hast du den Messias erwartet.
Diese Erwartung wird dir wiedergeben die Erbschaft,

eine frohe Neuheit wird das Alterthum ersetzen.
Siehe da deiner Erlösung Geheimniss:
Ein König ist geboren, der Religion Urheber;
dieser ist der Emmanuel, den die Schriften bezeugen,
durch dessen Gnade du in Ruhe herrschen wirst.
Erhoben hat er die Niedrigen und gestürzt die Stolzen.
Alles mit Macht unterworfen seinen Füssen.
Stehe auf, Jerusalem, stehe auf, erleuchte Dich,
Synagoge, lang gefangene, freue Dich!"

Die Synagoge findet sich wundersam getröstet, es wiederholt sich mit ihr Alles wie mit den Vorigen. Da erscheinen plötzlich die Propheten. Mit einfacher Rede mahnen sie an das durch die Jungfrau menschgewordene Wort Gottes: „Gott bleibend wurde Er sterblich, immer Gott wurde Er zeitlich; nicht nach der Sitte der Natur, sondern durch Gottes Wirkung; Er nahm an unsere Schwäche um den Schwachen Stärke zu verleihen; Ihn erachteten die Juden als sterblich, dessen unsterbliches Wesen sie nicht kannten. Nicht der Rede glaubten sie, nicht Zeichen; unter Pilatus kreuzigten sie Christum; durch Sterben tödtete Er den Tod, befreite von der Hölle die Gläubigen. Aufstand er wahrhaft, um nicht mehr zu sterben; für immer herrscht er; bald wird er wieder kommen; er wird die Welt richten durch das Feuer, Alle auferwecken im Fleische, die Seligen scheiden von den Verworfenen, die Schlechten verdammend die Guten verherrlichen, Ihr wisst, was die wahrhaftigen Schriften sprechen; den Enoch bezeugen sie lebend und den Elias." Verwundert fragt die Synagoge, wo diese seien — und sie sind da: „Wir sind wahrhaftig, erwiedert Elias, auf die der Zeiten Ende ist gekommen. Der ist Enoch und ich bin Elias, die bisher erhalten hat der Messias, der schon gekommen ist und noch kommen wird, um durch uns zuerst Israel zu erlösen. Siehe, gekommen ist der Mann des Verderbens, vollendend die Mauern des grossen Babylon. Nicht ist er Christus." Und die Propheten heben der Synagoge den Schleier, nun bekehrt sie sich sogleich und sieht ihre Verführung durch den Widerchrist ein: „Wir danken Dir, Adonai, König der Herrlichkeit, Dreiheit der Personen, derselben Wesenheit! Wahrhaft Gott ist der Vater, dessen Eingeborner Gott ist, gleichfalls Gott ist beider Geist."

Inzwischen ziehen die Heuchler zum Widerchrist und verkünden ihm, dass die Juden von ihm abgefallen, er lässt sie vor sich rufen; doch auch die Propheten mit der Synagoge kommen zu ihm, hart fährt er sie an als Ungläubige, aber die Propheten erwiedern: „Du lästerst,

Stifter der Ruchlosigkeit! Wurzel des Bösen, Verwirrer der Wahrheit, Widerchrist, Verführer der Frömmigkeit!“

Zornig heischt der Widerchrist seinen Dienern: „Die Lästerung meiner Gottheit soll die höchste Majestät strafen; die in mir die göttliche Milde lästern, müssen die Strenge der Gottheit kosten.“ Für ein so grosses Aergerniss sollen sie zur Schlachtbank getrieben werden. Da singt endlich die Synagoge ihr Bekenntniss: „Wir bereuen den Irrthum, wir bekehren uns zum Glauben; was uns der Verfolger anthun wird, wollen wir gerne erleiden.“ Die Synagoge wird hinausgeführt und empfängt den Martyrtod. Unterdessen singt die Kirche: „Ein Myrrhenbündlein ist mir mein Geliebter.“ Nach der Rückkehr der Henker sendet der Widerchrist seine Boten an die einzelnen Könige, er will sie alle um sich versammelt sehen und sich anbeten lassen und sie thun es auch willig; er steht nun auf der Höhe seines Ruhmes:

„Das haben mir vorausgesagt meine Verkünder,
Meines Namens Männer und meines Rechtes Pfleger;
Das ist mein Ruhm, den sie längst verkündet,
Den mit mir geniesen wird wer es verdient.
Nach dem Falle derer, welche die Eitelkeit geblendet
Hat Friede und Sicherheit Alles umschlossen.“

Da rollt in Donnern plötzlich das göttliche Strafgericht über ihn, er stürzt zusammen und die Seinen entfliehen; die Kirche aber singt: „Siehe da den Menschen, der nicht Gott zu seinem Helfer gesetzt hat! — Ich aber bin wie ein fruchttragender Oelbaum im Hause des Herrn!“ Während nun Alle zum Glauben zurückkehren, nimmt die Kirche die Verirrten auf und stimmt das „Te Deum laudamus“ an, womit das Ganze schliesst.

Das ist der Inhalt des Mysteriums, das ein Tegernseer Mönch zusammengefügt hat und welches in der ganzen Geschichte der mittelalterlichen Dramatik als das erste, grossartigste und reichste Stück dasteht, welches, obgleich höchst einfach in seiner Anlage, durch Musik, Gesang, scenische Ausschmückung und allerlei anderen Theaterbedarf eine grosse Wirkung hervorgebracht haben muss. Dazu gehörte langjährige Erfahrung; ein solches Spiel ist nicht von ungeübten Kräften denkbar, und so dürfen wir denn für unser Tegernsee die Annahme als ziemlich untrügerisch hinstellen: dass hier lange schon ähnliche Uebungen im Kleinen, also offenbar Weihnacht- und Osterspiele, wie die früher besprochenen, gang und gäbe gewesen, und Sinn, Verständniss und Erfahrung sich gebildet und erprobt hatten.

Dass das Stück aufgeführt wurde, unterliegt keinem Zweifel, ja man möchte sogar mittelst späterer Belege eine Conjectur darauf bauen, welche in Folge anderer Erfahrungen keine gewagte genannt werden kann. So viel steht vorerst fest, dass es das erste grosse Schauspiel war und auf die weitere Entwicklung der dramatischen Dichtkunst einen mächtigen Einfluss übte.

Bald nach diesem reiht sich das Weihnachtspiel von Benedictbeuern an (Ludus scenicus de nativitate Domini);[1]) es hing mit den Gregoriusfesten zusammen und zeigt einen weiteren Fortgang der Dramatik.

Vor die Façade der Kirche ist der Sessel des Augustinus gestellt, zu seiner Rechten befinden sich Isaias und Daniel mit anderen Propheten; zur Linken aber der Archisynagogus mit seinen Judenleuten. Isaias erhebt sich zuerst mit einer prophetischen Strophe, welcher Antiphonen aus seinen Weissagungen folgen; dann tritt Daniel hervor und die Sibylla, welche gestikulirend auf den Stern weist und mit ausdrucksvollen Geberden (cum gestu mobili) von der reinen Jungfrau und des Heilandes Geburt singt. Als vierter Prophet kommt vom Chor begleitet, Aaron herein, er trägt die Ruthe, welche unter zwölf dürren Stäben allein geblüht hat. Darauf erscheint Balaam auf dem Esel, um dem Volke zu fluchen, aber der Engel mit dem blanken Schwerte tritt ihm entgegen, das Thier weicht erschrocken zurück und der Engel verschwindet; Balaam prophezeit nun auch den aus Jacob aufgehenden Stern: Da fährt der Hohepriester empor, schüttelt das Haupt, fiebert am ganzen Leibe, stampft mit dem Fusse und hetzt die Juden auf.

Ihm wirft sich, als in einem ächten Scholarenspiel, der am Gregoriustag erwählte Knabenbischof (episcopus puerorum) mit jugendlichem Ungestüm entgegen. Zur Erklärung dieser seltsamen Persönlichkeit ist eine Abschweifung wohl erlaubt.

Pabst Gregor IV. war ein Freund der Schulen, der Jugend und ihrer Freuden, er stiftete zum Andenken an seine grossen Vorgänger und Namensträger im J. 830 ein Fest, welches ihn in der Folge zum Patron der Schüler, zum Schutzheiligen derselben machte. Das Fest fand meist am dritten Feiertage zu Pfingsten statt. Vorher wurden drei Knaben in der Schule gewählt, der eine zum Bischof, die beiden anderen zu seinen Kaplänen und Pfarrern, der erstere musste eine sogenannte Bischofspredigt, gewöhnlich in Versen, einstudiren. Kam nun der Tag, so erschienen die Knaben, verkleidet als allerlei Handwerker

[1]) Schmeller Carmina burana. S. 80—95.

und Stände, und versammelten sich in der Schule. Von da zogen sie, ihren Bischof stolz in der Mitte, zur Kirche, wo dieser sich vor dem Altare auf ein Bänklein setzte. Nachdem der heilige Geist herabgerufen (veni st. spiritus) und Amt und Predigt gehalten war, wurde das „Gregorilied“ angestimmt und der episcopus puerilis hielt seine Predigt, nach welcher er, von seinen Genossen umringt, feierlich durch die Stadt ritt oder ging, die Scholaren sangen dabei und bekamen Kuchen und Backwerk aus den Häusern geschenkt. Bisweilen disputirte so ein kleiner episcopus auch über allerlei Dinge und in der schönen Zeit der Dialektik und Humanistik thaten sich nicht selten wahre Wunderkinder und gelehrt verbildete Wechselbälge hervor. In ihren Umzügen erschienen bald bestimmte Charaktere, es gab Trunkene und Narren, Tod und Teufel liefen mit und allerlei tolle Wesen; sie machten ein Höllenspektakel und der Münchner Provinzialism gebraucht sprichwörtlich für einen gewaltigen Lärm noch den Ausdruck „ein rechter Gregori.“ Diese und ähnliche Auswüchse gaben endlich Anlass, den ganzen Spass abzuschaffen.[1])

Ein solcher Knabenbischof springt nun in unserem alten Klosterspiel im gesuchtesten Gegensatz dem Hohepriester an den Hals; das Büblein wirft dem Alten vor, die Ausgelassenheit des Weines rede aus ihm und der Synagoge, es beginnt also ein dialektischer Kampf, der von Augustinus und den Propheten in ernster, milder Weise, von dem Hohenpriester aber unter unbändigem Hohngelächter geführt wird. Den Schlussworten Augustins gegen die Juden, dass sie an den Messias welcher nun erscheinen werde, glauben sollten, folgt neuerdings ein mit heftigen Geberden begleitetes Gelächter der Juden.

Nun ziehen sich die Propheten indignirt auf ihre Sitze zurück und es beginnt, wahrscheinlich auf einer (wie zu Ammergau durch einen Vorhang abgeschlossenen) Mittelbühne die Verkündigung Mariä in biblisch schmuckloser Weise, welcher in rascher Folge der Besuch bei Elisabeth und Christi Geburt sich anreihen. „Maria vadat in lectum suum, quae jam de spiritu sancto concepit et pariat filium; cui assideat Joseph in habitu honesto et prolixa barba.“ Hierauf erscheint der Stern und der Chor beginnt die Antiphon: „Hodie Christus natus est,“ nach welcher die hl. drei Könige aus verschiedenen Theilen der Welt kommen und sich in mehreren, mit allerlei Gelehrsamkeit gezierten Strophen über die Erscheinung eines solchen Sternes disputirend verwundern. Der

---

[1]) Ueber den Gregori in München erzählt Burgholzer (S. 443), es gab in den Privathäusern der Schullehrer auch üppige Kindermahlzeiten. Eine Beschreibung, wie es 1563 zuging, gibt Westenrieder in s. Beiträgen V. 233. —

Vorhang der Mittelbühne musste sich vor dieser Scene natürlich schon geschlossen haben. Wie sie weiter gehen und ächt altdeutsch in's Land des Herodes kommen, stossen des Königs Boten auf sie und erkunden den Zweck ihrer Reise. Sie eilen zu Herodes und hinterbringen die Kunde; dieser fürchterlich aufgebracht und wie in allen diesen alten Spielen eine höchst lächerliche Figur, lässt den Archisynagogum holen, der mit seiner Judenschaft erscheint und hochmüthig, salbungsvoll und honigfliessend den Rath gibt, sich gegen die Könige zu verstellen. Nach kurzer Rede gehen sie, gleichfalls über die Bedeutung des Sternes disputirend, weiter.

Unterdessen ändert sich die Scene, der Engel erscheint den Hirten und verkündet die Geburt des Heilandes; den Hirten aber, die sich auf den Weg machen wollen, tritt der Teufel entgegen und irrt sie, so dass sie schon an der Wahrheit der Verkündigung zweifelig werden möchten; endlich werden sie durch das Gloriasingen der Engel doch überzeugt, gehen zur Krippe und beten das Kind an. Rückkehrend „ad officia sua" stossen sie auf die drei Magier, welchen sie Aufschluss geben. Ihre Anbetung und Uebergabe der Opfer scheint jedoch nur eine stumme Scene gewesen zu sein, dann entfernen sie sich ein wenig und legen sich zur Ruhe nieder, wo sie der Engel im Schlafe warnt, u. s. w.

Dem auf ihre Rückkehr wartenden Herodes gibt der Archisynagog die unerwünschte Aufklärung mit „Tu Bethlehem terra Juda" etc. Erzürnt befiehlt der König die Kinder zu morden und die Kriegsleute vollführen den Auftrag unter dem Weheruf der Mütter. Dann wird Herodes von den Würmern zerfressen, er springt von dem Thron; den todt darniederstürzenden packen die Teufel mit grossen Freuden. Die Krone wird seinem Sohne Archelaus aufgesetzt. Unter seiner Regierung erscheint der Engel nächtlicher Weile dem Joseph und heisst ihn nach Egypten fliehen. Die Zurüstung zur Flucht und die Abreise auf dem Esel schliesst diesen Act ab.

Nun erscheint mit grossem Conduct der König von Egypten; zwei Lenz- und Liebeslieder werden gesungen, denen sich ein gelehrtes Studienlied, welches wieder in einen Liebesgesang übergeht, anschliesst. So lebt Alles in Freuden. Da stürzen beim Eintritt der heiligen Familie plötzlich alle Götzenbilder der Egypter zusammen. Der König, davon benachrichtigt, lässt seinen weisen Rath versammeln und will ein Opfer bringen; die Idole werden wieder aufgerichtet, stürzen aber nur neuerdings ein. Die Weisen singen von dem neuen Judengotte und die Götzen werden abgeschafft. Hic est finis legis Egypti. Nun kommt der König von Babel mit grossem Geleite, zugleich erscheint die Synagoge, die Ecclesia und Gentilitas. Die Heidenschaft hebt höhnisch

Kampf an gegen den Glauben an einen Gott; auch die Heuchler spielen eine Rolle, zuletzt erscheint der Widerchrist. Das Stück hing offenbar mit dem Tegernseer Ludus paschalis zusammen und ging von da in dasselbe über, es ist ein sehr lehrreicher Anhaltspunkt für die weitere Ausbildung und Entwickelung dieser Darstellungen.

Die bereits öfters genannte inhaltreiche Handschrift der Carmina burana gibt auch ein Ludus paschalis, sive de passione Domini, welches, während die vorhergehenden sämmtlich noch in lateinischer Sprache sich bewegen, grösstentheils deutsch ist.[1]) Das in diesen Sammelcodex aufgenommene Manuscript war ursprünglich ein Spielbuch; die Schlagwörter sind lateinich angegeben, wobei die weitere Verhandlung den wohleinstudirten Rollenträgern ad libitum überlassen blieb.

Der Verlauf dieses Mysteriums ist folgender: Im Beginn werden die Plätze ausgetheilt: Pilatus mit seiner Gemahlin und seinen Mannen, Herodes mit seinen Kämpen, die Priester, darauf der Kramer mit seinem Weib, zuletzt Maria Magdalena treten der Reihe nach herein und nehmen die im Kreise herumstehenden Sitze ein. Von da stehen die betreffenden Personen auf, wenn die Reihe des Agirens an sie kommt und verhandeln im Mittelpunkt der Bühne, darauf setzen sie sich wieder an ihren Plätzen nieder, eine höchst einfache Einrichtung, die jedoch wie im altenglischen Theater, so auch bei uns, lange Zeit beibehalten ward.

Die eigentliche Handlung eröffnet Christus; er geht allein am Meerufer und beruft seine Jünger, den Andreas und Petrus. Darauf folgen die Heilung des Blindgebornen und die Berufung des Zachäus. Darnach kommt dem Heiland ein Pharisäer entgegen und ladet Jesum zur Tafel, er sendet seinen Knecht voraus, das Gelag zu rüsten.

Nach dieser Einleitung erscheint Maria Magdalena, ein fröhliches Weltkind, die in Freuden leben will und mit ihren Gespielen zum Kramer geht, um Schminke und Wohlgerüche zu kaufen. Der Kramer streicht seine Waare heraus, Maria Magdalena aber hebt plötzlich ein deutsches Lied an:

Krâmer, gip die varwe mir
diu mîn wengel roete,
damit ich die jungen man
ân ir dank der minnenliebe noete.
    Seht mich an,
    jungen man!
    lat mich iu gevallen!

[1]) Zuerst mitgetheilt von Docen in s. Miscellen II. und in Aretins Beitr. 1806. 11 St. S. 497 ff. Vgl. Schmeller Carm. bur. S. 95—107.

Minnet, tugentlîche man
minneklîche vrauwen!
minne tuet iu hoh gemuet
unde lât iu in hohen êren schauwen.
seht mich an, u. s. w.
Wol dir werlt, daz du bist
alsô vreudenrîche!
ich wil dir sîn untertan
durch dîn lieber immer sicherlîche.
seht mich an, u. s. w.

Dann kommt ein Amator, welchen Maria grüsst und mit ihm plaudert; sie fordert die Mädchen auf, sich Farbe zu kramen und singt wieder in deutschen Strophen:

Wol dan, minneklichiu kint,
schauwe wir krâme.
Kauf wir die varwe da,
die uns machet schoene unde wolgetâne.
Er muez sîn sorgen vrî,
der dâ minnet mir den lîp.

et iterum cantat: „Kramer gib die Farbe mir“ und der „Mercator“ respondirt:

Ich gib iu varwe, diu ist guot,
dar zuo lobelîche,
die iu machet reht schoene unt dar zuo
vil reht wunneclîche.
nempt si hin, hab ir sie!
ir ist niht gelîche.

Darauf geht Maria schlafen, ein Engel singt der Träumenden von Christus; sie erwacht und singt wieder ihr Weltlied; sie schläft wieder ein und nun gemahnt sie der Engel zum zweiten Male; erst wie er ihr sagt, dass die Engel im Himmel sich freuen über eine Sünderin, die Busse thut, erhebt sie sich voll tiefer Reue über ihr sündiges Leben, zieht ihre bunten, vielfärbigen Weltkleider ab und legt schwarzes, nonnenhaftes Gewand an; der amator und diabolus weichen jetzt von ihr. Nun kauft sie beim Kramer die köstlichste Salbe und geht damit zur „Persona dominica“ d. h. zum Herrn, den sie kniefällig mit einem deutschen Gebete begrüsst:

Jesus, trôst der sêle mîn,
lâ mich dir enpholhen sîn,
unde loese mich von der missetât,
dâ mich diu werlt zue hat brâht!

Ich kume niht von den fuezzen dîn,
du erloesest mich von den sunden mîn,
unde von der grozzen missetât
dâ mich diu werlt zue hat brâht!

Darüber murren die Pharisäer und Judas, Christus aber rechtfertigt die Sünderin, die über sich selbst wieder ein Klagelied anhebt:

Awê, awê, daz ich ie wart geborn!
han ich verdienet gotes zorn,
der mir hat geben sêle unde lîp,
awê ich vil unselic wîp!
awê, awê, daz ich ie wart geborn,
swenne mich erwecket gotes zorn!
wol ûf, ir guoten man unde wîp
Gott wil rihten sêle unde lîp.

Daran reiht sich die Scene mit Maria und Martha, die weinend um Lazarus bittet und die Erweckung des Todten, wobei inzwischen Chorstrophen eingelegt sind. Nun folgt der Verrath des Judas, Gefangennahme am Oelberg, die Verläugnung Petri, Christus vor Caiphas und Pilatus, Geisselung und Ecce homo, Pilatus wäscht die Hände, Auszug zur Kreuzigung, Judas wirft dem Hohepriester das Geld weinend zurück, der Teufel aber führt ihn an den Galgen und hängt ihn auf. In der Scene der Kreuzigung hebt Maria ihre Klage an:

Awê! awê mich, hiut unde immer wê,
1. awê! wie sihe ich nû an
daz liebliste kint, daz ie gewan
ze dirre welde ie dehain wîp!
awê mînes schoenen kindes lîp!
2. Den sihe ich iemerlîchen an.
Lât iuch erbarmen, wîp unde man!
Lât iuwer ougen sehen dar,
unde nemt der marter rehte war!
3. Wart marter ie sô iemerlîch
unde also rehte angestlîch?
Nů merket marter, not unde tot,
unde al den lîp von bluote rot.
4. Lât leben mir daz kindel mîn,
unde toetet mich, die mueter sîn
Mariam, mich vil armez wîp!
Zwiu sol mir leben unde lîp?

Dessgleichen lautet eine andere Klage:

Flete, fideles animae,
flete sorores optimae!
ut sint multiplices
doloris indices
planctus et lacrymae.
Fleant materna viscera,
Mariae matris vulnera!
Materne doleo
quae dici soleo
felix puerpera.

Triste spectaculum
crucis et lanceae
clausum signaculum
mentis virgineae
profunde vulnerat.
Hoc est, quod dixerat,
quod prophetaverat
felix praenuntius.
Hic ille gladius
qui me transverberat.

Maria umarmt Johannes, ihren neuen Sohn; Jesus dicit: „sitio“ und die Juden reichen ihm den Schwamm mit Essig; darauf durchbohrt Longinus die Schulterseite:

Ich wil im stechen ab daz herze sîn,
daz sich ende sîner marter pîn.

Wie Jesus mit dem letzten Worte geendet, bekehrt sich Longinus, der das Augenlicht wunderbarer Weise erhält: [1])

Dirre ist des wâren gotes sun,
er hat zaichen an mir getân,
wan ich mîn sehen wider hân.

Die Juden aber spotten des Gottessohnes. Joseph von Arimathia bittet, den Gottessohn bestatten zu dürfen:

Jesus von gotlîcher art
ein mensch ân alle sunde,
der ân schuld gemartelt wart,
ob man den furbaz funde
genagelt an dem kriuze stân,
daz waer niht kuneges êre.
Darumb solt ir mich in lân
bestaten, rihter herre!

und Pilatus beschliesst:

Swer redelîcher dinge gert,
daz stet wol an der mâze,
daz er ir werde wol gewert.
du bitest, daz ich lâze

[1]) Vgl. Walther v. d. Vogelweide 37, 14 wo Longinus auch als ein Blinder gilt, der durch das auf seine Augen fallende Blut des Heilandes geheilt und sehend wird; dasselbe wiederholt sich in der Folge in allen Passionsspielen.

dich bestaten Jesum Christ.
daz main ich wol in guete.
sit er dir so ze herzen ist,
nim in nach dînem muete.

Das sind die Mysterien, die in bayerischen Klöstern aufgeführt wurden und nicht selten in der Nachbarschaft weiter wanderten und häufig in vermehrter Auflage anderswo wieder vor ihr Publikum gelangten. Das Osterspiel vom Antichrist, welches aus Tegernsee stammt und in weiterer Ausschmückung uns neuerdings in Benedictbeuern begegnet, muss lange Zeit in Uebung gewesen und weit herumgekommen sein; einen seltsamen Beleg für diese Meinung liefert ein Fastnachtspiel [1]) aus dem XV. Jahrh. zu Nürnberg, welches sich ganz und gar wie eine Carricatur und Travestie des alten Tegernseer-Spieles ansieht.

Aus diesen Mysterien, welche der Clerus in den Klöstern begründete, entwickelten sich die Passionsspiele, welche das Volk erst auf dem Kirchhofe und dann auf eigener Bühne im Freien agirte. An der Spitze derselben steht die Ammergauer Passion, welche sich durch ein Gelübde der Gemeinde im Jahre 1634 auf zehnjährige Wiederholung fixirte und unterdessen noch prachtvoll auswuchs. Es galt früher die Meinung, es sei erst in der angegebenen Zeit entstanden, wer aber weiss, welch langjährige Mühen und Erfahrungen vorausgehen müssen, um ein Stück mit einigen Hunderten von Mitspielenden zur Darstellung zu bringen, der wird es begreiflich finden, dass das arme Bergvolk nicht über Nacht auf den Einfall kommen konnte, etwas seiner ganzen Natur Fernliegendes plötzlich realisiren zu wollen. Zudem spricht das wegen einer schweren Pestzeit gemachte Gelöbniss von der Passionstragödie deutlich als von einer schon bekannten und bestehenden Sache, und nur die Zeit der Wiederholung wird festgesetzt. Auch der bis jetzt aufgefundene älteste Text vom Jahre 1662 ist ein Beleg dafür, dass dem Spiele ein viel älteres zu Grunde gelegen. Ich nahm desshalb keinen Anstand, in meiner Schrift über dieses merkwürdige Drama [2]) den Satz aufzustellen, die Sitte des dortigen Passionsspielens sei so alt als die dortige Holzschnitzerei, beide stammen aus den frühesten Klosterzeiten. In dem benachbarten Kloster Rothenbuch bildete die Bilderschnitzerei eine besondere Beschäftigung, die Mönche brachten diese Kunst bereits im Anfange des XII. Jahrh. nach Berchtesgaden,

[1]) Nro 68 in Kellers Sammlung.
[2]) Die Entwicklung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel. München 1861 (bei Rohsold).

wo sie heute noch in wetteifernder Weise florirt und sogar eine jüngere Schule, die zu Gröden in Tirol (1705) ablagerte.

In gleicher Weise wurden diese Mysterien im Mittelalter verschleppt. Vielleicht wanderte das Tegernseer-Benedictbeurer Osterspiel über Kochel und Mittenwald, woselbst gleichfalls eine berühmte Passion bis in die neuere Zeit spielte,[1]) nach Rothenbuch und von da nach Ammergau. Im vorigen Jahrhunderte wurden in Bayern überhaupt noch an 60 ähnliche Spiele aufgeführt, z. B. zu Aidenbach, Eichendorf, Deining bei Landsberg, Flintspach, Peissenberg (wovon sich noch alte Textbücher erhalten haben), Mühlfelden, Kohlgrub und Roth bei Wasserburg;[2]) das letzte dieser Art ist unter den Holzknechten von Erl (bei Audorf) noch in fleissiger Uebung.

Diese Aufführungen waren grosse erbauliche Volksfeste, auf die Jung und Alt sich lange schon voraus freute und ihrer noch lange mit Freuden gedachte. Noch heut zu Tage betrachten die Landleute das Ammergauerpassionsspiel als eine geistige Badefahrt: sie empfangen die Sacramente in der alten Kirche zu Etal, verrichten ihre Andacht vor dem wunderbaren Steinbilde daselbst und so ausgerüstet ziehen sie betend nach Ammergau, wo sie andächtiglich der Darstellung des bitteren Leidens und Sterbens des Welterlösers beiwohnen, die sie wie eine für das ganze Leben wohlthätig wirkende geistliche Nachkur gebrauchen. Und es ist dasselbe Verhältniss, wie bei der alten griechischen Tragödie: das Volk ist mit dem Stoffe wohlbekannt, daher genügen wenige, aber markige Züge, um jede schon aus den Kirchenbildern wohlbekannte Person wie einen alten Bekannten einzuführen. In diesen Scenen ist heute noch wie damals, ein episches Nebeneinander; sie reihen sich ruhig ohne dramatische Gegenwirkung, nur unterbrochen durch das Hereinziehen der Vorbilder aus dem alten Bunde; so gemahnt das Ganze in seinen reichen symbolischen Beziehungen den Skulpturwerken an den mittelalterlichen, gothischen Portalen, mit denen die Figuren gleichfalls noch die Aehnlichkeit des Costüms theilten. Dieses war immerdar von höchster Einfachheit. Die Dramaturgen behalfen sich dabei ebensowohl wie die mittelalterlichen Maler: was sie vor Augen hatten, stellten sie dar; hatten ja auch die Dichter das Christenthum ganz deutsch behandelt.

---

[1]) Noch im J. 1834 sah August Lewald dasselbe; vgl. Morgenblatt 1834. Nro. 146—70 u. Prechtl im Oberbayr. Archiv. XXI. 2. Hft. S. 105 ff.

[2]) Auch die Schiffleute von Laufen gaben den Winter über allerlei Stücke aus der profanen und heiligen Geschichte Vgl. Reise durch den bayerischen Kreis. 1784. S. 245.

Das älteste Costüm bildete der Levitenrock, die Casula und das Humerale; die weltlichen Personen z. B. der Herodes in dem Freisinger Kindermord, trugen byzantinische Gewänder, wie die Kaiser und Herren auf den ältesten Miniaturbildern. Später kam die mittelalterliche Tracht und die Magdalena erschien zu Benedictbeuern schon in den buntscheckigen Stoffen, in den als vornehm, hoffährtig und höchst weltlich geltend „stricheten" d. h. vielfärbigen Kleidern, die Herman von Fritzlar und Bruder Berhtold als sündhaft erkannten. In grosser hartnäckiger Treue halten die Ammergauer am älteren Schnitt, in dem sich ebenso wohl die Albrecht Dürer'sche Vorstellungsweise, wie der Geschmack aus Ruben's Zeit kundgibt, vermischt mit der neueren Dosis jener namenlos kläglichen Stationenschmierer und Pappendeckelanstreicher des vorigen Saeculums.

Die alten Mysterien gleichen auch hierin jenen Wundergebilden der guten Maler, etwa denen der Kölner-Schule, Alles ist Andacht und Frömmigkeit; dann kam im Drama, wie in den Maler- und Singschulen zu Ulm und Nürnberg allmählig die Verholzung und die traurige Realität, welcher zuletzt die Handwerkskrämerei folgte, dann wieder das zopfige Vornehmthun, die maskirte Galanterie mit Manschetten und Mantelwurf, denen sich bald das Toupét und das arkadische Ballet anreihten.

Wir müssen aber zurückhalten, um der uns zugemessenen Zeit und dem uns begrenzten Raum nicht voranzueilen oder ihn zu überschreiten.

Vom XIV. und XV. Jahrh. sind uns, trotzdem dass diese Spiele sehr in Uebung gewesen sein müssen, gerade aus Bayern keine Nachrichten und noch viel weniger Textbücher überkommen.[1]) Doch ist grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass auch zu Ingolstadt eine bisher noch verborgene Pflanzschule dieser dramatischen Kunst sich befunden haben müsse. Wenigstens spricht die Thatsache dafür, dass ein dortiger Schulmeister, welcher von da auswanderte, die Kunst des Passionsspielens nach Tirol gepflanzt habe. Der Name dieses Mannes ist Benedict Debs, er starb 1515 und liegt zu Botzen begraben. Sein Freund Virgilius Raber, seines ehrsamen Zeichens ein Maler zu Sterzing, erbte von ihm zwei Bände „alte scardeggen" mit 14 Stücken, die ihrem Inhalte gemäss sehr alt scheinen.[2]) Sie sind höchst

---

[1]) Ich finde nichts mehr als eine Marienklage aus dem XV. Jahrh. (mit Musiknoten), welche Pfeiffer nach einer Münchner HS. bereits in Haupts altdeut. Blätt. II. 373—76 abdrucken liess. Ein Passionsspiel aus Friedberg in Haupts Zeitschr. VII. 545.

[2]) Vergl. die sehr schätzbare Schrift von A. Pichler: Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol 1850. u. ein weiteres Programm vom J. 1852. welches ein Himmelfahrtsspiel aus derselben HS. veröffentlicht.

roh und unflätig, auch kommen Züge darinnen vor, die einen ganz urgermanischen Hauch verrathen, so z. B. wenn zwei Apostel zum Grab des Erlösers einen Wettlauf unternehmen: und sie wetten um ein Pferd, ein Paar Schuhe und um ein Seidel Weine. Auch in den heute beliebten Tiroler „Bauerkomödien" spricht sich eine ganz mittelalterliche Kindlichkeit aus; der Engel steigt z. B. auf einer Leiter aus dem himmlischen Gebälke des Heustadels hernieder, auf welchem Gott Vater thront und Maria empfängt ihn mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus" worauf er ganz pflichtschuldigst unbefangen mit „in Ewigkeit" erwiedert.[1])

Wie jeder Mensch in sich den Tod, so trägt auch jede Kunst den Keim ihres Verfalles schon vor ihrer Ausbildung in sich, und das mittelalterliche Mysterienspiel kränkelte bisweilen merklich in seiner Heiligkeit. Der dem ächten Volksleben unvertilgbar eingewachsene glückliche Zug des Humors und der heiteren Laune machte sich trotz des gewichtigen Ernstes frühzeitig geltend. Schon im ältesten unserer Spiele, das in der Freisinger Kirche aufgeführt wurde, kann es Herodes nicht unterlassen, den Gelehrten die Bücher an den Kopf zu werfen, ein Act, der von den jungen Scholaren und dem zuschauenden Baiwarenvolk jedenfalls mit freudiger Acclamation aufgenommen wurde. Auch die Teufelsscenen gaben zu allerlei Spuck Anlass, so dass Pabst Innocens III., ebenso einzelne Bischöfe und Synoden, das Schauspiel aus der Kirche verwiesen. Nun da man auf dem Kirchhof oder vor dem Kirchenportal agirte, begann das Volk auch mitzuspielen, und nur die Rollen hochheiliger Personen blieben in den Händen der Cleriker, die von da die deutsche Sprache zulassen mussten. Unnöthige Personen wurden eingeschoben, so in den Osterspielen ein Marktschreier, der den zum Grabe wallenden Frauen Salben und Spezereien verkauft, besonders aber war es sein Knecht, der mit tollen Streichen und Thorheiten seinen Witz zu Markte brachte und mit der Zeit zum Hanswurst sich ausbildete. Diese Charakterfigur scheint ganz ein Eigenthum des altbayerischen und beziehungsweise des österreichischen Volkes, in Nürnberg ist der gleich geniale Jean Posselt zu Hause. In einem Osterspiele des XV. Jahrh.[2]) ist dem Kramer neben einem hanswurstartigen Diener auch ein böses Weib zugegeben, mit dem er sich zankt; der Dichter nennt sich Rubin (Ruepel) und einen Bayern. In den von Benedikt

[1]) Von diesen Passionsspielen cursiren im Volk überhaupt eine Unzahl höchst komischer Geschichten und Anecdoten. Vgl. desshalb (Mittermaier) Sagenbuch der Städte Lauingen etc.

[2]) Hoffmann von Fallersleben: Fundgruben. II. 296. Wackernagel Lesebuch 1839. S. 1013 ff. W. Menzel Deut. Dicht. I. 236.

Debs aus Ingolstadt nach Tirol gebrachten Stücken, tritt in dem Garten, wo später der auferstandene Heiland erscheint, zuvor ein Gärtner auf, der etliche Wurzen und Kränter zum bedenklichsten Gebrauche empfiehlt und die Mutter des Herrn mit auserlesener Grobheit behandelt,[1]) Petrus erscheint als komische Figur, ebenso wie er im Kindermärchen überall eine lächerliche Rolle spielt, die Jünger zu Emaus führen eine förmliche Kneipscene auf, prügeln sich mit Wirth und Wirthin, schlingen heisshungerig, was von den Ostereiern noch übrig ist und trinken alle Weinreste aus. Dergleichen Auftritte bildeten sich zu ganz weltlichen Zwischenspielen aus, zu planlosen Bauernkomödien, Jahrmarktsscenen und Schlägereien mit Schimpf und Spitznamen, die sich bald von den Mysterien ausscheiden mussten, sollte nicht das Heilige geradezu verhöhnt und lächerlich gemacht werden. So entstand das weltliche Theater, welches längst schon einen guten Boden im Volksleben hatte.

Die Kirche war nämlich nicht im Stande gewesen, alle aus dem Heidenthume überkommenen Natur- und Volksfeste in ihren Dienst zu nehmen; sie hatte sich meist nur darauf beschränkt, dieselben unter Vermeidung alles Anstössigen, äusserlich an eines ihrer Feste oder den Namen ihrer Heiligen anzuknüpfen.[2]) Man gedenke dazu der dramatischen Kampfspiele von Winter und Sommer, an das Ausjagen und Vertreiben des einen und das Bewillkommnen und Einholen des anderen,[3]) an die Brunnen- und Waldfahrten auf „Laetare Jerusalem," der vielen Frühlingsfeste, bei denen Blumenköniginnen und Grafen mit Sang und Klang, Spiel und Tanz die Maibäume setzten. Hinter dem heilig gehaltenen ersten Mai liegt, wie schon W. Menzel vermuthete,[4]) eine ältere heidnische Feier verborgen, einer grossen Hochzeit der Elben, die später als gräulicher Hexensabbath wieder zum Vorschein kam. Um diese Zeit blühen die Bäume und paaren sich die meisten Thiere, es ist die grosse Hochzeitsfeier der Natur selbst. Daher beging man diese Feier durch den ganz dramatischen Eintritt eines geputzten Jünglings, der den ersten Mai oder Frühling vorstellte und Maikönig oder Maigraf hiess, ihm gesellte man das schönste Mädchen als Maibraut oder Maigräfin bei. Das Maifest ist an die Stelle des Elbenfestes getreten. Gleichfalls, wenn auch nur einen primitiven, aber immerhin doch dramatischen Charakter tragen das Erscheinen der

---

[1]) Pichler S 13.

[2]) Vgl. desshalb die Vorrede zu J. W. Wolf: Beiträge zur deut. Mythologie. I. B 1852.

[3]) Panzer Beiträge. I. 253.

[4]) Deut. Dicht. I. 113.

Klöpfelsänger und Sternbuben zu Weihnacht und Dreikönig, ferner die Gregorius-, Martins- und Nicolausfeste, voraus aber das Urbanreiten, die Umzüge des Wasservogel und der Radschleifen mit Hansl und Gretl; keine Zunft feierte ihr Jahresfest, den sogenannten Lichtbraten, ohne mit geschwungener Fahne, mit Trommel, Pfeiffen und Saitenspiel auf die Herberge zu ziehen, in der Fastnacht gab es dann Narrenspiele und Mummereien, ich erinnere nur an das Nürnberger Schempart-Laufen, an die Wurstprocessionen und das Brunnenspringen der Metzger, die Reigen der Fassbinder,[1] und die Messertänze der Schwertfeger[2] und andere Erscheinungen. Am Aschermittwoch sah man dann unter Trommel- und Pfeiffenschall die hingeschiedene Fasching begraben. Die vielen Umgänge, die das schaulustige Mittelalter abhielt, geben nicht selten schon durch ihren uns ganz unverständlich gewordenen Charakter ihren heidnischen Ursprung aus den alten priesterlichen Götterumzügen sattsam zu erkennen. Ihre Erläuterung bleibt einer eigenen Schrift vorbehalten; hier interessiren sie uns nur in so weit, als sie mehr oder minder Veranlassung boten zu stummen oder lauten, gereimten und ungereimten, gesprochenen und gesungenen dramatischen Darstellungen, Spielen, Scenen und Aufzügen eines ausschliesslich oder doch vorzugsweise bloss ergözlichen Inhaltes.

Darneben drängten sich auch viele kirchliche oder christianisirte Festlichkeiten in den Vordergrund; wir erinnern hier an die noch wenig beleuchteten Aufzüge der heimkehrenden Kreuzfahrer, ihre Wechselgesänge und Dialoge, in welchen sie die Thaten und Wunder des heiligen Krieges schilderten, wobei auch allerlei fremdländische Sehenswürdigkeiten, Reliquien und Bilder auf den Strassen vorgetragen wurden. Das merkwürdigste jedoch, was in dieser Beziehung sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist der grosse Drachenstich zu Furth in der Oberpfalz, der immer am Sonntag nach Fronleichnam abgehalten zu werden pflegt und nebenbei bemerkt, als ein factischer

---

[1]) Vergl. meinen Artikel über die frühere Bedeutung des Münchner Schäfflertanzes in der N. Münch. Ztg. 1858. Nro. 18.

[2]) Solche fanden zu München statt, ferner zu Ulm und Nürnberg. Zu München erschienen alle acht Jahre die Schwertfeger von Braunau und führten ihren „figürlichen Tanz mit entblössten Schwertern" vor den ansehnlichsten Häusern auf. Die Sitte war noch zu Westenrieders Zeiten üblich, der ihrer in seiner Beschreibung von München 1782. S. 287 gedenkt. Wenige Jahre darauf wurde das Spiel, ein mehr als tausendjährig bestehendes Recht, trotz dem kaiserl. Privilegium, polizeilich abgeschafft. — Die Münchner Messerschmiede gehörten zu den vier privilegirten Bruderschaften im heil röm. Reich, die (nächst Wien, Heidelberg und Basel) alle in diesem Handwerk vorfallenden Streitigkeiten entscheiden konnten. Vgl. Frisius Ceremonien. S. 383.

Beweis des Fortlebens der Heldensage gelten kann.[1]) Auch England kennt den Lintwurmkampf des heil. Georg, aber man feiert ihn dort zur Weihnachtzeit.[2]) Der kirchliche Heilige ist nur die Verhüllung eines altheidnischen Wesens, ähnlich wie bei St. Nicolaus und Martin. Den Drachenkampf kennen überhaupt alle Völker. Auch die Baiwaren, noch mehr die in der Oberpfalz abgelagerten Gothen, müssen einen solchen Mythus besessen haben. Die Schlange ist das Sinnbild des Wassers, des feuchten und nebeligen Winters, oder in biblischer Anschauung das Symbol der Sünde und des Verderbens der Menschen, mit ihr kämpfte der Gott; sein Sieg ist der Sieg der himmlischen Sonne über den Winterhimmel im Jahrkreise oder der Erlösung im Weltjahre. Der englische Drachenkampf ist sonach nichts anderes, als unsere Wettgesänge von Sommer und Winter, die hier nur in Worten, dort in Thaten sich bewegen.[3])

Das schöne Spiel in dem oberpfälzischen Furth geht folgender Massen vor sich. Am Vormittage wohnen die Spielenden, früher natürlich im Costüm, dem Hochamte in der Stadtpfarrkirche bei, darauf begibt sich der Zug auf den Walplatz. Die handelnden Personen sind: ein Rittersmann zu Pferd, in Harnisch und Blechhaube, umgeben von einer Schaar Trabanten; dann eine Königstochter aus fremden Landen, ein Goldkrönlein und Schleier auf dem Haupte tragend, behängt mit Silbergeschnür und Schaumünzen in Fülle; eine Ehrendame, die Nachtreterin genannt, begleitet dieselbe. Letztere hat kaum auf einer erhabenen Bühne Platz genommen, als ihr gegenüber in gehöriger Entfernung bereits ein grimmer Drache erscheint, ungestalten Leibes, mit grosser Kunst aus Reifen und Leinwand zusammengefügt und von dem darin geborgenen Todtengräber dirigirt. Das Ungethüm treibt erst mit den Zuschauern allerlei Spass und Hetzerei und strebt auf die

[1]) Hierüber existirt eine reiche Literatur, die aber der Hauptsache nach immer dasselbe bietet. Vgl. Vaterländisches Magazin. 1840. Nro. 45. Verhandlungen des histor. Vereins der Oberpfalz 1846. S. 162. Panzer I. 107 u. 359. Rassmann Heldensage. 1857 I. 413 ff. u. Reder Der Bayerwald. 1861. S. 189 Auch erschien zu Cham bei Ph. Brönner eine eigene Brochüre (16 S. 8°), welche die Aufführung vom Jahre 1855 beschreibt; dieses Machwerk aber ist ebenso schlecht, wie der beigedruckte Holzschnitt, der anonyme Verfasser spöttelt mit vornehmen Schreiberwitz über das Volksspiel und will sein Opus doch als „Volksbuch“ gelten lassen. Ein grosser Reiterauszug alljährlich am St. Georgentag zu Stein. Vgl. Steub: Bayer. Hochland. 1860. S. 313.

[2]) Der Nachweis bei Weinhold Weihnachtspiele. S. 18.

[3]) Etwas Aehnliches war auch in Metz üblich. St. Clemens, der erste Heidenbekehrer in Lothringen, tödtete in Metz einen Drachen (ebenso wie St. Mang zu Füssen); zur Erinnerung daran wurde alljährlich ein riesiges Drachenbild durch die Strassen geführt, wobei es Herkommen war, dass die Bäcker Brode in den weitaufgesperrten Rachen werfen mussten, die den Armen der Stadt zu gute kamen Hocker Mosel. 1855. S. 8 ff.

geängstigte Prinzessin los: da reitet der Ritter heran zu der Jungfrau „auf dem Steine“ und gelobt seine Hülfe, schon will der Drache das arme Opfer ergreifen, da beginnt der Kampf und zwar in dreimal verschiedenem Angriff: Zuerst sprengt der Ritter dem Unthier entgegen und stösst ihm den Speer in den Rachen, trifft er die in der Gaumenhöhlung verborgene Blase nicht, so nimmt wohl ein Metzgermeister des Augenblicks wahr, zieht sein langes Messer und zersticht dem Drachen sein rindblasen Herz, so dass zur Freude des Volkes, insbesondere der dabei immer stark vertretenen Böhmaken, Blut fliesst, in welches die Bäuerinnen begierig ihre Tücher tauchen, um ein sympathetisches Mittel zu haben. Das Tuch wird in Stücke zerrissen und in die Felder gesteckt, „damit der Flachs in diesem Jahre gut gedeihe.“ Dieser Zug gibt dem ganzen Feste ein mehr als tausendjähriges Recht; dieses „Drachenblut“ ist so gesucht, wie das Blut der „armen Sünder“ bei Hinrichtungen. — Der Drache fällt aber noch nicht; zum zweitenmale reitet der Ritter mit aufgehobenem Schwert heran und versetzt dem Drachen einen Hieb, dass er sich schmerzhaft krümmt und bäumt; die Knappen und Trabanten umringen ihn mit vorgehaltenen Spiessen, dass er nicht mehr entrinne, indessen kommt der Retter zum drittenmale und schiesst, nicht einen Pfeil (was ehedem wohl zuerst geschah, jetzt aber des Effectes wegen zuletzt verspart werden muss), sondern ein Pistol auf den Drachen ab. Die Jungfrau bekränzt ihren Retter unter gereimten Wechselreden und dann findet ein pompöser Umzug und Einzug in's Wirthshaus zum Rittertanz statt, indess der drachendirigirende Todtengräber von Haus zu Haus sein Trinkgeld sammelt. Die Folge des Schaustückes war früher häufig eine Heirath zwischen Ritter und Königstochter, so dass also wahrscheinlich die Wahl auf die betreffenden und zusammenhängenden Personen fiel, wodurch das Ganze an Bedeutung gewinnt. Panzer theilt ferner mit, dass nach der Volkssage „der Drache, welcher jetzt nur nachgeahmt wird, früher ein wirklicher Lintwurm gewesen sei, welcher die Stadt hart bedrängte, bis ein Held, Namens Siegfried kam, der ihn erlegte.“ Dieser Zusatz sieht so ächt aus, dass er dem Forscher wirklich Bedenken erregen könnte, ob er nicht in neuerer Zeit erst sich eingeschmuggelt habe. Dagegen ist eine andere Ueberlieferung noch beachtenswerth, welche behauptet, dass zu Furth einst die Pest gehaust und Alles dahin gerafft habe; Niemand wollte mehr kommen, um die Leute wieder anzuziehen, wurde der Drachenstich gegeben; das heisst wohl: man kam auf den Einfall, ihn wieder aufzuführen. Mithin fällt die erste Kunde seines Entstehens oder besser gesagt, Wiedererscheinens mit derselben Ursache zusammen, welche den Münchner Schäfflertanz

auf die Beine und die Ammergauer zu dem Gelöbniss einer immer in zehn Jahren zu veranstaltenden Wiederholung ihrer Passion brachte.

Das ist zwar nur ein Volksspiel, welches alljährlich wiederkehrt; indess wurde die Legende von St. Georg, mit demselben Rechte, wie sie Reinbot episch behandelt hatte, auch in ein pompöses Drama verarbeitet, welches im Jahre 1473 zu Augsburg während der Dauer des Reichstages und zu Ehren der Anwesenheit des Kaiser Friedrich III. prachtvoll aufgeführt wurde. Der Kaiser war am 25. April des genannten Jahres mit grossem Gefolge, in welchem sich sein Sohn Maximilian und sogar der türkische Kaiser Zusimus befand, eingeritten und verweilte daselbst bis zum Samstag vor St. Michaelstag. In dieser Zeit fand die Aufführung dieses Stückes statt, welches M. Schüttenhelm, seines Zeichens vielleicht ein Weber, welcher in zwei anderen Gedichten den Kaiser noch später (1480 und 1487) verherrlichte, dichtete. Ein feineres Compliment konnte dem Stifter des Georgenritterthums (1468) nicht gemacht werden, als durch die Vorführung dieses dramatischen Werkes.[1]) Es hebt damit an, dass die Bürger der von einem grausamen Drachen belagerten heidnischen Stadt sich über das daraus erwachsene Unheil besprechen und um Hülfe gegen diese Noth sich an den König wenden:

Der track ist iez an dem tor
Und tuot mengen sturm davor,
Mit feur und giftigem schmack
Das niemant davor pleiben mak.

Dem rathlosen König schlägt ein Bürger vor, mit dem Wurm einen Vertrag (satz) zu machen, Schweine zu kaufen und ihm täglich eines zu geben; ging diese Fütterung aus, dann könne man sich mit Schafen und später mit Pferden und Rindern behelfen. Der Antrag wird angenommen, nur ein Bürger ahnt Unheil, es könnte vielleicht doch noch an ihr eigenes Leben gehen, wenn etwa ein Futtermangel an solchen Thieren entstehe, doch wird sein kluger Rath, den Drachen lieber gleich jetzt zu bekriegen, von dem darob erzürnten König und der nicht absonderlich muthigen Ritterschaft einstimmig abgewiesen. Unterdessen muss doch der traurige Fall eingetreten sein, denn in der nächsten Scene, die vielleicht durch eine Pause unterbrochen war, kommt ein Thorwärtel mit der Anzeige, der Drache stürme unaufhalt-

---

[1]) Vgl. Greiff in Pfeiffers Germania. I. 165—91 und Keller Fastnachtspiele (Nachlese). 1858. S. 130—82. (Nro. 126.) Eine andere, reimweis erzählende Bearbeitung dieser Legende machte im J. 1516 ein Augsburger Weber und Burger, Simpreht Kröll mit Namen.

sam am Thor und speie Feuer mit solcher Kraft, dass Niemand allda mehr auszuhalten vermöge; die Stadt hat ihn zuerst mit Schweinen, dann mit Schafen und Pferden, zuletzt mit ihren Rindern abgespeist, jetzt ist Alles im Lande aufgefressen; der König schlägt vor, ein Loos zu werfen, wenn es treffe, der habe sein Kind dem Wurm zu geben, er selbst wolle dabei nicht ausgenommen sein; habe Einer keine Kinder, so solle er sein Weib oder sich selbst dem Drachen stellen. Das wird angenommen. Der Erste, den das Loos trifft, bietet gleich sein Hab' und Gut dagegen, aber es verfängt nicht und sie bringen dem Drachen sein Kind, welches erst den Vater um Erbarmen bittet und dann jämmerlich aufschreit.

Dasselbe wiederholt sich nun öfter; rührend sind die einfachen Klagen einer Mutter, die ihr Kind verlieren soll und sich selbst für dasselbe opfern will. Zweimal verliert ein und derselbe Ritter, der jetzt sogar seine Frau dem Drachen zur Speise geben muss, obwohl sie mit einem Kindlein geht.

Endlich trifft auch auf den König das Loos — er soll seine schöne Elia dem Wurm geben, vergebens möchte er sich mit allen seinen Burgen und Städten loskaufen, er will ein armes Kammerweib dafür substituiren, die lange Zeit lahm und ungesund gelegen ist; der Schreck macht die alte Gere gesund; da sie hartnäckig dagegen ist, sich von dem Drachen verspeisen zu lassen, wünscht sie der König zum Teufel, der augenblicklich erscheint und die „alte Kupplerin“ abholt; nun hat der Drache aber immer noch nicht seinen Frass. Der König spricht zum Volke und bittet nur um einen Tag lang Aufschub, dagegen macht ein Ritter geltend, wie er bereits drei Brüder, zwei Kinder und seine Frau verloren habe — es muss sein; der König ziert sein Kind mit Krone und Gold, so wird sie „auf den Stein gestellt“ und soll des Drachen warten.

Unterdessen kommt ein Engel zu St. Jörgen „in sein Land“ und heisst ihn zu dem König von Libia fahren, um dort durch Christi Namen und Glauben die Abgötter zu stürzen. Also reitet St. Jörg aus und findet die jammernde und um Hilfe rufende Jungfrau, die anfänglich die Ankunft des Ritters gar nicht gewahrt und ihm keine Antwort auf seine höfisch-ritterlichen Fragen gibt, endlich kommt sie doch dazu, ihm den ganzen traurigen Zusammenhang stossweise zu erzählen.

Die folgende Zwischenscene spielt wieder in der Stadt. Ein Wappner hat von der Mauer die Ankunft eines Retters gesehen und bringt davon dem Volke und Könige Meldung. Die Jungfrau aber erfährt durch St. Jörg zum ersten Male von Christus, und ist gerne bereit, mit dem ganzen Land seinen Namen und Glauben anzunehmen, und Georjus

verspricht ihr, sie werde den „übeln Teufelshund,“ der bereits herankommt, mit ihrem Gürtel binden können.

Vorerst erscheint noch ein Engel dem Heiligen und verheisst ihm durch Christi Kreuz den Sieg; so reitet St. Georg auf den Wurm, durchsticht ihn und führt ihn zu der Jungfrau.

Das ersah ein Wappner von der Stadtmauer; er eilt zum König, bittet um gutes Botenbrod für seine Kunde und erzählt, wie ein Gott „in Ritters Amt“ den Tracken erzähmt habe, also dass ihn Elia jetzt am Gürtel führe; der König geht ihr mit dem ganzen Volk vor das Thor entgegen, die Befreite stellt ihrem Väterlein den vom Christengott aus Capadocia gesandten Ritter und Retter vor. Anfänglich wäre der König geneigt, den Ritter selbst für einen Gott zu halten, ergibt sich aber gleich an Jesus Christus und befiehlt seinem ganzen Volke, diesen Glauben sich anlegen zu lassen. Mit äusserster Bündigkeit spricht St. Jörg zu dem Volke, was der Christenglaube sei, tauft es sodann und predigt auf die Bitte eines Ritters noch mehr davon. Die Königin-Mutter verspricht „Klöster zu machen“ und der König will „Priesterschaft“ einsetzen, Wittwen und Waisen schirmen, Raub und Brand verbieten; das Spiel schliesst mit folgender Exhortation in einer ächt allgäuer-schwäbischen, durch das ganze Stück fühlbaren Mundart:

Ir alle haunt nun woll vernomen,
Die her zuo disem spil sind komen,
Das verpraucht ist in sant Jörgen ere.
Hie bei sült ir nemen lere,
Das got den rechten nie verlie,
Als iez ist scheinper worden hie,
Wie von got ein track ward gsant
In Libia des haidnischen künges lant,
Der tet in pein und grosse not.
Leut und vich den pittern tot
Was von dem tracken in des künges lant,
Bis gott sant Jörgen zuo in sant
Der von dem wurm der haidenschaft
Loste durch des kreizes kraft.
Si wauren ungeläbig haiden.
Got wolt si davon schaiden
Und vor der hell bewarn,
Das si die abgött liessen farn.
Durch des künges tochter Elia
Würket got die wunder da

Durch Georium, der si von dem tot
Lost uns von des tracken not
Und band den Wurm mit gottes kraft
Angesicht aller haidenschaft.
Da si das wunder sachen,
Christum si zu got verjachen.
Und glaupten durch die zaichen gross,
Da der wurm ward sigelos
Durch Christus namen pei dem kreuz. †
Nun bedenkent alle, was bedeuts?
Nit anderst, denn wir vest bestaun,
Den glauben und got vor augen haun
Und pitten got durch seinen tot,
Das er uns helfe aus aller not.
(Hie hat Sant Jergen spil ain end.
Das uns got allen kumer wend.)

Es wird sich schwerlich aus dieser Zeit ein anderes Produkt finden, das einigen von diesen Dialogen an Einfachheit, Wahrheit und kindlicher Naivetät an die Seite zu stellen wäre. Die Wirkung, welche die lebendige Aufführung dieses Drama's ausgeübt haben muss, lässt sich freilich nicht mehr ermessen; besser hätte der Dichter, dem es hauptsächlich darum zu thun war, die Herrlichkeit, den Triumph und den Sieg der Kirche über ihren Feind in den Herzen der Zuschauer zu einer lebendigen Anschauung zu bringen, seinen Zweck nicht erreichen können. Es muss einen wunderbaren, erhebenden und begeisternden Eindruck gemacht und wie heute noch die Ammergauer Passion, ungleich mächtiger gewirkt haben, als die Predigt des begabtesten Redners. Man könnte es, was besonders den zweiten Theil betrifft, mit vollem Rechte ein Missionsspiel nennen. [1]) Zwar schlief wahrscheinlich der langweilige Kaiser Friedrich III. wie auf dem Regensburger Reichstag, aber der türkische Kaiser Zusimus wird Augen gemacht haben! war es vielleicht auch darauf mitangelegt, ihn zum christlichen Glauben zu bekehren oder ihn überhaupt dafür geneigter zu machen?

Ein anderes, höchst merkwürdiges Spiel, welches gleich hier angereiht werden mag, handelt von der Auffindung des heiligen Kreuzes, [2]) es stammt vielleicht aus Franken, ist aber in derselben Augsburger Handschrift auf uns gekommen. Es ist ein umfassendes,

[1]) Vgl. Greiff in der Germania. S. 166
[2]) Vgl. Keller ebendas. S. 54–182.

gross angelegtes Drama, welches höchst pompös ausgestattet gewesen sein muss, Kaiser Constantin, St. Helena und ihre Ritter erscheinen hoch zu Ross. Es folgt übrigens ganz wie das St. Georgenspiel, der bekannten Legende. Das Stück ist deutlich in zwei Akte getheilt.

Dass es neben den Mysterien und neben diesen Volksschauspielen andere Dinge gab, die in eigenen Buden, auf Jahrmärkten und offenen Strassen aufgeführt wurden, allerlei Possen und Jongleurstücke der Fahrenden, wie z. B. der obengenannte Konrad philosophus von Scheyern gesehen und abgemalt hat, ist bekannt. Die Kerle trieben alle möglichen Künste, waren Taschen- und Puppenspieler und Gaukler, oder führten kunstreiche Bären (vgl. oben im Ruodlieb), wilde Thiere und Meerwunder zur Schau. Auch scenische Künste fanden statt, davon spricht wenigstens ein unter Ludwig dem Frommen erlassenes Synodalgesetz: „die Kleriker sollten den Schauspielen auf der Bühne oder bei Hochzeiten nicht beiwohnen, sondern bevor die Komödianten eintreten, aufstehen und weggehen." Die Schauspiele, die hiebei gemeint sein können, waren von grosser Einfachheit; was davon auf uns gekommen, stammt zwar erst aus dem XV. Jahrh., kann aber früher auch nicht anders gewesen sein. Sie bestanden aus nothdürftigem Mummenschanz und Verkleidungen, die an den lustigen Abenden des Fasching eine natürliche Veranlassung gaben, kleine Lustspiele, erst aus dem Stegreif, dann eingelernt, herzusagen. In den Wirthshäusern, oder in Familien, wenn am Abend die heitere Gesellschaft beim Schmause versammelt war, trat die Truppe herein und brachte, wohlbekannt mit den Verhältnissen, mancherlei Dinge zur Sprache, die, wenn auch oft beissend genug, nie übel genommen wurden, wenn die Spielenden sich entlarvten und nun die Freunde des Hauses zum Vorschein kamen. Ein guter Theil der von Keller gesammelten Fastnachtspiele,[1]) die grösstentheils aus Nürnberg und seiner Umgebung stammen, zeigen dafür. Die Spielenden geberden sich bisweilen (Nro. 38), als wären sie irre gegangen und in's unrechte Haus gekommen, dessungeachtet machen sie doch ihr Spiel und bitten dann hintennach den Wirth immer um Vergunst, den „Schimpf" nicht ungütig zu nehmen (z. B. 28. B. S. 153), wenn sie über die Schnur gehauen und etwa Einen verletzt und geärgert hätten. Dabei können sie es bisweilen doch nicht lassen, noch eines aufzuführen (das Spiel ist aus — ein anderes her!) oder zu sagen, wo man sie wieder treffen könne:

---

[1]) Keller Fastnachtspiele aus dem XV. Jahrh. 28. 29. 30. u. 46. Band der Publ. des lit. Vereins zu Stuttgart.

kumpt iemant nach uns fragen herein,
so sagt im, wir sind allsampt auss,
man find' uns in dem nachsten haus.

Die Truppe tritt meist unangemeldet in's Haus und der Prologist bemerkt ganz kurz:

Guten Abend! ich komm' herein getreten
und habe nicht um Vergunst gebeten,

oder noch deutlicher: „Herr Wirth, ihr tugendhafter Mann, ihr sollt uns nit für übel han, dass wir sein do ungeladen kummen.“ Zum Schluss dann die nochmalige Excusation:

Die Kurzweil, die ist nun vollbracht,
Herr Wirth, das sei zu guter Nacht,
Und nehmt für gut unsern Schimpf,
Zieht unsere Thorheit in einen Glimpf;
Wir meinen, wer heut närrisch thut,
Das hält man ihm doch alls für gut.
Nun gebt uns Urlaub, 'es ist Zeit,
Denn wir müssen noch ziehen weit.

Auch das berühmt gewordene „Narrenschneiden“ des Hans Sachs konnte in einer Stube aufgeführt worden sein; die Zuschauer kneipten in einem gewöhnlichen Zimmer, in welchem nur ein kleiner Raum für die spielenden Personen gelassen war, sie sassen um die Tische und hatten ihre Kannen Bier vor sich, wie denn auch heut zu Tage bei den Bauerntheatern die kühlen Erfrischungen in steinernen Krüglein herumgereicht werden; der „Knecht“ sagt daher:

Seht ihr die Leute nicht sitzen dort,
All fröhlich, frisch, gesund und frei,
Sie bedürfen keiner Arzney.

Und nun die Freude von Jung und Alt, wenn ein Narr nach dem anderen aus dem Leib des Kranken hervorgezogen wird, der mit Narrenkappe, Schellen und Pritsche, geschüttelt vom Arzt, gar lustig klingelt und sich bewegt.

Was den Inhalt dieser fliegenden Wandercomödiantenstücke betrifft, so waren sie grösstentheils familiärer Natur, wahre Kasperlspässe, eheliche Prügelscenen oder noch viel lieber voll Zoten und Unfläterei, ein Thema, von dem unsere Vorfahren die dicksten Quantitäten vertragen konnten und wobei sie sich um so besser gaudirten, je grösser gerade die Schweinerei war.

Doch gab es auch Stücke, die bereits grösseren Anspruch an die Zuschauer machten. Hans Folz lässt in seinem Fastnachtspiel von der alten und neuen Ehe das Auditorium durch den Praecursor oder Ausrufer zuvor ermahnen, jetzt, da es sich um etwas so Wichtiges handle, wie die Synagoge oder die Ueberwindung der Juden, [1]) ruhig zu sein, nicht zu stossen, dass etwan Wein verschüttet werde, Kinder und Wiegen wegzutragen, auch soll Keiner sich in das Spiel mengen oder herzutreten, der nicht dazu gehöre, Geschwätz bleiben zu lassen, auch sollten die Verliebten nicht herumschlüpfen, bis sie sich finden, ferner seien die Hunde hinauszujagen, dass sie nicht an den Knochen nagen oder gar bellen.

Meist sind es gar leichte Sachen, die abgehandelt werden: Es kommt ein Arzt, der die kranken Bauern mit seinen schauderhaften Medicamenten tractirt, oder es ist ein Kramer, der seine Waare anpreist (Nro. 55):

Got gruss den Wirt und was hinn ist!
Hie secht ir gar in kurzer frist
Mein Kaufmanschatz und mein handel,
Mit dem ich in dem land umb wandel,
In Schwoben, Franken und Ungerlant,
In Sachsen, Hessen und Prafant,
In Polen, Preussen und Reussen,
In India und Preussen.
Gen Pruck in Flandern ich gern zeuch,
Wann ich die posen merkt gern fleuch.
Do ich das mein verpergen muss,
Mein kremerei wirt mir nit suss,
Der ich mich nit verwegen kan,
Und gewinn werlich nichts daran.
Frau wirthin, meinen kram schaut allen,
Ob euch etwas mocht dar inn gefallen,
Das ich ein zergelt bei euch loss.
Fur war mein wurz sein ie nit pos.
Habt ir nit gelt, ich wil euch borgen,
Die hausmeit wolt ich wol versorgen.
Ich han gut schnur in das unterhemd,
Auch hab ich nadeln, pursten und kem,
Fingerhuot, taschen und nestel vil,
Heftlein und heklein, wie manss wil.

---

[1]) Ein ähnliches Kampfgesprächspiel vom Kaiser Constantinus, aus einer Münchner HS. bei Keller II. 796—819 (Nro. 106.)

Aber er kommt übel an und seine Waaren und sein Kram werden wacker heruntergesetzt:

Dein saffran hast zu Fenedig gesackt
Und hast rintfleisch dar unter gehackt,
Und melst unter negelein gepets prot
Und gibst fur lorper hin geisskot,
Und fichtenspen für zimentrinten
Und nimst das laup von einer linten,
Dar mit tust du den pfeffer meren,
Tust unter mandel pfirsing keren
Und unter weinper muckenkopf,
Für muskat aichenlaübes knopf
Und muckenschwammen fur rusin
Und gibst hutzeln für feigen hin etc.

Sehr häufig werden furchtbar böse Weiber dargestellt, die ihren armen geplagten Mann überall hin verfolgen. Diese Gattung war ausserordentlich beliebt. So ein Ehemann hat sich (Nro. 31) in eine stille Kneipe geflüchtet, wo er vor seinem Teufel sicher zu sein glaubt, er athmet aus ganzer Brust aus und will einen guten Tag haben:

Wol auf, tragt uns her speis und wein!
Ich wil die vasnacht bei euch sein.
Bringt uns pretspiel, wurfel und karten!
Last uns einander zu der taschen warten,
Das man auch sust vil kurzweil treib.
Hinn bin ich sicher vor meim Weib.

Aber die böse nimmerruhende Sieben hat ihn doch aufgestöbert, tritt plötzlich herein und überschüttet ihr anderes Selbst mit einer hageldichten Fluth von Schimpfwörtern (I. 254), die wesentlich ein staunenswerther Beitrag zur Sittengeschichte sind und von dem Manne, dem endlich die Geduld bricht, ebenmässig erwidert werden, und schliesst endlich mit dem aufrichtigen Wunsche, sie möge mit einem Sack um den Hals in die Pegnitz geworfen werden.

Eine Münchner Handschrift des XV. Jahrh., welche ehedem einem gewissen Michel Geyswürgel und dann dem Diaconus Roth in Nürnberg gehörte, enthält eine gute Anzahl ähnlicher Stücke von wenig erbaulichem Inhalt, ausserdem das Spiel vom Entchrist, das wie eine komische Kopie des Tegernseer Ludus paschalis aussieht, dazu ein Paar ganz seltsamer Spiele, vom Aschermittwoch (Nro. 71), von der „Vasnacht und vasten reht und von sulczen," die beinahe an die spanischen Abenteuerlichkeiten des Erzpriesters von Hita, Juan

Ruiz streifen; ferner von „kaiserlich ritterschaft“ (Nro. 75), von „bapst, cardinalen und bischofen“ (78), vom „kunig von Schnokenlant“ (79) und „Frau Luneten mantel“ (81) und andere, die mehr oder minder ein nicht gut mittheilbares Gebiet berühren; harmloser ist das von den sieben Farben,[1]) die mit „Frau Sunnreich“ aufziehen und je nach ihrer Natur (grün, roth, schwarz, blau und weiss, gelb und braun) ihre Bedeutung auslegen. Grün gibt sich als die Farbe der Freiheit, das heisst, Herzelieb habe sie nie bezwungen; Frau Sunnreich opponirt dagegen, denn Mancher gehe in Grün gekleidet, der doch von Herzenliebe gross Leid trage; sie wolle desshalb die grüne Farbe nicht viel loben; Roth verkündet die brennende Noth der Minne; darauf glaubt Frau Sunnreich bemerken zu müssen, dass die Sache wieder nicht ganz richtig sei, weil manch Dummer roth antrage, um sich zu rühmen, als wohne ihm Minne bei, obgleich er nichts mit ihr zu schaffen habe. Blau nennt sich die Farbe der Stäte, der Beständigkeit; wer Lieb gen Lieb im Herzen trägt, der soll damit sich kleiden; wer der Minne gefallen will, der soll stets zu dieser Farbe halten. Das lobt Frau Sunnreich und spricht:

. . . Das ist ain guter sit;
Dem siten wil ich volgen mit.
Es zimpt wol, das es stet sei,
Dem herzenlieb wonet pei.
Doch siht man manchen pla tragen,
Solt der rok die warheit sagen,
Er saget wol andre mer,
Wie unstet sein herz wer,
Der in da tregt durch stetigkait.

Grau, meint sie, wäre als Zeichen der Treue zuverlässiger und passender. — Wer von der Minne vergessen ist, trägt schwarz, die Farbe bedeutet Zorn (Trauer, Kummer):

Ich het mir ain lieb ausserkorn,
Der minn dient ich sere,
Leib und gut und ere
Und steten dienst ich an sie leit.
Do schuf ir grosse unstetigkeit
Daz sie ainn andern nam,
Der ir sere missezam.
Darümb muss ich traurn,
Mein freud muss ersaurn,

---

[1]) Keller S. 774—81. (Nro 103.)

Mein lieb ist laid worden.
Dess muss ich fürpas schwarzen orden
Tragen in jamer und in lait,
Als ir mich seht in disem clait.

Darauf sagt Frau Sunnreich, dass Keinem gut gehen solle, der nicht mit Selden leben wolle; solche solle man in den Bann thun und verachten. Die weisse Farbe bedeutet nach ihrer Aussage

. . . guten wan,
Den mir die minn hat auf gethan,
Höflich schimpfen und frölich scherzen,
Und kumer und not meinem herzen
Hat die lieb geletzet
Und mich in weisse varb gesetzet.

Doch lassen sich, wie Frau Sunnreich wieder dagegen meint, auch viele Lästerer in dieser Farbe sehen; sie machen ein Geschelle damit, was ihnen von der Liebe Liebes geschehen; ehedem sei es gebräuchlich gewesen, darüber stille zu sein und kein Aufhebens zu machen, jetzt plappere Jeder offen davon. Desshalb, meint Frau Sunnreich, man könne diese Farbe füglich entbehren. — Gelb bringt Lieb aus Leid und bedeutet gewährte Liebe, dass Einer aller Pein ledig und los geworden. Dagegen erklärt sich die gute Frau Sunnreich noch entschiedener. Hat Eine ihren stolzen Leib ihrem Diener zu eigen gegeben, so solle er es in seines Herzens Grunde versenken und verschweigen. Die Buhler wollen jetzt aber Ruhm haben und treiben eitel Prahlerei; desshalb solle man diese Sitte der gelben Farbe ganz abschaffen. Braun ist das Band der Minne, es ledigt traurige Herzen aus der Noth, diese Farbe soll unentbehrlich sein Allen und darum lobt sie auch Frau Sunnreich, nur sollen sich Solche darein kleiden, die es auch werth sind und mit Recht dürfen.

Das Spiel ist höchst einfach, ja sogar trocken und könnte Jedem, der mit der mittelalterlichen Sitte nicht vertraut ist, sogar völlig albern erscheinen, und doch steckt ein schöner Sinn darinnen, es ist wie ein verlorner Nachhall aus der früheren höfischen Zeit. Schon Hadamar von der Laber in seinem oben (S. 304 ff.) besprochenen Gedicht von der „Jagd der Minne" sagt, grün zeige den Anfang der Minne an, weiss bedeute Hoffnung, roth ein liebebrennendes Herz, blau rechte Treue, gelb erfüllte und gewährte Liebe, schwarz das Leid. Fast dieselbe Deutung gibt auch ein anderes, vielleicht gleichzeitiges Gedicht im Liederbuch der Klara Hätzlerin.[1]) In dem „der Kittel" genannten

[1]) Herausgegeben von Haltaus S. 168 ff.

Gedichte, welches dem XV. Jahrh. angehört, werden mehrere allegorische Gestalten beschrieben: Frau Venus in goldenem Kleide, Frau Ehre in rosenrothem englischen Tuche, Frau Treue in einem schwarzen Baldekin, Frau Stäte in blauem flandrischen Tuche, die Mässigung (mâze) in einem weissen, perlendurchwirkten Gewande. Es geschah, dass diese Farben geradezu als ein öffentlicher Liebesanzeiger gebraucht wurden, darauf deutet unser Fastnachtspiel und desshalb ist auch Frau Sunnreich so energisch gegen den mit den Farben getriebenen Missbrauch. Die Männer trugen ihre Röcke stets von der Farbe, zu welcher sie die Gunst oder Ungunst ihrer Geliebten veranlasste oder sie erlogen auch diese oder jene Gunst durch die angenommene Farbe. Noch mehr, man suchte diese Farbensprache durch Combination weiter auszudehnen: grün und blau galt den mittelalterlichen Stutzern als Anfang in Stätigkeit; weiss und blau als stätes und gutes Liebesgedenken; weiss und schwarz für gutes Andenken im Leid; grau und grün für edle und schöne Liebe; schwarz und grau als Leid nach Liebe; blau und schwarz für stäte Reue. Um dieses nun recht sinnreich auszudrücken, musste der Rock aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengenäht werden. Es geschah dieses meist so, dass die Kleider der Länge oder Breite nach mitten getheilt wurden, zuweilen wurde dann die eine Seite wieder gehälftet und zwar quer in der Mitte; bei den Quertheilungen sind die Streifen dann zuweilen auch schräg gelegt. Schon Bruder Berhtold zürnte über die Hochmüthigen, die das Gewand in Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weisse, dort das gelbe in das grüne, das eine gewunden, das andere gestrichen u. s. w.

Ein muthwilliges Fastnachtspiel, einen ächten Schwabenstreich hat Keller aus einer Augsburger Handschrift mitgetheilt:[1]) Ein Bauer hat einem anderen ein Schwein gestohlen, der Bestohlene wendet sich an einen Wahrsager, der ihn damit tröstet, dass das Haus des Diebes bald abbrennen und derselbe dadurch bekannt werden müsse. Unterdessen kehrt in einem Hause ein armer Freihardt, ein armer Landfahrer ein; derselbe hatte vor dem Dorfe einen gehangenen Dieb am Galgen gefunden und da die Hosen des Diebes besser waren, als die seinen, aber in der Kälte angefroren und desshalb nicht abgezogen werden konnten, so schnitt er den Leib mit den Beinen ab und legt die Beute zum Aufthauen hinter den warmen Ofen in der Bauernstube. Nun hatte aber des Bauern Kuh ein Kalb gebracht, welches der Kälte wegen über Nacht in die Stube gelegt ward. Als nun die Hosen auf-

[1]) 46. B. der Publ. 1858. Nro. 123. Auch gedruckt zu Augspurg, durch Valentin Schönick, auf unser Frauen Thor.

gethaut waren, zog sie der Freihardtsbub an, hub sich von dannen und liess die nackten Beine liegen, welche am Morgen die Magd findet und in ihrem Glauben, das Kalb habe den Freihardt gefressen, bestärkt wird. Der Bauer waffnet sich, holt den Schulzen, Alle bewaffnen sich um das Ungethüm zu morden, Keiner aber hat den Muth, das Kalb anzugreifen, also beschliesst der Bauer, um das Ungeheuer zu vertilgen, sein Haus zu verbrennen, dadurch erscheint er aber als der vom Wahrsager bezeichnete Dieb und es gibt eine Prügelei. Diese Dramatisirung eines alten, heute noch mündlich nacherzählten Scherzes, ist nicht ungeschickt angelegt und ganz heiter durchgeführt; dabei ist zu bemerken, dass (Keller S. 38) die Herren von Hirschau bereits im Rufe der Eulenspiegelei stehen.

Die alten höfischen Sagen blieben im Volk lebendig; ebenso wie die untergehende Epik sich derselben nochmals bemächtigte und im Heldenbuch zusammenreimte, so nahm auch das Drama seine Stoffe daraus. Eine Münchner HS. hat eine dramatische Behandlung der schadenfrohen Märe von Frau Luneten Mantel; die genannte Augsburger HS. ein weitläufiges lustiges Fastnachtspiel vom König Artus.[1]) Der edle König von Brittanien will ein Hof machen und lässt dazu die vornehmsten Potentaten einladen; der edle Ritter Weigion besorgt die Einladungsschreiben, die der treue Diener Obitzel überbringen muss mit dem absonderlichen Bemerken, selbe ja dem Betreffenden immer selbst zu Handen zu geben:

Obitzel, nun merk, was ich dir sag!
Reitt schnell und pald bey disem tag
In das kunigreich von Kriechen guot
Und gib dem kung in stetter huot
Disen brieff in sein aigen handt,
Darnach zuom kung von Engelandt!
Desgleichen dem kunig von Kerlingen
Gib disen prieff! Darnach reitt gleich
Zuo dem edlen kung von Frankenreich!
Daselbst tuo dich auch potschafft fleyssen!
Darnach reitt zuo dem kung von Preyssen!
Dem gib den prieff on alles arck!
Darnach fueg dich zuom kung von Tenmarck
Und gib im den prieff auch on verlangen
Und reitt dan hin zuom kung von Spangen!

---

[1]) Keller Nro. 127.

Dem selben gib auch den prieff aldo!
Yr yeder wirt sein der potschafft fro.
Und sag yedem, das er nit auss pleyb
Und mit im pring sein schönes weyb;
Und kum darnach schnell her wider dratt
Und sag was yeder geantwurt hatt!

Und der getreue Obitzel sattelt unverzüglich und sprengt auf seinem Fastnachtrösslein auf der Bühne herum, überall, wo er seine Botschaft bei den hohen Monarchen ausrichtet, weiss er auch etwas Verbindliches anzubringen, dem König von Engelandt bindet er auf's Herz, ja zu kommen, dem König von Kerling versichert er, seine Reise werde ihm nicht schaden, er richtet getreulich überall seine Botschaft aus, die jeder ohnehin aus dem Briefe lesen kann:

Durchleuchtiger künig von Tenmark,
Ich bin geritten also stark,
Bis ich pin komen zuo ewch her.
Mein her der tuot ewch pitten ser,
Das ir welt komen mit ewrem weyb,
In disem brieff. Merckt, was er schreyb!

Darauf kommt er in einem Athemzug zum Ritter Waigion zurück, sagt, dass er weitmächtig geritten,

Pis ich die potschafft hab vollendt,
Yetlichem den prieff in sein hendt
Gegeben han vnd gsagt darbey
Das er mit pring sein hausfraw frey.

Jetzt lässt Artus Alles zum Empfang vorbereiten und gleich darauf rücken schon die Könige, alle gleichzeitig, mit vielen Rittern und Knechten an. Artus bittet nicht viele Umstände zu machen, nöthigt sie gleich zur Tafel, also dass jedem sein Weib gegenüber sitzt, doch wird zuvor ein Tischsegen gesprochen.

Nun hat aber Artus in absonderlicher Ungnade seine Schwester, die Königin von Zippern, nicht geladen; sie sendet desshalb durch eine zuverlässige Jungfrau ein Trinkhorn zum Gelag, welches die Eigenschaft hat, dass Jeder, der daraus trinken will und keine getreue Frau hat, sich schändlich begiessen muss. Die getreue Dienerin überbringt das Gefäss, auf welchem sie bei ihrer Ankunft ganz erschrecklich bläst, sagt aber nicht, wer es sende, nur gibt sie die seltene Eigenschaft des Hornes an. Artus ist der erste, der ganz wohlgemuth daraus trinken will und sich elend damit begiesst, darauf muss der „Kunig von Krie-

chen“ die Probe machen, auch er geht ganz zuversichtlich auf die Treue seiner Frau an's Werk:

Wolher, du schönes horens glantz,
Ich traw meinr frawen ere sey gantz
Beliben stätt bis an die stundt.
Drum setz ich das horen an den mundt
Und trinck daraus den guotten wein.

Aber auch er wird blamirt und begiesst sich und so der Reihe nach Alle, mit Ausnahme des Königs von Spanigen, der demüthiglich vorerst zu Gott bittet, ihn vor Schanden zu behüten, er bekommt nach glücklich überstandener Probe das Horn geschenkt und allerlei Lehen und Lande für sich und seine Frau dazu, denn sie waren die ärmsten von Allen. Ein Ritter vom Hofe des Königs Artus, Namens Ayax beschuldigt seinen Collegen Weigion, die Ehre der Königin zerbrochen zu haben; die Anklage ist zu überraschend, der Kläger muss nun mit dem Beschuldigten kämpfen, der Kreis wird geschlossen, sie schlagen sich, aber Weigion geht zum Beweise seiner Unschuld siegreich aus dem Kampfe hervor; Ayax wird zum Tode verurtheilt, aber doch unter Landesverweisung begnadigt und Weigion reich beschenkt. Artus will den ärgerlichen Handel mit dem Horn vergessen machen und schlägt einen Tanz vor:

Nun merckt, ir herren, on allen zoren!
Den neid hat uns gemacht das horen,
Das uns gesant ist worden her.
Das nemen wir zu hertzen ser.
Land es auch schlachen aus dem muot
Vnd seyen frölich! Das dunckt mich guot.
Des horens wellen wir gar vergessen
Vnd den frawen zuo argem nymmer messen.
Laund uns mit in yetz frölich sein
Mit singen vnd springen vnd trincken wein,
Mit allem saittenspill hoffiren
Vnd auch mit stechen vnd mit turnieren,
So wirt unser frewd wider gantz.
Pfeifft auff vnd macht vnss ainen tantz!
Ich wil der erst sein auff die fart
Vnd tantzen mit meiner frawen zart.
Desgleich, ir herren, tantzt mir nach all
Vnd springent frölich auff mit schall!

Sie tanzen nun, darauf wird aber nicht mehr an's Fechten und Turniren gedacht, sondern die Herren nehmen der Reihe nach wieder Abschied und erhalten zuletzt noch Johanneswein, und der Epilogist beschliesst resumarisch das Stück, weil er auch trinken will. Amen! — Das Stück ist absichtlich lustig mit schalkhaft gesuchten Reimen, es muss einen sehr munteren Eindruck gemacht haben.

Das Spiel von Maistèr Aristoteles, [1]) welches den alten Weisen in unverzeihlicher Weise carrikirt und dann in ein muthwilliges Pfaffenspiel übergeht, weist durch die darin vorkommenden Ortsnamen auf Ulm oder noch besser auf Nürnberg, da unter den dort genannten Ortschaften ein Hilbertshofen (bei Weissburg) und Reut (Reit) sich finden. Ueberhaupt spielt Nürnberg mit seiner Umgebung die Hauptrolle im Fastnachtspiel, der Gostenhof (Keller S. 39) wird genannt, Poppenreut (S. 127), die Pegnitz (S. 255 u. 634) mit ihren „Hechten“ (S. 858); Schroffenhausen (S. 340), Niklashausen (S. 480), dann die Primmelwiese (S. 517), Rotenpach, Obstmarkt, St. Moriz und Niklaskirchweihe (S. 543), Tumbach (S. 592), der Frankenwein (S. 613) und der Thurm Luginsland (S. 633). Unter den Namen kommen Lienhart Stromer (S. 622) und Hans Narrolt (S. 653) nebst einem Junkherr Dietrich von Turnau (Thurnau bei Kulmbach? S. 353) vor, welche auf wirkliche Existenz Anspruch erheben könnten; ausserdem wird noch der Bischof von Bamberg (S. 320) aufgeführt und die Stadt Bamberg (S. 277), auch Dingelfing (S. 194), das Innthal (S. 489) und das Lechfeld (S. 517).

Unter den genannten Stücken werden viele dem Rosenplüt zugeschrieben, obwohl er seinen Namen nicht in Reim gebracht hat. Ueberhaupt geht es mit diesem Dichter wie mit dem Neidhart, es sind zwei oder mehrere Personen zusammengeschoben, nur dass sich bei dem Nürnberger Reimdichter noch Keiner daran machte, das Aechte oder Unächte auszuscheiden. Vielleicht sind der „Rosenplüt“ und der „Schnepperer“ zweierlei Persönlichkeiten, wahrscheinlich heisst er gar nicht Rosenplüt, das wie das ähnliche „Muscatblüt“ eine poetische Anonymität ist; dafür kommt der Name Rosener vor, den ich für den ächten zu halten geneigt wäre. Um die Verwirrung zu vergrössern glaubten gewissenhafte Scribenten für diesen Fall sich auch des Peter Schmieher bemächtigen zu müssen, eines gewöhnlichen Reimschmierers, dessen Name glücklicher Weise in der Münchner HS. steht. Dann

[1]) Keller Nro. 128.

sollte der Rosenplüt wieder ein Predigermönch oder gar Klosterprior gewesen sein. So viel steht fest, dass uns der Rosenplüt noch immer nicht in greifbarer, urkundlicher Gestalt entgegentritt und dass schon dieser Umstand die Nürnberger aufmerksam hätte machen sollen, ihren vielgefeierten Dichter unter einem anderen Namen zu suchen! Auch das gilt als feste Annahme, dass ihm das Verschiedenartigste zugeschrieben wird, Gutes und Schlechtes, und von beiderlei, insbesondere von letzterer Materie mehr, als ein wirklich poetisch begabter Mensch ertragen kann. Von seinen glänzenden Priameln und Weinsegen bis zu dem Spruche, wo er alle seine armseligen Kunstfertigkeiten im Style eines Meister Irregang aufzählt,[1]) ist eine zu grosse Kluft, es bliebe nur die traurige Annahme, ein ursprünglich höchst begabtes Talent in seiner tiefsten Verkommenheit vor sich zu sehen. Rosenplüt war, wie er sich im vorigen Abschnitt darstellte, eine neue Auflage des Suchenwirt, ein Spruchsprecher und Ehrenholt, ein „Fahrender,“ den ein „Abenteur“ zu fremden Fürsten und Höfen trug, der in solcher Stellung etwa im Dienste der Stadt Nürnberg und in ihrem Auftrag mit einer diplomatischen Note zu Ludwig dem Reichen kam und darauf dessen Lob verkündete; der auf Heraldik, blasoniren und dividiren der Wappen sich verstand und in entscheidenden Unternehmungen der Stadt, wie bei jenem Auszug gegen die Hussiten nach Tachaw und Tauss (1431) oder gegen den Markgrafen Achilles von Brandenburg (1450) werkthätig Theil nahm. Was seine dramatische Kraft betrifft, so ist sie schwach und bedeutungslos. Von einer künstlerischen Anlage, Schürzung des Knotens und architektonischen Spannung findet sich nicht die leiseste Spur, Alles ist breites Nebeneinander, ein sich mühselig fortschiebendes Gespräch, und selbst sein gerühmtestes Stück „des Turken vasnachtspiel“[2]) lehrt uns nur eine gemein-spiessbürgerliche Anschauungsweise der grossen Weltereignisse kennen, die auf einer weniger nothdürftigen Bühne zur Sprache kamen, denn der Verfasser bemerkt ausdrücklich, dass man dazu einen Herold, einen Wappenträger des Türken und eine gemalte Stuben nöthig habe.

Diese über unseren Rosenplüt angestappelten Wirrsale wird jedoch nur ein Nürnberger entwirren können, der eine ausgedehnte Kenntniss der Mundart und der speciellen Ortsgeschichte besitzt, ein wenig Glück im Suchen und Finden der Urkunden gehört nebenbei wohl auch dazu, indess wird sich der wahre Name wohl noch mit Zuversicht ermitteln lassen.

---

[1]) Keller S. 1135 ff.
[2]) Keller Nro. 89. S. 289 ff.

Neben ihm bleibt hier nur noch Hans Folz zu nennen. Er war nach der gewöhnlichen Annahme aus Worms gebürtig und hatte sich als Barbirer, d. h. als Wundarzt zu Nürnberg niedergelassen. Dass er auch eine Buchdruckerei besessen, ist nicht unwahrscheinlich.

Folz war überhaupt im Besitze einer für die damalige Zeit nicht unerheblichen Bildung, er hatte allerlei Kenntnisse. Er nennt in dem „Vasnachtspil von der alten und neuen Ee“ nicht nur die verschiedenen Bücher und Sagen des Talmud, sondern citirt daraus ziemlich genau im Originaltext, den er wahrscheinlich zu Worms erlernte, wo eine uralte Judencolonie eingebürgert war, die schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt allda eingewandert sein will.

Die Zeit, in der er sein poetisches Unwesen trieb, fällt zwischen 1447 und 1482, somit hart an oder vielmehr schon über die uns vorgeschriebene Gränze hinaus. Wir haben von ihm Meistergesänge, Spruchgedichte, Schwänke und Fastnachtspiele in üppiger Fülle. Aber das Wort Unflat ist nimmer ergiebig genug, um die in seinen Spielen herrschende Gemeinheit zu bezeichnen; man staunt über die Dinge, die er auf die Bühne bringt und vor den Zuschauern in derber Cynik detaillirt verhandeln lässt. Die Reden, die er Männern und Frauen häufig in den Mund legt, gereichen dem Drama nur zur Schmach, zumal da er von einer höheren Aufgabe der Satyre, des Spottes und Witzes keine Spur verräth. Nur der niedrige Kitzel der Lachlust führt ihm die Feder, nicht aber der sittlich grollende Ernst einer aristophanischen Comödie. Von diesem Standpunkte aus steht der spätere Hans Sachs, der in keinem seiner Stücke den Schuster zu verläugnen vermochte, doch wie ein Künstler über ihm. Von Letzterem datirt dann erst eigentlich das deutsche Theater und eine eigentliche Bühne, die über Heustadel und Wirthshaus sich erhob. —

Ein Blick über die von uns durchlaufenen Erscheinungen zeigt, dass eine grosse Zeit abgelaufen und sich in ihrem Inneren ausgelebt hatte. Wir haben die epische Dichtung von ihrem Beginn aus dem volksthümlichen Singen und Sagen, in ihrer hohen ritterlichen Kunstblüthe bis zum schnellen Verfall in Didaktik und Prosaauflösung verfolgt. Wir begleiteten die Lyrik von den ersten schüchternen Anfängen zu ihrer höchsten Entfaltung, die sich beinahe unmittelbar an das Epos reihte und ebenso schnell dann ihrem Untergange mit den Spruchsprechern und Meistersingern zueilte. Wir sahen das Drama in seiner kirchlichen Wiege und grossgewachsen in der klösterlichen Pflege, aber auch hier überrascht es das Verderben und es artet in frivole Lustbarkeit aus, die heilige Kunst gibt ihre Rechte an die weltliche Bühne, die jedoch noch nicht Kraft genug hat, um als eigene Schöpfung über die Bretter zu gehen, welche die Welt bedeuten. Das Epos ist erschöpft, die Lyrik ahnt ihre Zukunft im Volksliede, das neue Schauspiel ist noch im Garderobezimmer der kommenden Zeit. Das Leben aber, aus dem alle Poesie und Kunst erwächst und erblüht, hat sich lange schon geneigt und mit den früheren Traditionen gebrochen. Die Sprache hat sich in ihrem mittelhochdeutschen Idiom ausgelebt, das ritterliche Leben ist durchweg faul geworden, an die Stelle des Adels tritt der Patrizier und Bürger, Waffen und Kriegsführung haben sich geändert, alte Reiche sind zusammengebrochen, neue Erfindungen tauchen siegreich auf, die alte klassische Schönheit dämmert in traumhafter Prächtigkeit herauf, selbst die Erde kommt zum vollen Bewusstsein, erkennt ihre wahre Gestalt, neue Sterne erscheinen darüber und eine neue Welt liegt jenseits über dem Meere vor den erstaunten Blicken. Da sinkt denn das Mittelalter hinab und bedeckt sich mit seinen eigenen Schätzen, die Königstochter der Poesie stirbt am Spindelstich der Antike und fällt in einen hundertjährigen Zauberschlaf, aus dem sie nur unsere Gegenwart wieder gerissen hat, die jetzt alle früheren Erscheinungen gleichzeitig geniesst. Der kirchliche Glaube ist durch sittenlose Praxis matt, alt und schwach geworden, es bedarf eines tüchtigen Sturmes, ihn wieder wach zu

rütteln und die Reformation schlägt bereits mit eherner Macht an die Thore. Nur die bildende Kunst hat sich länger wach gehalten, aber auch ihr Wesen ist krank und wird von der siegreich aufstrebenden Antike überflügelt. Das Jugend- und Heldenalter des Volkes ist verrauscht, die schweren Prüfungen der reifen Mannesjahre rücken heran — wer sagt uns, in welches Alter wir jetzt eingetreten und wer will es glauben, selbst wenn wir es wüssten? —

Nachträge.

Zu S. 104. Unterdessen hat Franz Pfeiffer in s. akademischen Rede am 30. Mai zu Wien den Kürenberger als den Dichter des Nibelungenliedes (Wien 1862. 48 S. 8°) ziemlich evident nachgewiesen und unsere schüchterne Vermuthung (vgl. S. 436) sattsam gerechtfertigt. Das Epos gehört demnach in das Ende des XII. Jahrh. — Ueber die historischen Anklänge und Beziehungen, welche der Dichter damals vielleicht im Auge haben konnte, vergleiche Thausings höchst interessanten Artikel in Pfeiffers „Germania." VI. 435 ff.

Zu S. 116. Wolframs Grabstätte war sogar noch im XVII. Jahrh. sichtbar und zwar in dem von Pütrich bezeichneten Eschenbach. Der Nürnberger Patrizier Hans Wilhelm Kress sah im Jahre 1608 zu Eschenbach das Epitaph und zeichnete das Wappen ab (vgl. Fromann im „Anzeiger" 1861. S. 357 u. 358): ein Hafen im Schild und ein Hafen mit Gilgen auf dem Helme; das Grünenberg'sche Wappen ist nur eine freie, aber getreue Uebersetzung, welche künstlerisch stylisirt erscheint, der alte Stechhelm ist bereits dem Geschmacke von 1490 angepasst; Kress aber zeichnete mit anerkennenswerther Treue den ritterlichen Helm des XIII. Jahrh. ab, obwohl er das Ding nicht mehr erkannte oder verstand.

Zu S. 123. Ueber den Namen Löll, der einen Gott verbirgt, vgl. Rochholz in s. „Argovia" 1860. S. 120 ff. Ein Götzenbild Löll oder Löllus soll dem Dorfe Grosslellenfeld im Eichstädt'schen den Namen gegeben haben; daselbst und in der Stadt Schweinfurt war sein Steinbild an der Kirchenmauer angebracht.

Trotz der aufopferungsvollen Güte meines lieben Freundes, des Herrn Professor Dr. W. Reischl, der die Revision dieser Bogen versah, sind doch einzelne Fehler stehen geblieben. Die meisten Errata sind jedoch solcher Art, dass sie der nachsichtige Leser selbst verbessern kann, so muss es z. B.

S.	69	Z.	31	von	oben	heissen	neumas st. neumos.
„	77	„	8	„	„	„	Othlo st. Otto.
„	79	„	19	„	„	„	welcher statt welche.
„	124	„	26	„	„	„	Flcohsenschwinge st. Flascheuschwinge.
„	139	„	18	„	„	„	Posaunern st. Posanern.
„	144	„	3	„	unten	„	schneelos st. schelos.
„	304	„	23	„	oben	„	war st. was.
„	362	„	13	„	„	„	Konrad st. Konrod.
„	423	„	7	„	„	„	Hätzlerin st. Hätzlein.
„	438	„	14	„	unten	„	im mittelhochd. Texte Ez st. Er. und in der gegenüberstehenden Uebertragung Es st. Er.
„	459	„	3	„	oben	„	1197 st. 1107.
„	460	„	16	„	unten	„	1169 st. 1196.
„	482	„	1	„	unten	„	Schuhe st. Schulze.
„	482	„	14	„	„	„	verwundet st. vermundet.
„	550	„	12	„	„	„	der st. den.
„	552	„	16	„	oben	„	Glast st. Glazt.
„	553	„	11	„	„	„	Thüringer st. Thüringen.

